




Dei
Sub Numine
Viget

INTERNATIONALE MONATSSCHRIFT

FÜR WISSENSCHAFT, KUNST UND TECHNIK

BEGRÜNDET VON FRIEDRICH ALTHOFF
HERAUSGEGEBEN VON MAX CORNICELIUS

BAND XV · 1921

BG

VERLAG UND DRUCK B. G. TEUBNER IN LEIPZIG UND BERLIN



INHALTSVERZEICHNIS.

I. Mitarbeiter.

II. Abhandlungen und Mitteilungen.



INTERNATIONALE MONATSSCHRIFT
FÜR WISSENSCHAFT KUNST UND TECHNIK

15. JAHRGANG HEFT 1 OKTOBER 1920

Die Not der deutschen Wissenschaft.

I.

Von dem allgemeinen Zusammenbruche, der dem unglücklichen Kriege folgte, schien zunächst ein gewaltiger Faktor deutscher Weltgeltung unberührt geblieben zu sein: die deutsche Wissenschaft. In ihr hatten sich auch zugleich die Keime eines Wiedererwachsens von Wohlstand und Menschlichkeit lebensfähig in die Zukunft hinübergerettet. Wenn auch der Krieg manches Opfer aus den Reihen der Wissenschaft gefordert hatte, so vermochte sich die Wissenschaft doch bis jetzt auf ihrer alten Höhe zu behaupten. Sie hat sich im Gegenteil im Kriege als starke Stütze unserer Kraft und Wirtschaft erwiesen und die innerpolitischen Wirren ohne Einbuße an ihrer Leistungsfähigkeit überstanden, dank der entsagungsvollen Aufopferung ihrer Träger, der Gelehrten und Forscher, und ist heute vielleicht das einzige, um das die Welt Deutschland noch beneidet. Trotz der fast vollkommenen Abschließung vom gesamten für die Wissenschaft bedeutsamen Ausland steht Deutschland auch jetzt noch in vielen Wissensgebieten an führender Stelle. Die Schätzung der deutschen Wissenschaft selbst im feindlichen Ausland ist allgemein bekannt. Schon unmittelbar nach der Waffenruhe versuchten namhafte Forscher aus den Reihen unserer Feinde trotz der Verhetzung die alten Beziehungen zu unserer Wissenschaft wiederherzustellen. Immer zahlreicher werden auf allen Gebieten der Forschung die Anknüpfungsversuche, die vielleicht die stärkste Brücke für die politische Wiederannäherung zu bauen und den sichersten Grundstock für den ersehnten Völkerfrieden zu bilden berufen sind. Denn am festesten sind wir nicht durch die Wirtschaft, sondern durch die gemeinsame Kultur mit unserer Umwelt verknüpft, und in dem Kreise dieser Kultur waren wir bisher nicht weniger die Schenkenden als die Nehmenden.

Jetzt droht in unmittelbarer Nähe die Gefahr, daß unserem wirtschaftlichen Niedergange mit dem Zusammenbrechen unserer Wissenschaft der kulturelle folgt.

Welche Folgen hat das für das Reich? Auf die tausend Kanäle, in denen aus der Wissenschaft ein befruchtender Strom über alle Wurzeln des wirtschaftlichen und geistigen Lebens unseres gesamten Volkes dahinrieselt, braucht keiner hingewiesen zu werden. Jeder kann von seiner Stelle aus sehen, wie sich sein Beruf in irgendeinem Punkte mit der Wissenschaft berührt, auf die Wissenschaft angewiesen ist, aus den Fortschritten der Wissenschaft die Kraft zu eigener Höherentwicklung herleitet. Einer einzigen wissenschaftlichen Entdeckung verdanken oft Tausende eine Besserung ihrer Lebenslage, Heilung von Krankheit, Steigerung ihres Lebensgefühls. Und wenn es auch dem Blicke des Oberflächlichen zuweilen scheint, als dienten rein theoretische Forschungsergebnisse nur dem geisti-



gen Interesse weniger Abseitsstehender, so erkennt man doch leicht, wie theoretische, anscheinend wirklichkeitsfremde Überlegungen in ihrer Fortentwicklung von weittragender praktischer Bedeutung für die Volksgesamtheit sind. Die Geschichte der Wissenschaft und Technik enthält zahllose Beispiele dafür. Man braucht sich dabei durchaus nicht auf die Wissenschaften zu beschränken, bei denen die Verbindung mit der Wirtschaft so klar auf der Hand liegt wie bei der Chemie und Physik.

Darüber hinaus hat die Wissenschaft für uns zur Zeit eine erhöhte Bedeutung. Mehr als je sind wir infolge der Einschränkung der Rohstoffzufuhren und des Verlustes gewaltiger Bodenschätze auf Veredelungsarbeit angewiesen, um aus der wirtschaftlichen Not wieder zu erträglichen Lebensbedingungen zu gelangen. Unter allen Umständen muß das Reich, will es nicht auf die Wiedergenesung des deutschen Volkes verzichten, dafür sorgen, daß wir unseren alten Vorsprung in dieser Hinsicht bewahren, und da, wo wir ihn verloren haben, wiedererlangen. An den geistigen Kräften dazu fehlt es uns nicht. Es darf uns auch nicht an den materiellen Mitteln fehlen, zumal da hier bereits mit Summen Gewaltiges geleistet werden kann, die im Vergleiche zu den sonstigen oft unproduktiven Ausgaben des Reichs ganz verschwindend sind. Das Kapital, das in die Wissenschaft gesteckt wird, ist im höchsten Grade ertragbringend; es wirft unvergleichlich hohe Zinsen ab. Seine Erträgnisse fließen zudem nicht in die Taschen einiger weniger, sie kommen der Gesamtheit des Volkes, allen Ständen und Klassen in gleicher Weise zugute. Um nur ein Problem herauszugreifen, das für das Wirtschaftsleben des ganzen deutschen Volkes von höchster Bedeutung ist, sei auf die Frage der Kohleversorgung hingewiesen, die ihrer Lösung erheblich näher gebracht wird, wenn es möglich ist, die Forschungen über Braunkohlevergasung und Wärmeersparnis in der Industrie abzuschließen; das ist eine Arbeit, zu der sich viele Zweige der Naturwissenschaft zu vereinigen haben. Ebenso wäre unsere Eisenerzversorgung auf Generationen sichergestellt, wenn es der Wissenschaft gelänge, Verfahren zu entdecken, die eine hüttenmännische Verarbeitung der in Deutschland lagernden, jetzt noch nicht verwendungsfähigen Erze ermöglichten. Die Fragen der Volksgesundheit sind durch die schweren Folgen des Krieges in den Vordergrund getreten. Unsere volkswirtschaftliche Bedrängnis fordert ein Heer von nationalökonomisch geschulten Kräften. Die schwierige Finanzlage hat die Wichtigkeit mathematischer Vorbildung aller Stände und Schichten jedem offenbart. Fast jede Wissenschaft hat so ihre besonderen Aufgaben im Dienste des Volksganzen und ist berufen, in mehr oder minder großem Umfange wirtschaftliche Notstände zu beseitigen und darüber hinaus allmählich unsere Konkurrenzfähigkeit im Ringen der Völker wiederherzustellen.

Es wäre jedoch ein Fehler, wollte man gegenüber den greifbare Werte schaffenden Naturwissenschaften die Kulturaufgaben der Geisteswissenschaften verkennen. Einmal ist ein hoher Stand der Geisteswissenschaften eine unabweisbare Voraussetzung für jeden andauernden Fortschritt der Naturwissenschaften. Wenn auch im einzelnen die Fäden, die von den theoretischen Wissenschaften zu den praktischen führen, nicht immer und nicht jedem ganz offen liegen, so wird doch



gerade auch vom Ausland immer wieder betont, daß die Höhe unserer naturwissenschaftlichen Forschung aus dem hohen Stande der allgemeinen Geistesbildung der deutschen Gelehrten herrührt, und dementsprechend regten und regen sich überall in der Welt die Bestrebungen, Deutschlands Vorbild hierin nachzueifern. Ist es doch gerade die durch jahrhundertelange Arbeit auf allen Gebieten der Hochschule und Forschung geübte methodische Zucht, die der deutschen Wissenschaft ihr Gepräge gibt. Aber auch abgesehen von dieser praktischen Bedeutung, ist es in den Wirren unserer Tage doppelt wichtig, daß die zarte Blüte unserer Geisteskultur nicht verkümmere, daß sie in dieser Zeit der Not vom Reiche beschützt wird, wo ihr selbst die Kräfte fehlen. Wir müssen mit innerem Erschauern an unserer eigenen Zeit erkennen, daß Kulturen untergehen können; einige Jahre Stillstand, eine kurze Unterbrechung — und Deutschland, das vielen als ein klassisches Kulturland gilt, scheidet aus der Reihe der Kulturvölker aus, ohne Hoffnung, in absehbarer Zeit wieder zur Bedeutung zu gelangen. Ein Stillstand in der Entwicklung der Geisteswissenschaften in ihrem ganzen Umfang — und hier greift mehr als sonst ein Glied in das andere — würde die schwersten Folgen für unser Erziehungs- und Bildungswesen haben; es würde alsbald auf die hochentwickelte Tagespresse zurückwirken, für deren Bestand das Reich sich bereits mit namhaften Mitteln eingesetzt hat. Die gesamte literarische und künstlerische Produktion, die den geistigen Hochstand des ganzen Volkes bedingt, könnte nicht mehr aus dieser reinen Quelle der Sittlichkeit und geistigen Gesundheit schöpfen. Wir würden auch geistig in Abhängigkeit vom Ausland geraten, die wir in den letzten Jahrhunderten so Großes an Menschheitsideen und Kulturgütern geschaffen haben, die wir bis zum Kriege auf fast allen Gebieten der Geisteswissenschaft Führer stellten und immer wieder befruchtend auf den Fortgang der Kultur wirken konnten.

Die deutsche Wissenschaft hat sich bisher gescheut, zu betteln. Mit den sparsamsten Mitteln hat sie vielmehr stets sich beschieden, aber trotzdem mit ihren Leistungen den Neid und die Bewunderung der ganzen Welt erregt. Doch hat die Sparsamkeit ihre Grenze. Ein gewisses Maß von materiellen Voraussetzungen ist für jede Wissenschaft unerläßlich. Während vor dem Kriege in manchen Zweigen der Forschung der Mangel an finanzieller Unterstützung sich bereits lähmend auf die Fortentwicklung legte, während so mancher deutsche Forscher es erleben mußte, daß im Auslande die Früchte seiner Vorarbeit geerntet wurden, weil ihm die Mittel zur Ausführung seiner Pläne oder zur Durchführung im großen Maßstabe fehlten, so daß andere den Weg zurücklegen konnten, den er gewiesen, fehlt dem deutschen Forscher infolge der ungeheuren Steigerung aller Kosten zur Zeit jede Möglichkeit, sich forschend zu betätigen. Die Etats der wissenschaftlichen Anstalten mit ihren Laboratorien und Bibliotheken konnten, da sie den Einzelstaaten zur Last fallen, nur unwesentlich erhöht werden; die Ausgaben jedoch allein für die Heizung, Beleuchtung und Reinigung der Forschungsstätten überschreiten zur Zeit in den meisten Fällen bereits nicht unerheblich den gesamten Etat, so daß für die wissenschaftliche Zwecke gar nichts übrig bleibt. Dabei sind die Preise der neuerscheinenden Bücher um das 5- bis 10fache, der ausländischen



sogar bis um das 15- bis 18fache, die der Chemikalien um das 12- bis 30-fache, der Präzisionsinstrumente noch wesentlich mehr gestiegen. Im Kriege sind naturgemäß, besonders in solchen Instituten, die auch für wirtschaftliche und militärische Zwecke in Anspruch genommen wurden, die Vorräte verbraucht und die Apparate beschädigt, ohne daß bei den heutigen Preisen die Möglichkeit bestände, sie zu ersetzen und zu reparieren. Viele wertvolle Materialien und Instrumente wurden für die Kriegswirtschaft abgeliefert (z. B. Platin, Meßapparate, Quecksilber usf.), in den Neuanschaffungen von Büchern und Zeitschriften sind große Lücken entstanden; das gilt besonders für die ausländischen Druckschriften.

Eine ganz neue Not hat sich jetzt zu diesen gesellt: die Schwierigkeit des Druckes wissenschaftlicher Arbeiten. Während wir mit unserer wissenschaftlichen Produktion vor dem Kriege weitaus an der Spitze standen und, abgesehen von dem allgemeinen Ansehen, durch diese wissenschaftliche Produktion viele Millionen aus dem Auslande nach Deutschland flossen, müssen jetzt wichtige wissenschaftliche Zeitschriften von Weltruf auf dem Gebiete der Medizin, Mathematik, Volkswirtschaft u. a., auf welche die ganze Welt wartet, und die die Träger neuer freundschaftlicher Beziehungen zu werden berufen wären, ihr Erscheinen einstellen. So hatten wir z. B. auf dem Gebiete der naturwissenschaftlichen Berichterstattung eine unbedingte Hegemonie auf der Erde. Wir müssen sie ans Ausland abtreten und uns mit einer untergeordneten Rolle bescheiden. Wissenschaftliche Monographien theoretischer Natur, die nicht einen unmittelbar praktischen Zweck haben, werden fast nicht mehr gedruckt. Die großen allgemeindeutschen wissenschaftlichen Unternehmungen der Akademien, die ein Stolz des deutschen Vaterlandes waren und sind, sind völlig ins Stocken geraten. Wenn nun auch durch diese Notstände der Forschungseifer an sich nicht beeinträchtigt wurde, so ist doch auf allen Gebieten der geregelte Fortgang der Wissenschaft in Frage gestellt. Größere Arbeiten, die viel Erfolg versprechen, in Angriff zu nehmen, ist angesichts des Fehlens aller Mittel aussichtslos; das gilt leider nicht nur für die experimentellen Wissenszweige, die ja an sich schon höherer Unterstützung bedürfen. So besteht die Gefahr, daß unsere Wissenschaft unfruchtbar wird, wie zur Zeit der Scholastik, nicht, weil die produktiven Geisteskräfte fehlen — unsere Zeit und unser Volk ist durch den Krieg nicht arm geworden an Schöpferkraft und Schaffenskraft —, sondern, weil die Mittel nicht einmal ausreichen, um das bisher Errungene zu erhalten, geschweige denn um Neues hervorzubringen; denn Versuche kosten Geld.

Noch von andrer Seite droht der Wissenschaft ein langsamer Tod: wenn es nicht gelingt, durch Bereitstellung von wenn auch nur geringen Unterstützungen, einen brauchbaren Nachwuchs heranzuziehen, so muß die wissenschaftliche Tradition abreißen. Wenn ein Jahrzehnt oder mehr die kontinuierliche Entwicklung der Wissenschaft unterbrochen wird, so geht die Wissenschaft daran zugrunde: die strenge Methode, die sich nur im persönlichen Kontakte von Geschlecht zu Geschlecht überträgt, geht verloren, und das deutsche Volk muß nach einem Menschenalter seine Söhne ins Ausland schicken, wo sie dem Vaterlande verloren gehen. Und es wird ungeheurer Opfer bedürfen, um mühsam wieder aufzubauen, was man jetzt, obwohl ver-

hältnismäßig geringe Mittel unsere Zukunft sichern könnten, verfallen läßt. Schon jetzt ist infolge der unerträglich erschwerten Lebenshaltung in vielen Gebieten der Wissenschaft ein Abwandern der Befähigtsten, die die berufensten Hüter und künftigen Lehrer der Wissenschaft wären, in die Praxis zu beobachten. Es muß daher dem Befähigten, der sich der reinen Wissenschaft ergeben will, ein Existenzminimum in irgendeiner Form in Aussicht stehen, zu dem er durch seine wissenschaftlichen Leistungen kommen kann, da in vielen Fächern jetzt weniger als je die Möglichkeit besteht, durch wissenschaftliche Arbeit oder neben ihr die Mittel zu erwerben, die über die Jahre der Vorbereitung bis zur Berufung auf einen Lehrstuhl oder an ein Forschungsinstitut hinweghülfen.

Im Interesse einer möglichst schnellen und anhaltenden Wiedergesundung unseres wirtschaftlichen und geistigen Lebens ist grundsätzlich eine umfassende, auf alle Notstände sich erstreckende, allen dringenden Bedürfnissen Rechnung tragende finanzielle Unterstützung zu fordern. Zu wünschen wäre eine Bereitstellung von Mitteln, die der deutschen Forschung eine volle Betätigung in der Richtung des größten zu erwartenden Erfolges ohne Rücksicht auf die Kosten gestattete. Dieses Ziel ist aber bei der fast hoffnungslosen Finanzlage des Reichs und der Länder vorläufig nicht zu erreichen.

So muß gerettet werden, was zu retten ist. Die Einzelstaaten werden gewiß wie bisher alles tun, um die von ihnen mit soviel Sorgfalt gepflegten Forschungsstätten zu erhalten und den innerhalb ihres Gebiets tätigen Forschern die erfolgreiche Fortführung ihrer Arbeit zu erleichtern. Aber dies kann dem Bedürfnis nicht annähernd genügen. Auch das Reich muß Zuschüsse leisten, die über das bisherige Maß seiner Einwirkung weit hinausgehen. In welchem Umfang, ist hier nicht näher zu erwägen, grundsätzlich aber, wo das allgemeine Interesse das der einzelnen Länder übersteigt und wo gemeinsame Aufgaben zur Zusammenfassung nötigen. Es sei schon hier bemerkt, daß es sich nicht um schematische Unterstützung nach der Zahl der Forschungseinrichtungen handeln kann. Es muß eine Möglichkeit geschaffen werden, die Mittel da einzusetzen, wo sie am dringlichsten gebraucht werden und am meisten Nutzen stiften. So käme es für das Reich, soweit es sich nicht um bisherige eigene Unternehmungen handelt, im wesentlichen darauf hinaus, einen Fonds zu schaffen, der an den Punkten größter Gefährdung und höchsten Effekts von Fall zu Fall einzusetzen wäre. Dieser Fonds müßte jedoch so hoch sein, daß er in angemessenem Verhältnis zu der wirklichen Notlage steht, so daß er wirksam die drohende Verkümmerung zu verhüten gestattete.

Die Akademien sind neuerdings mit den Universitäten und Technischen Hochschulen wie mit der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft in Verbindung getreten, um durch einen gemeinsamen, unter erfahrener Leitung zu begründenden Ausschuß der Not entgegenzuwirken. Sie würden es begrüßen, wenn das Reich sich dieser Notgemeinschaft bei der Verfügung über den Notfonds bedienen wollte.

Im nachfolgenden soll zunächst die Notlage der deutschen Wissenschaft näher geprüft werden, wie sie sich nach Äußerung einzelner hervorragender Fachgelehrten über die Notstände ihres Wissenschaftsgebiets ergibt. Die wirt-



schaftlichen Kosten der Institute für Heizung, Gas, Wasser, Elektrizität wie die Personalkosten sind überall ausgeschieden, weil sie den bisherigen Trägern zur Last fallen müssen. Dem wissenschaftlichen Bedürfnis sind überall die niedrigsten Anforderungen zugrunde gelegt.

Als Hauptgesichtspunkt ergibt sich, daß den Gelehrten die Möglichkeit gesichert werden muß, ihre Forschungsarbeiten in den Forschungsstätten fortzusetzen und weiteren Nachwuchs heranzubilden, dem über die Jahre der Vorbereitung hinweggeholfen werden muß. Nicht minder muß die Veröffentlichung der Forschungsergebnisse (Druckwesen) und die Beschaffung des gesamten Forschungsmaterials (Bibliothekwesen, Instrumente und Versuchsmaterial) ins Auge gefaßt werden. Die letzten beiden Faktoren seien, da die Nöte hier am greifbarsten zutage treten, vorangestellt.

Druckwesen.

Vor dem Kriege stand Deutschland seiner geistigen Schaffenskraft entsprechend in seiner Produktion wissenschaftlicher Literatur an der Spitze der Völker. Etwa 40 v. H. der gesamten jährlichen wissenschaftlichen Büchererzeugung wurde von Deutschland bestritten. Das bedeutete, ganz abgesehen von den unwägbaren Kulturwerten, jährlich einen nicht unbeträchtlichen Zuwachs an Nationalvermögen, da die Nachfrage nach deutschen wissenschaftlichen Büchern in der ganzen Welt ständig stieg, wie auch jetzt bereits wieder ein lebhaftes Bedürfnis sich äußert. Jetzt sind wir aber infolge der hohen Papier- und Druckkosten auf vielen Gebieten gänzlich außerstande, auch nur die wertvollsten Werke unserer Gelehrten in allerbescheidenstem Umfang zu drucken. Wichtige wissenschaftliche Zeitschriften, aus denen sich ein unerschöpflicher Strom geformten Geistes in alle Schichten des Volkes ergoß, sind ganz eingegangen, andere erscheinen so selten und dürftig, daß die wissenschaftliche Mitteilung fast ganz unterbrochen ist und die Zeitschrift somit in ihrer wesentlichsten Aufgabe völlig versagt. Darin liegt eine ungeheure Gefahr für den Fortgang der Wissenschaft in mannigfacher Beziehung. Die weitgehend organisierte Arbeitsteilung, gerade auch in den Naturwissenschaften und in der Technologie, die nur durch die schnellste Veröffentlichung der Forschungsergebnisse in Zeitschriften aufrechterhalten werden kann, droht auf immer unterzugehen. Schon jetzt ist es nichts Seltenes, daß die gleiche Arbeit an verschiedenen Stellen in Angriff genommen wird, da der eine vom anderen nichts weiß. Die gegenseitige Förderung und Anregung, und damit die Beschleunigung des Fortschritts auf allen Gebieten und ihre gerade jetzt so nötige Umsetzung in die wirtschaftliche Auswirkung, ist zur Zeit fast unmöglich und für die Zukunft aufs schwerste gefährdet.

(Aus der großen Zahl hochbedeutender Zeitschriften, die ihr Erscheinen ganz eingestellt haben oder mit den größten Schwierigkeiten kämpfen, seien nur folgende herausgegriffen:

- Crelles Journal (Mathematik),
- Die Mathematischen Annalen,
- Zeitschrift für romanische Philologie, } nur sehr selten erscheinend,
- Zeitschrift für französische Literatur und Sprache } nur sehr selten erscheinend,
- Kritischer Jahresbericht über Fortschritte der romanischen Philologie, seit 1914 nicht erschienen,
- Die Göttinger und Leipziger Studien zur englischen Philologie,
- Die Zeitschrift „Hermes",
- Rheinisches Museum,



Die Zeitschrift für deutsches Altertum,
Das Archiv für slawische Philologie,
Die hygienische Zeitschrift von Koch und Flügge,
Archiv für Hygiene, Hygienische Rundschau,
Archiv für Elektrotechnik,
Virchows Archiv; Zieglers Beiträge (Pathologie),
Die Zeitschrift für soziale Medizin und Hygiene,
Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft,
Geologische Zeitschrift der Deutschen geologischen Gesellschaft,
Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane,
Archiv für die gesamte Psychologie,
Berichte der Deutschen botanischen Gesellschaft,
Zeitschrift für induktive Abstammungs- und Vererbungslehre,
Pringsheims Jahrbuch; Zeitschrift für allgemeine Botanik; Flora,
Der Zoologische Anzeiger,
Das Jahrbuch für die Biologie,
Die Zeitschrift für Entwicklungsmechanik, für Zellforschung, für Protistenkunde.

Ebenso muß das gesamte Unterrichtswesen von der Hoch- bis zur Volksschule durch das Versiegen des Quelles periodischer wissenschaftlicher Veröffentlichungen von seiner Höhe langsam, aber nachhaltig herabsinken, da es ohne wissenschaftliche Zeitschriften Lehrendem wie Lernendem unmöglich ist, mit dem Fortgang der Wissenschaft des In- und Auslandes Schritt zu halten.

Für den Nachwuchs an Forschern ist die Gefährdung der wissenschaftlichen Publikation besonders verhängnisvoll; es ist ganz unmöglich, den richtigen Mann an die richtige Stelle zu berufen, wenn man nicht mehr wie früher aus den gedruckten Arbeiten die Art und Fähigkeit des einzelnen Gelehrten erkennen kann. Die Fortentwicklung der Forschung, die bisher weitaus zum größten Teil auf einer auf klare Urteile gegründeten sorgsamen Auslese der Bewährten beruhte, bleibt mehr oder weniger dem Zufall anheimgegeben, wenn niemand mehr die Möglichkeit hat, seine Talente zu zeigen.

Wenn es nun auch gewiß kein beklagenswerter Nachteil ist, daß Zeitschriften von geringer wissenschaftlicher Bedeutung eingehen und eine große Masse minder wertvoller Arbeiten künftig ungedruckt bleibt, so haben doch die bisherigen Erhebungen ergeben, daß gerade die wissenschaftlich höchststehenden Arbeiten nicht mehr veröffentlicht werden können, da die außerordentlichen Kosten dem Verleger verbieten, Werke erscheinen zu lassen, für die nicht ein großer Absatz gesichert ist. Das ist aber für die Wissenschaft um so schwerer wiegend, da sich der wissenschaftliche Fortschritt nicht in allgemein interessanten Büchern abzuspielen pflegt, sondern in der strengen, spröden Einzelarbeit, die sich zunächst lediglich an Sachkundige wendet.

Für einen Band mathematischen Druckes z. B. verlangt heute ein Verleger 100 000 M. Zuschuß, so daß der Forscher außer seiner Arbeit, deren Früchte ihm und seinen Angehörigen zugute kommen sollten, noch gewaltige Kosten aufzubringen hätte, wenn er die Ergebnisse seiner Forschung allgemein zugänglich machen wollte. Zeitschriften mathematischer Art bedürfen einer jährlichen Unterstützung etwa in derselben Höhe. Die Zeitschrift für Elektrotechnik z. B., die früher mit gutem Gewinn arbeitete, bedurfte schon für 1919 eines Zuschusses von 40 000 M. In anderen Wissenschaften sind die erforderlichen Druckzuschüsse zwar nicht ganz so hoch, steigen aber auch ins Unerschwingliche, besonders wenn etwa Zeichnungen und Abbildungen oder fremdsprachliche Typen den Gang der



Untersuchungen erläutern müssen. Die Reichsdruckerei hat die Preise für die Akademiedruckschriften jetzt wieder von 380 v. H. auf 770 v. H. gegenüber dem Friedenspreise gesteigert. Selbstverständlich müssen angesichts dieser Verhältnisse in Zukunft Zeitschriften ähnlicher Richtung miteinander vereinigt werden, alle wissenschaftlichen Darstellungen müssen sich großer Kürze befleißigen, damit wenigstens die wertvollsten auf jedem Wissensgebiete mit einem Zuschuß für die Jahre der Not über Wasser gehalten werden können. Hierbei sorgfältige Entscheidungen mit Rücksicht auf das Ganze zu treffen und sorgfältig auszuwählen, was einer Druckunterstützung im Interesse der Wissenschaft dringend bedarf, würde eine der Aufgaben der Notgemeinschaft sein. Trotz größter Einschränkungen wird es jedoch nicht möglich sein, die Zahl der weiterbestehenden Zeitschriften über ein Mindestmaß des Erforderlichen herabzudrücken, da sonst allzuviele Arbeiten auch heterogener Natur in dieselbe Zeitschrift gedrängt werden müßten. Für die Gesamtheit aller Wissenschaften hätte man so noch mit mindestens etwa 150 bis 200 grundlegenden Zeitschriften zu rechnen, so daß für diese, bei einem durchschnittlichen Zuschuß von 20000 M. für jede, der jedoch bei weitem gegenüber dem Bedürfnis nicht ausreicht, eine Summe von etwa 3 bis 4000000 M. erforderlich wäre. Eine ebenso hohe Summe wäre nötig zur Förderung wissenschaftlicher Monographien, wobei aber vorausgesetzt ist, daß ein großer Teil der jetzt als Einzelwerke erscheinenden Arbeiten den Zeitschriften überwiesen würde. Man könnte damit das Erscheinen einer Zahl von etwa 600 bis 800 wissenschaftlichen Werken ermöglichen — verschwindend wenig im Verhältnis zu der Produktion, an die wir vor dem Kriege gewöhnt waren.

In diesem Zusammenhange dürfen vor allem auch die großen allgemeindeutschen wissenschaftlichen Unternehmungen der Akademien und fachwissenschaftlichen Vereinigungen nicht übergangen werden, da bei ihnen die nötigen Aufwendungen auch zu einem erheblichen Teile auf das Druckkonto gehen. Das Reich hat bislang bereits eine Anzahl dieser großen Werke, wie z. B. die Monumenta Germaniae historica, das Grimmsche Deutsche Wörterbuch, das Wörterbuch der ägyptischen Sprache, wie die Veröffentlichungen einer Anzahl wissenschaftlicher Institute, die Veröffentlichung der Ergebnisse der Tiefseeexpedition, der Südpolarexpedition, das Septuagintaunternehmen mit Beiträgen gestützt oder gänzlich unterhalten. Der durch einzelstaatliche Hilfe zustande gekommenen Unternehmungen ganz zu schweigen!

In die Reihe dieser allgemein deutschen Werke (z. T. auch von internationaler Bedeutung) sind viele andere getreten, die jetzt einer über die einzelstaatlichen Zuschüsse hinausgehenden Beihilfe dringend bedürfen. An Unternehmungen der Akademien seien nur erwähnt: der Thesaurus linguae latinae, der Thesaurus japonicus, die für unsere Volkskunde so hochbedeutsamen Dialektwörterbücher, die Herausgabe der Leibnizwerke, die Acta Borussica, das Tierreich, das Pflanzenreich, die Arbeiten der Deutschen Kommission, die Geschichte des Fixsternhimmels, die Herausgabe der Gaußschen Werke, das Wörterbuch der deutschen Rechtssprache, die Ausgabe der Kirchenväter, die Herausgabe der Papsturkunden, der byzantinischen Urkunden, die Arbeiten der Münchener historischen Kommission. Von anderen unterstützungsbe-

dürftigen Arbeiten mögen nur genannt sein: die mathematische Enzyklopädie, die Realenzyklopädie von Pauly-Wissowa-Kroll; das Künsterlexikon von Thieme u. Becker; die naturwissenschaftliche Berichterstattung, die bei unserem Abschluß vom Ausland jetzt besonders wichtig ist; die Verarbeitung der Forschungsergebnisse der Augusta-Fluß-Expedition und vor allem auch die Denkmäler deutscher Kunst und Tonkunst. Beispiele, deren Zahl beliebig vermehrt werden könnte.

Wenn die zur Fortführung solcher wissenschaftlichen Unternehmungen nötigen Zuschüsse auf mindestens 4 Millionen Mark veranschlagt werden, so ist dabei schon vorausgesetzt, daß auch von privater Seite (wie z.B. für einige Dialektwörterbücher in Aussicht gestellt wurde) Mittel in erheblichem Umfang weiterhin aufgebracht werden.

Bibliotheken.

Ebenso wie die Bücherproduktion ist auch das wissenschaftliche Bibliothekswesen durch den Krieg und seine Folgen aufs schwerste betroffen worden.

Die Preise aller Bücher sind auf mindestens das Dreifache gestiegen und steigen fortwährend; wenn nun auch die Zahl der Neuerscheinungen in Deutschland abgenommen hat, so wird für die unentbehrlichen Neuanschaffungen doch etwa wenigstens das Doppelte des Früheren erfordert. Die Vermehrungsfonds der 47 größeren deutschen Bibliotheken — es handelt sich hier nur um solche Büchereien, die für Forschungszwecke unbedingt wichtig sind, — sind jedoch nur von 1887675 M. auf 2351828 M. heraufgesetzt worden.

Eine für die Leistungsfähigkeit der Bibliotheken noch gefährlichere Steigerung der Kosten ist für die Einbände eingetreten. Kostete früher ein guter dauerhafter Bibliothekseinband höchstens etwa 2 M., so ist augenblicklich — und die Preise steigen noch — der Preis eines zweckentsprechenden Halbleineneinbandes auf 20 M. gewachsen —. Zu erheblich höheren Zahlen für das ausleihfähige Buch gelangt man für die ausländische Literatur. Die Anschaffungskosten für ausländische Bücher sind bei ganz vorsichtiger Einschätzung und unter Rücksicht auf die Einschränkung allein auf das sechs- bis zehnfache gegenüber 1913/14 zu veranschlagen.

Auf dem Gebiete des Zeitschriftenwesens ist hier die Not so groß, daß die Berliner Staatsbiblithek statt 2300 ausländischer Zeitschriften nur noch etwa 150 halten kann. Für sämtliche deutschen Bibliotheken ist die Zahl der gehaltenen ausländischen Zeitschriften von 3000 vor dem Kriege auf 250 herabgesunken. Was das für den Fortschritt unserer Forschung bedeutet, läßt sich gar nicht ermessen.

Sollen die Bibliotheken also ihre alte Leistungsfähigkeit für die Forschung und für die Zwecke der Allgemeinheit auch nur annähernd wiedererlangen, so müssen unter Zugrundelegung der Zahlen für 1913 bis 1914

für Kauf deutscher Literatur	1050000 M.
Kauf ausländ. Literatur	525000 „
Einband	315000 „
	1890000 M.

jetzt jährlich

für Kauf deutscher Literatur	2100000 M.
Kauf ausländ. Literatur	3150000 „
Einband	3150000 „
	8400000 M.

aufgewendet werden, so daß ein Defizit von rund 6000000 M. jährlich zu decken bleibt für Zwecke, an denen das deutsche Volk ein unmittelbares hohes Interesse hat. Wollte man daneben eine

einmalige Ergänzung der durch den Krieg entstandenen Lücken auf breitester Basis nach dem bisherigen bibliothekarischen Grundsatz möglichster Vollständigkeit anstreben, so wäre für die deutschen Bibliotheken ein Betrag von 24000000 M. erforderlich. Aber selbst, wenn die Buchpreise nicht noch weiter steigen, kann nicht mehr jede Bibliothek alles leisten. Die Aufgaben müssen geteilt werden. Dann ist vielleicht durch einheitliche Organisation zu erzielen, daß die fehlende Auslandsliteratur wenigstens einmal vollständig in Deutschland vertreten ist, besonders wenn es gelingen sollte, hierfür die private Hilfe in größerem Umfang zu gewinnen.

Diese Einschränkung der Leistungsfähigkeit der einzelnen Bibliothek sowie die Erschwerung der privaten Anschaffung von Büchern gibt dem zwischen den deutschen Bibliotheken organisierten Leihverkehr erhöhte Bedeutung für die wissenschaftliche Tätigkeit.

Aber auch hier legt sich die Steigerung der Kosten lähmend auf das wissenschaftliche Getriebe. Während man früher jedes Buch für 10 Pf. nach jedem Orte Deutschlands aus allen dem Leihverkehr angeschlossenen Bibliotheken entleihen konnte, entstehen heute für einen mittelstarken Band bis zu 6 M. Kosten an Porto und Verpackung. Daß unter diesen Bedingungen ein uneingeschränktes, nur an wissenschaftlichen Gesichtspunkten orientiertes Arbeiten unmöglich ist, liegt klar zutage. Trotz aller Einschränkung und Sparsamkeit im Leihverkehr bleibt doch bei einem selbst nach unvollständiger Statistik auf über 200000 Bände pro Jahr anzusetzenden Leihversand eine Unterstützung von etwa 250000 M. jährlich für diesen Zweck unerläßlich, will man dem wissenschaftlichen Arbeiter nicht allzu hohe Kosten aufbürden und damit den Fortgang der Forschung unmöglich machen.

Neben dieser Organisation des Leihverkehrs sind die Katalogunternehmungen der großen Bibliotheken von höchster Bedeutung. Sie sind bei der Arbeitsteilung, die zwischen den großen Bibliotheken vom deutschen Bibliothekartage (Weimar 1920) geplant ist, für die Zukunft noch wichtiger als jetzt schon. Zur Unterstützung dieser z. T. erst aufblühenden Veranstaltungen — erwähnt sei das Auskunftsbureau deutscher Bibliotheken, das so wichtige Gesamtzeitschriftenverzeichnis, die Titeldrucke der Berliner Staatsbibliotheken, das Verzeichnis der deutschen Kartenproduktion durch die Deutsche Bücherei Leipzig, die alle dem gesamten deutschen Bibliothekswesen zugute kommen, — wäre ein einmaliger Beitrag von 500000 M. sowie ein jährlicher Teilbetrag nötig, wobei mit etwa 10 größeren derartigen Unternehmungen zu je 50 Bogen zu rechnen wäre.

Beschaffung von Instrumenten und Versuchsmaterial.

Einer umfangreichen Hilfe bedarf die experimentelle Naturwissenschaft. Den Grad der für sie erforderlichen Summe zu bestimmen, ist jedoch besonders schwierig. Bei ihrer ungeheuren Ausdehnung, bei den zahlreichen Problemen, die für die wissenschaftliche Forschung reif sind, bei den tausendfältigen Anforderungen, die von der gesamten Technik und Industrie an unsere Naturwissenschaft in unserer Zeit wirtschaftlicher Not mehr denn je herantreten, bei der Lebensnotwendigkeit für unser gesamtes auf Veredelungsverfahren hingedrängtes Wirtschaftssystem kann hier nach dem Urteil aller Berufenen *jede* Summe zu er-





tragreichster Forschung angelegt werden. Anderseits darf jedoch nicht zum ungeheuren Schaden des gesamten Volkes die Unterstützung unter ein Minimum herabsinken, soll hier nicht die Wissenschaft und mit ihr das Volk untergehen. Gerade hier drängt sich in Anbetracht der aufs äußerste beschränkten Mittel der Gedanke der Notgemeinschaft mit besonderer Kraft in den Vordergrund, um durch eine straffe Organisation der Forschungsmittel und -gelegenheiten möglichst schnell die unbedingt nötigen Forschungen zu ermöglichen und anzuregen, sie in neue Bahnen zu leiten, das Notwendige vor dem Wünschenswerten zu unterstützen, immer unter Rücksicht auf das Ganze. Gerade hier wäre eine schematische Verteilung auf sämtliche Institute unausbleiblich ohne den erhofften und zu fordernden Erfolg für das Reich.

Bei äußerst zurückhaltender Schätzung, die von berufenen Vertretern der einzelnen Fächer auf Grund von Verallgemeinerung der persönlichen Erfahrungen und Ausblicke angestellt ist, sind in den nächsten fünf bis zehn Jahren bei sparsamstem Arbeiten etwa 100 000 000 M. für die physikalisch-technischen und chemischen Wissenschaften erforderlich, um ein gedeihliches Arbeiten zu ermöglichen. Von dieser Summe wäre zunächst gleich ein größerer Teilbetrag nötig, da fast alle Forschungsinstitute in ihrem Inventar empfindlich durch den Krieg geschädigt sind, so daß allein zu ihrer auf das Notwendigste zu beschränkenden Instandsetzung bei der Steigerung der Preise große Mittel ausgeworfen werden müssen. Viele dieser Institute haben sich während des Krieges bei ihren Arbeiten im Interesse der Aufrechterhaltung der Wirtschaft völlig verausgabt. Bei den Untersuchungen zur Erschließung von Nahrungsmitteln und Veredelung von Rohprodukten sind die Instrumente schadhaft geworden. Reparaturen sind nicht möglich wegen der hohen Löhne. Wertvolle Edelmetalle wie Platin, Sparmetalle wie Zinn, Kupfer und Quecksilber wurden abgeliefert, ohne daß nun Ersatz geschafft werden kann. Platin, das vor dem Kriege das $1^1/_2$fache des Goldes kostete, ist jetzt für das Vielfache des Goldpreises nicht mehr zu erstehen. Und doch ist es für viele chemische und physikalische Forschungen unentbehrlich. Für das Ausziehen eines Gramms Platin zu Draht werden jetzt 30 M. gefordert. Schwefelsäure, ein Material, das in der Chemie im großen verbraucht wird, kostete früher 3 bis 5 Pf. pro kg, jetzt 3 M.; die Preise für Alkohol, der auch in großen Mengen erforderlich ist, sind bekannt (8 bis 10 M. pro Liter; im Schleichhandel, auf den viele Institute angewiesen sind, das 50fache des früheren!). Die Neuanschaffung von Typen-Instrumenten verschlingt Unsummen; der Bau neuer Formen, die durch den Fortgang der Forschung bedingt werden, ist mit den jetzigen Institutsetats, die von den Staaten gegen früher nur auf etwa das Doppelte erhöht werden konnten oder gar, wie bei den Kaiser-Wilhelm-Instituten, erschöpft sind, auf absehbare Zeit ganz unmöglich geworden. Die Mittel der Laboratorien werden durch Heizung, Gas, Wasser, Elektrizität und Löhne des Bedienungspersonals verschlungen. Die Folge ist, daß große Arbeiten nicht mehr angefangen werden können, daß die eigentliche Forschung völlig stockt. Und gerade hier ist jeder Zeitverlust für unsere gesamte Wirtschaft verhängnisvoll. Das Ausland überflügelt uns; die Möglichkeit, durch Absatz hochwertiger Arbeitsprodukte

unsere Ausfuhr zu steigern, sinkt immer schneller; es wächst die Gefahr, daß wir unfähig werden, selbst in der Verarbeitung der wenigen uns nach dem Friedensschlusse verbleibenden Rohstoffe unsere Volkswirtschaft auf sich selbst zu stellen, je weniger es gelingt, den bisherigen raschen Gang wissenschaftlicher Fortentwicklung einzuhalten. Die Industrie hat diese Gefahr bereits erkannt und regt sich.

Erforderlich wären im ersten Jahr etwa 20000000 M. für die Zwecke der reinen Forschung. Das ist eine Summe, die angesichts der großen Zahl der in Betracht kommenden Institute und Laboratorien verschwindend klein ist bei den heutigen Preisen und Arbeitslöhnen. Es wären zu berücksichtigen 23 Universitäts- und 11 technische Hochschulinstitute für Chemie, ebenso viele für Physik, 10 Institute für physikalische Chemie, die Kaiser-Wilhelm-Institute für Chemie und Physik, die geologischen, mineralogischen, geophysikalischen, meteorologischen und astronomischen Hochschulinstitute, so daß die Gesamtzahl 100 weit übersteigt.

Nur eine Organisation, die sich nicht scheut, auf Grund eingehender Überlegungen Unterschiede zu machen und nur das Lebenswichtigste unterstützt, könnte eine Verzettelung der angesichts der Größe der Aufgabe geringen Mittel verhüten. Daneben wäre der Bezug der Instrumente und Materialien durch Einkauf im großen zu verbilligen; Leihanstalten für seltene Instrumente und Stoffe wären einzurichten, wie auch jetzt schon in mancher Beziehung ein Leihverkehr zwischen den Forschungsinstituten besteht.

Für die besonderen Forschungsaufgaben der Technischen Hochschulen wäre außerdem ein Fonds von etwa 3000000 M. dringend nötig, da eine große Anzahl von Aufgaben auf dem Gebiete der Elektrotechnik, des Maschinen- und Motorenbaues, der Kohle- und Erzforschung und Wärmeersparnis, der Verbilligung der Bauweise der Lösung harren, während die Einrichtung der Institute für die Durchführung dieser Versuche im großen unzulänglich ist und der Arbeitsetat bei weitem nicht ausreicht. Es ist zwar zu hoffen, daß gerade hier auch die Industrie helfend eingreifen wird; doch müßte vom Reiche der Anfang gemacht werden, vor allem auch, um die schwerbedrohte Unabhängigkeit der Forschung zu sichern.

Sonstiges Versuchsmaterial.

Wenn auch zu fordern ist, daß die Krankenhäuser, in denen ein großer Teil des wissenschaftlichen Fortschrittes sich abspielt, von den Einzelstaaten und Gemeinden voll unterhalten werden müssen und somit hier eine unmittelbare Gefahr für die Wissenschaft, die ein Eingreifen des Reichs erheischte, weniger vorhanden ist, so sind doch die Aussichten der theoretischen Disziplinen der Medizin, nämlich der Anatomie, Physiologie, Pharmakologie, Pathologie und Hygiene, äußerst trübe. Institute von fundamentaler Wichtigkeit, wie z. B. die Institute für experimentelle Therapie in Berlin und Frankfurt a. M. und die Institute für Krebsforschung in Berlin, Frankfurt a. M. und Heidelberg, können ihre Arbeiten auf dem Gebiete der Immunitätslehre sowie der Krebsentstehung und -heilung nur schleppend und gänzlich unzureichend fortsetzen; andere Institute haben sich der chemischen Industrie verschrieben, um Apparate zu bekommen. Wichtige Abteilungen, wie z.B. die Bakteriologische des Berliner Pharmakologischen Instituts, mußten aus Mangel an Mitteln eingehen. Die hygienische Wissen-

schaft konnte ihre Untersuchungen zur Tuberkulose- und Seuchenbekämpfung, zur Frage der zweckmäßigsten Bauart nicht fortsetzen. Der Physiologie fehlt jede Möglichkeit, u. a. die gerade jetzt so bedeutungsvollen Forschungen auf dem Gebiete der Ernährung in dem unbedingt erforderlichen Umfange fortzusetzen und zum Abschluß zu bringen. Die deutsche Pathologie sinkt von ihrer auch dem Ausland gegenüber überragenden Stellung allmählich herab, da jegliche Mittel zum Experimentieren fehlen. Auch der Hirnforschung ist hier zu gedenken, die durch die Kriegskopfverletzungen erneut größte Bedeutung gewonnen hat. Zu allen Schwierigkeiten, von denen diese Forschungszweige in gleicher Weise wie die Naturwissenschaften betroffen sind, kommt hier eine neue: die Unmöglichkeit, gesunde Versuchstiere zu auch nur einigermaßen erträglichen Preisen in hinlänglicher Menge zu beschaffen und zu unterhalten. Ohne Versuchstiere ist jedoch ein Arbeiten unmöglich. Dabei kostet heute z. B. eine Maus 4 M. gegen wenige Pfennige vor dem Kriege, ein Kaninchen 60 bis 80 M. gegen 3 M. vor dem Kriege, ein Hund statt 6 bis 8 M. 100 M. und darüber; seine Unterhaltung erfordert etwa so viel, wie bis jetzt das Gehalt eines wissenschaftlichen Assistenten ausmachte. In unserer Zeit der geschwächten Volkskraft wären jedoch alle Forschungen, die den Weg zur Gesundung zeigen können, mit größtem Eifer und größter Beschleunigung durchzuführen. Trotzdem müssen sich die größten deutschen Forschungsinstitute zur Zeit auf wenige kleine Arbeiten mit Fröschen und Hefe und auf Sammeln statistischen Materials beschränken. Soll die medizinische Forschung auch nur in beschränktem Umfange wieder in Gang kommen, so sind für sie mindestens 9000000 M. nach vorsichtiger Schätzung von Fachleuten nötig. Da es sich um Hunderte von Instituten handelt, wäre auch hier bei gleichmäßiger Verteilung eine Durchschnittszuweisung von etwa 50000 M., aus der außerdem die Instandsetzungsarbeiten zu leisten wären, viel zu gering, wenn man z. B. bedenkt, daß ein für medizinische Zwecke brauchbares Mikroskop statt 300 bis 600 M. jetzt 15000 bis 20000 M. kostet. Der Etat für besondere, fast ausschließlich der Forschung dienende Betriebsunkosten des Berliner Physiologischen Instituts ist von 19853 M. jährlich vor dem Kriege nunmehr auf 285000 M. jährlich + 200000 M. Erneuerungskosten gestiegen. Mit den wirtschaftlichen Kosten beansprucht das Institut heute 840000 M. jährlich. Ein Kaiser-Wilhelm-Institut, das vor dem Kriege jährlich 70000 M. kostete, ist jetzt auf 1000000 M. p. a. gestiegen.

Angesichts dieser Verhältnisse hätte hier die Notgemeinschaft die Aufgabe, im Blick auf das Ganze hauszuhalten und vorsichtig zu disponieren.

Die Tierbeschaffungsfrage, an der schon vor dem Kriege manche Untersuchung scheiterte, müßte auf breiterer Grundlage gelöst werden. Vor dem Kriege zurückgestellte Pläne zur Errichtung einer großen Tierzuchtanlage in zentraler ländlicher Gegend, etwa in Niederbayern, zur Versorgung der medizinischen und biologischen Forschungsinstitute mit brauchbaren Versuchstieren sind nachgerade unabweisbar geworden. Mit einer einmaligen Summe von 3 Millionen und einem Zuschuß von etwa 800000 M. jährlich könnte für das ganze deutsche Volk unermeßlicher Segen gestiftet werden.

Im engsten Zusammenhange mit der medizinischen Wissenschaft steht der große Kreis der biologischen Wissen-



schaften. Es braucht nur an die Forschungen über kleinste Lebewesen (Bakterien) und ihre Lebensbedingungen, über Fortpflanzung, Vererbung und Entwicklung erinnert zu werden, damit die hervorragend praktische Bedeutung dieser an sich theoretischen Wissenschaften für die Gesellschaft herausspringe. Sie liefern die Grundlagen für Eugenik und Bevölkerungshygiene sowie für die Erkenntnis des Wesens der Infektionskrankheiten, für die tierische und pflanzliche Rassenzucht. Daher wird dieser ursprünglich auf deutschem Boden erwachsenen Wissenschaft neuerdings gerade in Amerika, dem Lande der nüchternen Rechnung, unter Aufwendung großer Mittel sorgsamste Pflege zuteil. Bei vorsichtigster Schätzung bedarf die zoologische und botanische Forschung einer Mindestsumme von 3 000 000 M. zu ihrem Fortbestande. Sonst müssen mit großen Kosten und vielen Hoffnungen ins Leben gerufene Schöpfungen von größter nationaler Bedeutung, wie etwa die Kaiser-Wilhelm-Institute für Biologie, die großen botanischen und zoologischen Museen mit ihren Forschungsplätzen absterben, da sie jetzt schon nicht mehr ihre Gärtner und Wärter bezahlen können. Von dieser Summe würden auf die Kaiser-Wilhelm-Institute etwa 1 Million, auf die großen Museen etwa 250 000 M. entfallen und auf die einzelnen Institute im Durchschnitt 15—20 000 M. Ein Teil dieser Unterstützungen wäre jährlich zu erneuern.

Wenn auch damit noch nicht der Kreis der naturwissenschaftlichen Forschungsgebiete ganz durchlaufen ist, so genügen diese Angaben doch bereits, um ein Bild von der annähernden Höhe der Lebensbedürfnisse und von der besonderen Verwendungsart der angeforderten Mittel zu entrollen.

Allgemeine Nöte der Institute.

Während für die experimentellen Wissenschaften die Materialbeschaffung große Summen verschlingt, können sich die Geisteswissenschaften und die Theologie mit erheblich geringeren Mitteln für ihre Existenz begnügen, wenn dem Bibliotheks- und Druckschriftenwesen die unerläßliche Hilfe zuteil wird.

Die Erfordernisse der Geisteswissenschaften liegen auf anderen Gebieten der Institutsunterhaltung, abgesehen etwa von der Geographie und experimentellen Psychologie. Der Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses, die hier wegen des Mangels an Assistentenstellen mehr als bei den experimentellen Wissenschaften in den Vordergrund tritt, wird unten gedacht.

Wenn auch die großen Bibliotheken noch mehr als bisher die Arbeitsstätte der Geisteswissenschaftler zu werden bestimmt sind, ist es doch unerläßlich, die Handbibliotheken der Seminare und Institute auf angemessener Höhe zu erhalten. Man kann nicht ohne übermäßigen Zeitverlust für jedes Nachschlagen die oft weit entfernte große Bibliothek in Anspruch nehmen, besonders, da die Aussicht, daß das Werk, dessen man gerade bedarf, verliehen ist, mit der Zeit noch beträchtlich steigen wird. Andrerseits sind die Etats für Handbibliothekergänzung insbesondere auch für die kunstwissenschaftlichen, geographischen und mathematischen Apparate zur Zeit noch viel weniger ausreichend als früher, besonders da in den Beständen ausländischer Werke große Lücken entstanden sind. Im Interesse des gesamten Wissenschaftsbetriebes — das gilt auch für die Naturwissenschaften — ist daher ein Zuschuß zu diesen Institutsbibliotheken und -apparaten, die zudem gerade

durch den Krieg lückenhaft und rückständig geworden sind, in Höhe von mindestens 3 Millionen Mark zu fordern. Wenn die Summe in diesem Falle auch nicht ausschließlich der reinen Forschung zugute kommt, so ist doch abgesehen von der geringen Höhe dieses Postens zu bedenken, daß eine gute Ausstattung der Bildungsstätten im Interesse des gesamten Volkes liegt. Das gilt besonders für die Rechts- und Staatswissenschaften; es wäre mit Rücksicht auf die erhöhte Notwendigkeit staats-, besonders finanzwissenschaftlicher Forschung und Ausbildung für unsere Zeit durch Unterstützung von Instituten und Neueinrichtung in der Art des Institutes für Seeverkehr und Weltwirtschaft in Kiel und des Osteuropainstituts in Breslau für besondere volkswirtschaftliche Forschungszwecke ein Fonds von vorerst etwa 1 500 000 M. zu bilden, ein Kapital, das sicherlich auch im Interesse des Reichs gut angelegt wäre. Auch Reisestipendien für Volkswirtschaftler zu Studienzwecken wären dringend erwünscht (vgl. unten). Für geographische Forschungen, nicht nur zur Auffüllung der lückenhaften Institute, sondern auch besonders zur Ermöglichung von Forschungs- und Studienreisen ist ein Zuschuß von 500 000 M., um etwa 15 bis 20 Reisen zu ermöglichen, besonders auch in Hinsicht auf den aus ihnen entspringenden volkswirtschaftlichen Nutzen als Minimum zu fordern. Schon vor dem Kriege gab z. B. Frankreich für seine Expeditionen wie für seine missions scientifiques jährlich große Summen aus; ein Verfahren, das seine Berechtigung im Kriege erwiesen hat.

Persönliche Ausgaben.

Ein letzter Posten gilt der Not nicht unmittelbar der Forschung, sondern des Forschers. Zuschüsse an Universitäten und Hochschulen für persönliche Zwecke müssen hier wohl zunächst ganz ausscheiden. Und doch berührt das ein äußerst trübes Kapitel im Forschungsbetriebe. Bei der Teuerung ist es dem Forscher unmöglich, die für seine Arbeiten notwendigen Reisen zu machen, insbesondere kommt hier auch die Sammlung des Arbeitsmaterials in auswärtigen Bibliotheken in Frage, die bei der Beschränkung der Neuanschaffungen mehr als je erforderlich sein wird. Für eine Reihe von Forschungsgebieten — außer der Geographie und Wirtschaftswissenschaft namentlich der Kunstwissenschaft, der Altertumskunde und der modernen Philologie — sind größere Studienreisen auch ins Ausland geradezu unerläßlich. Weiter ergibt sich für den Forscher die Unmöglichkeit, wissenschaftliche Kongresse zu besuchen, seine eigenen Arbeitsmittel, insbesondere seine private Bibliothek, dem Fortschritt der Wissenschaft anzupassen, kurz, sich mit der Gründlichkeit weiterzubilden, die die Grundbedingung aller weiteren Leistung ist. Was das für fast alle Wissensgebiete bedeutet, ist früher, als der Gelehrte die Ausgaben hierfür stillschweigend aus eigener Tasche bestritt, nicht so offen in die Erscheinung getreten; je mehr aber diese Beschränkung andauert, um so schädlicher wird ihr Einfluß auf die Wissenschaft sein.

Wenn anzunehmen ist, daß für die reine Lebenshaltung der in festen Amtsstellen befindlichen Forscher durch zureichende Gehälter gesorgt werden wird, so bleibt doch die Erhaltung des Nachwuchses eine Frage von allgemeiner und wichtigster Bedeutung, die hier in keinem Falle übergangen werden darf. Wie schon in den Naturwissenschaften, die doch größtenteils über wenn auch

nur mäßig besoldete Assistentenstellen verfügen, ein Abwandern von der Wissenschaft in die Praxis zu befürchten ist — damit gehen viele hochbegabte Männer der Allgemeinheit verloren —, so ist noch viel mehr für die Geisteswissenschaften ein gewaltiger Mangel an Nachwuchs zu befürchten. Hier müssen Staat und Reich eingreifen, wollen sie nicht ihre Wissenschaft, die Spenderin allen Fortschritts, aller Gesundheit, die Trägerin der Kultur, langsam dahinsiechen sehen. Durch Stipendien, die den Jünger der Wissenschaft bis zur eigenen gewinnbringenden Leistung, bis zur Berufung auf einen Lehrstuhl oder bis zur Anstellung am Forschungsinstitut über Wasser halten, ihm die nötigsten Lebensbedürfnisse sichern, muß unbedingt für die Heranziehung neuer Forscher gesorgt werden. Wird dafür ein Betrag von 3000000 M. für alle Hochschulen und alle Wissenschaften jährlich eingesetzt, so würde das bedeuten, daß etwa 400 angehende Dozenten usw. in bescheidenen Verhältnissen leben könnten und der Wissenschaft erhalten blieben. Das würde im Durchschnitt für jede Universität und Hochschule etwa 12 Stipendien darstellen. Hierbei muß Sorge getragen werden, daß nur die Tüchtigsten ausgewählt werden und daß die Verleihung der Stipendien an Bestimmungen geknüpft wird, die das Wohl des Ganzen sichern und verhindern, daß ein Drohnentum von Mäßigbegabten an den Stätten der Forschung sich breitmacht.

Überblickt man die vorstehenden Zahlenangaben, so erhellt, daß mit einem einmaligen Zuschuß an sich zureichende Hilfe nicht erlangt werden kann. Auch mit allen im vorstehenden bereits gemachten Abzügen — Forderungsbeträgen, die einstweilen zurücktreten müssen, oder bei denen auf private Hilfe zu hoffen ist — ergibt sich ein Bedarf von mehr als 80 Millionen, wovon mindestens 25 Millionen als dauernd erforderlich angesehen werden müssen. Dabei sind für eine Reihe von Forderungen Ansätze überhaupt nicht gemacht, weil sie sich einer auch annähernden Schätzung zur Zeit entziehen.

Die Aufbringung solcher Summen darf heute nicht von Staat und Reich allein gehofft werden. Das ganze deutsche Volk muß dazu beitragen. Wenn gleichzeitig die Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft ins Leben tritt und durch ihre Mitwirkung dafür Sorge getragen wird, daß die Verwendung dieser Mittel unter den Gesichtspunkten des allgemeinen wissenschaftlichen Interesses und des größten Nutzens erfolgt, so wäre zu hoffen, daß der drohenden Gefahr noch rechtzeitig begegnet werden könnte.

Das augenblickliche Gesamtbedürfnis muß auf weit über 100 Millionen bemessen werden. Es darf dabei nochmals hervorgehoben werden, daß bei den vorstehenden Darlegungen alles außer Ansatz geblieben ist, was sich auf den eigentlichen Hochschul- und Unterrichtsbetrieb, insbesondere die rein wirtschaftlichen Kosten der Institute bezieht. Es handelt sich vielmehr lediglich um das, was ausschließlich den Forschungszwecken zugute kommt, und zwar nach dem Ausmaß der gestellten Forderungen keineswegs in dem Umfang dessen, was erforderlich wäre, um die deutsche Wissenschaft in die führende Stellung zurückzubringen, die sie vor dem Kriege innehatte. Wir müssen uns mit dem Existenzminimum begnügen, das lediglich das Fortbestehen wissenschaftlicher Arbeit überhaupt ermöglichen kann.

Eduard Wildhagen.



II.[1])

Daß sämtliche deutschen Akademien, Universitäten, Technischen Hochschulen, die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft und sonstige freie Institute sowie die großen technisch-wissenschaftlichen Vereine sich zu einheitlichem Vorgehen zusammengeschlossen haben, ist ohne Vorgang und an sich völlig überraschend. Zu verstehen ist diese neugeschaffene Notgemeinschaft der sonst in bewußter Freiheit auseinanderstrebenden Organisationen lediglich aus der Überzeugung einer alle gleichermaßen treffenden Notlage, aus dem Bewußtsein, daß die Tage der deutschen Wissenschaft gezählt sind, wenn ihr nicht rasche und durchgreifende Hilfe wird.

Nicht die schwierige Lage des gesamten Mittelstandes, dem die Gelehrten zumeist angehören, allein ist dafür maßgebend. Wer unter uns kann heute bei unerschwinglichen Preisen noch die für seine Studien unentbehrliche Privatbibliothek sammeln, wer das gesamte Arbeitswerkzeug, Instrumente, Rohstoffe und Versuchsmaterialien aus eigener Tasche bezahlen? Die Mittel der öffentlichen Forschungsinstitute werden durch wirtschaftliche Unkosten und Löhne verschlungen. Und wie wenige vermögen angesichts dessen heute noch die Wissenschaft als Lebensberuf zu ergreifen, wo schon die Kosten des Studiums ins Ungemessene gewachsen sind und beispielsweise für den Studierenden der Chemie auf jährlich 10000 M. berechnet werden. Von den Kosten eigener wissenschaftlicher Veröffentlichungen der einzelnen wie der Korporationen, von der Beschaffung der erforderlichen Auslandsliteratur aus den Ländern hoher Valuta ganz zu schweigen. So ist die Forschung zur Untätigkeit verurteilt, und die edelste Blüte am Baum unseres Volkes, die deutsche Wissenschaft, die seit alters unser Ruhm vor den Völkern war und noch im Kriege dem Vaterlande das Höchste geleistet hat, geht unrettbar dem Untergange entgegen. Ein tragisches Verhängnis, das unser höheres Geistesleben vernichtet, die moralische und physische Gesundheit unseres Volkes, die überall von der Wissenschaft bedingt sind, gefährdet und unser Wirtschaftsleben eben in dem Zeitpunkt aufs tiefste schädigt, in dem die Forschung allein, wie die Fachkenner auf allen Gebieten empfinden, neue Wege weisen, neue Werte schaffen und unser zusammengebrochenes Wirtschaftsleben erneuern kann.

Man denke nicht, daß mit der Bereitstellung von Mitteln für einzelne der Industrie nahestehende Wissenschaftszweige zu helfen ist. Der in jahrhundertelanger Arbeit erwachsene Wunderbau der deutschen Wissenschaft beruht gerade auf der Erkenntnis des Zusammenhanges und der unzähligen Wechselwirkungen zwischen Geistesleben, Natur und Technik, und so auf der keinem andern Volke in gleichem Maße eigenen, den Kern und die Gesamtheit der Wissenschaften mit gleicher Kraft und Liebe umfassenden Pflege und methodischen Durchdringung. Daß man dieser Entwicklung in der Gründung der Universität Berlin Raum schuf, hat uns vor hundert Jahren in der Zeit des vaterländischen Zusammenbruchs den geistigen Niedergang erspart, der die Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege kennzeichnet.

Auch heute fehlt es Deutschland nicht an Meistern und Schülern, die den dor-

[1]) Mit gütiger Erlaubnis ihres Herrn Verfassers folgen hier die Worte, die „Der Heimatdienst" in Nr. 4 des 1. Jahrgangs, 12. September 1920, gebracht hat.
Die Red.

nenvollen Acker der Forschung auf allen Gebieten zum Segen des Vaterlandes weiterzubearbeiten gewillt sind. Woran es mangelt, ist lediglich der öde, schnöde Mammon, der uns über die äußern Lebensbedürfnisse hinweghilft. Freilich eine hohe Summe. Auch über das Maß hinaus, was die deutschen Länder, deren Fürsorge die wissenschaftliche Arbeit bisher in der Hauptsache anheimgegeben war, zur Abhilfe der Not zu tun bemüht sind, werden gewaltige Mittel erforderlich sein, um uns den schwersten Nöten der nächsten Jahre zu entreißen.

Dennoch mag ich an der Aufbringung nicht verzweifeln. Daß das Reich wenigstens zu einem Teile helfen wird, wo die Kräfte der Länder versagen, darf erhofft werden. Aber wenn im deutschen Volke die Überzeugung sich Bahn bricht, daß Sein oder Nichtsein unserer Kultur auf dem Spiele steht, daß es sonst unwiederbringlich auf das Niveau halbgebildeter Völker herabzusinken droht, so muß und wird es auch die Kraft finden, die ganze erforderliche Summe aus öffentlichen und privaten Mitteln herbeizuschaffen. Industrie und Handel, Landwirtschaft und alle anderen Erwerbstände, vor allem aber die großen Betriebe und Unternehmungen sollten erkennen, daß es sich um ihre eigene Sache, um werbende Ausgaben und um Beträge handelt, die hinter den ihnen durch die Arbeiterverhältnisse oftmals auferlegten erheblich zurückstehen.

Die Notgemeinschaft in ihrer ganz Deutschland umfassenden unabhängigen und über jedes Einzelinteresse hinausgehenden Gestaltung wird eine treue Verwalterin der Mittel sein; und das Ziel ist jeden Opfers wert. So möge sich unser ganzes Volk in dem festen Willen zusammenschließen, das drohende Unheil abzuwenden.

Dr. F. Schmidt-Ott, Staatsminister.

Entstehung und Wandlungen des Dekadenzproblems in Frankreich.

Von Ernst Robert Curtius.

Das Wort und der Begriff Dekadenz stammen wie alle Grundbegriffe unserer Kultur aus dem Erbe der Antike. Dekadenz bedeutet das Herabfallen von einer Höhe. Diese Vorstellung, die das deutsche Wort Verfall nicht ganz entsprechend wiedergibt, hängt mit der antiken Anschauung zusammen, wonach die ganze Menschengeschichte ein Absinken von dem mythischen Urzustande des goldenen Zeitalters darstellt. Wir leben alle im eisernen Weltalter. Aus der Antike also stammt der Dekadenzbegriff, und zwar nicht nur seiner Wortsubstanz nach, sondern auch nach seinem Anschauungsgehalt. Denn das letzte Geschenk der Antike an die Folgezeiten war das Schauspiel, das grandiose und erschütternde Schauspiel ihres eigenen Untergangs. Der weltgeschichtliche Vorgang, der das Modell aller neueren Begriffsbildungen über Dekadenz abgegeben hat, ist der Verfall des römischen Imperiums. Der Untergang Roms ist eins der eindrucksvollsten und am tiefsten nachwirkenden Erlebnisse der europäischen Menschheit gewesen.

Das Bild Roms und des Römertums gewann neuen, jungen Glanz durch den Humanismus und die Renaissance. Nirgends hat dies Bild so mächtig gewirkt



wie im Frankreich des 17. Jahrh. Der französische Klassizismus hat vom griechischen Altertum nur sehr wenig empfangen. Was Frankreich von der Antike aufnahm — in geheimer Wahl- und Blutsverwandtschaft —, das war Rom, und vor allem das Ideal männlicher römischer Tugend, republikanischer und stoischer Seelengröße. Römisches Heldentum gibt den sittlichen Gehalt von Corneilles tragischer Dichtung. In kaum übersehbarer Mannigfaltigkeit hat römisches Leben, römischer Staatsgedanke, römische Literatur richtunggebend auf das Frankreich Ludwigs XIII. und Ludwigs XIV. eingewirkt.

Die Aufklärung hat sich dann emanzipiert von der Bevormundung durch die ästhetischen und menschlichen Maßstäbe der Antike. Ein moderner selbständiger Geist ist erwacht, der nicht mehr berühmte Muster nachahmen will und der sich seine Nährstoffe aus der Gegenwart, vor allem aus England, holt. Die antike Literatur ist nicht mehr das unantastbare Vorbild.[1]) Rom wird jetzt zum erstenmal als etwas geschichtlich Gewordenes und Bedingtes gesehen, als ein historisches Individuum, das seine Größe mit seinem Untergang bezahlen mußte. 1734 schreibt Montesquieu seine „Schicksalsdichtung"[2]) *Considérations sur la grandeur des Romains et leur décadence*.

Hier tritt uns das Wort *décadence* entgegen in seiner ursprünglichen Anwendung, wonach es den politischen Verfall einer Nation bezeichnet. Der Untergang Roms ist hier das große historische Versuchsobjekt, an dem die Gesetze von Völkeraufstieg und Völkerverfall studiert werden sollten. Damit ist eine Tradition begründet, die bis auf die Gegenwart immer wieder aufgegriffen worden ist. Immer wieder haben die Philosophen, Historiker, Soziologen auf das Problem des römischen Verfalls zurückgegriffen, wenn sie warnend, strafend, heilend die Schäden ihrer Zeit beleuchten wollten.

Und nun ist eine merkwürdige Begriffsverschlingung zu beachten, die der Dekadenzbegriff aus dieser seiner ersten Verwendung mitbekommen hat. Der Untergang Roms ist zunächst ein Phänomen der politischen Geschichte. Aber parallel mit dem Verfall des römischen Staates geht eine Entwicklung der römischen Literatur, die der Renaissance-Humanismus und Klassizismus dann ebenfalls als Verfall aufgefaßt hat. Er mußte sie so auffassen. Es war dies das notwendige Ergebnis des literaturtheoretischen Standpunktes des 16. und 17. Jahrh. Man hatte sich festgelegt auf ästhetische Normen, die von antiken Musterschriftstellern abgezogen waren. Cicero war das Muster der Prosa, Vergil das des Epos, Horaz das der Lehrdichtung, Seneca das der Tragödie. Es sind das die Schriftsteller der sog. goldenen Latinität, des augusteischen Alters. Schon in Livius, erst recht in Tacitus, fand man eine Verschlechterung des Stils. Aber mochte man auch die silberne Latinität noch halbwegs gelten lassen, so wurde doch alles römische Schrifttum seit dem Ende der antoninischen Dynastie (193) — manche setzten schon einen früheren Zeitpunkt an — als *littérature de la décadence* verurteilt. Eine solche Anschauung mußte zu der Vorstellung führen, daß politischer und literarischer Verfall sich gegenseitig bedingten.

1) Die neue antikisierende Bewegung am Ausgang des 18. Jahrh. bleibe hier außer Betracht.

2) Klemperer, Montesquieu, 1916.



Der Dekadenzbegriff erhielt also eine zweite Bedeutung, die ästhetische.

Dekadent hieß nun eine Literatur oder Kunst, die nicht mehr klassisch war. Und so kann man beobachten, daß jedesmal, wenn in Frankreich eine neue literarische oder künstlerische Richtung auftauchte, die die Gesetzestafeln des offiziellen Geschmacks zerbrach, die Neuerer als Décadents verlästert wurden. Als in den 30er Jahren die Romantik ihre siegreichen Schlachten schlug, trat ihr der angesehene klassizistische Kritiker Désiré Nisard mit seinen *Etudes de mœurs et de critique sur les poètes latins de la décadence* entgegen (1834). Die Romantik selbst, die vom Mittelalter träumte und in der Architektur nur die Gotik gelten lassen wollte, verstieg sich damals in Victor Hugo zu der These, die Renaissance bedeute eine Verfallserscheinung — eine These, die dann Ruskin übernommen und popularisiert hat. Ein halbes Jahrhundert später war die Romantik selbst klassisch geworden, und es wiederholte sich dasselbe Schauspiel. Die Literaturrevolutionäre von 1885, die Symbolisten, mußten sich den Schimpfnamen Décadents gefallen lassen, aus dem sie dann einen Ehrennamen machten.[3]) Diese Beispiele zeigen, daß es ganz auf den persönlichen Standpunkt des Beurteilers ankommt, was er dekadent nennen will. Es sind nie rein theoretische, es sind immer praktische Motive, die das Urteil über Dekadenz bestimmen.

Aus der Betrachtung des römischen Imperiums wurde dann noch ein dritter Inhalt des Dekadenzbegriffs gewonnen, der des sittlichen Niedergangs. Nach den Berichten über das Privatleben der römischen Kaiser und aus den Satiren der Martial und Juvenal bildete man sich eine — zweifellos übertriebene — Vorstellung über die sittliche Verwilderung des zu Ende gehenden Römertums.

So erwuchs die Vorstellung einer gesetzmäßigen Verknüpftheit von politischem, künstlerischem und sittlichem Verfall im Völkerleben. Diese Vorstellung ist ein bequemes Denkschema und hat sich so fest eingewurzelt, daß fast immer übersehen wird, wie willkürlich und irrig ihre Voraussetzungen sind. Und doch ist einleuchtend, daß künstlerische Blütezeiten in Perioden nationalen Tiefstands fallen können, wie das Deutschland von 1730 bis 1830 beweist. Und es ist ebenso einleuchtend, daß politischer Verfall nichts mit dem Höhenniveau der individuellen Sittlichkeit zu tun hat. Auch unter den römischen Kaisern hat es sittlich hochstehende Menschen gegeben, wie Trajan, Antoninus Pius, Septimius Severus. Und auch die Bürger des Imperiums waren sicher nicht unter dem moralischen Durchschnitt, sonst hätten sie nicht der Kirche Apologeten, Märtyrer und Heilige schenken können.[4])

Wir müssen also sagen, daß politischer Niedergang nicht notwendig mit künstlerischem und sittlichem Verfall einhergehen muß. Es folgt daraus, daß es unberechtigt ist, die Sittlichkeit oder die Kunst eines Volkes als minderwertig zu verdächtigen, wenn man seine politische Potenz sinken sieht. Wer das doch tut, handelt nach dem französischen Sprichwort: *Qui veut tuer son chien, l'accuse de la rage.*

Diese allgemeinen Bemerkungen über den Dekadenzbegriff erleichtern es uns, das Problem der französischen Deka-

3) Gustave Kahn, *Symbolistes et Décadents* (1902), S. 33 ff.

4) So Gobineau in seinem *Essai sur l'inégalité des races humaines.*



denz, zu dem wir uns jetzt wenden, zu verstehen.

Wie ist dieses Problem entstanden? Und wo ist es entstanden? Darauf ist zu sagen: die Franzosen selbst haben es zuerst formuliert, und zwar im zweiten Kaiserreich. Wenn ganz Europa in den letzten Jahrzehnten von der französischen Dekadenz sprach, so war es dazu veranlaßt und berechtigt, weil die Franzosen selbst zuerst davon gesprochen hatten und weil sie am lautesten davon sprachen. Und sie mußten es doch am besten wissen. In den zwei Jahrzehnten also zwischen 1850 und 1870 taucht zum erstenmal in Frankreich der Gedanke auf, die Nation sei im Niedergang begriffen. Man spricht noch nicht von Dekadenz, wenigstens ist dieser Ausdruck noch nicht geläufig, aber man spricht von einer absteigenden Entwicklung, von einer Erkrankung. Eine Reihe von Schriftstellern hat diese Krankheit zu diagnostizieren versucht.

Oberflächlich angesehen hat es etwas Überraschendes, daß eine solche Krankheitsdiagnose gerade in einer Zeit ausgesprochen wird, die für Frankreich einen glanzvollen Zuwachs an politischem Prestige und alle wirtschaftlichen Folgen einer finanziellen Hochkonjunktur brachte. Aber bei näherer Betrachtung wird der Vorgang doch verständlich.

Napoleons III. Herrschaft war, wie Treitschke sagt, eine persönliche Tyrannis, bei der das Interesse das einzige Band zwischen Regierenden und Regierten bildete. Bestenfalls war es der Opportunismus der herrschenden Klassen, auf den sich der Kaiser stützen konnte. Wohl drängten sich Schmeichler und Streber um seinen Thron, aber die Besten der Nation litten unter einem Machtverhältnis, das sich auf keinerlei sittliche Kräfte gründen konnte. Sie trugen tiefe Enttäuschung im Herzen. Zum zweitenmal war das freiheitliche Ideal der Revolution am Cäsarismus gescheitert. Frankreich schien ein Sisyphusschicksal beschieden: immer wieder suchte es den Felsen emporzuwälzen, und immer wieder rollte er zurück und zermalmte die edelsten Söhne der Nation.[5]) So kam es, daß eine tiefe moralische Ermüdung sich der französischen Elite bemächtigte. Die Geistigen wandten sich ab von der Politik und der Öffentlichkeit, sie zogen sich in esoterische Kreise zurück, und die ästhetische Abschließung im *L'art pour l'art* vermochte nicht den tiefen Pessimismus zu überwinden, mit dem sie ihrer Zeit und den menschlichen Dingen überhaupt gegenüberstanden. Flaubert, Baudelaire, Leconte de Lisle, Taine — alle haben diese negative Einstellung.

Baudelaire († 1867) hat mit dem seherischen Blick des großen Dichters damals die tiefste Begründung für diese pessimistische Zeitkritik gegeben. In seinem Tagebuch finden wir die Sätze: „*Le monde va finir. La seule raison pour laquelle il pourrait durer, c'est qu'il existe... Nous périrons par où nous avons cru vivre. La mécanique nous aura tellement américanisés, le progrès aura si bien atrophié en nous toute la partie spirituelle, que rien, parmi les rêveries sanguinaires, sacrilèges ou anti-naturelles des utopistes ne pourra être comparé à ces résultats positifs.*“ Materialismus, Mechanisierung, Meliorismus (Fortschrittsgläubigkeit) — in diesen „Errungenschaften“ des 19. Jahrh. sah Baudelaire die deutlichsten Symptome des Niedergangs einer Zeit, die den Geist für das Gold

5) Diesen Vergleich gebraucht Prévost-Paradol.

und die ewigen Forderungen erhöhten Menschentums für den Triumph des Bourgeois verraten hatte.

Die Öffentlichkeit des *Second Empire*, aus der die Dichter und die Philosophen sich zurückgezogen haben, ist beherrscht von wildem Mammonismus und fieberhafter Genußgier. Der Luxus der neuen industriellen Entwicklung dient dazu, die Prostitution zu vergolden. Die großen Kokotten beherrschen die Bühne und die Presse und drängen sich in die Gesellschaft.

Bei alledem fing der politische Erfolg an, der kaiserlichen Politik untreu zu werden. Das mexikanische Abenteuer, in das die Regierung sich eingelassen hatte, endete mit Fehlschlag und Demütigung, und kostete Frankreich ein großes Stück seines Ansehens. Und dieses Ansehen wurde noch mehr dadurch vermindert, daß Frankreich gezwungen war, mit gekreuzten Armen dem Aufstieg Preußens zuzusehen. Weder 1864 noch 1866 war es in der Lage gewesen, einzugreifen. Der Sieg von Königgrätz war eine Niederlage der kaiserlichen Politik. So sahen es die französischen Patrioten an.

Rechnet man diese verschiedenen Faktoren zusammen, so wird begreiflich, daß seit der Mitte der 60er Jahre Unheilpropheten ihre Stimme erhoben, die von nationalem Niedergang sprachen. Sie rekrutieren sich aus den Gegnern der kaiserlichen Regierung. Und so kann man sagen: die Behauptung von der französischen Dekadenz ist zuerst von der Opposition des zweiten Kaiserreichs aufgestellt worden. Sie hat also von Anfang an eine polemische, wo nicht agitatorische Färbung. Und das ist auch in der Folgezeit so geblieben. Dieser Zusatz von politischem Affekt muß also immer in Betracht gezogen werden, wenn auch damit nichts gegen die *bona fides* der Dekadenzdiagnostiker gesagt sein soll.

Die Opposition gegen das Kaiserreich ging von den Sozialisten, den Ultramontanen und den Demokraten aus. Von sozialistischer Seite hat Proudhon schon 1858 die Niedergangsprognose gestellt. Er konstatiert: *La France a perdu ses mœurs*. Die ethische Skepsis greife immer weiter um sich und führe zur Abneigung gegen Familiengründung, gegen Arbeit und Bürgerpflichten. Die Auflösung des sozialen Bewußtseins müsse zum Erlöschen der Bevölkerung führen *(De la justice dans la révolution et dans l'Eglise*, Einl.).

Aber viel wuchtiger sind die Anklagen, die von ultramontaner Seite kommen. Louis Veuillot, einer der großen Journalisten des Jahrhunderts, zeichnet mit ätzender Feder das Bild der politischen, literarischen, vor allem der moralischen Korruption. In seinen *Odeurs de Paris* (1866) will er die giftigen Ausdünstungen der Weltstadt einer moral-chemischen Analyse unterziehen. Er knüpft an Coutures Bild *„Les Romains de la décadence"* (im Louvre) an. Allein die Orgien des untergehenden Rom sind der Schamlosigkeit des modernen Pariser Lebens vergleichbar. Und auch diesmal wieder wird eine erschlaffte genießerische Jugend das Vaterland im Schlamm untergehen sehen. Ob er seine Bilder aus der römischen Geschichte oder aus dem Alten Testament nimmt, indem er an das sündige Geschlecht erinnert, das Gott durch die Sündflut austilgte — immer ist es ein Menetekel, das Veuillot seinen Zeitgenossen an die Wand malt, als temperamentvoller Streiter für den Papst, dessen soeben proklamierten Syllabus Veuillot zum Glaubensartikel erhoben sehen möchte.

Aus ganz anderer geistiger Sphäre

herkommend, ganz anderen Idealen zuschreitend, mit ganz anderen Gründen operierend, kommt Prévost-Paradol in seinem Buch *La France Nouvelle* (1868) doch zu ganz ähnlich düsteren Befürchtungen über Frankreichs Zukunft. Als Politiker, als Vorkämpfer des demokratischen Ideals, stellt er in diesem Buch Betrachtungen über die Zeichen nationalen Verfalls und Mutmaßungen über die Zukunft an. Mit der tiefen Trauer eines edlen Patrioten stellt er fest, daß das große Herz Frankreichs, dessen Pulsschläge man früher bis zu den Enden der Welt verspürte, nur noch schwach und langsam schlägt. Der Völkerverfall hat nach Prévost-Paradol immer Gründe rein geistiger Art. Groß ist eine Nation nur, solange der einzelne immer bereit ist, sein Privatinteresse dem Gemeinwohl zu opfern. Nur drei Mächte können diese Opfergesinnung erzeugen: die Religion, die Pflicht, das Ehrgefühl. Am stärksten wirkt die Religion. Aber sie ist, so meint Prévost-Paradol, unaufhaltsam zurückgedrängt durch die aufklärende Wirkung der Naturwissenschaft. Und ein religionsfreier Moralismus wird immer nur einzelnen hochstehenden Individuen möglich sein. So bleibt für Frankreich die einzige Rettung das Ehrgefühl, dieser letzte Schutzwall altgewordener Nationen. Aber auch dieses Ehrgefühl ist in Frankreich nicht mehr intakt. Weitere bedrohliche Symptome sah Prévost-Paradol in der politischen Apathie des reichgewordenen Bürgertums, in der nur auf materielle Ziele eingestellten Agitation der arbeitenden Klassen, endlich in dem Aufstieg Preußens. Er sieht den Krieg kommen und erörtert die Möglichkeit einer französischen Niederlage. Als der Krieg ausbrach, nahm sich Prévost-Paradol das Leben. So düster schaute er in die Zukunft.

Die Niederlagen von 1870, der Sturz der Dynastie, der Ausbruch blutigsten Bürgerkrieges schienen den trübsten Prognosen der Unheilpropheten Recht zu geben. Freilich entwickelte auch das geschlagene Frankreich noch Kraftreserven, die bewiesen, daß von einer endgültigen Erschöpfung der nationalen Lebenskraft nicht die Rede sein konnte. Gambetta hatte in staunenswert kurzer Zeit neue Armeen organisieren können, zusammengesetzt aus Mannschaften, von denen eine große Zahl nicht mehr dienstpflichtig war. Sie vermochten zwar das militärische Schicksal nicht mehr zu wenden, aber sie zeugten doch — ebenso wie die schnelle Zahlung der Kriegsentschädigung — für die ungebrochene Lebensenergie des besiegten Landes. Dennoch war die Katastrophe so groß, daß alle pessimistischen Stimmungen und Urteile, die sich während des Kaiserreichs gebildet hatten, eine unberechenbare Verstärkung und eine unwiderlegliche Bestätigung erhielten.

Erst unter der dritten Republik und unter dem Eindruck der Niederlage konnte die Überzeugung von einer Dekadenz Frankreichs sich so allgemein verbreiten, wie wir es erlebt haben. Die allgemeine Stimmungsgrundlage, aus der alle Dekadenzdiagnosen der letzten Jahrzehnte hervorgewachsen sind, war durch den Eindruck der politisch-militärischen Katastrophe gegeben.

Man darf sich nun aber nicht vorstellen, daß die Dekadenzstimmung gleich nach dem Frankfurter Frieden in voller Stärke eingesetzt habe. Unter dem frischen Eindruck der Niederlage und der deutschen Okkupation stieg eine neue Welle von Nationalgefühl und kriegerischem Selbstvertrauen auf. Die Revancheidee erwachte. Man schwur sich zu, einen neuen Krieg anzufangen.

Man tröstete sich über die Niederlage, indem man das numerische Übergewicht der Deutschen oder das Schicksal oder die Schlechtigkeit der politischen und militärischen Führung verantwortlich machte. Man konnte sich noch nicht daran gewöhnen, in der geschichtlichen Entscheidung etwas Definitives zu sehen. Auch innerpolitisch lebte man ja noch in einem Provisorium. Bis 1873 schien die Restauration des Königtums sehr wahrscheinlich. Erst 1875 wurde die Verfassung der Republik abgeschlossen. Erst 1877 zeigte sich, daß der klerikal-konservativen Partei die Zügel entglitten. Erst 1879 kam mit der Präsidentschaft die politische Macht in die Hände der Republikaner.

Die Republik ist jetzt konsolidiert. Die Revanchelust ist eingeschlafen. Man denkt nicht mehr daran, einen neuen Krieg anzufangen. Ganz im Gegenteil: man fürchtet, die Deutschen würden noch einmal anfangen. Man raunt sich in Paris drohende Worte zu, die Moltke oder Bismarck ausgestoßen haben sollen. Die Angst vor der Invasion beginnt sich festzusetzen, und man stellt besorgte Erwägungen darüber an, was im Fall eines neuen Angriffs aus Frankreich werden würde. Man beginnt sich wieder stärker zu beunruhigen über den Kräftezustand der Nation. Seit 1880 steht das Dekadenzproblem wieder auf der Tagesordnung.

Und nun zeigt sich wieder, daß das Urteil über die Dekadenz in stärkstem Maße abhängig ist von der Parteistellung des Beurteilers. Das Frankreich der dritten Republik ist gespalten in zwei große Heerlager. Inhaber der politischen Macht sind seit 1879 die Republikaner. Sie fühlen sich als die Erben und Vollstrecker der großen Revolution. Von dem Moment ab, wo sie zur Herrschaft gekommen sind, stürzen sie sich in einen hartnäckigen und langwierigen Kulturkampf. Sie wollen die Nation, und in erster Linie die Schule, von der Kirche emanzipieren. Sie glauben an den Fortschritt, sie glauben an eine neue Moral, die von Religion und Metaphysik unabhängig sein wird, sie verkünden das *idéal laïque* und den Laizismus. Sie hegen die Zuversicht, daß ihre Staatslenkung diese Ziele erreichen und auf diese Weise Frankreich groß machen wird. Sie sind das rote Frankreich.

Und ihnen gegenüber steht das schwarze Frankreich: der klerikal-konservative Block. Sein Programm ist: Gegenrevolution. Die Interessen der Kirche scheinen in Frankreich während des ganzen 19. Jahrh. unauflöslich mit denen der politischen Reaktion verbunden. Der Versuch, Demokratie und Kirche zu versöhnen, ist jedesmal gescheitert, auch als Leo XIII. in den neunziger Jahren ihn begünstigte. Die Republik sieht in der Kirche ihre Todfeindin und sucht sie zu schwächen, indem sie alle Streitkräfte gegen sie mobilisiert. Sie verbündet sich mit den Freimaurern, den Protestanten, dem jüdischen Kapital.

So geht ein tiefer Riß durch die ganze Nation. Das schwarze und das rote Frankreich sind durch eine Kluft getrennt, mit der keine andere Spaltung innerhalb einer modernen Nation verglichen werden kann.[6]) Die dritte Republik bietet das Schauspiel eines dauernden, latenten oder offenen Bürgerkriegs. Er ist zugleich ein Religionskrieg, und er wird verschärft durch jenen Fanatismus, der nur den Religionskriegen eigentümlich ist. Die Dreyfuskrise mit ihren erbitterten und ver-

6) Vgl. Paul Seippel, *Les deux Frances.* 1905.

gifteten Kämpfen ist nur ein Ausbruch dieses dauernden Kriegszustandes.

In diese inneren Zwistigkeiten wird die Diskussion über das Dekadenzproblem hineingezogen. Wie unter dem Kaiserreich ist es auch diesmal die Opposition, und d. h. die klerikal-konservative Richtung, die den schärfsten Blick für die Schäden des nationalen Lebens zeigt und die dunkelste Prognose stellt.

Auch im demokratischen Lager sind allerdings einige ernste Köpfe, denen der Zustand der Nation Sorge macht. Wie man in diesen Kreisen dachte und wie das Dekadenzproblem zehn Jahre nach dem Kriege angesehen wurde, zeigt das 1881 erschienene Buch von Raoul Frary (1842 bis 1892) *Le Péril national.*

Frary widmet der Frage: Sind wir dekadent? ein eigenes Kapitel. Er sagt uns, man werde gegenwärtig verfolgt von dem Wort Dekadenz. Man finde es auf den Lippen der Skeptiker, der Egoisten und der Gleichgültigen ebenso wie im Munde der pessimistischen Philosophen und der mürrischen Greise. Die einen liebäugeln mit der Idee des Verfalls. Bei andern ist es ein Verzweiflungsschrei, den die Wahrheitsliebe ihnen auspreßt. Die einen berauschen sich ästhetisch an dem Bilde jenes späten Griechenland, wo Philosophen und Hetären dem Untergang der Freiheit zuschauten und wo Phryne die Jugend Athens beherrschte. Sie huldigen einem verfeinerten Epikureismus, der aus dem düsteren Zukunftsausblick einen neuen Reiz zu sublimem Kulturgenuß gewinnt. Die andern leiden. Auf ihrem Bürgersinn und ihrem Vaterlandsgefühl lastet der unerträgliche Druck des hoffnungslosen Niedergangs, von dem sie Frankreich bedroht glauben. Im Schwinden der religiösen Überzeugung, im Materialismus der Lebensauffassung, in der Häufigkeit der revolutionären Krisen finden sie beängstigende Symptome einer unheilbaren Krankheit. Wie soll es mit einem Lande stehen, das zehnmal in einem Jahrhundert seine Regierungsform gewechselt hat? Liegt darin nicht eine Erschlaffung der politischen Lebensinstinkte?

Frary gibt wohl den Ernst der Symptome zu, aber die pessimistischen Schlußfolgerungen will er nicht anerkennen. Er verweist auf den Niedergang Frankreichs im 18. Jahrh., auf die unfähigen Nachfolger Ludwigs XIV., die Zersetzung des religiösen Glaubens, die schmachvolle Niederlage von Roßbach, die nationale Würdelosigkeit, die sich darin zeigte, daß man für Friedrich den Großen schwärmte, während man sich gleichzeitig von ihm schlagen ließ. Aber in demselben Jahre 1769, in dem das erniedrigte Frankreich unter die Mätressenlaunen der Dubarry geknechtet wurde, werden Napoleon, Chateaubriand, Cuvier geboren: drei zukünftige Träger französischer Größe.

Und so braucht Frankreich auch jetzt noch nicht zu verzweifeln. Seine Zukunft wird davon abhängen, was es aus seiner Niederlage gelernt hat. Es darf sich nicht wieder schlagen lassen. Frary verwahrt sich dagegen, den Deutschenhaß zu predigen. Aber er appelliert an die verwundete Vaterlandsliebe aller guten Franzosen und an die Furcht vor einem deutschen Angriffskriege. Europa ist zu klein geworden: die Starken werden die Schwachen auffressen. Frankreich hat also nur eine oberste Pflicht, sich militärisch zu rüsten, und sich so zu rüsten, daß es Deutschland technisch überflügelt.

Frary glaubt an Frankreichs Zukunftsmöglichkeiten, weil er an die Demokratie glaubt. Obwohl er alle Ein-



wände gegen das demokratische System kennt und prüft, findet er darin doch die menschenwürdigste Regierungsform. Sie setzt das Gesetz an Stelle der Autorität, die Vernunft an Stelle des Instinkts. Sie bietet Frankreich die Möglichkeit neuen Aufstiegs.

(Schluß folgt.)

Das Ergebnis der Reichsschulkonferenz.

Von Felix Behrend.

1.

Wer die Bedeutung der Reichsschulkonferenz richtig einschätzen will, muß sein Hauptaugenmerk darauf richten, daß sie ein Merkstein auf dem Wege zur Reichsschulgesetzgebung ist. Wenn auch letzten Endes neben den Ländern die Reichsregierung und die politischen Parteien das ausschlaggebende Wort über die Entwicklung des deutschen Schulwesens zu sprechen haben, so ist doch allein durch die Tatsache der Reichschulkonferenz anerkannt, daß sie nicht willkürlich schalten und walten können, sondern daß die Sachverständigen und die hinter ihnen stehenden Volkskräfte und Kulturströmungen ein gewichtiges Urteil mit in die Wagschale zu werfen haben. Es ist wohl kein Zweifel, daß die öffentliche Meinung es nicht gestatten würde, wenn das Reichsministerium des Innern, das es ausdrücklich ausgesprochen hat, daß die Reichsschulgesetzgebung jahre-, ja jahrzehntelang auf das gewonnene pädagogische Material zurückgreifen würde, sich über die Leitsätze der Ausschüsse und über die nach der vereinbarten Geschäftsordnung zu diesen abgegebenen Gutachten von Gruppen und Einzelpersönlichkeiten hinwegsetzen wollte.

Gewiß, das Ergebnis der Beratungen ist kein eindeutiges. Die Arbeit der Ausschüsse ist nicht in festen Beschlüssen der Vollversammlung zum Abschluß gekommen. Auch war die Arbeit der Ausschüsse naturgemäß stark von ihrer Zusammensetzung abhängig, die mehr oder minder zufällig war.

Trotzdem wäre es voreilig, von der Ergebnislosigkeit der Konferenz zu sprechen, wie es in einem Teil der Presse geschehen ist. Denn erstens bietet die Arbeit der Ausschüsse in kurzer, übersichtlicher Form ein umfassendes Bild aller wertvollen pädagogischen Strömungen, dessen ganze Bedeutung sich erst nach der in Aussicht gestellten Veröffentlichung übersehen lassen wird, ferner läßt sich auch ohne Abstimmung aus den zustimmenden oder ablehnenden Erklärungen ersehen, wie die Hauptgruppen über die einzelnen Leitsätze denken, und dann dürfen neben Beschlüssen, Paragraphen und Gesetzen die geistigen Imponderabilien nicht übersehen werden, und eins der wichtigsten war der Eindruck, den die große Mannigfaltigkeit der Anschauungen der Vertreter der großen lebendigen Triebkräfte, von den konfessionellen Gruppen bis zu den Kommunisten auf jeden Teilnehmer machen mußte, eine Warnung vor der Selbsttäuschung, durch die Gesetzgebung eine schematische Gleichmachung des deutschen Schulwesens erzwingen zu können.

Wie weit die gesamte Zusammensetzung der Schulkonferenz den vorhandenen kulturellen Strömungen des deutschen Volkes und denen des deutschen Schulwesens entsprochen hat, läßt sich sehr schwer beurteilen. Man wird zugeben müssen, daß es sehr schwierig war, eine einigermaßen gerechte





Berücksichtigung aller beteiligten Kreise möglich zu machen. Immerhin muß festgestellt werden, daß „die noch stark nach Licht und Anerkennung ringenden neuen Triebkräfte, die organisatorisch noch wenig entwickelt sind", nach eigener Angabe von Staatssekretär Heinrich Schulz, in dessen Händen die Vorbereitungen lagen, stärker berücksichtigt sind. Das gilt besonders von den radikalen Schulreformern, die eine weit über ihre zahlenmäßige Bedeutung hinausgehende Rolle gespielt haben.

Ein ungefähres Bild der Kräfteverteilung gibt folgende Übersicht, die durch Auszählung des amtlichen Teilnehmerverzeichnisses gewonnen ist. Von rund 640 Teilnehmern waren 91 Vertreter der Regierungen, 126 Seminar- und Volksschullehrer, 19 Schulaufsichtsbeamte, 12 katholische und evangelische Geistliche, 37 Vertreter der politischen Parteien, 21 der Jugendverbände, 42 Lehrerinnen und Oberlehrerinnen, 53 Vertreter der Universitäten und Hochschulen, 53 Philologen, 26 Vertreter der Städte und Landgemeinden und 160 Vertreter freier Berufe, Fachschulen und Einzelpersönlichkeiten (Vertreter freier Unterrichtsanstalten, Buchhändler, Gewerkschaften und Angestelltenverbände, Deutscher Beamtenbund usw.). Bei Beurteilung dieser Zusammenstellung ist zu berücksichtigen, daß der größte Teil der Volksschullehrer und der Philologen usw. nicht als Standesvertreter, sondern für eine Reihe von Vereinen, eventuell auch als Einzelpersonen usw. geladen waren, also auch zu den Vertretern der freien Berufe usw. gerechnet werden könnten, was aus dem amtlichen Verzeichnis nicht ersichtlich ist.

Eine größere Klarheit hätte sich ergeben, wenn bei Beginn der Tagung der Versuch gemacht worden wäre, schulpolitische Gruppen zu bilden und die Ausschüsse dementsprechend zusammenzusetzen. Eine dahingehende Anregung wurde aber zunächst von der Versammlungsleitung abgelehnt, und so fanden sich von vornherein nur kleinere Gruppen, wie die katholischen Schulpolitiker u. a., zusammen. Erst als nach Beendigung der Ausschußarbeit die Frage der Abstimmung in der Vollversammlung akut wurde, bildete man 5 solcher Gruppen.

1. Gruppe der konfessionellen Organisationen. 2. Gruppe der Philologen und Hochschullehrer. 3. der Fortbildungs- und Fachschulen. 4. Gruppe der Volksschullehrer und 5. der radikalen Schulreformer, wobei sich die beiden ersten und die beiden letzten Gruppen etwa die Wage hielten. Freilich waren die Ausschußarbeiten ja bereits zu Ende und damit die Möglichkeit einer praktischen Verständigung nicht mehr gegeben.

2.

Die Tagesordnung der Schulkonferenz hatte drei Gegenstände als die wichtigsten dadurch hervorgehoben, daß sie in den Vollsitzungen besprochen wurden. Doch begann auch über sie der Versuch des Ausgleichs erst in den Ausschüssen. Es waren dies: „Schularten, Schulziele und organisatorische Zusammenfassung zur Einheitsschule", „Lehrerbildung" und „Arbeitsschule".

Die dringlichste Aufgabe war die erste; ihr Ergebnis interessiert auch die Öffentlichkeit am meisten, und gerade in dieser Frage der Einheitsschule ist es gelungen, im Ausschuß für „Schulaufbau" ein befriedigendes Ergebnis zu erzielen. Die Mehrheit einigte sich auf folgender Grundlage. Die Grundschule bleibt vierjährig. Um jedoch den ver-

schiedenen Begabungen gerecht zu werden, ist sie als differenzierte Schule nach Art des Mannheimer Systems aufzubauen (einstimmig angenommen); ferner soll sie Einrichtungen erhalten, die es besonders Begabten ermöglichen, schon in drei Jahren zum Ziele zu gelangen.

Von der Grundschule führen drei Hauptzüge weiter, der Zug für die normal Begabten, der Zug für die praktisch und künstlerisch Begabten, der je nach den Verhältnissen mit der Volksschule vereinigt bleiben oder als selbständige Schule (preußische Mittelschule) aufgebaut werden kann, und der Zug für die erkenntnismäßig Begabten (höhere Schule).

Die höhere Schule ist neunjährig. Ihre dreijährige Mittelstufe, die in der Regel nach dem Reformsystem mit einer lebenden Fremdsprache aufgebaut werden soll, kann auch mit der Volksschule vereinigt werden, wenn keine Vollanstalt am betreffenden Orte lebensfähig ist. Daneben bleibt es Ländern und Gemeinden unbenommen, die höheren Schulen alten Stils, die sich bewährt haben, bestehen zu lassen.

Dieser ganze Aufbau kennzeichnet sich durch die Namen der Antragsteller Tews, Deutschbein, Sickinger, Rein, Hofstätter, Behrend, Steinhauser, Rutz als Kompromiß zwischen Volksschullehrern, Mittelschullehrern, Philologen und einem Teil der Hochschullehrer.

Allen weitergehenden Wünschen der Minderheiten soll durch ausreichende, aber begrenzte Versuche Rechnung getragen werden. So sollen in jeder Provinz bzw. jedem Staat eine sechs- bis achtjährige Grundschule mit anschließenden weiterführenden Bildungsanstalten zugelassen werden, aber nur an Orten, wo die bestehenden Schularten nicht gefährdet werden. Es wurde besonders dabei ausgesprochen, daß diese Einrichtung in erster Reihe dem platten Lande zugute kommen soll, durch dessen Vernachlässigung die Notwendigkeit solcher Schulen begründet wird. Die Fürsorge für Landschüler kam übrigens noch in einem besonderen Antrag zum Ausdruck. Ferner sollen sechsjährige Aufbauschulen auf die Volksschulen und neunjährige deutsche Oberschulen versuchsweise eingerichtet werden. Letztere werden wesentlich auf Deutschkunde gestellt, lehren eine lebende Fremdsprache und haben in den letzten Schuljahren wahlfreien Lateinunterricht.

Es wurde dann noch gegen die anwesenden Mädchenschuldirektoren der Antrag angenommen, daß das Mädchenschulwesen nach denselben Grundsätzen zu regeln ist wie das Knabenschulwesen. Es erscheint fraglich, ob bei der Abstimmung Klarheit darüber herrschte, daß damit das Lyzeum als Schulform abgeschafft würde.

3.

Im Plenum wurde die Abstimmung über die Leitsätze für „Schulaufbau" und „Lehrerbildung" mit 256 gegen 203 Stimmen abgelehnt, nachdem die Möglichkeit über die Beschlüsse der anderen Ausschüsse abzustimmen bereits allseitig fallen gelassen war. Die Mehrheit begründete ihr Votum mit der technischen Undurchführbarkeit; dieser Meinung hat sich nachträglich auch Staatssekretär Schulz in einer Unterredung im Berliner Tageblatt vom Donnerstag, den 1. Juli angeschlossen. Es entspricht auch der Anschauung der Mitglieder des preußischen Ministeriums für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, die die Arbeit in den Ausschüssen mitgemacht haben. Bei der großen Zahl von Anträgen mit Zusätzen und



Gegenanträgen, sich kreuzenden Anträgen usw. wäre die Durchführung der Abstimmung zweifellos unmöglich gewesen, zumal sie namentlich sein sollte. Die Minderheitsführer sahen dagegen in der Ablehnung das Kennzeichen rückschrittlicher Gesinnung in Schulfragen. Dies stimmt sicher nicht, da z. B. auch Gewerkschaften und freireligiöse Vertreter zur Mehrheit gehörten.

Es ist aber trotzdem möglich, ein Bild davon zu gewinnen, wie sich ein großer Teil der Konferenz zu den Beschlüssen dieses wichtigen Ausschusses gestellt hätte. Die Philologen versuchten nämlich die fehlende Abstimmung durch folgende Erklärung zu ersetzen, die von den großen für die Schulaufbaufrage wichtigen Verbänden gemeinsam abgegeben werden sollte:

„Wir halten die im Ausschuß 2 (Schulaufbau) gefaßten Mehrheitsbeschlüsse für eine ausreichende und aussichtsvolle Grundlage für die Weiterarbeit am Aufbau des deutschen Schulwesens.

Ohne daß eine der Hauptgruppen von ihren Grundsätzen etwas aufgibt, ist eine Verständigung darüber erfolgt, daß in voller Freiheit Versuche stetiger Fortbildung oder mehr oder minder durchgreifender Änderung unserer Schulen gemacht werden sollen, während das bestehende Schulwesen in seinem Gesamtumfang nicht beunruhigt oder erschüttert werden soll.

Wir halten es für selbstverständlich, daß alle beteiligten Kreise in eine vorurteilslose Prüfung des durch diese Versuche erzielten Erfolges eintreten werden und ihre weitere Stellungnahme vom Ergebnis derselben abhängig machen werden."

Dieser Erklärung hatten sich die Gruppe der Philologen und Hochschullehrer und der Hauptteil der konfessionellen Gruppe und auch die Führer der Volksschullehrerschaft Tews und Pretzel angeschlossen. Die Volksschullehrer verweigerten ihnen aber die Gefolgschaft, so daß die Aktion ins Wasser fiel. Auch das preußische Kultusministerium hat sich einem Pressevertreter gegenüber im obigen Sinne ausgesprochen, und dabei einen Gedanken von Goldbeck mit aufgenommen, der merkwürdigerweise keine Mehrheit im Ausschuß fand, obgleich er eigentlich den radikalen Anschauungen stark entgegenkam. Es handelte sich um eine Art geistiger Planwirtschaft, indem durch sorgfältig zusammengesetzte Kommissionen unter genauer Berücksichtigung der lokalen Interessen die Struktur des Schulwesens der einzelnen geographischen Gebiete festgelegt werden sollte.

Die an den Bericht über die Verhandlungen des Ausschusses anschließenden Erklärungen in der Vollversammlung halten sich im wesentlichen auch an die durch Kompromiß erzielten Mehrheitsbeschlüsse. Sie wünschen auf der einen Seite Erweiterung, auf der andern Einschränkung der Versuchsmöglichkeiten. Tews verlangt, daß für Versuche nur das Bildungsbedürfnis maßgebend sein dürfe und daß die Mittelstufe für erkenntnismäßig Begabte stets mit der Grundschule verbunden sein solle. Beachtenswerte Stimmen von Universitätslehrern (klassische Philologen und Germanisten) wenden sich gegen die deutsche Oberschule und die Aufbauschule, die keine hinreichende Vorbereitung auf eine Reihe von Studienfächern gewähren können, Kerschensteiner gegen die letztere, weil sie die Schüler überlasten werde, die Humanisten, auch Kerschensteiner und Harnack verlangen ferner, daß auch bei Neugründungen Mittelstufen mit Lateinunterricht möglich sein müßten, und

zum Schluß warnt Kerschensteiner nochmals vor zu weitgehender Zentralisation. „Das Reichsschulamt möge in Gestalt einer Taube wie der Heilige Geist, nicht aber wie das selige preußische Generalkommando über dem Schulwesen schweben."

Den Beruf- und Fachschulen ist eine ihrer Bedeutung entsprechende Behandlung in der Vollversammlung nicht zuteil geworden. Auch ihre Eingliederung in den Bau der Einheitsschule und die damit verknüpften Berechtigungsfragen sind im Ausschuß für Schulbau nicht besprochen, wohl deswegen, weil sie Gegenstand der Beratungen einer besonderen Kommission waren. Diese hat eine sehr glückliche Vorarbeit mit ganz bestimmten Vorschlägen gemacht. Hervorzuheben ist der „Entwurf eines Reichsschulgesetzes über Berufsschulpflicht" bis zum Beginn des 18. Lebensjahres mit durchschnittlich 320 Jahresstunden, die in den Stunden von 7 Uhr morgens bis 7 Uhr abends stattfinden müssen (mit Ausnahme des Turnens), und der durchgeführte Plan von Wirtschaftsschulen für Schüler mit abgeschlossener Volksschulbildung mit dem Zweck, durch wirtschaftliche, rechtliche und soziale Ausbildung für gehobene Stellen im öffentlichen und privaten Dienst vorzubereiten.

Auch Volkshochschulen und freies Volksbildungswesen traten zurück. Über dies Thema war auch kaum Neues zu erwarten. Dasselbe gilt auch von den Kindergärten.

4.

Weit größer waren die Gegensätze, die im Ausschuß für Lehrerbildung zum Austrag kommen sollten, da sie nicht nur gradueller, sondern prinzipieller Natur waren. Es ist daher eigentlich höchstens wunderbar, daß man überhaupt zu Leitsätzen gekommen ist. Und es ist auch ein großer Teil der Schwierigkeiten in diesen einfach umgangen. Einig war man sich nur darin, daß künftig die Volksschullehrer eine neunjährige höhere Schule besuchen sollen. Die Frage, ob ein „einheitlicher Lehrerstand" entstehen soll, ist so verschleiert, daß jede Partei heraussehen kann, was sie will. Eine klare Entscheidung über die weitere Ausbildung der Volksschullehrer wird vermieden. Sowohl die Begründung pädagogischer Fakultäten wie die ausschließliche Übernahme der Berufsbildung durch neu zu begründende pädagogische Akademien wurde abgelehnt.

Statt dessen wurde der Weg des Versuchs vorgeschlagen. Es kommen zur Ausbildung in Frage: pädagogische Institute im Anschluß an Universitäten unter Heranziehung von Universitätslehrern aller Fakultäten, Übernahme der Ausbildung durch die philosophischen Fakultäten oder die allgemeinwissenschaftlichen Abteilungen der technischen Hochschulen oder besondere pädagogische Berufshochschulen.

Über die Fachausbildung wird wenig gesagt; es wird nur abschließendes Studium mindestens eines besonderen Fachgebiets wissenschaftlicher, künstlerischer oder technischer Art verlangt.

Ein klares Bild über die Gesamtausbildung der Volksschullehrer ist aus diesen Angaben nicht zu gewinnen, da weder die Dauer des Studiums noch der Umfang der fachwissenschaftlichen Studien noch Art und Dauer der Einführung in die pädagogische Praxis ausreichend gekennzeichnet sind. Unumgänglich wäre die Angabe gewesen, wie die enzyklopädischen Kenntnisse in Deutsch, Geschichte, Erdkunde, Naturkunde, Staatsbürgerkunde usw. und die Fertigkeiten im Zeichnen, Singen,

Turnen usw. erworben werden sollen und ob unter vollem Studium eines Faches, z. B. Englisch und Pädagogik und Philosophie, ein drei- bis vierjähriges Studium verstanden werden soll.

Es ist daher begreiflich, daß in der Vollversammlung nur wenige geneigt waren, auf den Boden der Ausschußleitsätze zu treten. Für die alten Seminare, an denen so bittere Kritik geübt wurde, traten nur Gaudig und Kultusminister Seyffert ein, psychologisch interessant, da beide in dem in Volksschullehrerfragen stets vor Preußen vorausgehenden Sachsen ihre Erfahrungen gesammelt haben. Die Hochschullehrer waren geteilter Meinung. Die Hauptgruppe unter Führung von Spranger, Tröltsch und Harnack lehnte das Studium der Volksschullehrer ab und hielt daran fest, daß die Differenzierung zwischen wissenschaftlichem Lehrerstand und „Volksschullehrerstand" notwendig sei. Die Philologen äußerten sich nicht, doch ist kein Zweifel, daß sie nach wie vor in der pädagogischen Akademie, wie sie in ganz bestimmten Formen in den Arbeiten des Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht nach Vorschlägen von Spranger und Frischeisen-Köhler vorliegt, die geeignete Anstalt für die Berufsbildung der Volksschullehrer sehen. Sie ließen aber durch einen ihrer Redner besonders betonen, daß ihr Standesinteresse eine starke Hebung des Volksschullehrerstandes erwünscht erscheinen läßt, um die Gleichberechtigung mit den Verwaltungsbeamten zu erkämpfen. Ein weiteres schweres Hemmnis für die neuen Vorschläge bildet die Tatsache, daß die katholischen Lehrerverbände konfessionelle Lehrervorbereitungsanstalten verlangen. Interessant ist noch, daß für die Fachschullehrer eine besondere pädagogische Vorbereitung nicht für nötig erachtet wird. Nach dem Gesamtausfall dieser Besprechungen erscheint eine sorgfältige Ausarbeitung von durchgeführten Lehrplänen für die verschiedenen vorgeschlagenen Wege unerläßlich, ehe an eine Gesetzgebung gedacht werden kann. Namentlich ist eine grundsätzliche Festlegung ohne diese Vorarbeiten wertlos.

5.

Das dritte Hauptthema war der Arbeitsunterricht. Die Ansichten über diesen Gegenstand gehen deshalb so weit auseinander, weil bei der Vieldeutigkeit des Wortes Arbeit sehr Verschiedenes darunter verstanden wird. An anderer Stelle[1]) habe ich ausführlich dargelegt, daß zum mindesten die folgenden Bedeutungen zu unterscheiden sind: Arbeit als natürliches physisches und psychisches Phänomen, als technisches Verfahren, als soziale Erscheinung, als Prinzip der Produktivität gegenüber der Rezeptivität.

Die Berichterstatter und die Leitsätze über den Arbeitsunterricht trennen nun auch scharf zwischen Arbeit in der Form schaffenden Lernens als Lehrgrundsatz (Prinzip der Produktivität) und „Werkunterricht" (technische Arbeit), und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß alle Teilnehmer sich darüber einig sind, daß der Prozeß die Schularbeit im Sinne des ersten Grundsatzes einzustellen, der in allen Schulgattungen nach ergänzenden Ausführungen einer Reihe von Lehrern bereits einen erheblichen Umfang angenommen hat, zu unterstützen und zu beschleunigen ist, während die manuelle Anwendung sich in ihrem Umfange nach der Schulart richten muß.

Nicht zur Klarheit gekommen ist es

1) Das Schulprogramm der Sozialdemokratie von Dr. F. Behrend. Preußische Jahrbücher, Bd. 179, Februar 1920.

über die soziale Seite des Arbeitsbegriffs, die unnötigerweise mit den beiden genannten Forderungen verknüpft wird. Die Schule soll so umgebildet werden, daß sie nicht bloß eine Unterrichtsveranstaltung, sondern eine planmäßig aufgebaute erziehliche Arbeitsgemeinschaft sei. Nun ist letzteres offenbar jede Schule, und es handelt sich nur um eine besondere Form derselben, „die Solidarität der Schülerarbeit und Lehrerarbeit". So sicher in dieser Auffassung ein gesunder Kern steckt, so sicher ist, daß sie noch nicht hinreichend den wirklichen Menschen und den wirklichen Verhältnissen angepaßt ist. Man darf sagen, daß die gegensätzlichen Anschauungen über diesen Punkt, die tief in der Weltanschauung verankert sind, die ganze Dauer der Verhandlung hindurch, immer wieder zum Ausdruck kamen. Sehr treffend charakterisierte sie Goldbeck, wohl in Anlehnung an das bekannte Buch von Cassirer, als den Kampf von Freiheit und Form. Die radikalen Schulreformer möchten am liebsten die Schulen als Arbeitsgemeinschaft von Gleichgesinnten, wenn möglich unter Wahl des Führers durch die Schüler und möglichst freier Wahl der Unterrichtsgegenstände zur Weckung freier Gestaltungs- und Schaffensfreude nach eigener Anlage und Neigung; demgegenüber betonten Goldbeck, Harnack und der Verfasser dieser Zeilen, daß die Arbeit sich in den großen, zusammenhängenden Kulturprozeß einordnen müsse und daß dazu Autorität und Pflichtarbeit unerläßlich seien. Diese Ansichten fanden natürlich auch die Unterstützung der konfessionellen Gruppen.

6.

Im engen Zusammenhang mit der Arbeitsschulfrage stehen die Leitsätze einer Reihe anderer Ausschüsse, nämlich über körperliche Erziehung, über Schulhygiene, über Staatsbürgerkunde, über Kunsterziehung und über Schule und Heimat. Bei allen Forderungen derselben handelt es sich nur um die besondere Durchführung der allgemeinen Grundsätze des Arbeitsunterrichts. Es ist kaum ein Zweifel, daß fast alle Teilnehmer der Schulkonferenz diesen Forderungen sympathisch gegenüberstanden, aber es traf den Nagel auf den Kopf, was die Universitätslehrer der Pädagogik und eine stattliche Zahl der Philologen und anderer Gruppen in einer Erklärung zum Ausdruck brachten, daß die Einführung aller dieser Gegenstände als neuer Lehrfächer ausgeschlossen sei. Es ist klar, daß jeder dieser Ausschüsse gerade seinen Gegenstand für besonders wichtig hielt und den Gesamtlehrplan der Schule vergaß. Es hätte auch noch hinzugefügt werden sollen, daß die Anforderungen die an die Lehrer, und zwar an alle Lehrer gestellt werden sollen: Einführung in den Gesamtunterricht (Berthold, Otto) und Werkunterricht, Einführung in die Heimaterkundung und Heimatforschung, Studium des Auslanddeutschtums, Prüfung in staatsbürgerlicher Allgemeinbildung, Prüfung in Anatomie, Physiologie und Hygiene, Lehrgang für Leibesübungen usw. sich in ihrer Gesamtheit selbst ad absurdum führen. Übrigens fällt hiervon rückwärts wieder ein Schlaglicht auf die enzyklopädischen Anforderungen an den Lehrer und ihren Gegensatz zum wissenschaftlichen Fachstudium.

An den Arbeitsunterricht knüpfen auch die Beratungen über Schülerauslese an. Die von Rektor Götze vertretene Richtung glaubt, daß durch die neue Form der Schule, beim Gestalten, Schaffen und Handeln des Schülers eine

Art Selbstauslese eintritt, die nur durch den jugendkundlich geschulten Lehrer unterstützt zu werden braucht, um die richtige Wahl des Bildungsganges und Berufes herbeizuführen. Gegenüber dieser einseitigen Auffassung wiesen die Universitätslehrer der Pädagogik auf die Bedeutung der Psychologie und Begabungsforschung, die katholischen Lehrer auf die Bedeutung der Eltern für die Berufswahl hin. Zweifellos ist es aber richtig, daß eine wohlentwickelte Einheitsschule wenigstens eine Art negativer Auslese gewährleistet.

Gemäß dieser idealen erzieherischen Arbeitsgemeinschaft denken sich die Reformer auch das innere Leben der Schule. In den reichlich einseitig zusammengesetzten Ausschüssen über „Schüler", über „Schulleitung und Schulverwaltung" und über „Elternbeiräte" konnten sie fast restlos ihre Ansichten durchsetzen. Die Folge war ein Sturm von Protesterklärungen. Auf diesen Gebieten kann man daher auch nicht einmal von einer Annäherung der Meinungen sprechen. Es dreht sich nicht mehr um Schulgemeinde und Schülerausschüsse, die selbstverständlich erscheinen, obgleich es noch Jahre dauern wird, bis sie etwas Innerliches bedeuten. Vielmehr wird zur Sicherheit der Entwicklungsfreiheit der Jugendlichen gefordert: volle Vereins- und Versammlungsfreiheit (auch außerhalb der Schule), volle Freiheit der religiösen Entscheidung, Mitbestimmungsrecht bei Konferenzen in Schülerfragen, freier Verkehr zwischen Lehrern und Schülern, Freiheit für Schulen mit Koedukation.

So radikal die Freiheit für die Schüler sein soll, ebenso radikal auch für die Lehrer, ohne irgendeinen Unterschied zwischen den Schularten zu machen. Die kollegiale Schulleitung ist voll und ganz durchzuführen. Der Schulleiter, der für innere Schulangelegenheiten dem Kollegium, für äußere den zuständigen Behörden verantwortlich ist, wird auf Grund eines Wahlvorschlages des Lehrkörpers, der drei Namen enthält, von den schulunterhaltungspflichtigen Behörden auf sechs Jahre gewählt. Dem Schulleiter wird auch die Aufgabe der Ausbildung junger Lehrer genommen. Diese wählen sich einen Führer allerdings mit Zustimmung der Aufsichtsbehörde.

Besonders scharf wurden diese ganzen Anschauungen von den Lehrern an den höheren Schulen, übrigens unter Unterstützung von Kerschensteiner zurückgewiesen.

In Sachen der Elternbeiräte war die Hauptdifferenz die Frage, ob reine Elternbeiräte oder Schulpflegschaften, die aus den Eltern, Lehrern und Vertretern der Religionsgemeinschaften und von Gemeinde und Staat bestehen. Außerdem wird verlangt: weitgehendes Hospitierrecht der Eltern, Mitwirkung der Elternbeiräte bei Verwaltung der Schulen, Mitarbeit bei Erlaß wichtiger Gesetzesvorlagen und Verordnungen, Zusammenarbeit mit den Lehrerräten.

7.

Hat man schon bei diesen Auseinandersetzungen stark das Gefühl der Zukunftsmusik, so sieht man die ganze Schwere der Aufgaben, die für die Vereinheitlichung des Schulwesens noch zu leisten ist, wenn man die Leitsätze der Ausschüsse über Verwaltung des öffentlichen Schulwesens im Reich, über Privatschulen und über technische Vereinheitlichung des Schulwesens liest. Zweifellos hat das meiste allgemeinen Anklang gefunden, aber wie dornenvoll wird der Weg der Durchführung sein, man denke an den Ausgleich in der Schulunterhaltung zwischen Reich,



Ländern und Gemeinden, die Entschädigung der Privatschulen usw. oder die Beratungen über gemeinsame Schullehrpläne und Prüfungsordnungen, und die schwierigste aller Fragen: die Neuordnung des Berechtigungswesens!

Ist es auch durchaus begreiflich und für die Erörterungen förderlich gewesen, daß die ideellen pädagogischen Gesichtspunkte in den Vordergrund gerückt wurden und hauptsächlich ein Kampf der Ideen stattfand, so war es doch sehr richtig, daß der Reichsminister Koch am Schluß daran erinnerte, daß wir uns im Lande der „begrenzten Möglichkeiten" befinden.

Deshalb sollte es die wichtigste Aufgabe der Regierungen sein, die das Material der Schulkonferenz gesetzgeberisch verwerten sollen, die geringen Geldmittel, die zur Verfügung stehen, auf die Aufgaben zu konzentrieren, deren Lösung unbedingt nötig erscheint. Das ist die Lehrerbildungsfrage, die eine einigermaßen befriedigende Lösung finden muß, die Verbesserung des Volksschulwesens insbesondere auf dem platten Lande und in den Kleinstädten, die Erhaltung und Förderung des Fortbildungs- und Fachschulwesens und die Erhaltung des Bildungsniveaus der Hochschulen und höheren Schulen.

Damit aber die Arbeit, die auf der Tagung der Reichschulkonferenz geleistet ist, zur vollen Geltung kommt und eine stetige Mitarbeit der Sachverständigen garantiert wird, muß mit allen Mitteln erstrebt werden, daß der gelegentlich ins Auge gefaßte Plan eines Reichsschulbeirates, der aus einer kleinen Anzahl namhafter Fachleute aller Richtungen zusammengesetzt ist, verwirklicht wird.

Hindenburgs Selbstbiographie.

Von W. Platzhoff.

Jn den Monaten nach unserem Zusammenbruch haben die meisten politischen und militärischen Führer Deutschlands ihre Erinnerungen geschrieben, um darin ihre Auffassung und Haltung zu begründen und zu verteidigen. Hindenburgs Werk trägt einen ganz anderen Charakter und verfolgt ein ganz anderes Ziel. Es ist keine Rechtfertigungsschrift mit sensationellen neuen Enthüllungen und scharfen Hieben auf die Widersacher, sondern, wie der Titel besagt, eine Selbstbiographie, eine schmucklos schlichte Rück- und Innenschau auf ein reiches Leben. Die Fragen, um die der Kampf der Meinungen heute vor allem tobt, werden nur nebenbei, soweit es zum Verständnis des Ganzen nötig ist, berührt und stets in rein sachlicher Weise, alle Erörterungen, die eine Polemik hervorrufen könnten, geflissentlich vermieden. Dem inneren Frieden und der Eintracht des deutschen Volkes soll, wie so viele goldene Worte Hindenburgs, auch sein Buch dienen. Er fordert jeden Leser zur Selbstbesinnung auf, wenn er hier die Eindrücke wiedergibt, unter denen sein Leben sich vollzog, und die Richtlinien klarlegt, „nach denen ich glaubte, denken und handeln zu müssen". Er wendet sich an das ganze deutsche Volk ohne Unterschied der Parteistellung. Es ist ein Volksbuch im besten Sinne des Wortes, und wird als solches einen Ehrenplatz in der deutschen Nationalliteratur einnehmen.

Man staunt, wie glänzend der Generalfeldmarschall, der doch erst als Greis zur Feder greift, die Form der Dar-




stellung meistert. Gewiß auch er schreibt wie Ludendorff, Falkenhayn und all die anderen den einfach klaren Stil des preußischen Generalstabsoffiziers, aber die lebendige Anschaulichkeit, der Bilderreichtum und zumal die innere Wärme, die das ganze Werk durchzieht, fließen doch aus seinem eigensten Wesen heraus. Man braucht nur die Erinnerungen Ludendorffs daneben zu halten, um sofort den Unterschied zwischen den beiden Persönlichkeiten zu erkennen — dort die rastlose, leidenschaftliche, schroffe Kämpfernatur, hier den abgeklärten, ruhig abwägenden, im Grunde seines Herzens milden Mann. Man sieht es förmlich, wie gut sie sich ergänzten.

Ihr Verhältnis wird die Forschung noch viel beschäftigen. Den oft gebrauchten Vergleich mit Blücher und Gneisenau lehnt Hindenburg ab. Er nennt ihr gegenseitiges Verhältnis das einer glücklichen Ehe, in der der Außenstehende das Verdienst des einzelnen nicht scharf abgrenzen kann. „Man trifft sich im Denken wie im Handeln, und die Worte des einen sind oftmals nur der Ausdruck der Gedanken und Empfindungen des anderen. Eine meiner vornehmsten Aufgaben.... sah ich darin, den geistvollen Gedankengängen, der nahezu übermenschlichen Arbeitskraft und dem nie ermattenden Arbeitswillen meines Chefs soviel als möglich freie Bahn zu lassen und sie ihm, wenn nötig, zu schaffen. ... Auf die Harmonie unserer kriegerischen und politischen Überzeugungen gründete sich die Einheitlichkeit unserer Anschauungen in dem Gebrauch unserer Streitmittel. Verschiedenheiten der Auffassungen fanden ihren natürlichen Ausgleich und Abgleich, ohne daß das Gefühl gemachter Nachgiebigkeiten auf einer oder der anderen Seite jemals störend dazwischentrat." Nach der Entlassung Ludendorffs „war mir zumute, wie wenn ich von der Beerdigung eines mir besonders teueren Toten in die verödete Wohnung zurückkehrte". Einen schöneren Nachruf wird niemand dem General Ludendorff schreiben können. Aus ihm spricht die reine, tiefinnerliche Menschlichkeit des Feldmarschalls, die seinem ganzen Buche das Gepräge gibt.

Über dem ersten, bis 1914 reichenden Teil liegt ein besonders intimer Reiz. Hier erzählt Hindenburg von seinem Vaterhaus und den Kadettenjahren in Wahlstatt und Berlin, von seinem Eintritt in das Heer und seinen Kriegserlebnissen 1866 und 1870/71, von der langen militärischen Friedensarbeit, die ihn 1903 an die Spitze des IV. Armeekorps brachte, und schließlich von seinem selbstgewählten Abschied (1911) und seinem ersten Ruhestand. Hier plaudert er von seinem eigenen Familienleben und seinen persönlichen Erinnerungen an Kaiser Wilhelm I. und seine Paladine, von seinen Interessen und Liebhabereien. Der Rückblick klingt aus in einem von innerster Überzeugung getragenen Lobpreis auf das alte deutsche Heer und die deutsche Heereserziehung, „die große Schule für Organisation und Tatkraft".

Der zweite Abschnitt beginnt mit einer kurzen Betrachtung über die deutsche Politik vor dem Weltkrieg. Mit ihr hat er sich erst seit seinem Ausscheiden aus dem aktiven Dienst befaßt, aber lediglich „in dem Rahmen eines stillen Beobachters". Er selbst bezeichnet sich als eine unpolitische Natur, der eine Betätigung innerhalb der Gegenwartspolitik widersprach; „vielleicht war hierfür mein Hang zur politischen Kritik zu schwach, vielleicht auch mein soldatisches Gefühl zu stark entwickelt". Wir wissen heute, daß er

deshalb in weiser Selbsterkenntnis jeden Gedanken an das Reichskanzleramt von sich gewiesen hat. Auch als Chef des Generalstabes des Feldheeres hat er sich nicht mehr als unbedingt notwendig mit den politischen Fragen beschäftigt. Diese Notwendigkeit ergab sich ihm vor seinem Gewissen dann, wenn „die Bestrebungen anderer uns nach meiner Überzeugung auf eine bedenkliche Bahn führten, wenn ich nicht da zur Tat getrieben hätte, wo ich Tatenlosigkeit oder Tatenunlust zu bemerken glaubte, wenn ich endlich meine Ansichten für Gegenwart und Zukunft nicht dann mit aller Schärfe vertreten hätte, wenn die Kriegführung und die zukünftige militärische Sicherheit meines Vaterlandes durch politische Maßnahmen berührt oder gar gefährdet wurden“.

Wann diese Fälle eintraten, deutet er — ganz anders als Ludendorff — nur kurz an. Die Konflikte mit der Reichsleitung und die Kanzlerkrisen von 1917 werden bloß gestreift. Von Kaiser Wilhelm II. spricht er stets als „meinem Allerhöchsten Kriegsherrn“, er fühlt sich ganz als preußischer Offizier und enthält sich jeder Kritik. Aus seiner Abneigung gegen die parlamentarische Entwicklung und die Herrschaft der Parteien macht er keinen Hehl. Die Friedensresolution des Reichstages schreibt er dem Mangel an politischer Selbstzucht und dem Fehlen einer von kosmopolitischen Schwärmereien völlig freien Vaterlandsliebe zu. Sein Kriegsziel war ein Friede, der Deutschlands Stellung in der Welt gegen politische Vergewaltigungen sicherte und es zu einer starken Stütze für seine Bundesgenossen machte. „Auf welchen politischen und geographischen Grundlagen dieses Ziel erreicht wurde, war für mich als Soldat eine Frage zweiter Linie; die Hauptsache war, daß es erreicht wurde.“ Damit war seine Stellung zu allen großen Fragen, die der Krieg aufwarf, gegeben, zu der amerikanischen Vermittlung und dem Unterseebootkrieg sowohl wie zu der Friedensresolution und der polnischen Frage. Sie deckt sich völlig mit der Haltung Ludendorffs, nur daß sie wiederum nicht so schroff zum Ausdruck kommt. Im einzelnen stützte er sich natürlich auf das Votum der zuständigen Stellen — so hat er bei dem unglücklichen Plan einer polnischen Armee seine eigenen nur allzu berechtigten Bedenken vor dem Optimismus Beselers unterdrückt —, aber in allem ließ er auch den gesunden Menschenverstand mitsprechen, den er in besonders hohem Maße sein eigen nennen kann.

Aus ihm heraus stand er schon vor dem Kriege der vielberufenen „Nibelungentreue“ skeptisch gegenüber. Der Satz „Unsere Bündnispolitik richtete sich mehr nach einem Ehrenkodex als nach den Bedürfnissen unseres Volkes und unserer Weltlage“ charakterisiert treffend die deutsche Bündnispolitik nach 1890. Er selbst hat ihre Folgen als Führer eines Koalitionskrieges vor allem spüren und auskosten müssen. Nowacks Schrift „Der Weg zur Katastrophe“ und die Erinnerungen des Generals v. Cramon haben die tiefen Gegensätze zwischen Berlin und Wien und zwischen der deutschen O. H. L. und dem österreichischen Armeeoberkommando inzwischen vor aller Welt enthüllt, bei Hindenburg kann man höchstens zwischen den Zeilen davon lesen. Allerdings betont er das Mißverhältnis zwischen den politischen Ansprüchen der Doppelmonarchie und ihren innerpolitischen sowie militärischen Kräften, und verschweigt auch die Schwächen ihres Heerwesens und den Mangel

an Hilfsbereitschaft gegenüber dem deutschen Verbündeten nicht, aber immer wieder hebt er zur Entschuldigung die unendlichen inneren Schwierigkeiten des Habsburgerreiches hervor. Zu scharfen Ausfällen und Anklagen, von denen Nowacks Buch geradezu strotzt, läßt er sich in seiner vornehmen Ritterlichkeit nirgends hinreißen, und die Beurteilung Czernins und zumal Kaiser Karls ist zweifellos zu schonend. Volles Lob zollt er den militärischen Leistungen der Türken und wirft mit Recht die Frage auf, wie sich diese mit dem offenkundigen Verfall des türkischen Staates und seinen inneren Gegensätzen in Einklang bringen lassen. Ein recht günstiges Bild zeichnet er von Enver Pascha, er wird ihm gerechter als jetzt Liman v. Sanders dadurch, daß er in ihm den Orientalen nicht vergißt. An den Bulgaren tadelt er vor allem das Hineintragen des innerpolitischen Parteizwistes in die Armee, woran auch Radoslawow nicht unschuldig war; bei dem Zusammenbruch des Königreiches läßt er sogar Verrat vermuten.

Im Mittelpunkt des Werkes stehen natürlich die militärischen Ereignisse der vier Kriegsjahre. Sie werden nur in großen Zügen geschildert, aber mit solcher Volkstümlichkeit und Anschaulichkeit, daß auch der Nichtfachmann die verwickeltsten strategischen wie taktischen Maßnahmen und Operationen begreifen kann. Mißerfolge und Niederlagen werden nicht verschwiegen oder bemäntelt. Den Gegnern und ihren Leistungen wird die Anerkennung nicht versagt. Mit besonderer Vorliebe legt Hindenburg die Gründe und Erwägungen dar, die ihn und seine Berater zu ihren Entwürfen, Plänen und Entscheidungen bestimmten, und eröffnet uns so einen Einblick in die kolossale Schwere der Verantwortung, die auf ihnen lastete, und der Entschlußkraft, die von ihnen gefordert ward. Dabei hält er sich indes von jeder Selbstgefälligkeit und Selbstverherrlichung frei. Die eigene Person rückt er bescheiden in den Hintergrund, nicht nur vor seinen Mitarbeitern, sondern vor allem vor dem deutschen Heer, dessen unvergleichlicher Heldenhaftigkeit er alle Siege zuschreibt. Auf das Vertrauen zu seinen Truppen und ihren inneren Werten, auf die feste Überzeugung, „daß sie das Schwerste ertragen und das Unmöglichscheinende möglich machen werden", hat er alle seine Entschlüsse gebaut. Und wenn er Tausende in den Tod schicken mußte, so hat er, wie er offen bekennt, die rein menschlichen Gefühle am schwersten bannen können.

Immer wieder drängt sich dem Leser der Schmerz darüber auf, daß dieser Mann und seine Genossen erst dann in die O.H.L. berufen wurden, als es zu spät war. Er selbst redet darüber nicht, aber seine Kritik an dem mit Österreich-Ungarn vereinbarten Kriegsplan, an dem Vormarsch und der Marneschlacht, an Verdun und der Offensive in Rußland von 1915 sagt dem Kundigen viel. Jedoch auch hier findet sich nirgends ein absprechendes Urteil über die damals verantwortlichen Stellen und Persönlichkeiten. Ausführlich begründet er seinen Entschluß zu der Offensive von 1918. „Wir standen immer in der Wahl zwischen Kampf bis zum Siege oder Unterwerfung bis zur Selbstentsagung.... Wir hatten nach meiner Überzeugung die nötige Stärke und den nötigen kriegerischen Geist zum Entscheidung suchenden letzten Waffengang." Die Gegner konnten den Krieg noch jahrelang hinziehen, wir nicht. „Auch wenn ich das jetzige Unglück meines Vaterlandes vor Augen

habe, trage ich die felsenfeste Überzeugung, daß ihm das Bewußtsein, die letzte Kraft an sein Dasein und seine Ehre gesetzt zu haben, mehr zu seinem inneren Aufbau nützen wird, als wenn der Krieg in einem allmählichen Ermatten bis zur Kraftlosigkeit geendet hätte." Die Ursachen der Katastrophe erblickt er in dem von der feindlichen Propaganda beförderten Versagen der Bundesgenossen und der deutschen Heimat, die dem Heer nicht mehr die erforderlichen körperlichen und sittlichen Kräfte zur Verfügung stellte. „Wie Siegfried unter dem hinterlistigen Speerwurf des grimmen Hagen, so stürzte unsere ermattete Front; vergebens hatte sie versucht, aus dem versiegenden Quell der heimatlichen Kraft neues Leben zu trinken." Geradezu ergreifend ist die Schilderung der letzten Wochen vom 28. September, an dem er sich zu dem Entschluß durchrang, dem Kaiser den Vorschlag zum Friedensschritt zu unterbreiten, bis zum 9. November. In jedem, der damals beim Feldheer war, wird hier die Erinnerung wach an die schweren Stunden, in denen bei dem allgemeinen Zusammenbruch dieser Mann uns Halt und Vorbild war. Und auch darin gibt er uns ein leuchtendes Beispiel, daß er trotz all des Furchtbaren, was wir seit dem November 1918 erlebt haben, und was auf ihm noch schwerer lasten muß als auf der jüngeren Generation, das Vertrauen auf die Zukunft und auf eine Genesung Deutschlands nicht aufgibt. „Ich habe das Heldenringen meines Vaterlandes gesehen und glaube nie und nimmermehr, daß es sein Todesringen gewesen ist." Mit einem Appell an die deutsche Jugend legt er die Feder aus der Hand.

Den Feldherrn Hindenburg hat die ganze Welt vier Jahre lang bewundert, das deutsche Volk hat schon immer in ihm den echten deutschen Mann verehrt und geliebt. So steht er auch in seiner Selbstbiographie vor uns: in seiner schlichten Seelengröße und seinem Seelenadel, mit seinem Pflichtbewußtsein, seiner Charakterfestigkeit und Tatkraft, mit seinem Verantwortungsgefühl und seiner Verantwortungsfreudigkeit. Wenn ihn und alle Zeitgenossen des Krieges schon längst der Rasen deckt, wird sein Buch kommenden Geschlechtern stets aufs neue künden von dem Heldentum des deutschen Heeres und von dem Heldentum eines altpreußischen Offiziers.

Das Ausland im Weltkriege.

Von Justus Hashagen.

Auslandstudien an der Universität Halle-Wittenberg. 2. Reihe: Zehn öffentliche Vorträge über das Ausland im Weltkriege. (Auch als einheitlicher Band unter dem Titel: Das Ausland im Weltkriege. Seine innere Entwicklung seit 1914. 1919. VI, 444 S. Preis 16 M.) 1. R. Fester, Die Internationale 1914—1919. 2. H. Waentig, Belgien. 3. E. Daenell, Dänemark. 4. G. Aubin, Deutsch-Österreich. 5. F. Salomon, England. 6. A. Günther, Frankreich. 7. P. J. Blok, Holland. 8. P. Herre, Italien. 9. A. Frhr. v. Freytagh-Loringhoven, Rußland. 10. F. Arnheim, Schweden.

Mit der Veröffentlichung von zehn Vorträgen über das Ausland im Weltkriege aus dem Sommer 1919 hat sich die Universität Halle um die Auslandstudien ein neues Verdienst erworben. Der Gegenstand umfaßt freilich so viel, daß eine engere Umgrenzung unvermeidlich war. Auch von europäischen Staaten mußten beispielsweise die Schweiz und Spanien vorerst außer Be-

tracht bleiben. Auch sachlich war die Marschroute zu binden. So stellte man durchweg die Parteigeschichte in den Vordergrund, berücksichtigte aber auch den breiten inner-, ja äußerpolitischen Rahmen, der sie umgibt. Zeitlich wäre sogar eine noch energischere Beschränkung auf das Thema, d. h. den Weltkrieg selbst, mit Einschluß des Krieges nach dem Kriege, geboten gewesen. Wenn allzu weit reichende geschichtliche Rückblicke und sonstige entbehrliche geschichtliche Betrachtungen unterblieben wären, die in Kürze doch nicht befriedigen, so wäre Raum für eine breitere Ausgestaltung der Gegenwartsskizze gewonnen worden, so in 4, 6 und 9. Auch sonst ist die Raumverteilung ungleichmäßig. Einzelne der behandelten Mächte, besonders 5, aber auch 9, sind etwas zu kurz gekommen. Die Literaturangaben sind dankenswert, hätten aber überall mit den unentbehrlichen Jahreszahlen versehen werden sollen. Manche Ergänzung dazu hätte sich ohne Weitschweifigkeiten aufnehmen lassen. Nur 6, 8 und 9 geben innerhalb des Textes Überschriften. Bei dem sehr verschiedenartigen Inhalte der einzelnen Vorträge hätten diese Erleichterungen der Übersichtlichkeit überall angebracht und außerdem noch in einem ausführlichen Inhaltsverzeichnisse zusammengefaßt werden sollen. Auch damit wird kein Raum verschwendet.

Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß unter den deutschen Rednern, denen man diese Sammlung verdankt, auch ein Neutraler erscheint: der bekannte Leydener Geschichtsprofessor P. J. Blok, und daß sein Beitrag ein warmes Gefühl für das geschlagene deutsche Brudervolk erkennen läßt. Den Versailler „Frieden" verwirft dieser wahrheits- und ehrliebende Niederländer durchaus, und den Völkerbund nennt er kurz und bündig einen „imperialistischen Ententebund". Auch die neusten „schändlichen belgischen Bedrohungen" der Integrität der Niederlande werden mitsamt dem belgischen Bündnis scharf abgelehnt. Dagegen ist der umsichtige Verfasser, dem man es anmerkt, daß er in der Geschichte seines Landes zu Hause ist und zugleich den Krieg mit offenen Augen erlebt hat, erfolgreich um eine Erklärung und Verteidigung der Kriegsneutralität der Niederlande bemüht, die nicht nur im Interesse der Niederlande, sondern auch im Interesse der beiden kriegführenden Parteien gelegen habe. Außerdem werden die inneren, materiellen und moralischen, Kriegsnöte Hollands mit lebhaften Farben geschildert.

Zwei andere neutrale Mächte, Dänemark und Schweden, werden von berufenen deutschen Kennern behandelt. Bei beiden Mächten wird von der inneren und äußeren Politik eine klare und eindringliche Charakteristik geboten, der man tieferes Verständnis für skandinavisches Germanentum nachrühmen darf. Dänemarks äußere Politik steht ganz im Banne der nordschleswigschen Frage und des wiederaufgelebten und modern umgebildeten Eiderdänentums. Am Anfange und am Schlusse seiner Darstellung würdigt Daenell sie knapp, aber durchaus sachlich und überzeugend. Auch die westindische Frage findet schon wegen ihrer innerpolitischen Bedeutung die nötige Beachtung. Das Schwergewicht liegt jedoch in diesem wie in den meisten anderen Vorträgen auf der besonders lehrreichen Untersuchung der immer stärker demokratisierten inneren Verhältnisse. Der Sozialismus, der in Dänemark verhältnismäßig maßvoll auftritt, wird hier wie sonst eingehend berücksichtigt. Bei Arnheim steht der Kampf



zwischen Hammarskjöld und Branting um Schwedens Neutralität und Schwedens Seele im Mittelpunkte der temperamentvollen Darlegungen. Der endlich erfochtene Sieg Brantings bedeutet zugleich die Niederlage Deutschlands. Noch nirgends ist die überaus verhängnisvolle Arbeit dieses erbitterten Deutschenfeindes sowie der ententistischen Transitogesellsschaft und des Außenministers Knut Wallenberg in Deutschland bei aller Kürze so anschaulich geschildert worden wie hier. Durch seinen Sozialismus ist Branting von einseitigster ententistischer Stellungnahme jedenfalls nicht zurückgehalten worden. Schon Eduard VII. hatte übrigens, wie Arnheim mit Recht betont, mit der Auflösung der schwedisch-norwegischen Union gerade auf skandinavischem Boden einen großen Erfolg über Deutschland errungen. Der Verfasser verbreitet sich ferner über Schwedens Verhältnis zu Rußland und zu Rußlands skandinavischen Ausdehnungsplänen. Ferner nehmen die finnische und die Alandsfrage einen breiten Raum ein. Auch die Entwicklung der schwedisch-deutschen Beziehungen während des Krieges wird vorsichtig skizziert. Rechnet man noch den reichen innerpolitischen Inhalt hinzu, so wird man das Schwedenheft als eine Zierde der Sammlung bezeichnen.

Der schmerzlichen Aufgabe, jetzt über Deutsch-Österreich zu schreiben, entledigt sich der Deutschböhme G. Aubin mit bemerkenswertem Geschicke. Besonders die zweite Hälfte seiner lesenswerten, den Zeiten des Krieges und des Umsturzes gewidmeten Ausführungen verdient aufmerksame Beachtung. Der tragische Übergang von den großen Hoffnungen und Entwürfen, die sich in Kriegsschlagworten wie dem vom österreichischen Wunder, von Österreichs Erneuerung, aber auch von Mitteleuropa verkörpern, zum verhängnisvoll von außen und innen beschleunigten Zersetzungs- und Auflösungsprozesse kommt dem Leser hier noch einmal zum Bewußtsein. An der Schwelle der Gegenwart wird jedoch die schwarzgelbe Illusionspolitik durch eine noch schlimmere demokratisch-sozialistische abgelöst, die den Verband mit der Preisgabe des deutschen Bündnisses und des alten Deutschlands zu gewinnen hofft. An der in den Abgrund führenden Ministerreihe Stürgkh—Seidler—Hussarek kann man das innerpolitische Verhängnis, das freilich durch die alten Erbübel einer verfehlten Nationalitätenpolitik bedingt wird, genau verfolgen. Besonders warmes Interesse bekundet der Verfasser, der auf Grund eigener Anschauung urteilt, für das traurige Schicksal seiner deutsch-österreichischen Stammesgenossen in den Alpen- und Sudetenländern, von denen fast vier Millionen unter fremdländische Herrschaft gebeugt werden. Ein Bekenntnis zu großdeutscher Kulturpolitik schließt den Vortrag. Seinen Ausgang nimmt er u. a. von einer Übersicht über die Hauptprobleme des alten Staates. Zu ihnen gehört auch der in gleicher Weise gegen Zentralismus und Föderalismus gewandte Sozialismus. Neben Renner, der schon vor dem Kriege für die Praxis die Hoffnungen aller derer enttäuscht habe, die ihn nur aus seinen Schriften gekannt hätten, wären auch Otto Bauer und der ganze Austromarxismus einer näheren Betrachtung wert gewesen.

Unter den Vorträgen, die sich mit der feindlichen Seite beschäftigen, ragt der Herres hervor. Hier wird zum ersten Male eine für die Hauptwendungen einigermaßen vollständige Übersicht über die italienische Kriegspolitik und




über das italienische Kriegsschicksal gegeben. Das vom Verfasser gezeichnete Bild ist sehr dunkel, vielleicht hier und da etwas zu dunkel gehalten. Der Selbstüberschätzung des Dritten Italiens wird mit dem besonders wirtschafts- und sozialpolitisch begründeten Satze entgegengetreten: „Italien ist nicht, was es sein will." Herre spricht ferner von der „Rache der Geschichte für die von verwerflicher Großmannssucht beherrschte Treulosigkeit gegenüber den Verbündeten". Andererseits gestalte sich der Ausblick in die Zukunft Italiens sehr trübe. Und doch enthalten Herres auf langjähriger eifriger Beschäftigung mit den italienischen Problemen beruhenden Ausführungen unleugbare, wenn auch bittere Wahrheiten, und die Sympathie für den „Schicksalsgenossen des eigenen gedemütigten Vaterlandes" waltet im Hintergrunde; denn auch Italien hat seine großen Kriegserfahrungen gehabt wie die vom Verfasser nicht verschleierte einigende Wirkung des Durchbruchs von Karfreit. Herres Arbeit hat somit nicht nur eine orientierende, sondern auch eine politische Bedeutung: sie könnte eine neue Note in die gegenwärtige deutsche Stimmung gegenüber Italien, ja in Deutschlands zukünftige Italienpolitik bringen, indem sie den unleugbaren Verrat durch Italiens schweres Kriegsschicksal gewissermaßen gesühnt sein läßt. In der Tat unterscheidet sich Italiens Verhalten nach dem Siege vorteilhaft von dem seiner Verbündeten. Schon die Linie Salandra—Orlando—Nitti gibt zu denken. Eine dem Referenten vernehmbare, früher beinahe alldeutsche Stimme aus Meran rühmt die italienischen Kavaliere. Nicht nur die italienischen Sozialisten sind gegen die anglofränkische Knechtschaft.

Auch über dem siegreichen Frankreich lagern tiefe Schatten. Das hätte bei Günther vielleicht noch stärkere Hervorhebung verdient. Während der Historiker Herre mehr ein allseitiges, wenn auch skizzenhaftes Bild erstrebt, steht bei dem Nationalökonomen Günther mehr nur das Innere zur Diskussion. Die Parteigeschichte wird auch hier bevorzugt, stellenweise aber doch gar zu eingehend behandelt. Gut gelungen ist u. a. die Begründung der Union Sacrée, auch der Bericht über die allmähliche Verstärkung des sozialistischen Widerstandes gegen die Kriegspolitik der Regierung. Neben den Sozialisten erscheinen auch Monarchisten und Klerikale (20000 Priester haben mit der Waffe gedient) in scharf umrissenen Bildern. Die zu weit ausholende, sogar die Ziffern der Napoleonischen Plebiszite aufzählende Einleitung hätte durch nähere Beschäftigung mit der neufranzösischen Geistesgeschichte, besonders mit dem Esprit Nouveau ersetzt werden sollen. Verdienstlich sind andere statistische und wirtschaftsgeschichtliche Mitteilungen, bei denen der Verfasser teilweise seine aufschlußreichen Arbeiten über das besetzte französische Gebiet verwerten kann.

Wenn A. Frhr. v. Freytagh-Loringhoven Rußland ebenfalls mit besonders starker Berücksichtigung der Parteigeschichte behandelt, so bedarf das am wenigsten der Rechtfertigung. Die kurze, aber bewegte Geschichte des Bolschewismus wird in kräftigen Strichen vorgeführt. Auch seine Umwandlung zur bolschewistischen Bureaukratie und zur Bourgeoisie der Revolutionsgewinnler wird noch verfolgt. Immerhin hätte sowohl für seine ideengeschichtliche wie für seine wirtschafts- und sozialgeschichtliche Ableitung und Erklärung noch mehr geschehen können. Auch wäre man für eine genauere



Darstellung der letzten Revolution und für eine persönliche Charakteristik der Revolutions- und Parteigrößen dankbar gewesen. Auch dieser Vortrag hätte am Anfang durch Beseitigung allzu langer „vorgeschichtlicher" Abschnitte entlastet werden können.

Trotz des knappen, durch allzu reichliche Zitate aus englischen Quellen noch mehr beengten Raumes hat es Salomon verstanden, die Grundzüge der neusten englischen Parteigeschichte von Joe Chamberlain bis zu dem scharf kritisierten Lloyd George lebendig zu machen. Auch in die Beweggründe und den Verlauf der ganzen englischen Kriegspolitik, die es erreicht hat, den Krieg zugleich als Volkskrieg und als Reichskrieg führen zu lassen, gewinnt der Leser einen zuverlässigen und nachhaltigen Einblick. Zur Schuldfrage im weiteren und im engeren Sinne bemerkt der Verfasser: „Nicht nur in der Einkreisungspolitik liegt Englands Mitschuld am Kriege; sie liegt unmittelbar darin, daß Grey in der entscheidenden Stunde unsere Regierung irregeführt hat, weil er nicht rechtzeitig zu bekennen wagte, daß ihm das russische Bündnis einen Krieg wert sei." Diese Feststellungen sind jedoch nach zwei entscheidenden Seiten noch ergänzungsbedürftig. Für die Zeit vor dem Attentate von Sarajevo ist nicht zu vergessen, daß England nicht nur bei seinen Bundesgenossen und Freunden die Verfolgung äußerpolitischer Ziele duldete und begünstigte, die nur mit Krieg zu erreichen waren, sondern daß es auch selbst außerhalb Europas solchen „Kriegszielen" nachjagte. Was aber Greys Diplomatie während der letzten dreizehn verhängnisvollen Verhandlungstage betrifft, so ist sie weithin und allgemein durch einen großen Mangel an Unparteilichkeit charakterisiert.

Aus Waentigs Belgienvortrage sei hier besonders die Darstellung der in Belgien selbst gegen den deutschen Okkupanten mit so großem und schließlich durchschlagendem Erfolge ins Werk gesetzten Widerstands- und Sabotagepolitik hervorgehoben, die zwei vortreffliche Organe, ein altes, die katholische Kirche, und ein neues, das vielberufene Comité National, findet. Wenn der Verfasser im übrigen die Gelegenheit benutzt, seine gewiß sonst gut unterrichtenden, aber nicht immer rein sachlich gehaltenen Auslassungen mit einer überscharfen Kritik der deutschen Belgienpolitik zu würzen, so dürfte diese vielleicht auf üblen persönlichen Erfahrungen oder Beobachtungen fußende Kritik aus dem Rahmen der Serie schon deshalb herausfallen, weil ein Vortragspublikum zu ihrer Würdigung schwerlich zuständig ist. Auch steht Waentigs Verfahren zu dem Günthers durchaus in Gegensatz.

Zu Deutschlands Feinden gehört auch die Internationale. Man kann nur bedauern, daß Festers viel Neues und Wertvolles enthaltende, treffliche Studie nicht schon während des Krieges erscheinen konnte. Sie hätte vielleicht manchem die Augen geöffnet. Freilich war während des Krieges entscheidendes Quellenmaterial noch unzugänglich: „Die Arbeit der Kientaler ist aus dem Dunkeln erst ins Helle gerückt worden, als die selbstmörderische Politik der deutschen Regierung Lenin und Genossen im April 1917 die Rückkehr nach Rußland erlaubt hatte." Es ist unmöglich, den reichen Inhalt der Schrift hier wiederzugeben. In der Hauptsache untersucht sie die Schuld der Internationale an den Revolutionen und am Weltkriege. Die Schuld an den Revolutionen wird vom Angeklagten selbst zugegeben. Es ist aber immer lehr-




reich, alle einzelnen Etappen verfolgen zu können. Nur so gewinnt man eine Vorstellung von dem geradezu weltgeschichtlichen Kampfe zwischen der zweiten und der dritten Internationale, der heute noch nicht ausgetragen ist. Auf Grund eines fleißig gesammelten, noch heute teilweise schwer zugänglichen Materials, werden besonders die verschiedenen Kongresse der Internationale ins rechte Licht gestellt. Die Geheimdiplomatie ist von ihr keineswegs verschmäht worden. Aber auch die Mitschuld der Internationale am Weltkriege wird als ziemlich groß bemessen. Fester gelangt zu folgenden allgemein interessanten Ergebnissen: Die Internationale hat keine wirksamen Mittel zur Kriegsverhinderung besessen; mit der Forderung der Anwendung des Nationalitätenprinzips auf die Völker Österreich-Ungarns hat sie ein Verlangen gestellt, dessen Konsequenz ein Weltkrieg war; den Anteil des französischen Sozialismus an der Entente franco-russe hat sie nicht wesentlich verringert; die friedliche Überwindung der Faschoda- und der Marokkokrise ist nicht ihr Werk; und endlich: erst einen ganzen Monat nach dem Attentate von Sarajevo hat sie am 29. Juli 1914 in Brüssel Lärm geschlagen. Hier endet vorerst die zweite Internationale. Erst später beginnt sie in Zimmerwald und Kiental wieder, um sich dann teils über Stockholm, Bern nach Amsterdam zur neuen zweiten Internationale, teils über Moskau zur dritten kommunistischen Internationale zu entwickeln.

Nachrichten und Mitteilungen.

Niederländische Kunst des 15. und 16. Jahrhunderts. Fortschritte der Forschung 1914—1918.

1.

Die Wertschätzung der niederländischen Primitiven ist nicht allzu alten Datums; noch neuartiger erscheint die objektive Beurteilung der Niederländer des 16. Jahrh., der „Manieristen“ und „Romanisten“, so daß das Material bisher unzulänglich bekannt und gesichtet blieb. Zusammenfassende Darstellungen einer Geschichte der altniederländischen Kunst sind denn auch für die letzten Jahre nicht zu verzeichnen. Karl Voll in seiner „Altniederländischen Malerei“ (1906) hatte sich über die Schwierigkeit fortgeholfen, indem er in überkritischer Sonderung den Kreis der in Betracht kommenden Monumente willkürlich noch enger zog und mit dem wenigen Übriggebliebenen vergleichsweise leichtes Spiel hatte. Ernst Heidrich (Diederichs 1910) wollte von vornherein nichts anderes geben als die Einordnung des niederländischen Kunstschaffens in den Zusammenhang der großen europäischen kulturellen Entwicklung — eine Aufgabe, der er mit dem vorliegenden Denkmalsbestand glücklich gerecht werden konnte.

In seinem Buch „Von Eyck bis Bruegel“ (Berlin, Bard 1916) leistet Max J. Friedländer bewußt Verzicht auf systematische Zusammenfassung: er gibt eine Folge von Künstlercharakteristiken, die in lose gereihten aphoristischen Bemerkungen das Wesentliche im Schaffen des Künstlers bezeichnen, seine Sonderart gegen die der Genossen abgrenzen. Es entspricht Friedländers Auffassung, daß er nicht von den Kunstwerken als verselbständigten Wesenheiten ausgeht: für ihn bleibt jedes Kunstwerk die Schöpfung eines Menschen, dessen Organisation niemals wiederkehrt, und deshalb bemüht er sich, individuelle Merkmale darin aufzuzeigen. Das Material wird von Friedländer in bisher nicht geahnter Fülle ausgebreitet — vor allem in den dem Text angefügten Bilderverzeichnissen — und er weiß damit in einer Art zu jonglieren, die den Uneingeweihten schwindeln macht. Besonders ergebnisreich ist das Buch auch im Negativen: durch ein oder das andere beiläufige Wort beseitigt Friedländer eine Fülle jener „Distinktiönchen von transzendenter Subtilität, in denen gerade die Kunstforscher exzel-



lieren, die keinen Zaunpfahl von einem Kirchturm unterscheiden können" (Scheibler). So erhält das von Voll arg beschnittene Werk Jan van Eycks seine Fülle und Rundung wieder (vgl. auch Friedländers Aufsatz über Jan im Th.-B.[1]), ebenso das des Rogier van der Weyden und Dirk Bouts. Die wichtigste Errungenschaft auf dem Gebiet der Eyckforschung in den letzten Jahrzehnten, das Auffinden von Miniaturen eyckischen Charakters in einem Gebetbuch, dessen Teile nach Turin (1902, publiziert von Durrieu) und Mailand (1910, Hulin de Loo) versprengt wurden, wird von Friedländer im Gegensatz zu der allgemeinen ablehnenden Haltung der Zunft positiv aufgenommen: er möchte als Autor der Blätter nur lieber Jan ansehen als den von Hulin vorgeschlagenen Hubert.

Beträchtlichen Zuwachs an gänzlich unbekannten Stücken erfährt das Werk der Memling, Goes, David, Joos van Cleve d. Ä., Jan Provost, Quentin Massys. Die Liste der Gossaertbilder weist — der sorgsamen Monographie von E. Weiß v. J. 1913 gegenüber — sogar einen Zuwachs von 11 Nummern auf, unter denen ein Hauptwerk, die Kreuzabnahme in Petersburg, Hervorhebung verdient. Ganz neu ist die Aufstellung des Meisters Jan Joest, bisher nur bekannt als Schöpfer der Altarflügel der Nikolaikirche zu Calcar. Friedländer gibt ihm u. a. die interessanten Darstellungen der Kathedrale von Palenzia, die lange unwidersprochen unter Massys' Namen gingen, und weiß danach ein scharfes Porträt des Künstlers zu umreißen. Über Jan Mostaert und Lucas van Leyden kommt die Darstellung zum End- und Höhepunkt, dem großen alten Pieter Bruegel.

Von den Versuchen, ein Sondergebiet der altniederländischen Kunst zusammenhängend zu beleuchten, sei L. van Baldaß' „Niederländische Landschaftsmalerei von Patinir bis Bruegel" erwähnt (Wiener Jhb. XXXIV 1918, S. 111)[2]): Baldaß beschäftigt sich eingehend mit der Kunst des Patinir, läßt die in Patinirs Banne stehende Landschaftsgestaltung des Joos van Cleve, des Meisters der weiblichen Halbfiguren usw. vorüberziehen, zeigt die Weiterentwicklung der Patinirschen Weltlandschaft im zweiten Viertel des 16. Jahrh., um wieder in Pieter Bruegel zu gipfeln.

2.

Vielfältig betätigte sich in den letzten Jahren die Einzelforschung. Die Erkundung des größten Meisters der alten Niederlande, Jan van Eyck, stand freilich unter einem Unstern. Nachdem die grundlegenden Studien Dvořaks (Wiener Jhb. 08) und der Fund der Turin-Mailänder Miniaturen eine endgültige Lösung des Rätels in erreichbare Nähe gerückt hatten, setzte plötzlich das Rückwärts ein. Zunächst ging Fürbringer dem Problem der Aufteilung des Genter Altars unter die Brüder van Eyck erfolglos zu Leibe (Die künstlerischen Voraussetzungen des Genter Altars, Leipzig 1914). Dann brachte Fr. Winkler einen letzten greifbaren Fortschritt (Pr. Jhb. XXXVII 1916, S. 287): er erkennt den Reflex des eyckischen Genius in zwei Kreuztragungen Christi (im Budapester Museum und in amerikanischem Privatbesitz), deren verschollenes Urbild sich dem Kreis der Jugendwerke Jans und der Turin-Mailänder Miniaturen zwanglos einfügt.

Winklers Ausführungen wurden Ausgangspunkt einer ebenso lebhaften wie unfruchtbaren Polemik. H. Zimmermann eröffnet den Reigen (Amtl. Ber. XXXIX 1917, Sp. 15), indem er im Schöpfer der Miniaturen wie der Kreuztragungskomposition nicht einen der Eycks, sondern den Holländer

1) Th.-B. = Thieme-Beckers Künstlerlexikon.

2) Die Zeitschriften werden in folgender Weise abgekürzt:
Pr. Jhb. = Jahrbuch der königl. preußischen Kunstsammlungen.
Amtl. Ber. = Amtliche Berichte aus den königl. preuß. Kunstsammlungen.
Wiener Jhb. = Jahrbuch der Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses.
Wiener Zentr. Komm. = Jahrbuch des kunsthistorischen Instituts der K. K. Zentralkommission.
Z. f. b. K. = Zeitschrift für bildende Kunst.
Kstchr. = Kunstchronik.
Monatsh. = Monatshefte für die Kunstwissenschaft.
Rep. = Repertorium für Kunstwissenschaft.
Burl. Mag. = Burlington Magazine.
Gaz. = Gazette des beaux-arts.
Graph. Mitt. = Mitteilungen der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst (Graphische Künste, Wien).




Aelbert Ouwater erkennen will. Die Tatsache, daß das einzige gesicherte Ouwaterbild, die Auferweckung des Lazarus im Kaiser Friedrich-Museum, mit den genannten Arbeiten nichts zu tun hat, darf den kühnen Hypothesenbau nicht hemmen. Es folgt die eingehende Begründung der Theorie durch Dvořak in einer auch im Problematischen bewundernswert scharfsinnigen Abhandlung des Wiener Jhb. (XXXIV, 1918, S. 51). Dvořak ist bestrebt, die Zuweisung der Miniaturen an die Brüder van Eyck zu entkräften, indem er das Entstehungsdatum der Blätter um eine Generation heraufsetzt und ihren spezifisch „holländischen" Charakter nachweist. So gewinnt er den Ausgangspunkt für eine gesonderte frühholländische Kunstgattung, zu deren Stammvater er wiederum den Autor der Miniaturen ernennt. Die Frage, ob der geniale Unbekannte, in dessen Schaffen die gesamte holländische Malerei späterer Jahrhunderte im Keime enthalten ist, mit Ouwater zu identifizieren sei, bleibt in der Schwebe. Dvořak hakt bei der Turiner Miniatur „Rettung eines Fürsten aus Seegefahr" ein, die Hulin auf Grund der Wappen auf Herzog Wilhelm von Bayern bezogen und damit vor 1417 (das Todesjahr des Herzogs) fixiert hatte, und kommt dazu, aus der besonderen Konfiguration der Wappen, aus scheinbaren Entlehnungen nach dem Genter Altar sowie vor allem aus kostümgeschichtlichen und stilistischen Gründen, die Mitte der 30er Jahre als Entstehungsdatum der Blätter anzunehmen. Mit den Miniaturen wird folgerichtig die Gruppe der Jugendbilder von Jans Werk abgespalten und dem Miniator zuerteilt. Baldaß (Wiener Jhb. XXXV 1919, S. 1) verleiht dem Gebäude scheinbar einen neuen festen Grundstein in einer Kreuzigung aus dem Augustinerstift St. Florian, die er als Frühwerk des Geertgen tot Sint Jans in die Literatur einführt. Geertgen war nach van Mander Schüler des Ouwater; da die Kreuzigung enge Verwandtschaft mit der Gruppe von Bildern zeigt, zu der das Urbild der „Kreuzigungen" und die Turin-Mailänder Miniaturen gehören, muß diese Gruppe dem Ouwater zugeteilt werden und zwar — da sie dem Lazarusbild fern steht — seiner bisher unbekannten Jugendperiode. Der neukonstruierte „junge Ouwater" wird zum Herrscher über die gesamte holländische Frühkunst gesetzt — ein kunstvolles Gebäude, das nur zusammenfällt, sobald man die letzte Karte wieder herauszieht. Die Kreuzigung von St. Florian hat in der Tat mit Geertgen nichts zu tun, sie steht jedoch wirklich den Kreuztragungen und den Turin-Mailänder Miniaturen nahe, d. h. dem Kreis des jungen Jan van Eyck, von dem sie, wie ich glaube, eine weitere im Original verschollene Komposition bewahrt.

Eine Widerlegung der Ouwater-Hypothese wurde 1917 auf frischer Tat von Winkler unternommen (Amtl. Ber. XXXIX Sp. 24). Den exakten Gegenbeweis liefert Paul Post (Pr. Jhb. XXXX 1919, S. 175), indem er an der Hand sorgsamer kostümlicher Studien feststellt, daß die Miniatur der „Errettung aus Seegefahr" nicht nach dem 2. Jahrzehnt des 15. Jahrh. entstanden sein kann, und indem er Dvořaks Wappenbeweis entkräftet. Die Frage, welcher der Brüder van Eyck eher als Autor der Miniaturen zu denken sei, entscheidet Post zugunsten Huberts.

Zum Schluß sei eines erfreulichen Einzelfundes gedacht: Hildegard Zimmermann (Pr. Jhb. XXXVI 1915, S. 215) entdeckte in der Bibliothek zu Wolfenbüttel eine Silberstiftzeichnung, eine „Verkündigung Mariä" in einem gotischen Kirchenraum, die sich als eigenhändige Arbeit Jans erweist.

3.

Das Werk des Petrus Cristus erhielt einen Zuwachs durch Grete Ring, die ein Madonnenbildchen des Meisters in Berliner Privatbesitz publiziert und mit der Brügger Brüderschaft „Unsere liebe Frau zum dürren Baum" in Beziehung bringt (B. k. G.[3]) 14. Febr. 19 und Z. f. b. K. N. F. XXX 1919, S. 75); die Tafel geht vermutlich auf ein größeres Altarbild aus dem Eyckkreise zurück. Clifford Smith (Burl. Mag. XXV 1914, S. 326) erkennt in dem Eligiusbild der ehemaligen Sammlung Oppenheim, Köln, Bildnisse aus der Familie der Herzöge von Geldern. Ein Selbstporträt des Rogier van der Weyden findet Hans Kaufmann (Rep. XXXIX 1917, S. 15) auf einem der Berner Trajansteppiche und nimmt daraus einen neuen Beweis für die Zuverlässigkeit der Hypothese, daß in den Teppichen Kopien nach den zerstörten Brüsseler Rathausbildern Rogiers erhalten sind.

Bei Hugo van der Goes sei rückblickend auf die 1913 erschienene Monographie von

3) B. K. G. = Berliner kunstgeschichtliche Gesellschaft.



Destrée hingewiesen (Bruxelles, van Oest), die, wenn im Stilkritischen nicht immer scharf genug, durch ihr reiches Material und ihr sorgsames Durcharbeiten der Literatur jeder weiteren Forschung über Goes als Grundlage dienen muß. Die Erwerbung des Monfortealtars durch das Berliner Kaiser-Friedrich Museum gab glücklichen Anlaß zu einer eingehenden Goesstudie Adolf Goldschmidts (Z. f. b. K. N. F. XXVI 1915, S. 221). Goldschmidt ordnet die Chronologie des Goes überzeugend um, indem er den Monfortealtar in die früheste Periode rückt. Aufschlußreich erscheint weiter der Nachweis einer Entlehnung des Geertgen tot Sint Jans beim Monfortealtar. Baldaß vermutet Nachbildungen von Gemälden des Goes in verschiedenen Gemälden und Zeichnungen (Graph. Mitt. 1919, Nr. 1 und Wiener Jhb. XXXV 1919, S. 34).

Bereicherung erfährt das Werk des Justus van Gent durch Winklers Einfügung des bedeutenden, traditionsgemäß „Gerard van der Meire" genannten Kreuzigungstriptychons der Bavokirche zu Gent in die voritalienische Epoche des Meisters (Z f. b. K. N. F. XXVII 1916, S. 321). Aus der italienischen Epoche bildet Conway (Burl. Mag. XXX 1917, S. 18) die Darstellung des Herzogs Federigo von Urbino mit seinem Sohne ab (Windsor Castle).

Besonderes Interesse gilt in der jüngsten Literatur der Kunst des Hieronymus Bosch. Friedländer, der in seinem Buch dem Meister den gebührenden Platz als bedeutendster und selbständigster Persönlichkeit der alten Niederlande zwischen Jan van Eyck und Bruegel anweist, handelt schon vorher ausführlich von ihm in einem Vortrag der B. k. G. (9. Okt. 1914). Eine gute Charakteristik kürzester Prägung birgt der Th.-B.-Artikel von Cohen. Baldaß gibt im Pr. Jhb. (XXXVIII 1917, S. 177) eine einleuchtende Chronologie des Meisters. J. Six erkennt Landschaftsporträts in Boschs Johannestafel des Kaiser-Friedrich-Museums (Amtl. Ber. XXXIX 1918, Sp. 261). Durch Stiftung des Camille Benoit gelangte der erste Bosch ins Louvre, eine reizvolle Darstellung aus dem Narrenschiff Sebastian Brants (Gaz. 1919 I, S. 1).

Mit einem unbekannten Quentin Massys macht Tancred Borenius im Burl. Mag. bekannt (XXXIII 1918, S. 3), Schmidt-Degener mit der Katharinendisputation des Jan Provost (Z. f. b. K. N. F. XXX 1918/19, S. 68). In einem Vortrag der B. k. G. (10. Dez. 1915) gibt Friedländer der Schwierigkeit Ausdruck, die beiden Maler des Namens Joos van Cleve recht zu fassen, und erwägt die Frage, ob es möglich sei, das Bildnis in Windsor Castle, das durch den Kupferstich als Selbstbildnis eines Joos van Cleve festgelegt ist, und das bisher auf den jüngeren Träger des Namens bezogen wurde, dem Werk des älteren, des sog. „Meisters des Todes Mariä", einzugliedern.

Es folgt eine Reihe gar nicht oder ungenügend bekannter Persönlichkeiten, deren Werk Friedländer neu aufgestellt oder erheblich erweitert hat. Der Meister der „Mansimagdalena" (Kaiser-Friedrich-Museum) ist wichtig als Grenzkontur, mit dem die Persönlichkeit des Quentin Massys zu umziehen ist (Pr. Jhb. XXXVI 1915, S. 6). Gleichfalls aus einer Rippe Quentins geformt ist der „Meister des Morrisson-Triptychons" (Z. f. b. K. N. F. XXVI 1915, S. 12), vielleicht zu identifizieren mit Ariaen Scilleman, der 1499 die Freimeisterschaft von Antwerpen erwarb. Der „Meister von Frankfurt" (Pr. Jhb. XXXVIII 1917, S. 135), auch ein Südniederländer auf der Stufe des Massys, hat als unselbständige Persönlichkeit vielfach kopiert, in seiner Kompositionsweise ist wie in der des Quentin der Stil der Bildweberei nachzuweisen. Der Name des Künstlers war bisher nicht festzustellen, doch ist sein Äußeres in zwei Selbstporträts von 1493 und 1496 bewahrt. Häufiges Anbringen von Personen des habsburgischen Hauses lassen in ihm einen Hofmaler vermuten. Sicher in den Kreis des Hofes der Margarete von Österreich gehört ein fremdartiger, von lateinischem Formengeschmack berührter Südniederländer, von dem das Kaiser-Friedrich-Museum eine treffliche Madonnentafel erwarb. Friedländer vermutet in dem Unbekannten den „Maître Michiel", von dem Margarete nach Aussage der Inventare verschiedene Arbeiten besaß (Amtl. Ber. XXXVI 1914/15, Nr. 9). Ein Antwerpener Meister, der der nord-niederländischen Kunst nahe steht und oft mit Engelbrechtsen verwechselt wurde, tritt in dem zwischen 1506 und 1526 tätigen Jan Wellens de Cock auf (B. k. G. 8. Febr. 1918 und Z. f. b. K. N. F. XXIX 1918, S. 67). Die Handzeichnungen des sog. „Meisters des Leipziger Kabinetts" werden als Vorlagen für Glasscheiben erkannt und der Künstler versuchsweise mit dem Antwerpener Glas-

maler Ardt Ortkens gleichgesetzt (Amtl. Ber. 1916/17 XXXVIII, Nr. 9).

Endlich bemüht sich Friedländer, in die vielverästelte Gruppe, die man sich unter dem Sammelnamen „Bles" zusammenzufassen gewöhnt hat, Licht und Ordnung zu bringen (Pr. Jhb. XXXVI 1915, S. 1). Eine Aufteilung des Materials unter einzelne Meisterpersönlichkeiten konnte nicht restlos gelingen: der „Blesstil" ist als Mode zu fassen, die eine Zeitlang mehrere Antwerpener Ateliers beherrschte und die Betriebe einander so ähnlich machte, daß die Grenzen unscharf werden. Als Maler von selbständiger Bedeutung kommt einzig der „Meister des Dormagentriptychons" (Jan de Beer?) in Betracht. Das wesentliche Resultat der Untersuchung ist die Feststellung, daß dieser bisher als „italianisierender Manierismus" abgetane Stil vergleichsweise früh auftaucht (um 1500) und sich durchaus national und unabhängig vom Süden entfaltet. Der erregte, aufrührerische Geist, der sich hier offenbart, ist mit der süddeutschen Spätgotik, mit Erscheinungen wie dem Dürer der Apokalypse, den Künstlern der Donaulande, dem jungen Cranach, in Parallele zu setzen.

Beiträge zur Kenntnis der wirklichen „Italianisten" Gossaert und Orley gibt an verschiedenen Stellen mit wechselndem Erfolg L. Baldaß (Pr. Jhb. XXXVI 1915, S. 223; Wiener Zentr.-Komm. XI 1917, S. 1 und Wiener Jhb. XXXV 1919, S. 34). F. Muller bringt die wichtige Notiz, daß nicht Maubeuge, das dem Meister den Beinamen „Mabuse" eingetragen hat, sondern Wyck bei Duurstede als sein Geburtsplatz anzusehen sei (Oud Holland XXXIV 1910, S. 149). Den Orleyschüler Jan van Rillaer behandelt zusammenhängend Alfred Kuhn (Z. f. b. K. N. F. XXVI 1915, S. 81).

Knapp und klar umreißt W. Cohen im Th.-B. die Gestalt des Engelbrechtsen, während Rosy Kahn (Die Graphik des Lucas van Leyden, Straßburg, Heitz 1918) vor allem prüft, inwieweit Engelbrechtsen mit seinem großen Schüler Lucas Gemeinsamkeiten aufweist. Zur Erkenntnis des Lucas selbst trägt R. Kahn mit sorgsamer Formanalyse wesentlich bei: sie untersucht die Stiche der Frühzeit, blickt vergleichend auf die holländischen Vorgänger und das graphische Werk Dürers und behandelt darauf in chronologischer Folge die Kupferstiche und Holzschnitte aus dem 2. und 3. Jahrzehnt des 16. Jahrh. Bei der Besprechung der Bilder kann sie im besonderen auf die treffliche Monographie von N. Beets (Bruxelles, van Oest 1914) Bezug nehmen.

In seinen Notizen über holländische Zeichner des 16. Jahrh. bringt Baldaß wichtiges Material zu Jan Swart van Groningen (Graph. Mitt. 1918, Heft 1) und Jan van Scorel (ebd. 1916, Heft 1). Gr. Ring bemüht sich, den Entwicklungsgang Scorels neuartig zu fassen (Kstchr. N. F. XXIX 1917/18, S. 329): der Künstler kam danach nicht von der traditionstreuen Meisterschaft des vielgerühmten Obervellacher Jugendwerks durch italienische Verlockungen auf einen manieristischen Irrweg; er stieg vielmehr von ermüdeter, bereits manieristisch durchsetzter Primitivität zu dem freien Reichtum seiner Spätwerke auf. An anderer Stelle macht Gr. Ring mit einer Anzahl solcher Spätwerke bekannt, von denen eines sich mit einer Stelle bei van Mander belegen läßt (Kstchr. XXX 1918/19, p. 179). Des Scorelschülers Heemskerck römisches Skizzenbuch publiziert Hülsen (Berlin, Bard 1916).

Pieter Bruegel d. Ä. nimmt mit immer größerer Selbstverständlichkeit den Platz in der altniederländischen Malerei ein, der ihm nach Umfang und Reichtum seiner Gestaltungskraft zukommt. Die Paraphrase des kürzlich der Münchener Pinakothek gewonnenen Bruegelschen Schlaraffenlandes von Friedländer sei besonders erwähnt (Z. f. b. K. 1918/19, N. F. XXX, S. 73).

4.

Eine gegen die Übung der früheren Kunstgeschichtsschreibung erfreulich erhöhte Beachtung fanden die Künstler des ausgehenden 16. Jahrh. Lancelot Blondeels Erkenntnis wird freilich durch die Arbeit von Witting (Straßburg, Heitz 1917) nur erschwert. Dagegen gewinnen die bisher fast legendären Gestalten von Pieter Coeke van Aelst und Lambert Lombard zum erstenmal klaren Umriß und Leben durch die Bemühungen von Friedländer (Pr. Jhb. XXXVIII 1917, S. 53) und Goldschmidt (Pr. Jhb. XXXX 1919, S. 206). Coeke tritt auf als Vertreter des Stils, der auf die Mode des „Antwerpener Manierismus" folgt. Er verzichtet auf Beiwerk und ornamentale Zier und stellt die Wirkung nach dem Vorbild der Italiener völlig auf den Menschenleib. Wichtig erscheint seine Tätigkeit als Zeichner für Gobelin und Glasfenster. L. Lom-



bards Art wird rekonstruiert nach seinen Kupferstichen. Von der Fülle der Gemälde, die überlieferungsgemäß unter seiner Marke gehen, bleibt nach Goldschmidts Sichtung wenig übrig, dagegen finden sich die lange verschollenen Teile des Lombardschen Hochaltars in St. Denis zu Lüttich wieder. Über Frans Floris orientiert erschöpfend der Th.-B.-Artikel von Winkler. O. Hirschmann (Quellenschr. zur Kunstgesch. IX, Haag 1916) entwickelt sicher die Biographie des Hendrik Goltzius und bespricht das malerische Werk des in erster Linie als Kupferstecher bekannten Künstlers unter besonderer Betonung des Zusammenhanges dieser Kunst mit Venedig. Höcker (Haag, Nijhoff 1916) veröffentlicht und kommentiert das „Lehrgedicht" des Karel van Mander; besonders interessieren seine Ausführungen über van Manders Methode der Kunstgeschichtsschreibung. Ein Aufsatz Hirschmanns (Monatsh. XI 1918, S. 213) gibt Kunde von van Manders Harlemer Akademie, der Wiege eines aristokratischen internationalen Akademizismus, der seine letzte Erfüllung in Rubens fand.

5.

Von niederländischen Plastiken wurde wenig gehandelt. Devigne gibt Notizen zur Lütticher, L. van Puyvelde zur nordniederländischen Bildhauerkunst (Onze Kunst 1915 I, S. 1 und 1917 II, S. 169). Einen Aufsatz von seltener Anmut bei aller wissenschaftlichen Exaktheit widmet Wilhelm Vöge dem Conrad Meyt (Monatsh. VII 1914, S. 37). Er behandelt vor allem Meyts Anteilnahme an den Denkmalen von Brou. Friedrich Back (Münchener Jhb. IX 1914/15, S. 297) veröffentlicht ein Werk des Niclaes Gerhart van Leyden: den Kopf des Grafen von Hanau, der sich zusammen mit seiner Geliebten, der „schönen Bärbel von Ottenheim", an der Stadtkanzlei von Straßburg dargestellt fand.

Um das bisher zu wenig erforschte Gebiet der niederländischen Miniaturmalerei machte sich vor allem Fr. Winkler verdient, der die Kategorien der großen Kunstgeschichtsschreibung glücklich auf die Miniaturforschung überträgt, und die Fülle des erhaltenen Materials übersichtlich zu gruppieren beginnt. Vier Einzelstudien im Wiener Jhb. (XXXII 1913, S. 279) stellen die verschiedenen Künstler eines Gebetbuchs Karls des Kühnen fest, umreißen eine flandrische Lokalschule um 1420—60, kennzeichnen zwei Utrechter Miniaturisten aus der Frühzeit der holländischen Malerei und behandeln endlich eine Gruppe aus der Zeit des Verfalls der niederländischen Miniaturkunst um 1500. Von einzelnen Miniatoren Karls des Kühnen sprechen C. Hasse (Z. f. b. K. N. F. XXVIII 1916/17, S. 154), und Henry Martin (Gaz. 1917, S. 155). L. Kämmerer findet Zusammenhänge zwischen nordniederländischer Buchkunst und ostdeutscher Tafelmalerei (Pr. Jhb. XXXX 1919, S. 36).

Es kann wundernehmen, in der Zusammenstellung vergleichsweise wenig von holländischer und belgischer Lokalforschung aufgeführt zu finden. Die altniederländische Malerei bedeutet mehr als die deutsche oder französische der gleichen Zeit ein internationales Forschungsgebiet; die weite Zerstreuung der Denkmale nimmt den niederländischen Volksgenossen das Privileg auf „ihre" Kunst, das die französischen und in gewissem Sinne auch die deutschen Forscher sich zu sichern wußten. Gerade die deutsche Kunstwissenschaft hat ihren Ehrgeiz darein gesetzt, zur Deutung der stammesverwandten Denkmale beizutragen. Daß sie auch in den letzten Jahren Fortschritte zu verzeichnen hat, mag ohne Überhebung konstatiert werden.

Berlin, Februar 1920.

Dr. Grete Ring.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Professor Dr. Max Cornicelius, Berlin W 30, Luitpoldstraße 4.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

INTERNATIONALE MONATSSCHRIFT
FÜR WISSENSCHAFT KUNST UND TECHNIK

15. JAHRGANG HEFT 2 NOV.-DEZ. 1920

Eine Kundgebung für die Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft.

Von der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft, von den Aufgaben und Zielen, die sie sich setzt, den Aufwendungen, die hierzu für notwendig erachtet werden, ist in unserm Oktoberheft eingehend gehandelt. In einem an die deutschen Landwirte, Kaufleute, Gewerbetreibenden und Industriellen gerichteten Aufruf haben dann die Spitzenverbände des deutschen Wirtschaftslebens die deutsche Wirtschaft aufgefordert, der deutschen Wissenschaft durch Unterstützung ihrer Notgemeinschaft in diesen schweren Jahren zu helfen, und am 23. November hat in gleichem Bestreben der Reichsminister des Innern Abgeordnete und führende Männer der Wissenschaft und des öffentlichen Lebens zu einem Parlamentarischen Abend im Plenarsaal des Reichstags geladen, zu dem auch der Reichspräsident, der Reichskanzler, der Reichsfinanzminister, der preußische Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung und andere hohe Reichs- und Staatsbeamte erschienen waren. In seiner einleitenden Ansprache trat der Reichsminister des Innern nachdrücklich für die Notgemeinschaft ein. Nach ihm nahmen das Wort Adolf von Harnack über das Thema „Wissenschaft und Kultur", Fritz Haber über „Wissenschaft und Wirtschaft", Friedrich von Müller über „Wissenschaft und Volksgesundheit". Zum Schluß sprach Staatsminister Dr. Schmidt-Ott als Vertreter der Notgemeinschaft, der Reichsregierung für ihre tätige und wirksame Förderung dankend.

Sämtliche Reden geben wir nachstehend in ihrem vollen Wortlaut wieder. Die Red.

Reichsminister des Innern **Koch**: Wir werden heute ernst zu Ihnen sprechen, mit ungewöhnlichem Ernst und in dem Bewußtsein einer schwer lastenden Verantwortung. Wir haben uns in den glücklichen Zeiten vor dem Kriege allzusehr daran gewöhnt, die Blüte unserer Wirtschaft und Volkswohlfahrt, die Blüte unserer Kultur und unserer Wissenschaft als etwas Unabänderliches, als etwas zu betrachten, das sich wohl verbessern, aber nicht verschlechtern könnte. Der schwere Krieg und die Nachkriegszeit haben uns die Augen dafür geöffnet, wie eng der Raum ist, auf dem sich die Kultur eines 60-Millionenvolkes entwickelt hatte, wie künstlich und empfindlich der Aufbau des menschlichen Zusammenlebens ist, unter dem wir in Deutschland gelebt haben. Wir sehen heute deutlicher, als es uns die Geschichte gelehrt hat, daß auch eine hochentwickelte Kultur infolge innerer Erschütterungen, infolge äußeren Anstoßes immer wieder Gefahr läuft, zu verarmen, zu veröden und zu versinken.

Wir werden uns im Wettbewerb mit andern Völkern, die über mehr Land, über mehr Geld, über mehr Rohstoffe und über mehr ungebrochene Volkskraft verfügen, nur dann aufrechterhalten können, wenn wir Veredelungsarbeit treiben, Veredelungsarbeit, die in jeder Beziehung abhängig ist von der Grundlage wissenschaftlicher Erkenntnis. Aber auch diese Wissenschaft droht ins Wanken zu geraten infolge der Ereignisse des Krieges und der Revolution. Sie leidet unter dem Mangel äußerer Hilfsmittel, die ihr in den gegenwärtigen Zeiten auf das äußerste verteuert sind. Sie leidet darunter, denn heutzutage gedeiht auch die



stille Arbeit des Forschers und des Erfinders nicht im Dachkämmerlein, sondern nur im wohlgefüllten Laboratorium und in der gutbesetzten, sich immer wieder erneuernden Bibliothek.

Die Wissenschaft leidet aber auch deswegen, weil es schwer ist, die persönlichen Bedürfnisse derer, die sich ihr widmen, so zu befriedigen, wie sie es verdienen. In einer Zeit, wo alles ringt, um gegenüber sinkendem Geldwert die Lebenshaltung aufrechtzuerhalten, werden die Träger der Durchschnittsarbeit, die viele sind und die leicht zu organisieren sind, schließlich immer noch eher die Wertung ihrer Arbeit durchsetzen als die einsam und für sich arbeitenden Gelehrten, die Qualitätsarbeit leisten.

Deswegen ist es eine Notwendigkeit, daß wir dem schweren Problem, das hier aufgetaucht ist, ins Auge sehen. Es sollte leicht sein, diese Gefahr zu erkennen. Aber immer wieder wird der Blick uns abgewendet durch die täglichen Sorgen und Bedürfnisse, durch die Schwierigkeiten, die unserm Volke innen und außen erwachsen, wird abgelenkt durch Oberschlesien oder die Verhandlungen in Spa, wird abgelenkt durch Sozialisierung oder Ernährungsschwierigkeiten.

Demgegenüber ist es notwendig, daß wir uns sammeln, um die Gefahr zu erkennen, die darin besteht, daß es uns vielleicht gelingen wird, unserm Volke Brot und Spiele zu geben, — wenn auch wenig Brot und wenn auch manchmal Schaustellungen, die lieber nicht gegeben würden —, daß es aber nicht gelingt, die Wissenschaft Deutschlands auf der Höhe zu halten; die Gefahr, daß wir zwar zehren, aber nicht mehren.

Der Herr Reichsfinanzminister hat mir in meinem Etat unter den einmaligen Ausgaben die Summe von 20 Millionen Mark für die Not der Wissenschaft zur Verfügung gestellt, und ich habe sehr begründete Aussicht zu der Hoffnung — mehr darf ich nicht sagen —, daß diese einmalige Ausgabe eine dauernde werden wird. Aber damit allein ist es nicht getan. Was wir darüber hinaus brauchen, ist das Verständnis und die Mitarbeit aller Teile unseres Volkes. Es gilt nicht nur Geldmittel, es gilt auch die Erkenntnis, daß unter Umständen zur Vereinfachung und Verbesserung unserer wissenschaftlichen Arbeit neue Wege beschritten werden müssen, daß solche Wege beschritten werden müssen, auch wo vielleicht Opfer für den einzelnen, Opfer für bestimmte Interessen und Wünsche damit verbunden sind.

Diese Erkenntnis zu wecken, das Verständnis in alle Teile unseres Volkes hineinzutragen, die Nation aufzurufen, um einer Gefahr zu begegnen, die unendlich groß ist, soll dieser heutige Abend dienen. An uns ist es, die deutsche Wissenschaft wieder in den Sattel zu setzen; reiten wird sie dann schon können. Die deutsche Wissenschaft, um die uns die Welt beneidet — es ist vielleicht fast das einzige, um das uns die Welt noch beneidet —, die deutsche Wissenschaft zu fördern, ist unsere Aufgabe. Helfen wir der deutschen Wissenschaft, so helfen wir auch unserm Volk und unserm Vaterlande.

Wirkl. Geh. Rat Prof. Dr. D. **von Harnack:** In der Zeit der katastrophalen Niederlage auch unserer Wissenschaft unter zunächst, wie es scheint, unabwendbaren Verhältnissen soll ich darüber sprechen, welche Bedeutung die Wissenschaft für die Kultur hat. Es kann leicht scheinen, daß die Behandlung dieses Themas ebenso trivial wie unnötig ist, unnötig, weil sich bereits so viel guter Wille, so viel Hochherzigkeit, so viel Übereinstimmung in bezug auf die Notwendigkeit der Unterstützung der Wissenschaft gezeigt hat, daß es schei-





nen könnte, jedes weitere Wort sei Gott sei Dank überhaupt nicht mehr nötig. Und trivial könnte es scheinen, von Wissenschaft und Kultur zu sprechen, und davon, daß die letztere jene nötig hat. Scheint es doch, als wäre das gleichsam ein einziger Ausdruck: Wissenschaft und Kultur.

Allein, erstlich wird kein besonnener Mann der Wissenschaft behaupten, daß die Kultur nur auf dem Pfeiler der Wissenschaft ruht. Wissenschaft ist noch nicht Weisheit, und Wissenschaft garantiert an und für sich nicht, daß die Persönlichkeiten, die nötig sind, um die Kultur aufrechtzuerhalten, wirklich lebendig und frisch sind. Aber daß die Wissenschaft einer der ganz wesentlichen und schlechthin notwendigen Pfeiler der Kultur ist, das wird wohl in diesem Kreise nicht bestritten werden.

Freilich kann man nicht sagen, daß es überall unbestritten ist. Sie wissen — wir brauchen nicht einmal bis in den Osten Europas zu gehen —, es gibt große Kreise, welche meinen: selbst auf die Gefahr hin, Wissenschaft und Kultur zerstören zu müssen, gäbe es Ideale, die einstweilen jetzt durchgeführt werden müssen. Und es gibt sanfte Anarchisten auch der Wissenschaft und der Kultur gegenüber, welche sagen: ja, die Wissenschaft ist so matt und träge und zu Ende gekommen, und wiederum: die Kultur ist auf eine so falsche Bahn geraten, daß selbst, wenn sie jetzt leiden müssen, dies kein so großer Verlust ist. Es wird sich schon wieder etwas Neues anspinnen. Dazu haben wir in letzter Zeit gehört, daß, wenn die eine Kultur aufhört, weil sie ausgelaufen ist, eine andere wieder einsetzt, man also nicht allzu ängstlich zu sein braucht.

Demgegenüber behaupte ich: die Kultur ist, solange es eine gibt, in dem Kulturkreise, den wir kennen und der unser ist und der von Babylon bis Amerika geht, immer nur *eine* gewesen und ist bei den verschiedenen Völkern in dem eben genannten Kreise immer nur die *eine*. Und wenn Sie diese Kultur zerstören, gibt es überhaupt *keine* für diesen Kreis. Und ebenso: man mag von der heutigen Wissenschaft in bezug auf ihre Dauer und Art halten, was man will, aber das ist bestimmt: wir, wie wir erzogen sind und wie noch Generationen nach uns sehen, denken und urteilen werden, haben nur *eine* Wissenschaft, und wenn diese zerstört wird, kommt keine andere für uns an die Reihe. Die Wissenschaft ist in ihrer Geschichte nicht eine Perlenschnur, wo eine Perle neben der anderen steht, und ob eine ausfällt oder nicht, ist gleichgültig; sondern die Wissenschaft ist ein großer Bau, an welchem die Verschiedenheiten viel geringer sind als die Einheit der Struktur.

Nun aber hat die Kultur, so viel sie sonst noch nötig hat, die Wissenschaft aus zwei Gründen gewiß nötig, nämlich erstens, weil zur Kultur gehört *Beherrschung der Natur*, und zweitens, weil zur Kultur gehört *Beherrschung des Menschen*, zunächst jedes einzelnen in seinem Kreise und für sich, damit seine Kräfte harmonisch ausgebildet werden und freie Persönlichkeiten entstehen, die wiederum bis zu jenem fernen Ziele ausblicken, wo es einen Bund geben wird, so umfassend wie das menschliche Leben und so tief wie die menschliche Not.

Für diese beiden Zwecke, die Natur zu beherrschen und die Menschen human zu bilden, hinaufzubilden, ist die Wissenschaft unumgänglich. Ich brauche das für den ersten Punkt, daß Naturbeherrschung eine selbstverständliche Voraussetzung der Kultur ist, nicht des weiteren zu erörtern. Aber auch bei



dem zweiten Punkt, wenn die Ausbildung von freien Persönlichkeiten gewiß auch noch anderes bedarf, so bedarf sie vor allen Dingen genauer Kenntnis der Ideale der Menschheit, der Psychologie der Menschheit, der Geschichte der Menschheit. Man kann dies nicht improvisieren, sondern man kann, wenn man die Menschen bilden will, nur mit diesem Kapital arbeiten. Dieses Kapital können auch Dilettanten hin und wieder ausgezeichnet bearbeiten und weitergeben. Aber wenn der Dilettantismus hier zum Prinzip wird, so ist das der Tod der Wissenschaft; denn wahre Wissenschaft kann immer nur auf eine Weise betrieben werden.

Also steht das fest: soll unsere Kultur bleiben, so müssen wir fortfahren können, die Natur zu beherrschen und müssen alle diejenigen geistigen Kapitale in Kraft erhalten, aus welchen wir solche Personen erziehen können, welche freie Persönlichkeiten, geschickt sind, die Menschheit zu fördern, als einzelne und im Bunde. Also sind Geisteswissenschaften und Naturwissenschaften in gleicher Weise für die Kultur unumgänglich.

Ja aber, sagt man uns, wir Deutsche haben so viel gearbeitet und wir haben ein solches Kapital; ist es wirklich notwendig, daß das, wenn jetzt eine Pause eintritt, sich verringern muß? können wir nicht von dem Kapitale leben? — Nein, das können wir nicht! Das kann überhaupt niemals und nirgendwo eine ordentliche Wirtschaft. Hier aber steht es so, daß, wo in der Wissenschaft Stillstand ist, sofort Stagnation, Mechanismus ist; die Sache wird faul und ohne Wert. Nur das, wonach wir fort und fort mit Bewußtsein streben, ist hier unser Eigentum. Was wir zu besitzen meinen, das ist sofort verloren, das geht hinunter in den großen Abgrund, wo kein lebendiges Denken, kein lebendiges Fühlen mehr ist, sondern Mechanismus.

Also der Einwand, wir könnten warten, wir könnten eine Pause machen, gilt nicht. Wir können keine Pause machen. Reißt hier der Faden ab, — ja, dann ist er nicht nur an dieser Stelle abgerissen, sondern das Ganze zieht sich zurück wie ein elastischer Faden, und ist nicht mehr aufzufinden.

Ja, sagt man aber weiter: so viel Mittel werden wir doch noch haben, daß wir sparsam Wissenschaft weitertreiben können. Ich will hier ein Geständnis machen: wir konnten früher sparsamer gewesen sein, das ist richtig. Aber Sie wissen, wie es in einem Haushalt zugeht, der nicht auf die Groschen zu sehen braucht. Wenn wir jetzt aus der Not eine Tugend machen müssen, so ist das nur heilsam. Ebenso ist alles mögliche andere zu verbessern. Ebenso, wie es eine Pathologie des Körpers gibt, gibt es auch eine Pathologie der Wissenschaft. Sie ist nicht von Krankheiten frei. Ich denke an den Materialismus des Stoffes, der Stoffhäufung. Ich denke auch an den Materialismus der Gedankenhäufung, indem dieselbe Kausalreihe tausendmal belegt wird. Das sind Dinge, wo wir aus der Not lernen können und müssen.

Aber wenn man uns sagt: ihr könnt mit wenigem — mit so viel, wie jetzt noch da ist — etwa mit dem Friedensetat von 1913 auskommen, so ist das absolut unmöglich. Wir wissen sehr wohl, was der Genius in der Wissenschaft bedeutet, was die kleine Dachkammer in der Wissenschaft bedeutet. Wir wissen aber auch, daß in der Wissenschaft etwas von dem Reichtum, der Verschwendung der Natur nötig ist. Man muß oft hundert Experimente machen können, um ein Resultat zu bekom-

men; man muß sie wiederholen können. Weiter: nur aus dem Reichtum eines breiten und fruchtbaren Bodens heraus entwickeln sich Bäume und Pflanzen, weil sie sich nicht an jeder Stelle entwickeln können, sondern nur an einigen; aber der Boden muß da sein. Die Wissenschaft braucht eine gewisse Behäbigkeit, einfach deswegen, weil nicht jeder Stein, den man anschlägt, Funken gibt, weil es soundso viele Experimente geben muß — es ist in den Geisteswissenschaften nicht anders —, die man durchmachen muß, damit endlich an einem Punkte der wirkliche Fortschritt in der Zusammenfassung oder in dem Neuen, was man gepackt hat, sich ergibt.

Man sage auch nicht, daß etwa die Wissenschaft des Mittelalters arm gewesen sei. Die Mönche, die damals die Wissenschaft ganz wesentlich in den Händen gehabt haben und auf ihren Schreibzimmern arbeiteten, hatten Muße und hatten Vermögen, um ihre Muße zu verbrauchen. Noch niemals ist aus dem Miserabilismus der Armut eine Wissenschaft entstanden, die Signatur für eine ganze Generation wäre. Hin und wieder kann ein einzelner auf dem kärglichsten Felde emporblühen. Das gilt aber nicht von dem, was wir brauchen, nämlich von Fülle und Charakter der Wissenschaft als Ausprägung der Funktion unseres ganzen Volkes.

Das haben wir nötig. Und weil die eben genannten Einwürfe also nicht Platz greifen, ist es notwendig, daß die Nation diese Aufgabe der Wissenschaft um ihrer Kultur willen, d. h. um ihres höheren Daseins willen aufgreift und den herrlichen Anfang, den sie in der Zustimmung zu dieser Sache schon gemacht hat, immer weiter und weiter fortsetzt und nicht nachläßt. Es kommt dazu, daß wir als ein unserm Boden gegenüber übervölkertes Land nur bestehen können, wenn die Naturwissenschaft uns die Möglichkeit gibt, durch ihre Erfindungen, hinter denen eben wieder die Wissenschaft steht, uns mehr an Kapital, d. h. letztlich an Nahrung zu verschaffen, als unser Boden gibt. Wir, von allen Seiten umgeben, wir, das gefährdetste Volk, können auch in Geistigem und Sittlichem nur dann bestehen, wenn, soweit die Wissenschaft daran Anteil hat, die geistige Arbeit, die idealen Bestrebungen bei uns in Klang und Schwang sind.

In diesem Sinne bitte ich Sie, bitte die Vertreter unseres Staates, die Vertreter auch unserer Kommunen — denn auch die Kommunen können helfen in Gas und Kohle und was es sei — und vor allen Dingen die, die uns heute wieder und früher schon ihr Wohlwollen bewiesen haben, alle die Vereine, die auf diesem Aufruf stehen (der Redner verweist auf den Aufruf), diesem Werke, diesem großen Unternehmen um der deutschen Kultur, um der Menschheitskultur willen auch weiter beizustehen. Dann wird es uns gelingen.

Geh. Regierungsrat Prof. Dr. **F. Haber:** Das Verhältnis der Wissenschaft zur Wirtschaft erinnert an das Verhältnis der Menschen zur Religion. Der eine hat den festen Glauben, der andere lebt und stirbt als Heide. Zwischen beiden steht ein Kreis von Menschen, die lassen in freundlichen Tagen den Herrgott einen guten Mann sein, wenn aber schwere Stunden kommen, dann fangen sie sachte an zu beten in der Hoffnung, daß ihnen geholfen wird. So gibt es Wirtschaftskreise — ich brauche nur an die Farbenindustrie zu erinnern —, die ganz und gar durchtränkt sind von Wissenschaft und die ihren Erfolg in der Welt auf den engsten Zusammenhang mit der Wissenschaft begründet haben. Es gibt andere, die an ein gutes Rezept und



einen tüchtigen Werkmeister bei der Fabrikation glauben, der Wissenschaft aber fremd gegenüberstehen. Und dazwischen ist eine große Gruppe, deren Einstellung schwankend ist. In guten Zeiten sehen sie in der Wissenschaft einen Schmuck, aber kein Bedürfnis, in schlechten sind sie geneigt, ein Opfer für die Wissenschaft zu bringen, aber unter der Bedingung, daß sie ein Wunder tut und durch eine Erfindung schleunig über die Schwierigkeit weghilft, unter der sie gerade leiden. Ich möchte nicht versuchen, durch eine Aufzählung glanzvoller wissenschaftlicher Taten und ihrer wirtschaftlichen Wirkungen die Verteilung dieser drei Gruppen zu ändern. Die Betrachtung verliert sich leicht ins einzelne und sie versagt in einem Hauptpunkte. Das schlagendste Zeugnis für den Nutzen, den die Wirtschaft auf einem einzelnen Gebiete von der Wissenschaft gezogen hat, beweist nicht, daß die Pflege der Wissenschaft in ihrer Breite eine Lebensbedingung unserer wirtschaftlichen Zukunft ist. Auf diese Gewißheit aber kommt alles an. Sie ist es, die die Gründer der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft hat zusammentreten lassen; sie veranlaßt mich, heute hier vor Ihnen für diese Notgemeinschaft zu werben. So wahr Unternehmungsgeist und Arbeitstüchtigkeit der Bevölkerung die Kräfte sind, auf die sich der Wiederaufbau unserer Wirtschaft in erster Linie gründen muß, ebenso wahr ist, daß nur die Wissenschaft das tragende Fundament unserer wirtschaftlichen Zukunft abgeben kann.

Um die Dinge im rechten Lichte zu sehen, muß man sich klarmachen, was unsere Welt von der des alten Goethe, von der Welt vor 100 Jahren unterscheidet. Der ganze Unterschied steckt in der Kohle, liegt in dem, was wir aus ihr erzeugen, mit ihr vollbringen. Damals beruhte die Wirtschaft auf dem, was der Mensch mit der Arbeit seiner Muskeln und mit der Kraft seiner Haustiere der Erde abgewann; heute ist alles, was unsere selbstgeschaffene technische Welt ausmacht, vom Automobil bis zum Kinderspielzeug, vom Kragenknopf bis zur Schuhsohle, von der Mähmaschine bis zum Zeitungspapier verwandelte Kohle, Kohle, die zu chemischen Prozessen verbraucht oder zu Wärme- und Arbeitserzeugung nutzbar gemacht wird, um dem Bedürfnisse der Wirtschaft zu dienen. Mit der Kohle fließt ein Strom von Energie in die Adern unseres wirtschaftlichen Lebens, der hundertmal stärker ist als die physische Energie der Menschen. Dieser Energiestrom ist der Lebensfaktor geworden, der unser wirtschaftliches und mit ihm unser soziales Leben stärker als irgendein anderer bestimmt. Darum ist sein Verhältnis zur Wissenschaft der Punkt, auf den alles ankommt.

Dies Verhältnis ist ein doppeltes. Der Strom der Kohlenenergie, der aus dem Agrarstaat den Industriestaat geschaffen hat, hat der Wissenschaft unendlich viel an Hilfsmitteln der Forschung gegeben und erweitert täglich die technischen Bedingungen für ihre Tätigkeit; aber je länger es dauert, um so mehr fordert er von der Wissenschaft.

Dieser Strom bleibt nicht gleich von Jahr zu Jahr, wächst auch nicht in gleichförmigem Schrittmaß, sondern nimmt beschleunigt zu in der Art, wie ein Kapital zunimmt, das auf Zinseszinsen gelegt ist und jedes Jahr um denselben Bruchteil seines Augenblickswertes sich vermehrt. Mit diesem lawinenartigen Wachstum zugleich wächst der Bedarf an allen Rohstoffen, die mit der Kohle durch das Wirtschaftsleben in fester Verknüpfung stehen, sei es, daß

sie wie die Erze mit Hilfe der Kohle chemisch in die Gebrauchsmetalle umgewandelt werden, sei es, daß sie wie die Rohstoffe der mechanischen Industrie, durch mechanische Kraft, die der Kohle entstammt, ihre Formgebung für die Wirtschaft erfahren. So sehen wir den Verbrauch aller großen Rohstoffe in ähnlich beschleunigtem Tempo in der Welt wachsen wie den Verbrauch der Kohle selbst. Die Bestände aber, aus denen wir die Rohstoffe entnehmen müssen, sind solchem Verbrauch vielfach nicht gewachsen. Unsere technischen Prozesse sind auf die wertvollen edlen Rohstoffe gestellt und unsere Bedürfnisse überwachsen zusehends die Ergiebigkeit ihrer Lagerstätten auf der Erde. Seit die großen Rohmaterialien unserer Metallgewinnung wie die Rohstoffe der Düngerwirtschaft von diesem Strudel mit gleicher Gewalt erfaßt sind, wird es für uns eine Lebens- und Sterbensfrage, daß wir die Geister bändigen, die wir riefen. Es ist die große Aufgabe der naturwissenschaftlichen und technischen Forschung, von Punkt zu Punkt die Lösungen zu finden, die das fortdauernde Bedürfnis mit dem Schwinden der Rohstoffvorräte in Einklang bringt. Der Krieg hat die Rohstoffschwierigkeit jedem nahegerückt, aber er hat sie nicht geschaffen, nur offenbar gemacht. Sie wurzelt viel tiefer; denn ihre Quelle ist der Widerspruch, in dem sich die Einstellung unserer Wirtschaft mit den geochemischen Grundtatsachen, nämlich mit dem Anteil der einzelnen chemischen Stoffe an der Zusammensetzung der Erdrinde, befindet. Zwei Wege gibt es. Wir müssen entweder das stoffliche Gleichgewicht des Agrarstaates in unserer wirtschaftlichen Welt herstellen und unsere technischen Prozesse zu Kreislaufen gestalten, so daß das benutzte Material in der Hauptsache wieder zur Quelle zurückkehrt, um in neuer Form der Benutzung wieder zugeführt zu werden, oder wir müssen unsere technische Kultur auf die Stoffe gründen, die die Hauptmasse der Gesteine bilden, wie Silicium und Aluminium, und so verbreitet und allgegenwärtig in der Erdrinde sind, daß es nichts ausmacht, ob wir sie von einem Orte nach dem anderen verschleppen und sie verwüsten. Das ist die entscheidende Forderung der Wirtschaft an die Wissenschaft. Wenn unsere Wissenschaft das wirtschaftlich ermöglicht, so ist unsere Sorge eingeschränkt auf die Gefahr des Kohleaufbrauchs selbst. Dann aber bleiben unserer Heimat wegen der geologischen Mächtigkeit der Kohlelager einige Menschenalter ruhiger Entwicklung gesichert.

Vorerst aber sind wir weit entfernt von dem stofflichen Gleichgewicht des Agrarstaates oder von der Einstellung auf die gemeinsten Bestandteile unserer Erdrinde. Noch leben wir in dem Reichtum neuer Möglichkeiten, den uns die Kohle gebracht hat, wie im Rausch und gehen mit den Beständen der Welt an wertvollstem Rohstoff um wie der Zecher, der das volle Glas hinunterstürzt und den leeren Becher an der Wand in Scherben gehen läßt.

Soll ich einzelne Beispiele anführen? Eines haben wir gerade erlebt und überwunden: die Sorge um den Stickstoff für die Landwirtschaft, die vor 25 Jahren in der Welt auftrat, weil die Lawine des Rohstoffverbrauches in den knappen Naturvorrat des chilenischen Salpeters mit einem Tempo hineinfraß, das innerhalb eines Menschenalters einen Notstand großen Stils sicher erwarten ließ. Wir haben in Deutschland vor dem Krieg $^3/_4$ Millionen Tonnen Salpeter jährlich aus Chile eingeführt und größ-

tenteils auf dem Ackerboden verwendet. Der Acker zerstört den ihm zugeführten Düngestickstoff nicht, er gibt ihn nur an die Pflanze weiter, die wieder an Tier und Mensch, die von der Pflanze leben. Auch Tier und Mensch zerstören ihn nicht, sondern geben ihn mit ihren Ausscheidungen, schließlich mit ihrem toten Körper dem Boden zurück. Warum brauchten wir also jährlich diese ungeheure Menge Salpeter, deren ständiger Zuwachs uns so viele Sorge gemacht hat? Wir brauchten sie, weil die Hälfte der Menschen bei uns in Städten lebt und weil der Städter seine Ausscheidungen nicht dem Acker zurückgibt, von dem seine Nahrung stammt. Verschleppt und als Abfall hinausgetragen ins Meer, gingen sie der Wirtschaft verloren. Beim Stickstoff hat die Wissenschaft Abhilfe geschaffen, sie hat die Prozesse gefunden, die uns von der Sorge befreien, ob der Salpeter in Chile ausreicht oder nicht, sie hat uns gelehrt, den Stickstoff, den der Acker braucht, aus der unerschöpflichen und allgegenwärtigen Quelle zu beziehen, aus der Luft. Aber die eine umfahrene Klippe bedeutet nur ein kleines Stück freien Fahrwassers. Wir wir den Stickstoff verschleppen, so verschleppen wir den Phosphor, und wenn wir vor 25 Jahren angefangen haben, uns Sorge zu machen, was werden soll, wenn der chilenische Salpeter in seinen abbauwürdigen Lagern erschöpft ist, so müssen wir heute anfangen, uns darauf vorzubereiten, daß die reichen Rohphosphate, die Ausgangsstoffe der Superphosphatindustrie, nicht auf länger wie wenige Dezennien gesichert sind. Die Fragestellung ist beim Phosphor nicht dieselbe wie beim Stickstoff. Der Phosphor ist nicht allverbreitet und praktisch unerschöpflich in der Welt wie der Stickstoff, aber doch in Gestalt von armem Rohphosphat an manchen Stellen ausreichend vorhanden, um dem Bedürfnis auf lange Zeit zu entsprechen. Es wird der Auffindung veränderter Formen für die technische Nutzbarmachung der armen Rohphosphate bedürfen, und die Wiedergewinnung des Phosphors, die leichter wie die des Stickstoffs ist, wird besondere Behandlung finden müssen.

Wie bei den Rohstoffen des landwirtschaftlichen Betriebes steht es bei denen unserer Metallwirtschaft. Gewöhnt, die reichen Vorkommen abzubauen, vergessen wir nur zu leicht, einen wie kleinen Bruchteil der Erdrinde sie ausmachen, bedenken nicht, daß Kupfer nur $^1/_{100}$%, Blei und Zink nur wenige Tausendstel Prozent, Zinn einen verschiedenen Anteil davon bildet und wieviel kleiner ist der Bruchteil, der sich in abbauwürdigen reichen Lagern zusammenfindet? Wahrlich, ein norwegischer Professor der Geologie, der im Kriege im Auftrage seiner Regierung diese großen Fragen der Rohstoffwirtschaft eingehend studiert hat, scheint nicht im Unrecht, wenn er dieses Jahrhundert, in dem wir leben, das Jahrhundert des Überganges „Zwischen zwei Zeitaltern" nennt. Eine späte Zukunft, die unsere Kultur nach den Stücken beurteilt, nach denen wir die Kulturperioden vergangener Zeiten einteilen, wird in unser Jahrhundert den Übergang verlegen zwischen der ausschließlichen Herrschaft der Schwermetalle und dem anschließenden Zeitalter der Leichtmetalle, unter denen das Aluminium schon heute führend hervortritt.

Verweilen wir einen Augenblick bei dem Aluminium, um all der Arbeit und Mühe zu gedenken, die man im Kriege darauf verwandt hat, dieses Metall aus heimischem Rohstoff zu erzeugen. Eine prinzipielle Schwierigkeit besteht nicht. Wir haben die Tone und verstehen aus



ihnen Tonerde zu machen, und einmal im Besitz der Tonerde, brauchen wir nur den bereits seit 25 Jahren technisch gangbaren Weg zum Aluminium zu gehen. Aber das Stück des Weges, der von dem Ton zur Tonerde führt, ist noch roh und technisch nicht fahrbar. Selbst seine Trace steht nicht an allen Punkten fest, und wir werden noch eine Weile zu tun haben, ehe wir die Pflastersteine der wissenschaftlichen Arbeit einen neben den anderen so in den Boden gesetzt haben, daß der Lastwagen der Wirtschaft auf diesem Wege so gut rollt wie auf der Straße, die statt vom Ton, von dem herkömmlichen ausländischen, vergleichsweise seltenen Rohmaterial, dem Beauxit, zum Aluminium führt. Ich will die Reihe der Beispiele nicht verlängern. So wie in diesem Falle liegt es in hundert anderen. Ein einzelnes Rohstoffvorkommen wird quantitativ unzulänglich oder wirtschaftlich unfruchtbar und wir müssen das Verfahren ändern, um von einem abweichenden Rohstoffvorkommen zum selben Ergebnis zu gelangen. Mag diese Arbeit in den Forschungsstätten der Wissenschaft oder in den Laboratorien der Technik geleistet werden: sie wird nur geleistet durch die Kräfte, die auf den Wegen der Forschung geschult sind, und sie muß geleistet werden, wenn die Wirtschaft bestehen soll.

Noch ein anderer Gesichtspunkt drängt sich auf. Mit dem Anschwellen des Stromes der Kohlenenergie vermindert sich zwangsläufig die Stabilität der Betriebsformen. In der alten Zeit des Handwerks konnte dieselbe Arbeitsweise Jahrhunderte in Gebrauch bleiben. Heute bedeutet es viel, wenn sie ein volles Menschenalter bleibt, ohne durch eine andere ersetzt zu werden. Die einzelnen Zweige der Industrie sind so eng aneinander gewachsen, daß der Fortschritt der Entwicklung in Wissenschaft und Wirtschaft auf dem Nachbargebiete auf einmal Möglichkeiten fruchtbar macht, die vorher nicht bestanden, und Umstellung verlangt. Umstellung aber gelingt nur dort, wo an leitender technischer Stelle die wissenschaftliche Kraft vorhanden ist, um das Gebiet über die Grenze von Herkommen und Gewohnheit hinaus zu übersehen. Die Routine stirbt am Wechsel der Betriebsform.

Die Pflege der Wissenschaft wird heute aus diesen Gründen nicht nur bei uns, sondern in vielen Teilen der Welt zum Bedürfnis der Wirtschaft. Bei uns aber fallen diese Gründe doppelt und dreifach ins Gewicht, weil wir als Industrieland nur den einen ganz großen natürlichen Reichtum der Kohle haben und darauf angewiesen sind, mit ihrer Hilfe uns durch Veredlungsarbeit zu ernähren. Wir nehmen den Rohstoff vom Ausland, um ihn als fertiges Erzeugnis ans Ausland zurückzuliefern. Dabei sind wir im Nachteil, wenn wir vor dem Rohstofflande nicht den Vorsprung des besseren Könnens haben. Dieser Vorsprung des technischen Könnens läßt sich nicht anders sichern als dadurch, daß wir die eigene Leistung immerwährend überholen. Von der Veredlungsarbeit leben, heißt führend sein durch ständiges Erfinden. Reichtum der Erfindung aber erwächst nur aus dem Reichtum um ihrer selbst willen betriebener Wissenschaft. Nichts Unverständigeres gibt es als den Gedanken, die Leistung dadurch zu steigern, daß man die wissenschaftliche Forschung auf das beschränkt, was unmittelbar praktisches Resultat verspricht. Angesichts solcher Vorschläge, die mir nicht selten begegnet sind, habe ich an die Geschichte denken müssen, die mir vor 20 Jahren drüben in den Vereinigten Staaten von einem Führer

der Technik berichtet wurde. Der suchte einen Kitt mit bestimmten, besonderen Eigenschaften, die schwer zu vereinigen waren, und glaubte am schnellsten zu seinem Ziel zu kommen dadurch, daß er drei Chemiker anstellte und ihnen auftrug, statt langer Vorarbeiten kurzerhand alle Stoffe paarweise zusammenzuschütten, die es in der Chemie gab, und die er, weil es rasch gehen sollte, aus der ganzen Welt für sie kommen ließ. Ich weiß nicht, wie lange die drei Unglücklichen an diesem Experimente gesessen haben. Den gesuchten Kitt haben sie jedenfalls nicht gefunden. Man kann auf dem unwahrscheinlichsten Wege einen Treffer machen. Jede Sicherheit erfinderischen Erfolges aber erwächst nur auf dem Boden mühevoller systematischer Arbeit, die allein auf die Aufklärung der wissenschaftlichen Grundlagen gerichtet ist.

Und nun zum letzten Punkte. All dies scheint nur zu lehren, daß die Physik und die Chemie und die technische Wissenschaft und was an Naturwissenschaft mit ihnen verbunden ist, gepflegt und gefördert werden muß. Aber wozu man eine Archäologie braucht, und eine Kunstwissenschaft, Sprachforschung und Geschichte, das scheint vom Standpunkt der Wirtschaft darum noch nicht einleuchtend. Auf diese Frage möchte ich mit der Erfahrung von 17 Jahren antworten, die ich an einer deutschen technischen Hochschule verbracht habe. In all dieser Zeit hat die Hochschule um die Ausdehnung ihrer allgemeinen Abteilung gekämpft, in der die Geisteswissenschaften vereinigt waren. Woher stammte dieser unablässige Wunsch? Zum großen Teile aus dem Gefühle, daß die technisch-wissenschaftliche Erziehung den geisteswissenschaftlichen Einschlag nicht entbehren kann. Das geistige Leben der jüngeren Generation, die für die Forschung in den Fragen der Technik heranwächst, verödet und verkrüppelt, wenn die Pflege der alten geisteswissenschaftlichen Kultur nicht fortbesteht. Was dann heranwächst, ist ein Spezialistentum, eng in seinen Zielen, arm an Idealismus, brauchbar für tausend Geschäfte, aber ungeeignet für die führende Leistung, die die Zukunft von ihm fordert. Der Forscher verzichtet auf manchen Anspruch der Lebenshaltung, auf den Reichtum der Kultur, in dessen Mitte er steht, kann er nicht verzichten, ohne sich aufzugeben. Die Erhaltung des Nachwuchses erfordert die Erhaltung des Wissenschaftsbetriebes in seiner Breite. Die Leistung, die die Gegenwart dafür auf sich nimmt, ist der Versicherungsbeitrag für die Existenz unserer Wirtschaft in der Zukunft.

Geheimer Rat Professor Dr. **Friedrich von Müller:** Wenn wir absehen von der Grippe und der Ruhr, so können wir wohl behaupten, daß unser Volk und unser Heer während des Krieges von Seuchen freigeblieben ist, während früher die Kriege fast immer große Seuchenzüge in ihrem Gefolge gehabt haben, die gewöhnlich mehr Menschenleben gekostet haben als die feindlichen Kriegshandlungen. Auch in diesem Kriege hatten wir mit allen diesen Seuchen zu kämpfen und mit manchen neuen, aber wir sind mit ihnen in der Hauptsache fertig geworden.

So war erkannt worden, daß das Fleckfieber durch Kleiderläuse, und zwar nur durch diese verbreitet wird, indem der Erreger im Leib der Kleiderläuse einen gewissen Entwicklungszustand durchmacht, ganz ähnlich wie der Erreger der Malaria in dem Leib der Stechfliege. Durch die Entlausungen ist es in diesem Kriege gelungen, die Fleckfieberepidemien auf ein ganz geringes Maß zu reduzieren. Das deutsche Volk

im Inlande ist so weit davon verschont geblieben, daß weniger als 150 Leute dieser Seuche zum Opfer gefallen sind. Allerdings als dann diese von der Wissenschaft geschaffenen Maßnahmen während der politischen Unruhen nicht mehr mit der nötigen Strenge gehandhabt wurden, ist im Inlande die Fleckfieberepidemie gleich auf tausend und mehr in die Höhe gegangen.

Die Cholera drohte zu wiederholten Malen in diesem Kriege. Robert Koch hatte ihren Erreger entdeckt und hatte die Wege gewiesen, auf denen die Seuche verhütet werden kann. Durch ein Netz von hygienischen Laboratorien an der Front wurde jeder verdächtige Fall, jedes verdächtige Dorf, jeder Gefangenentransport auf Choleraerreger untersucht, und jeder einzelne Funke, aus dem sich hätte ein Brand entwickeln können, wurde ausgetreten.

Ähnlich verhielt es sich mit dem Typhus. Sobald ein Typhusfall in der Armee nachgewiesen war, wurde das ganze Dorf, das ganze Bataillon auf Typhusbazillen durchuntersucht, und wer etwa in Valenciennes, in Lille und anderen Städten jene hygienischen Laboratorien besucht hat, wo jeden Tag in großen Sälen Hunderte von Stuhl- und Blutproben auf Typhus nach den Methoden der exakten Bakteriologie nachgesehen worden sind, der hat Respekt vor der deutschen Wissenschaft bekommen.

Es ist durch die Untersuchungen von Koch bekannt geworden, daß der Typhus vor allem verbreitet wird durch solche Individuen, welche, ohne selbst typhuskrank zu sein, den Typhuserreger noch in ihrem Stuhl haben und ausscheiden. Diese Bazillenträger wurden herausgegriffen und isoliert. In Spa waren sie zu vielen Hunderten zusammengebracht und konnten keinen Schaden, keine Epidemien mehr anrichten. Ähnlich gehen wir jetzt auch vor bei der Entseuchung der Städte von Typhus, und sobald sich eine Gruppe von Typhusfällen zeigt, dann muß der Typhusbazillenträger, die Quelle, gesucht werden, und ganz gewöhnlich gelingt dies auch. Der Ursprungsherd der Krankheit wird aufgedeckt und unschädlich gemacht. Da, wo der Typhus in den besetzten Gebieten von Frankreich so verbreitet war, daß eine durchgreifende Sanierung der Städte unmöglich erschien, mußte nach anderen Schutzmaßnahmen gesucht werden. Es wurde die Typhusschutzimpfung eingeführt, d. h. die Truppen wurden mit kleinen Mengen abgetöteter Kulturen von Typhusbazillen geimpft und wurden dadurch immun gemacht. So ist es gekommen, daß der Typhus bei unseren Soldaten nur in ganz geringer Zahl und als eine ungefährliche Krankheit auftrat mit einer Mortalität von 0,1 bis etwa 2 %, während rings herum in der französischen Bevölkerung die Krankheit in der alten und gefährlichen Weise auftrat und Mortalitätsziffern bis zu 20 % zeigte.

Auch der Typhusbazillus ist von einem Deutschen entdeckt, und deutsch ist der Weg zu seiner Bekämpfung. Deutsche Entdeckung ist es auch gewesen, daß neben dem eigentlichen Abdominaltyphus typhusähnliche Erkrankungen, der Paratyphus, erkannt worden sind, welche durch Bakterien verursacht werden, die den Typhusbazillen nahe verwandt sind und nur durch genaue bakteriologische Untersuchung im Laboratorium davon getrennt werden können.

Der Erreger der Malaria ist nicht von Deutschen gefunden, sondern von einem Franzosen entdeckt und dann hauptsächlich von Italienern bearbeitet worden. Durch die angestrengte Arbeit der Medi-



ziner und vor allem der Zoologen ist die Frage so aufgeklärt worden, daß heute in Istrien, auch in Italien, am Suezkanal die Gefahr dieser Krankheit als überwunden gelten kann.

Der Tetanus, der Wundstarrkrampf, hat noch im ersten Kriegsjahr viele Verwundete dahingerafft. Sein Erreger, der Tetanusbazillus, war durch Flügge und seine Mitarbeiter gefunden worden. Behrings große Entdeckung hatte gezeigt, daß man Pferde mit Tetanusbazillen immunisieren kann, und daß deren Blutserum, beim tetanuskranken Menschen eingespritzt, eine recht beträchtliche Heilwirkung erzielt. Aber in schweren Tetanusfällen war diese Heilwirkung doch nur ungenügend. Da ging man, gestützt auf die Tierexperimente Behrings, dazu über, jedem Verwundeten eine kleine Dose Tetanusserum einzuspritzen, und damit ist diese schreckliche Wundinfektionskrankheit, die im ersten Kriegsjahre Hunderte dahingerafft hatte, so gut wie vollständig aus der Armee verschwunden.

Indem wir uns über diese Erfolge freuen, wollen wir aber nicht vergessen, daß jahrelang fortgesetzte aufopferungsvolle Forscherarbeit notwendig war, um die Erreger kennen zu lernen und die Methoden zu ihrer Bekämpfung zu erproben. Hekatomben von Tieren mußten geopfert werden, um den Menschen zu schützen. Und wie viele Wege, die anfänglich verheißungsvoll schienen, mußten später wieder aufgegeben werden, weil sie nicht zum Ziele führten!

Einer der schlimmsten Feinde des Menschengeschlechts ist die Tuberkulose. Wohl hatten französische Ärzte vor 100 Jahren manches getan, um dieses Leiden am Kranken und auf dem Sektionstisch kennen zu lernen. Die deutschen Ärzte haben damals so gut wie gar nichts zur Erforschung der Tuberkulose beigetragen, ihnen fehlten alle Mittel hierzu, den Kliniken sogar die Kranken. Die deutschen Ärzte verfielen auf philosophische Spekulationen und stritten über Schelling und Hegel.

Im Jahre 1883 trat Robert Koch mit der Entdeckung des Tuberkelbazillus hervor, und mit einem Gefühl innerer Bewegung denken wir an jenes Frühjahr zurück, wo mit dem Erscheinen des Kochschen Werkes die Schleier fielen, die Krankheit als Infektionskrankheit nachgewiesen war, die skrofulösen Leiden und der Lupus als tuberkulös erkannt wurden und damit der erste Hoffnungsschimmer auf eine Bekämpfung des Leidens sich einstellte.

Mit der ihm eigenen männlichen Konsequenz hat Robert Koch die Probleme der Tuberkulose weiterverfolgt. Er erkannte, daß der Tuberkelbazillus in seinen Kulturen ein Gift von einer bis dahin noch nicht geahnten Wirksamkeit produzierte. Er lehrte die Verwendung des Tuberkulins zur Diagnose und zur Bekämpfung der Krankheit. Er erkannte die Unterschiede der menschlichen und der tierischen Tuberkulose. Er studierte mit seinen Schülern die Wege der Übertragung und die Mittel zu ihrer Bekämpfung. Und wenn wir heute in Deutschland ein über das ganze Land verbreitetes Netz von Beobachtungs- und Hilfsstationen gegen die Tuberkulose besitzen und wenn die Mortalität von 37 auf 17 gesunken war, wenn wir imstande sind, die Krankheit schon in ihrem ersten Beginn beim Kinde zu erkennen, wo wir noch die allergrößte Aussicht auf Heilung haben, dann ist dies in der Hauptsache Kochs Verdienst. Alle diese Fortschritte beruhen ausschließlich auf der Laboratoriumsarbeit und dem Tierexperiment.

Robert Koch hätte seine bakteriologischen Entdeckungen nicht machen kön-



nen, wenn nicht kurz vorher Abbe in Jena auf Grund seiner Berechnungen Mikroskope konstruiert hätte, welche an Lichtstärke und Vergrößerungsvermögen alle früheren Konstruktionen bei weitem übertrafen. Diese deutschen Mikroskope haben die ganze Welt erobert. Sie werden in den amerikanischen, englischen und französischen Laboratorien so gut wie ausschließlich verwandt, und selbst jetzt können diese Länder unsere Mikroskope, die sich eine Monopolstellung errungen haben, nicht nachmachen, weil sie die dazu notwendigen Glassorten nicht herstellen können. Auch diese sind auf Grund der Abbeschen Berechnungen durch konsequente wissenschaftliche Forschung in Jena hergestellt worden.

Heutzutage können unsere wissenschaftlichen Institute sich diese von der deutschen Wissenschaft und der deutschen Technik hergestellten Mikroskope nicht mehr kaufen. Sie sind zu teuer geworden und wir zu arm. Sollen wir bloß die Mikroskope den andern Völkern liefern, sollen wir mit unseren Mikroskopen auch die Forscherarbeit dem Ausland überlassen? Sollen unsere zahlreichen Institute, die zur Seuchenbekämpfung so Großes geleistet haben, nun zugrunde gehen, etwa aus Mangel an Versuchstieren? Ist es doch zur Zeit nicht mehr möglich, das Futter für diese Tiere aufzubringen, die wir nötig haben, um z. B. am Menschen eine Tuberkulose der Harnwege festzustellen. Die Unterhaltung jedes dieser Laboratorien, die wir für die Bekämpfung der Infektionskrankheiten brauchen, erfordert nicht bloß für Apparate und Versuchstiere ganz gewaltige Summen, sondern noch mehr für die Heizung, Beleuchtung und für die Besoldung der Ärzte und Diener. Das Dienerpersonal aber mußte wegen der Reduktion der Arbeitszeit verdoppelt werden. Sollen die bakteriologischen Institute, die wir jetzt in jeder großen Stadt haben und die zur rechtzeitigen Erkennung der Diphtherie oder des Typhus unbedingt notwendig sind, eingehen? Soll es dem deutschen Forschergeist unmöglich werden, seine Ideen in die Tat umzusetzen? Denn mit Recht gilt nicht derjenige als der Erfinder, der eine Vermutung als erster aufgestellt hat, sondern derjenige, der sie zur Tat hat werden lassen. Sonst wäre Jules Verne der Erfinder des Unterseebootes.

Zu den fürchterlichsten Volksseuchen gehören die Geschlechtskrankheiten. Sie wissen, daß sowohl der Erreger des Trippers wie auch der Syphilis von Deutschen entdeckt worden ist, und so wie immer hat die Entdeckung des Erregers und seiner Lebenseigenschaften die Wege zur Vorbeugung und Heilung gewiesen. Nicht durch eine zufällige Entdeckung, sondern durch konsequente, jahrelang fortgesetzte Tierexperimente ist es Paul Ehrlich gelungen, ein wirksames Mittel gegen die Syphilis herzustellen, das die Krankheit abortiv zur Heilung bringen kann. 666 chemische Präparate mußten nach Ehrlichs Angaben vom Chemiker hergestellt und von Ehrlich im Tierexperiment versucht und wieder verworfen werden, bis endlich das wirksame Mittel gefunden wurde. Die großen Forschungen Ehrlichs sind hauptsächlich von begeisterten Freunden der Wissenschaft durch die notwendigen Mittel unterstützt worden. Aber werden wir künftig in dem verarmten Deutschland noch Leute finden, welche Millionen zu Forschungszwecken hergeben, deren Erfolg ganz unsicher ist? Die Kosten, welche ein solches Institut verschlingt, sind in abenteuerlicher Weise gestiegen. Im Auslande sind solche Institute in be-

merkenswerter Weise vorhanden. Frankreich besitzt in seinem Institut Pasteur, England in seinem Lister Institute for Preventive Medicine, Amerika vor allem in seinem Rockefeller-Institut Forschungsstätten von höchster Leistungsfähigkeit, und namentlich das letztere verfügt über riesige Mittel und über einen Stab von bedeutenden und begeisterten Gelehrten. Sollen wir diesen, die allerdings Großes geleistet haben, das Feld vollständig überlassen, weil wir arme Leute geworden sind?

Es ist bekannt, daß die Röntgenstrahlen eine deutsche Entdeckung sind. Ihre Anwendung hat die Medizin von Grund aus umgestaltet. Die Konstruktion der Röntgenapparate für Diagnostik und jetzt auch für die Therapie der Krankheiten macht jedes Jahr große Fortschritte. Mit ihrer Hilfe können wir die Tuberkulose sicher nachweisen. Auch die Diagnose des Krebses kann durch die Röntgenstrahlen in dem Stadium gemacht werden, wo die Heilung durch den Chirurgen noch denkbar ist. Ein vollkommener Röntgenapparat, wie er heutzutage in einer Klinik nötig ist, kostet 50 bis 100000 M., eine einzige Röntgenröhre, die früher für 50 oder 150 M. zu erhalten war, kostet 2 bis 3000 M. Wie wenig Institute sind heutzutage noch imstande, solche Aufwendungen zu machen!

Es möchte scheinen, als ob die wissenschaftliche Forschung nur zur Bekämpfung der Infektionskrankheiten für das Volkswohl nützlich gewesen wäre. Dem ist aber nicht so. Nehmen wir z. B. die Herzkrankheiten, also jene Affektionen, denen ein sehr großer Teil der Menschen schließlich erliegt. Hier hat uns nicht nur das Röntgenverfahren große Fortschritte gebracht, sondern vor allem Einthovens Entdeckung der Elektrokardiographie. Der Elektrokardiograph wird in größter Vollkommenheit in Deutschland hergestellt. Die Kosten eines solchen Apparates betragen gegenwärtig 20000 M. Er ist unbedingt notwendig zur wirklichen Diagnose einer Reihe von Herzkrankheiten, die wir dann sehr viel sicherer behandeln können. Unsere Erkenntnis von den Herzkrankheiten ist dadurch vollständig geändert, aber auch, was wir nicht vergessen wollen, durch Tierexperimente, die auf den Untersuchungen des Berliner Physiologen Engelmann beruhen und die die Herzfunktionen und ihre Störungen in ganz neuem Licht haben erscheinen lassen und die Behandlung auf sichere Basis gestellt haben.

Hand in Hand damit gehen die Arbeiten unserer pharmakologischen Institute und der pharmakologischen Laboratorien in unseren großen chemischen Fabriken. Es wurden neue Heilmittel erfunden und dargestellt, welche diejenigen, die früher von den Pflanzen gewonnen worden waren, weit an Wirksamkeit übertreffen und die sehr viel größere Sicherheit darbieten. Einer ganzen Gruppe von Leiden stehen wir heute nicht mehr so ratlos und hilflos gegenüber wie früher. Die Pharmakologie hat eine große Zahl neuer Arzneien, neuer Heilmittel geschaffen und im Tierexperiment geprüft. Ich erinnere an die Anästhesierungsmittel der Cocainreihe oder an so populäre Dinge wie das Antipyrin und das Aspirin, die in der ganzen Welt fehlten, als Deutschland durch die Blokkade abgesperrt war. Wir müssen auf diesem Gebiet unsere Stellung behaupten, nicht nur im Interesse der Kranken, sondern auch in demjenigen der Industrie und deren Arbeiter. Dies gelingt aber nur, wenn die wissenschaftlichen Institute erhalten werden können und

dadurch der wissenschaftliche Geist der Pharmakologie. Die chemische Arbeit in diesen Laboratorien verschlingt heutzutage Summen, welche sich staatliche Institute nicht mehr leisten können.

Die Kinderheilkunde, früher eine rein empirische Kunst, ist in den letzten beiden Jahrzehnten zu einer exakten Wissenschaft geworden. Das Ergebnis war, daß man nicht mehr planlos zu tasten braucht, daß man in den wichtigsten Fragen, z. B. in der Ernährungslehre, genau sagen kann, wo es an der Ernährung fehlt und wie es gebessert werden muß. Dadurch hat unsere Kindersterblichkeit in einer Weise abgenommen, welche die höchste Befriedigung erregt.

Es wäre unrichtig, das Thema Volkswohl und Wissenschaft nur von der medizinischen Seite aus zu betrachten, also nur etwa im Sinne der Krankheitsbekämpfung und -verhütung. Richten wir unsere Aufmerksamkeit auf die Erhaltung der Volkskraft und deren Arbeitsfähigkeit. Es ist notwendig, daß wir die Ermüdungserscheinungen, die Arbeitsfähigkeit, die Eignung zur Arbeit genauer prüfen, daß wir nach dem Beispiel, welches uns Amerika durch die Untersuchungen Taylors gegeben hat, gründlich weiterarbeiten. In Schweden ist man neuerdings dazu übergegangen, Nobelinstitute zu gründen zur Forschung der Rassenhygiene und der Vererbungslehre. Die Ernährungslehre ist für unser Volk von maßgebender Bedeutung geworden. Als im Jahre 1916 die Nahrungsschwierigkeiten immer größer wurden, da konnte man in manchen Zeitungen lesen und selbst von halbgebildeten Medizinern hören, die deutsche Bevölkerung sei bisher in geradezu schädlicher Weise überernährt gewesen und eine bedeutende Reduktion der Nahrung sei nicht nur möglich, sondern geradezu nützlich. Gegen diese Behauptung ist damals im Reichsgesundheitsamt Stellung genommen worden, und es wurde auf Grund umfangreicher Erhebungen auf die schweren Schädigungen hingewiesen, welche eine Herabsetzung der Ernährung unter das von dem natürlichen Instinkt und von der Wissenschaft geforderte Maß zur Folge hat. Die Ernährungswissenschaft ist ein Produkt vorwiegend deutscher Forscher, von Pettenkofer und Voit bis auf Rubner. Frankreich hat auf diesem Gebiet neuerdings so gut wie nichts, England nur sehr wenig, Amerika in den letzten beiden Jahrzehnten allerdings recht Bedeutendes geleistet. Aber die amerikanischen Forschungen auf diesem Gebiet beruhen zur Zeit noch in der Hauptsache auf der deutschen Basis, und ihre Träger sind in deutschen physiologischen und chemischen Instituten ausgebildet. Schon rücken sie uns näher und näher dank ihrer großen Hilfsmittel, und wir deutschen Arbeiter haben das Gefühl etwa wie ein Wettrenner, der sich bis dahin mit großem Vorsprung mühelos an der Spitze hat halten können, der aber seinen gefährlichsten Konkurrenten mehr und mehr aufholen hört. Sollen wir das Rennen aufgeben, und zwar deswegen, weil diese chemischen Untersuchungen so entsetzlich teuer geworden sind, daß wir sie mit den Mitteln unserer Institute nicht mehr durchführen können? Der Leipziger Physiologe Ludwig hat vor Jahren einmal zu einem Amerikaner gesagt: Wenn wir Deutsche ein Tierexperiment machen wollen, dann nehmen wir eine Maus oder ein Meerschweinchen, aber Sie in Amerika nehmen gleich einen Elefanten. Meine Herren, lassen Sie uns wenigstens die Maus und das Meerschweinchen!

Man wird einwenden können, daß die ganze Wissenschaft von der Er-



nährung nicht eine Kartoffel mehr hervorgebracht hat und daß es sich hier nicht um ein Problem der Wissenschaft, sondern der Landwirtschaft handelt. Das ist gewiß zum Teil richtig. Aber der chemischen Wissenschaft ist es gelungen, nunmehr mit Hilfe der Wasserkraft den Alkohol darzustellen. Wenn es möglich wäre, den Alkohol in erheblicher Menge durch den Wasserfall darzustellen, denken Sie einmal, wieviel tausend Tonnen Kartoffeln würden wir dann für die Ernährung des Menschen und auch für die Aufzucht der Tiere freibekommen, die der Mensch wieder zu seiner Nahrung verwendet! Die wissenschaftliche Forschung hat auch der Landwirtschaft seit Liebigs Zeiten die allergrößten Dienste geleistet. Sie hat gezeigt, wie die Düngung rationell gestaltet werden muß. Sie erforscht die Schädlinge, welche das Gedeihen der Kulturpflanzen und der Zuchttiere gefährden. Sie lehrt ihre Bekämpfung. Wer hätte etwa vor dem Botaniker de Bary daran gedacht, daß Berberitzensträucher in der Nähe eines Kornfeldes eine Gefahr für die Bildung des Getreiderostes darstellen? Wieviel haben wir bei der Zucht und der Ernährung der Tiere den tierärztlichen Hochschulen, den landwirtschaftlichen Schulen zu danken! Wieviel ist noch zu tun zur Bekämpfung der Tierseuchen! Hier ist erst der Anfang gemacht. Erhalten Sie diesen wissenschaftlichen Instituten die Möglichkeit, weiterzuarbeiten!

Alle diese Wissenschaften, welche mehr oder weniger praktische Ziele verfolgen, haben andere Fächer zur Grundlage und Voraussetzung, so die Ernährungslehre und die Landwirtschaft die Chemie, die Zoologie oder die Botanik. Von diesen theoretischen Fächern aus dringen die neuen Ideen und Methoden in die Praxis ein. Gehen die rein wissenschaftlichen Institute der Botanik und Zoologie zugrunde, so verdorrt auch die Medizin und die Landwirtschaft. Die Physik hat die Apparate entdeckt, mit denen wir Mediziner heutzutage arbeiten. Die Chemie bringt uns in jeder Richtung Fortschritte auf dem Gebiet des Volkswohls.

So wie sich alle Wissenschaften gegenseitig befruchten und aufeinander angewiesen sind, so muß jeder einzelne Forscher die Möglichkeit haben, die Ergebnisse seines Faches zu studieren, und zwar durch die Literatur. Er muß die Arbeiten seiner Vorgänger und seiner Konkurrenten kennen lernen. Ohne ein eingehendes Literaturstudium kann keine wissenschaftliche Forschung bestehen, keine Bearbeitung eines Lehrbuchs, und zwar darf sich das Literaturstudium niemals auf die literarischen Erzeugnisse des eigenen Sprachgebiets beschränken, es hat unbedingt auch diejenigen der anderen Kulturländer mit einzubegreifen. Sie können sich denken, mit welcher Spannung wir jetzt auf das Wiedererscheinen der wissenschaftlichen Zeitschriften aus dem Auslande, besonders aus Amerika warten: sind sie uns zuvorgekommen auf dem Gebiete, das wir gerade selber bearbeiten, haben sie neue Ideen, haben sie neue Methoden zu bringen?

Für die Notwendigkeit des Literaturstudiums nur ein Beispiel. Sie wissen, welches Aufsehen die Vorschläge von Steinach gemacht haben, eine Verjüngung herbeizuführen. Seine Vorschläge beruhen auf einer Reihe von Hypothesen und auf eigenen interessanten Tierexperimenten. Die Durchsicht der Literatur ergibt, daß auf diesem Gebiet schon eine gewaltige Anzahl von Forschungen vorliegt, und nur derjenige, welcher diese Literatur einigermaßen kennt, wird ein kritisches Urteil fällen



und einen Fortschritt erzielen können. Die letzte Zusammenstellung, die auf diesem Gebiete erschienen ist, zeigt, daß allein die Titel dieser Arbeiten schon 20 Seiten füllen.

Unsere wissenschaftlichen Institute sind längst nicht mehr imstande, auch nur die notwendigsten Zeitschriften zu halten, die wir für unsern täglichen Bedarf brauchen. Unsere großen Bibliotheken, z.B. die Universitätsbibliotheken, haben einen Etat, der vielleicht noch zum Binden der Bücher hinreicht, aber nicht mehr fürs Anschaffen. Schlimmer noch ist, daß unsere Arbeiten nicht mehr gedruckt werden können. Die sündhaft hohen Papierpreise, die fortwährend sich steigernden Tarife der Setzer und Drukker bringen eine Zeitschrift nach der anderen um, während sich die Manuskripte bei den Herausgebern anhäufen und nicht mehr zum Druck befördert werden können. Nur durch eine energische Unterstützung lassen sich auch bei der größten Kürzung der Manuskripte die wichtigsten unserer wissenschaftlichen Zeitschriften am Leben erhalten. Sie aber sind der Lebensnerv der wissenschaftlichen Produktion, und unsere Literatur muß dem Ausland zeigen, was wir leisten.

Helfen Sie uns in dieser Not! Helfen Sie, daß die deutsche wissenschaftliche Produktion und ihre Literatur nicht zugrunde geht! Wir bitten Sie nicht in persönlichem Interesse, sondern wirklich in demjenigen des Volkes, des Ansehens des deutschen Namens und seiner Weltgeltung. Wir wollen es Ihnen danken mit Aufbietung aller unserer Kräfte. Wenn der deutsche Forscher nicht mehr imstande ist, Experimente zu machen und seine Ideen zu prüfen, dann muß er wieder wie vor hundert Jahren anfangen, zu philosophieren. Es ist bei allem Respekt vor der Philosophie aber doch für das Volkswohl nützlicher, daß wir bei den realen Dingen bleiben und reale Fortschritte auf Grund von Experimenten machen.

Neben den Akademien und den wenigen Instituten, welche der reinen Wissenschaft dienen, wie z.B. denjenigen von Dahlem und Frankfurt, sind vor allem unsere Universitäten und Hochschulen die Zentren der wissenschaftlichen Produktion. Erhalten Sie ihnen diesen Charakter als Forschungsinstitute, sonst sinken sie auf die Stufe reiner Fachschulen herab wie in andern Ländern. Und seien Sie dessen sicher: wenn Sie die deutsche wissenschaftliche Forschung vor dem Untergang bewahren und dem deutschen Geistesarbeiter die Möglichkeit geben, seine Fähigkeiten und seine Arbeitskraft auszunützen, so dienen Sie dem Wohle des ganzen Volkes und nicht nur dem des eigenen Volkes.

Staatsminister Dr. **F. Schmidt-Ott:** Aus beredtem Munde erster Forscher haben Sie gehört, welch grundlegende Bedeutung die Wissenschaft für unser Volksleben besitzt. Ich darf wohl auch in Ihrem Namen den Herren, die das hier so lichtvoll vor uns ausgebreitet haben, unsern Dank sagen.

Aus der ungeheuren Bedeutung der Wissenschaft ergibt sich die Größe der Gefahr, die uns bedroht. Die Wissenschaft und mit ihr die Kultur droht unterzugehen. Die Kultur kann untergehen und sie ist oftmals untergegangen. Das hat uns längst vor dem Kriege Wilamowitz zugerufen, und wir haben es nicht geglaubt, daß wir es so bald am eigenen Leibe erfahren würden. Aber mit der Wissenschaft verlieren wir nicht minder die wesentlichste Voraussetzung für unsere Volkswirtschaft, die mehr als je auf die Veredlung und den Ersatz der Rohstoffe angewiesen ist. Daß uns mit ihr



auch die Volksgesundheit verloren geht, haben Sie eben in eindringlichsten Worten gehört.

So ist die Not, vor der wir stehen, unbeschreiblich, sie greift an das Lebensmark unseres Volkes nicht minder als unsere mangelnde Ernährung, sie tötet nicht nur unseren Körper, sondern sogar unser Geistesleben. Unsere Lage kann nur mit der nach dem 30 jährigen Kriege verglichen werden.

Damals waren unsere Fluren verwüstet und die gesamte Initiative des Volkes gelähmt. In der Wissenschaft stehen wir heute vor einem ganz ähnlichen Schicksal. Der Forscher kann nicht mehr seiner Wissenschaft leben. Er kann das notwendige Material für seine Arbeiten nicht mehr bekommen. Unsere großen Institute können ihre Publikationen nicht mehr herausgeben. Sie haben das Bücher-, Instrumenten- und Tiermaterial nicht mehr, dessen Kosten ungeheuer gesteigert sind. Überall müssen die Forscher die Hände sinken lassen, und wer kann unter diesen Umständen noch hoffen, daß wir einen Nachwuchs bekommen, wie wir ihn brauchen?

Ist der Faden der Entwicklung aber einmal abgerissen, dann ist es vorbei mit der deutschen Wissenschaft auf Jahrhunderte. Denn ihr wunderbarer Bau, der in methodischer Forschung auf allen Gebieten in die Höhe gewachsen ist und uns größtes Ansehen im Auslande gewonnen hat, kann nicht wiederhergestellt werden ohne jahrhundertelange Arbeit.

Wenn die Sachen so stehen, so fragt es sich: was können wir tun, um zu helfen? Und da darf ich zunächst feststellen, daß die wissenschaftlichen Institutionen Deutschlands, Akademien, Hochschulen, Großverbände, sich in unerhörter Einigkeit zusammengeschlossen haben. Die Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft, am 30. Oktober d. Js. als eingetragener Verein gegründet, soll einen Selbstverwaltungskörper darstellen, der auf allen Gebieten der Wissenschaft den Zusammenbruch abzuwenden bemüht ist. Ich will Sie mit der Organisation im einzelnen nicht ermüden. Ihre Hauptstützen sind aber die 20 Fachausschüsse, die auf den einzelnen Wissenschaftsgebieten die Richtlinien und den Verteilungsplan aufstellen sollen. Ein Hauptausschuß soll ausgleichen und prüfen, was durchgeführt werden kann. Überall wollen wir darauf sehen, zu sparen und zu vereinfachen. Wir wollen nicht mehr haben, als absolut notwendig ist. Aber wir brauchen auch große Mittel, und wir hoffen, daß sie uns nicht versagt werden.

Mit größter Dankbarkeit darf ich heute schon feststellen, daß sich helfende Hände auftun, um zu retten. In erster Linie schätze ich mit Dankbarkeit, daß die Reichsverwaltung, deren Chef, der Herr Minister des Innern, vorhin in sachkundiger und zartfühlender Weise die Schäden beleuchtet hat, vorangeht mit einer Summe von 20 Millionen, die im Extraordinarium des Reichshaushalts stehen. Die Aussicht, die der Herr Reichsminister unter Hinblick auf den Herrn Reichsfinanzminister eröffnet hat, daß diese Summe in das Ordinarium übergehe, darf ich hier mit allergrößter Freude begrüßen.

Wie die Reichsverwaltung, so sorgen in anderer Weise auch die Länder. Während die Mittel des Reiches der Forschung dienen wollen, tun die Länder alles, um unsere Lehranstalten, namentlich die Hochschulen, auf der Höhe zu halten.

Auch im Auslande regt sich schon das Interesse für die Erhaltung der deutschen Wissenschaft. Wir haben bis jetzt





durchaus vermieden, bittende Hände in das uns vielfach noch feindlich gesinnte Ausland auszustrecken. Aber gerade, daß man von selbst dort die Notwendigkeit eingesehen hat, das dürfen wir dankbar hervorheben. So wird gegenwärtig in Nordamerika gesammelt; so haben wir auch schon aus Südamerika Spenden zugesagt bekommen, und so ist in den meisten neutralen Ländern der Wunsch hervorgetreten, uns wenigstens durch Bereitstellung der ausländischen Literatur zu helfen.

Schließlich aber glauben wir, daß unser Volk sich selber helfen muß, und da darf ich mit Befriedigung auf den Aufruf blicken, der heute abend Ihnen vorgelegt ist. Wir sind stolz darauf, daß die großen erwerbenden Berufsstände sich zusammengefunden haben in einem Gesamtaufruf, der der deutschen Wissenschaft die erforderlichen Mittel zuführen will. Wir hoffen, daß alle, reich und arm, dazu beitragen werden, und daß gerade aus der Anerkennung, die in dieser einmütigen Kundgebung für die deutsche Wissenschaft liegt, sich ein gegenseitiges Verhältnis von Geben und Nehmen entwickeln werde, das für unsere Wissenschaft und unser Volk von segensreichsten Folgen ist.

Wie die zu erwartenden Spenden im einzelnen verwaltet werden sollen, läßt sich heute noch nicht sagen. Gedacht ist, einen Stifterverband der Notgemeinschaft zu gründen, in dem der Verwaltungsrat des Stifterverbandes gemeinsam mit dem Hauptausschuß der Notgemeinschaft über die vorhandenen Mittel verfügt.

So blicken wir bei aller Sorge nicht aussichtslos in die Zukunft. Wohl müssen wir rufen: Herr, die Not ist groß, aber die deutsche Wissenschaft steht mutig an dem Steuer und vertraut scheiternd oder landend ihren Göttern. Helfen Sie uns, so wird die deutsche Wissenschaft es Ihnen lohnen.

Hermann Diels.

(Zum goldenen Doktorjubiläum am 22. Dezember 1920)

Von Werner Jaeger.

Ursprünglich eignen Sinn
Laß dir nicht rauben,
Woran die Menge glaubt,
Ist leicht zu glauben.
Natürlich mit Verstand
Sei du beflissen;
Was der Gescheite weiß,
Ist schwer zu wissen.

Der Mann, den wir hier feiern, ist freilich mehr als ein „Gescheiter", könnte man ihn doch mit größerem Recht dem Stil eines griechischen Weisen vergleichen — aber trügt nicht alles, so liegt in der stolzen Anspruchslosigkeit der Goetheschen Mahnung etwas Entscheidendes vom Wesen des großen Forschers angedeutet, was niemand einfacher und überzeugender auszusprechen vermöchte. So schlicht, würdig, aufgeschlossen, als sagte er's bei Tisch zu Gästen, die ihn kennen, könnte wohl auch einmal Hermann Diels das Geheimnis seines Wandelns unter den Menschen in Worte fassen, Worte, die mit feinem Lächeln wenig andeuten und doch alles sagen: so wissend, ohne alles Pathos des Wissens, wirkend ohne den Trieb zur bewußten Wirkung, gebend aus der Güte eines reichen Herzens und dem Überfluß seines inneren Schatzes von Erfahrung und Gerechtigkeit, und doch immer von einem



merklich über uns erhöhten Sitze herab, wie ihn die natürliche Scheu der Mitmenschen stets nur der selbsterrungenen inneren Freiheit einräumen wird. Wohltuend ist es fürwahr, der vielen überlauten Weltverbesserer unserer Tage für Augenblicke vergessen zu dürfen und den Blick auf die ehrwürdige Gestalt dieses reinen Weltverstehers hinzulenken.

Wer das Bild einer Persönlichkeit als Ganzes vor sich sieht, möchte ihre innere Lebenseinheit, die ihm das Wesentliche daran geworden ist, auch anderen so zeigen, wie sie vor dem eignen Auge Gestalt angenommen hat, und den unwiederholbaren Zusammenklang der Wirkungen und Kräfte mit allen kleinsten Zügen, die ihm oft die wichtigsten sein werden, unverwischt in die Seelen derer hinüberleiten, die nur hören, aber nicht sehen. Das scheint fast unmöglich beim Gelehrten, der zeitlebens so wie dieser große Altertumsforscher zurückgetreten ist hinter seinem Werk. Zweifellos würde man ihn in seinen Büchern vergeblich suchen, und dies mag der Grund dafür sein, wenn Fernerstehende auch der eignen Wissenschaft nur von seiner gewaltigen Leistung, nicht auch von seiner Persönlichkeit eine Vorstellung haben, oder höchstens ahnen, daß diese die notwendige Voraussetzung für jene ist. Eine solche Erscheinung war nur möglich im Schoße eines Zeitalters, dem, wie dem mit dem Kriege abgelaufenen, die Arbeit an den objektiven Kulturgütern bedingungslos und ohne Besinnen als höchster Wert feststand. Das quälende Ringen der neuen Generation um den Sinn und die Richtung aller Arbeit, das die natürliche Folge der Erschütterung der durch sie geschaffenen Kultur war, läßt uns zu dieser stillschweigenden Leistungsgröße mit einer Art von schmerzlicher Bewunderung aufschauen. Wir wissen alle, daß wir ihr niemals nachkommen können, doch ebendarum wollen wir uns ihr starkes Bild einprägen, wie es aus der Geschichte ihres Werdens uns entgegentritt.

Hermann Diels wurde 1848 im rheinischen Biebrich bei Wiesbaden geboren. Schon in dem Fünfzehnjährigen begann sich eigener Forschungstrieb zu regen. Die fast sprichwörtlich gewordenen verunglückten Chemieexperimente auf dem Gymnasium riefen, anstatt ihn wie die meisten anderen abzuschrecken, den Drang in ihm wach, selbst sein Glück damit zu erproben und es besser zu machen. Als Wegweiser diente ein größeres wissenschaftliches Chemiebuch. Eine Anzahl Präparate, die der Vater zu stiften sich überreden ließ, bildete den Grundstock eines kleinen Privatlaboratoriums, das in einer Kammer auf dem Boden des elterlichen Hauses eingerichtet wurde. Hier wurden nun alle in dem Buche vorgeschriebenen Versuche mit zäher Ausdauer der Reihe nach durchprobiert. Und er wurde fertig damit. Nicht minder ganze Arbeit verrichtete der inzwischen Primaner gewordene junge Diels später auf einem Gebiet, das damals zum ersten Mal in seiner ganzen Größe in seinen Gesichtskreis trat und ihn von Anfang an mächtig anzog. Aus dem Bücherschatz eines Oheims kam eine größere Anzahl antiker Autoren in seine Hände. Über die fiel er mit dem gleichen Wissenshunger und mit wachsendem Vergnügen an der seltenen Kost her. Es war für ihn die entscheidende Wendung. Wer wollte sagen, ob aus dem vielseitig begabten Kopf auch ein ebenso bedeutender Naturforscher hätte werden können? Seiner ersten Liebe zur Technik und Naturwissenschaft hat er jedenfalls auch als Altertumsforscher nie ganz vergessen. Auch in seinen beiden als Naturforscher bekannten Söhnen lebt seine Anlage fort. (Der dritte ist Philologe.) Er selbst hat noch in den




letzten Jahren rechnend, experimentierend und apparatebauend die Anfänge der antiken Chemie und Technik aufgedeckt, und in dem Kampf um die beste Bildung für die deutsche Jugend verficht er auch theoretisch den Bund zwischen Geisteswissenschaft und Technik.

In jedem Falle war es nicht eine von Anfang an alle anderen Entwicklungsmöglichkeiten ausschließende seelische Wahlverwandtschaft, die ihn zur Welt des hellenischen Stils oder zum Ethos der griechischen Weisen hinlockte. Nicht der dionysische Rausch oder ästhetisches Glück, sondern charaktervolle Konsequenz und Strenge gegen sich selbst ließ ihn, nachdem seine fabelhafte Rezeptivität sich erst einmal auf die vergangene Welt gestürzt hatte und diese ihr grandioses Gesetz dem erkenntnishungrigen Jüngling zu erschließen begann, bald mit wachsender Könnerschaft riesige Stoffmassen meistern und verwickelte Verhältnisse wie spielend entwirren. Das zeigte sich bald, nachdem er die Universität bezogen hatte, um dort die klassischen Interessen seiner letzten Schuljahre selbständig weiterzuverfolgen. Wie typische Vorgänge sich oft im Leben wiederholen, eine miserable Vorlesung über Geschichte der griechischen Philosophie, die er in Berlin bei einem der dortigen Philosophieprofessoren — übrigens einem heute fast verschollenen Namen — hörte, trieb ihn, wie einst die mißglückten Schulexperimente, die Sache selbst in die Hand zu nehmen und es besser zu machen. So kam er zur griechischen Philosophie. In Kürze arbeitete er sich tief in die philosophischen Quellen „von Thales bis Johannes von Damaskus" hinein, und als er bald darauf an die rheinische Hochschule in Bonn übersiedelte, wurde der geniale Meister der Altertumswissenschaft, Usener, auf seine ungewöhnliche Kenntnis der Philosophen aufmerksam. Der junge Diels wandte auf dessen Rat seinen Scharfsinn der Preisaufgabe zu, welche die philosophische Fakultät gestellt hatte, die spätantiken Kompendien der Philosophiegeschichte, die jetzt sog. Doxographen, auf ihre Quellen zu untersuchen, und er erhielt den Preis. Diese Aufgabe sollte die Wurzel nicht nur für seine Doktorarbeit werden, die über eine dem Galen zugeschriebene Philosophiegeschichte handelte und während des Deutsch-Französischen Krieges 1870 gedruckt ist, sondern für seine gesamte Lebensarbeit.

In den nächsten Jahren nach Abschluß des Studiums setzte Diels, der seit 1872 im Schuldienst zuerst in Flensburg, dann am Johanneum in Hamburg tätig war, seine Arbeit an der Überlieferung der Philosophiegeschichte unbeirrt fort, ermuntert durch ein Preisausschreiben der preußischen Akademie der Wissenschaften, die 1874 ebendies Problem zur Bearbeitung stellte. 1877 gewann er den Preis durch Vorlegung seiner Untersuchungen, die 1879 unter dem Titel Doxographi Graeci erschienen. Diese bahnbrechende Leistung versetzte ihn mit einem Schlag unter die Führer seiner Wissenschaft. 1881 öffnete — eine in der Geschichte dieser Körperschaft ohne Beispiel dastehende Auszeichnung — die Berliner Akademie der Wissenschaften dem 33jährigen jungen Oberlehrer, der inzwischen nach Berlin übergesiedelt war, ihre Pforten und ernannte ihn zu ihrem ordentlichen Mitgliede. So errang er die Ehre, die anderen meist erst auf der Höhe oder am Ende der Laufbahn zuteil wird, an der Schwelle seiner Gelehrtenwirksamkeit. Nach einigen Jahren folgte die Ernennung zum außerordentlichen und zum ordentlichen Professor an der Berliner Universität.

Die Doxographi Graeci waren das monumentalste und das methodisch stärk-



ste Buch, das seit langem aus der Feder eines klassischen Philologen erschienen war. Das Allumfassende dieser Untersuchung, die die antike Literatur über die Anschauungen der älteren Denker der Griechen vollständig verarbeitet, und der Scharfblick, womit die verwickelten Abhängigkeitsverhältnisse der einzelnen Dokumente untereinander durchdrungen und die gordischen Knoten gelöst sind, kann nur würdigen, wer die bis dahin gemachten Teilversuche einer Quellenanalyse mit ihren vielfachen Irrwegen und ihrem geringen Überblick kennt. Die antiken Berichte, auf die sich der Geschichtschreiber der alten Philosophie meistens statt der verlorenen Originaltexte der Philosophen angewiesen sieht, waren hier in synoptischer Form zusammengestellt, kritisch verglichen und auf ihre Herkunft untersucht. Es war der überraschend exakte Beweis geführt, daß die verzweigten Kanäle der spätantiken Schultradition, aus welchen wir unsere Kunde heute schöpfen, aus einem einzigen Bassin gespeist werden, dem verlorenen Originalwerk des Theophrast *Φυσικῶν δόξαι*. Die Emanation der späten Handbücher aus dieser Urquelle wurde mit so überwältigender Überzeugungskraft bis in alle Haupt- und Nebenarme des Systems vor Augen geführt, daß nicht nur die Wertung der Überlieferung sich völlig änderte, sondern auch der Prozeß der Traditionsbildung als solcher zum ersten Male sichtbar wurde, in seiner für das moderne Gefühl fast unfaßbaren Mächtigkeit. Eine einzige Generation, die des Aristoteles und seiner Schule, hat die Grundlagen der wissenschaftlichen Philosophiegeschichte gelegt, und mochten Spätere diese Arbeit von Zeit zu Zeit auch ergänzen, indem sie sie bis zur Gegenwart weiterführten, so blieb die communis opinio über die wichtigsten Zeiträume doch immer jene durch Aristoteles und Theophrast festgelegte Vulgata.

Abgesehen von dieser geschichtlichen Erkenntnis war aber die Bauart des Buches epochemachend. Der Riesenstoff war durch vollendete Herrschaft über die Methode bis zur Durchsichtigkeit geschliffen und gefeilt. Es war ein Triumph philologischer Technik, der an die Kühnheit einer Brückenkonstruktion oder an die präzise Mechanik eines Uhrwerks erinnert. War es bisher eine rohe Empirie gewesen, die Zeugnisse der Überlieferung zu lesen und zu benutzen, so wurde es jetzt zur sicher geregelten Kunst. Hätte man z. B. früher über Heraklit oder Parmenides eine Nachricht in zwei verschiedenen Brechungen, etwa bei Cicero und bei einem christlichen Kirchenschriftsteller des 4. Jahrh. gehabt, so hätte man sich vielleicht mangels innerer Kriterien für die Quelle entschieden, die das höhere Alter für sich hat. Die Quellenaffiliation der Doxographen bei Diels schaltete den Zeitfaktor fast ganz aus, da sie vor Augen führte, wie gerade die spätesten Berichte oft die geradlinig und mechanisch fortgepflanzten Strahlen der ursprünglichen Lichtquelle sind, während sie bei früheren, aber individuelleren Vermittlern mannigfach gebrochen erscheinen. So erhielt jede Einzelheit erst durch ihre Einordnung in das Ganze des großen Überlieferungsprozesses die richtige Stelle und den richtigen Wertakzent. Die Kontrolle aller Einzelheiten gewann eine Schärfe, wie man sie zur Zeit, als Zeller seine Geschichte der griechischen Philosophie geschrieben hatte, noch nicht für erreichbar gehalten hätte.

Als Akademiker entfaltete Diels eine organisatorische Tätigkeit im Stile Böckhs und Mommsens. Die von Torstrik begonnene Sammlung der antiken Kommentare zu den Werken des Aristoteles hat er durchgeführt. Seine zweibändige



Ausgabe des Simpliciuskommentars zur aristotelischen Physik stellte ein Muster für seine Mitarbeiter auf, und an der Spitze seines gelehrten Stabes stehend, schuf er das jetzt (seit 1909) vollendete Werk in 23 Bänden, eine Quellenpublikation, die nicht nur für das Verständnis des Aristoteles, sondern ebenso für das spätantike Geistesleben eine unentbehrliche Fundgrube ist, so unerfreulich spröde zum Teil der scholastische Stoff ist. Mit diesen Forschungen hängen zusammen die reizvollen Arbeiten über die exoterischen Schriften des Aristoteles, über die Textgeschichte der Physik und die Rhetorik und über die neugefundene Medizingeschichte des Aristotelesschülers Menon, ein medizinisches Parallelstück zu den doxographischen Texten. Als Akademiker und Organisator nahm Diels ferner tätigen Anteil an dem Monumentalwerk des Thesaurus Linguae Latinae. Als Vorarbeit zum Thesaurus bezeichnet er selbst auf dem Titel seine wort- und kulturgeschichtliche Studie Elementum (1899). Bei den Bestrebungen zum internationalen Zusammenschluß der Akademien zur gemeinschaftlichen Förderung großer Kollektivaufgaben der Forschung wie Inschriftensammlungen, Ausgrabungen, Thesaurus, Expeditionen und Vermessungen, Erleichterungen des internationalen wissenschaftlichen Verkehrs wie Handschriftenversand ins Ausland u. dgl. m. und in der Pflege persönlicher Solidarität der Forscher aller Kulturnationen spielte Diels seit 1895 in der führenden Stellung eines Sekretars der Akademie der Wissenschaften und als eine der im Ausland angesehensten Zierden der deutschen Wissenschaft eine große Rolle, bis der Weltkrieg das mühsame Werk der Verständigung mit einem Schlag zunichte machte, späteren Generationen seine Wiederaufnahme überlassend. Das Umfassendste, was Diels auf organisatorischem Gebiete geleistet hat, ist die Grundlegung der kritischen Gesamtausgabe der griechischen Ärzte, das Corpus Medicorum Graecorum, um das er als Herausgeber wie als Leiter dauernd die größten Verdienste hat. Schon der Katalog der für dies Riesenunternehmen heranzuziehenden Handschriften umfaßt ein ganzes Buch im großen Akademieformat. Die Fortführung dieses Werkes muß ein Ehrenpunkt für die preußische Unterrichtsverwaltung sein.

Die wachsende Erkenntnis der ihm gestellten Lebensaufgabe ließ in Diels den Plan reifen, die Reste der vorsokratischen Periode des griechischen Denkens zu sammeln. Auch dieses Werk trägt die Signatur aller übrigen Arbeiten des Meisters. Auf weite Sicht angelegt, restlos und rastlos durchgeführt, ist es ein mit ebensoviel Scharfsinn wie praktischem Blick für das Erreichbare, mit bewundernswürdiger Überwindung des gewaltigen Stoffs der zu diesem Zweck vollständig verarbeiteten Literaturen griechischer und lateinischer Zunge einschließlich eines großen Teils der Byzantiner aufgerichtetes Monumentalbauwerk, dessen Zweckmäßigkeit im kleinsten Teil ebenso wirksam ist wie in der Anlage des Ganzen. Keine geringe Entschlußkraft gehört dazu, dies Bild der Entwicklung der griechischen Philosophie abschließend hinzustellen. Ist doch das in den einzelnen Teilen erreichbare Maß der Sicherheit, was Reihenfolge der Autoren und Fragmente, was Echtheit und Zuteilung und nicht zuletzt auch das wörtliche Verständnis dieser an Rätseln reichen Texte betrifft, ein ziemlich verschiedenes. Daß ein solches Werk für jeden, der die große Kunst gelernt hat, darin zu lesen, eine Geschichte der griechischen Philosophie zwischen den Zeilen enthält, daß auch die unscheinbarsten Züge der Anordnung voll der schwi e



rigsten Entscheidungen sind, ist dem dankbaren Benutzer des Buches schwerlich immer ganz bewußt. Ein Bild des zähen Ringens um die Auffassung der Grundtatsachen des Entwicklungsganges der älteren griechischen Philosophie, das dem Abschluß des Werkes vorangehen mußte, gibt die ganze Produktion von Diels während der Jahre seiner Vorbereitung. Eine große Reihe von Aufsätzen, die Bücher über Heraklit und Parmenides, die Ausgabe der Poetae Philosophi (in der Wilamowitzschen Sammlung griechischer Dichterfragmente) sind die Vorstufen zu dem Lebenswerk, den 1912 in 3. Auflage erschienenen Fragmenten der Vorsokratiker in drei Bänden.

Neben dieser Fundamentalarbeit, die sich mit mathematischer Sicherheit aus der Arbeit an der Doxographie entwickelt, steht eine erstaunliche Vielseitigkeit der Interessen, durch die Diels auf die verschiedensten Gebiete der Philologie und Geschichte des Altertums befruchtend gewirkt hat. Wie in der Philosophie, hat er auch in der Chronologie damit begonnen, zuerst einmal die Arbeitsweise der antiken Chronologen festzustellen, welche unsere Überlieferung gemacht haben, und hat so den eigentlichen Schlüssel zur Beurteilung des geschichtlichen Werts der überlieferten Zeitansätze aufgefunden. An Useners Tradition knüpft seine religionsgeschichtliche und volkskundliche Arbeit an, die nicht nur in seiner großen Vorlesung über Religionsgeschichte und in seinem Buch „Sibyllinische Blätter“, sondern vor allem auch in den Forschungen seiner Schüler Ausdruck findet. Von seinem Demostheneskolleg rührt das Interesse her für den wiedergefundenen Kommentar des Didymos zu den Philippischen Reden, von dem er mit Schubart zusammen eine größere und eine kleine Ausgabe veranstaltete. Seine durch ihren methodischen Untersuchungsgang bekannten Einzelaufsätze können ihrer großen Zahl wegen nicht einzeln erwähnt werden. Eine Welt für sich sind die Arbeiten über die Medizin, die exakten Wissenschaften und die Technik der Alten. Für die Lesbarmachung der Schriften der griechischen Mechaniker und Ingenieure hat Diels noch in allerletzter Zeit Bedeutendes geleistet. Den Laien interessiert mehr das gemeinverständlich und anschaulich geschriebene kleine Buch Antike Technik (2. Aufl. 1919). Das Reich des antiken Denkens erscheint hier unendlich erweitert und über die schulmäßig enge Grenze der „Systeme der philosophischen Denker“ hinaus vorgeschoben.

Als akademischer Lehrer wirkte Diels zuerst neben Vahlen und Kirchhoff, seit 1897 an der Seite seines ehemaligen Bonner Studiengenossen U. v. Wilamowitz. Beide sind im gleichen Jahre geboren und haben im gleichen Jahre promoviert. Dieses Paar ist bei aller Verschiedenheit der Charaktere und der Forschungsweise das nun schon klassisch gewordene, von der Person der beiden Gelehrten unabtrennbare, verehrungswürdige Bild der Berliner Philologie, wie alle Welt es kennt und wie es der jüngeren Generation der Schüler unvergeßlich vor Augen steht. Manches Geschlecht sahen die vier Jahrzehnte der Dielsschen Lehrtätigkeit vorüberziehen. Wir Jungen wissen nur von dem Alten zu erzählen. Wie ein Patriarch nahte er da stets seinem Kathederhochsitze, und die riesige Gestalt wuchs noch, wenn er das Podium bestieg. Der Vortrag hatte den Stil seiner Abhandlungen, die ruhige, regelmäßige Klarheit methodischer Untersuchung. Den Eingebungen des Augenblicks pflegte er sich nicht zu überlassen, und doch waren Licht und Schatten in seinen Urteilen aufs lebhafteste verteilt. Wie konnte er Anaxagoras, den nüchtern-

strengen Forscher, mit Wärme uns nahebringen, wie konnte er, der Freund Diderots und Voltaires, den Phantasieüberschwang des „Scharlatans" Empedokles hassen! Nicht bei Platon, sondern bei Aristoteles und bei Leibniz war sein Herz, ja wie Feuer der Leidenschaft konnte es in seinem Gesicht aufzucken, wenn er, in fast feierlich strenger Haltung den Anfang des Lukrezverses markierte: tantum religio potuit suadere malorum. Als objektive Leistung war die Geschichte der griechischen Philosophie wohl seine größte Vorlesung, aber der Lukrez war die persönlichste. Sein Plan einer kritischen Ausgabe des römischen Aufklärungsdichters mit Übersetzung wird demnächst vollendet sein, und schon heute darf man voraussagen, daß er nie bei einer Arbeit mehr mit dem Herzen dabei gewesen ist als bei diesem ehrlichen, gravitätischen Manne, durch dessen altrömisch karge und schwerfällige Verssprache, die den trocknen Stoff naturphilosophischer Deduktionen nur mühsam bewältigt, an Stellen freierer Erhebung die Feuerseele hindurchflammt. Berühmt waren das Seminar und die in früherer Zeit oft abgehaltenen Privatissima über die Vorsokratiker, wo ein staunenswertes Wissen, allezeit parat, sich entlud. Aber trotz der Sorglichkeit, mit der Diels seine Kollegs und Übungen pädagogisch ausgestaltet, bleibt er doch überwiegend Forscher, der reine Typus des *βίος θεωρητικός*, wie Aristoteles und Archimedes ihn vorgelebt haben. Die öffentliche Meinung kümmert ihn nicht, der Lärm des politischen Kampfes hallt nur von der Straße zu seinem stillen Fenster herauf. Noli turbare circulos meos! Seine Worte kleidet das Pathos nicht, sie umspielt Humor, eine Art sokratischer Schalkheit. Alles, bis zur urbanen Art, mit der er sich unterhält, ist Ausdruck innerer Freiheit und inneren Maßes. Auch der Stil der völligen Objektivität, der in seinen Arbeiten herrscht, entspringt dieser inneren Haltung.

Er ist der Grund dafür, daß sich das Lebenswerk dieses Forschers von seiner Person, mit der es unsichtbar so fest verkettet ist, doch schon jetzt reinlich loslösen läßt. In seiner monumentalen Einheitlichkeit und Festigkeit, dem Verzicht auf allen Schmuck und alles Gefällige, seiner bewußten Beschränkung auf das Grundlegende, Greifbare und Tradierbare steht das Schrifttum, das er einst als sein Denkmal hinterläßt, wie ein massiger Turm da, der den Jahrhunderten trotzt. Diels hat die Grundmauern einer neuen Disziplin gelegt, der Wissenschaft von der Überlieferung der griechischen Philosophie — dies Wort im weitesten Sinne, so daß es Technik und Einzeldisziplinen mitumfaßt, wie in vorsokratischer Zeit — und diese hat sich von der Philosophiegeschichte der Philosophiegeschichtschreiber grundsätzlich losgelöst und selbständig gemacht. Man mag diesen Zustand beklagen; er war so wenig aufzuhalten wie die Zerreißung zwischen Rechtsphilologie und Rechtssystematik, die seit Mommsen notwendig wurde. Fortschritt und Spezialisierung sind unlöslich aneinander gebunden, wenn auch festzuhalten ist, daß man die Mittel um des Zieles willen bereitstellt. Dieses Ziel scheint zunächst durch die ungeheure Komplizierung des Weges, der zu ihm führen soll, eher noch weiter entfernt als vormals. So viel aber steht fest: wenn es den stolzen Bau einer Geschichte des griechischen Geistes jemals geben wird, so wird sie gegründet sein auf die Fundamente, die Hermann Diels durch eine Lebensarbeit von seltener Konsequenz gelegt hat, wie auf den Felsen des Kekrops die Akropolis.



Entstehung und Wandlungen des Dekadenzproblems in Frankreich.

Von Ernst Robert Curtius.*)

Anders als der Sprecher der Demokratie urteilt die kirchlich-konservative Opposition. Sie findet einen leidenschaftlichen Kämpen in Edouard Drumont (1844 bis 1917), einem Schüler und Gesinnungsgenossen Veuillots, der die von diesem begründete Tradition publizistischer Polemik in den achtziger Jahren wieder aufgriff. 1886 eröffnet er mit dem zuerst beschlagnahmten, Aufsehen erregenden Buche *La France Juive* einen antisemitischen Feldzug, den er in seiner Tageszeitung *La libre Parole* (begründet 1892) fortsetzte und der nicht wenig dazu beigetragen hat, den Kampf um Dreyfus zu vergiften. Die gottlose dritte Republik hat sich den Juden verkauft, und daran geht Frankreich zugrunde: das ist die Form, die die Dekadenztheorie bei Drumont, besonders in seinem Buch *La Fin d'un Monde* (1889) angenommen hat.

Drumont sieht in dem Frankreich von 1889 einen Todkranken. Eine Demütigung nach der andern muß es sich gefallen lassen. Deutschland läßt an der Grenze auf seine Offiziere schießen, Italien versetzt ihm Eselsfußtritte, Europa verteilt sich schon das Fell des Löwen, die Invasion lauert vor den Toren, der Bankerott im Hause. Die Fabriken feiern, die Landwirtschaft ist ruiniert, die Weltmärkte entgleiten dem Handel. Und diesen Moment benützt das verblendete, von Fremdrassigen geführte und verführte Land, um sich in einer Weltausstellung zu prostituieren. Der Eiffelturm, dies Erzeugnis der Geistesschwäche, des Ungeschmacks und der Anmaßung, dies Symbol des modernen industrialisierten Frankreich, erdrückt das vornehme alte Paris, Notre-Dame und den Triumphbogen, die Stätten des Gebets und des Ruhmes. Dies Delirium der Eitelkeit ist das sicherste Anzeichen der Agonie.

Und der Grund von all dem? die Ursache des Verfalls? 1789 hat Frankreich den ersten Schritt auf dem Wege getan, der es jetzt zum Untergang führt. Das Symbol des alten Frankreich war die mystische Lilie. Solange diese Blume in dem gesunden Boden der Tradition und des Glaubens wurzelte, erhob sich ihr Schaft majestätisch zum Himmel. Heute ist der Boden vertrocknet, die Blume verwelkt unter dem unreinen Anhauch fremder Eindringlinge. Bald wird die reine Blüte zertreten am Boden liegen, und der vorübergehende Fremde wird sprechen: *Quelle noble fleur! Quel pays magnifique! Quel dommage de finir ainsi! Seigneur! épargnez-nous un tel sort! Préservez-nous des Sophistes, des Francs-Maçons et des Juifs!*

Die Geschichtsphilosophie der klerikal-konservativen Richtung ist während der letzten Jahrzehnte immer die gleiche geblieben. Alles Übel kommt von der Revolution her — das ist der Refrain, der immer wieder neu orchestriert wird. Die Kirchenpolitik des Ministeriums Combes gab solchen Anschauungen neue Nahrung. Der enge Parteihorizont dieser Richtung gestattete ihr nicht, die Entwicklung der dritten Republik anders zu betrachten als unter dem Ge-

*) Siehe Heft 1.

sichtspunkt unaufhaltsamen Niedergangs. Noch 1910, zu einer Zeit also, wo in Frankreich die Dekadenzstimmung überwunden war, zog ein Historiker jener Richtung, Louis Hosotte *(Histoire de la troisième république)* aus umfangreichen Studien einen recht pessimistischen Schluß. Die Republik, sagt er, hat Frankreich erniedrigt. Zwar herrscht scheinbarer Wohlstand. Aber die hungrigen Proletariermassen, deren Instinkte die sozialistische Propaganda entfesselt hat, warten nur darauf, sich auf die Beute zu stürzen. Der Ausbruch der großen sozialen Revolution wird nicht mehr lange ausbleiben. Äußerlich entfaltet Frankreich — gerade wie am Ende des 2. Kaiserreichs — reichen Glanz des Luxus, es sieht die Souveräne Europas bei sich und schließt pomphafte Bündnisse. Aber im Innern nagt der Wurm: die rasende Gier nach Geld und Genuß, das Aussterben des Pflichtgefühls und des Opfergedankens. Große und kleine Streber drängen sich nach einträglichen Stellen. Die Republik hat den Namen Gottes aus den Schulen und den Gerichtssälen getilgt; sie möchte ihn auch aus den Seelen tilgen. Solange Frankreich Gott die Ehre gab, war es das glänzende Gestirn, um das die Völker kreisten. Heut ist es nur noch der Satellit anderer Sterne, die es früher überstrahlte, und das Steuer ist seinen Händen entglitten.

Die Anklagen und Warnungsrufe der Politiker und Journalisten würden aber niemals eine so weite Resonanz gefunden haben, wenn nicht das Dekadenzproblem seit den achtziger Jahren aus der Sphäre des Parteikampfes und der politischen Moral in die L i t e r a t u r hinübergetragen worden wäre. Dadurch, daß die Literatur es aufgriff und diskutierte, gewann das Problem die Anschauung und Farbigkeit der künstlerischen Darstellung; es wurde mit dem geistigen Lebensgefühl der jungen Generation durchtränkt; es wurde durch die philosophischen und künstlerischen Fragestellungen des Tages befruchtet, ausgeweitet und kompliziert; und es wurde in die weiten Schichten des literarisch interessierten Publikums, auch des Auslandes, hineingetragen. Nur so erklärt es sich, daß das französische Dekadenzproblem eine internationale geistige Angelegenheit werden konnte.

Auf verschiedenen Wegen und in verschiedener Prägung ist das Dekadenzproblem in die Literatur eingedrungen.

Emile Zolas Romanzyklus *Les Rougon-Macquart* (1871—93), mit dem Untertitel: *Histoire naturelle et sociale d'une famille sous le second Empire,* sollte nach der Absicht des Künstlers den Beweis erbringen, daß die Geschichte des zweiten Kaiserreichs politisch und moralisch ein einziger riesenhafter Zersetzungsprozeß gewesen war, ein Delirium des Goldes und des Fleisches, ein Gemisch von behördlich organisierter Korruption, von Skandal und lärmender Orgie. Zola trat als Ankläger und Richter einer ganzen Epoche auf, der er den goldenen Flitter abriß, um die eiternden Wunden bloßzulegen. Gewiß durfte er sich mit Recht dagegen verwahren, ein *chercheur de saletés (Correspondance* 2,86) zu sein. Trotzdem wälzte sich aus seinen dicken Büchern eine trübe Flut menschlicher Gemeinheit in die gierigen Lesermassen, und wenn seine Werke das französische Ethos beeinflußt haben, ist es sicher nicht im Sinne einer Reinigung, einer Kraftzufuhr, einer Erhebung gewesen. Diese Tatsache aber ist insofern wieder mit dem Dekadenzproblem verkettet, als Stand und Energiekurve des französischen Ethos selbst als Index

für die Vitalität der Nation gelten konnten.

Indes, wenn Zola den Verfall schilderte, so suchte er es doch objektiv zu tun. Er verbot sich, sittliche Gegenkräfte in seine Schilderung zu mischen, aber er hielt sich ebenso fern von jeder Beschönigung, von jedem Kokettieren mit der Fäulnis. Überzeugter Materialist, war er doch auf seine Weise Moralist. Er war eine robuste, primitiv organisierte Natur, unverführbar durch ästhetisches Raffinement.

Aber neben ihm und nach ihm wuchsen reine Künstlertemperamente auf, denen nichts ferner lag als politische und soziale Probleme. Literatur war ihnen Chronik ihrer Nervenschwingungen, nicht Mittel zur Gesellschaftsreform. Und indem sie sich dem Problem des Verfalls zuwandten, schoben sie es aus dem moralischen in das ästhetische Gebiet hinüber.

Schon Théophile Gautier hatte in seinem Essay über Baudelaire (1868) die seltsame und verführerische Schönheit überreif gewordener Kulturen gepriesen. Er hatte damit die Richtung gewiesen für die Baudelaireauffassung, die in den achtziger und neunziger Jahren die Stimmungswelt der neuen französischen Literatur beherrschte. Der Baudelairismus war eins der stärksten Fermente in der geistigen Bewegung dieser Jahrzehnte. Was man damals von Baudelaire aufnahm, war nicht eine christlich platonische Spiritualität, sondern sein Satanismus, seine qualvolle Verstrickung in Laster und Lebensekel, das Seelengift, von dem er zeitlebens gefoltert wurde. Was sich damals abspielte, war ein Prozeß seelischer Infektion: die Übertragung eines psychischen Krankheitsstoffes. Der Wille zur Selbstvernichtung, der *goût du néant*, die pathologische Perversion des Instinkts, der das, wovor ihm graut und was ihn hinunterzieht, nicht mehr abwehren kann, sondern sich davon faszinieren läßt und es bejaht; der in der Selbstzerstörung eine Selbststeigerung findet — das ist das Grundphänomen des Baudelairismus. Er ist die Stimmungsgrundlage des Dekadenzgefühls, aus der nun die bizarre Treibhausvegetation der symbolistischen Literatur von 1885 aufsprießt.

Das dekadente Ästhetenideal wurde damals von J. K. Huysmans in dem Helden seines Romans *A rebours* (1884), dem überzüchteten, physiologisch degenerierten Herzog Des Esseintes verkörpert. Des Esseintes hat von Baudelaire gelernt (wie es später Oscar Wilde lernen wird) die Natur durch „künstliche Paradiese" zu ersetzen. Er schließt sich vom Leben hermetisch ab und schafft sich in seiner Einsiedelei vor den Toren von Paris eine einsame Welt raffinierter ästhetischer Reize. Er gewinnt solche aus der Kunst eines Gustave Moreau, eines Odilon Redon, eines Greco; aus den Literaturdenkmälern des untergehenden Roms, „in denen die verwesende lateinische Sprache ihren Eiter absondert"; aus Baudelaire, Villiers und Poe. Sein Zimmer schmückt er mit inkrustierten Schildkröten — ein Motiv, das Huysmans aus der Wirklichkeit übernommen hatte: es war eine Eigenheit des Dichters Robert de Montesquiou, in dem sich der Lebensstil der Dekadenz vorbildlich ausprägte.

Dekadenzgefühl und Baudelairismus färben auch die symbolistische Dichtung. Sie brechen durch in den lyrischen Konfessionen eines Verlaine, der irr hin und her taumelt zwischen Marienmystik und faunischem Heidentum. Und neben diesem Großen eine Schar jüngerer Dichter. Für die einen ist die Dekadenzstimmung eine blutige Pas-

sion der modernen Seele, für die anderen ein raffinierter Nervenreiz oder eine artistische Manier oder endlich eine literarische Mode und ein Bluff, um den Bürger zu schrecken.

Und wieder wirkt auf den literarischen Dekadentismus, der sich nun in Zirkeln und Zeitschriften zur Schule organisiert, stilgebend, bestimmend und formend das Bild des römischen Verfalls. Das zeigt sich in den Neuerungen der künstlerischen Technik ebenso wie in der Wahl der Stoffe. Die Parallele französischen und antiken Verfalls wird wieder veranschaulicht. Das Frankreich der dritten Republik hatte ja den Einfall der Barbaren erleben müssen wie das späte kaiserliche Rom. Stoffe aus dem Untergang der Antike stehen im Mittelpunkt des Interesses. Laurent Tailhade übersetzt Petronius. Dichter wie Richepin weben ihre Phantasien um die Gestalt Elagabals. Romanciers wie Paul Adam schildern den Untergang des oströmischen Reichs. Kritiker wie Rémy de Gourmont entdecken die Schönheit der sterbenden Latinität, die von der altkirchlichen Dichtung neu beseelt wird *(Le latin mystique,* 1892). Ein Sonett Samains zeichnet das Bild des späten Römerkaisers mit den gemalten Augen, der sich von einem Epheben einen griechischen Papyrus vorlesen läßt und mit erschöpfter Geste den Duft einer Lilie einatmet, zu apathisch, um den Unheilsbotschaften seiner Heerführer das Ohr zu leihen. Verlaine umschreibt das niedergehende Lebensgefühl der Epoche in dem Vers: *Je suis l'Empire à la fin de la décadence.*[7])

Das wesentlich Neue ist nun dies, daß aus der Parallele zwischen Rom und Frankreich eine Identitätsbeziehung gemacht wird. Man besinnt sich darauf, daß Frankreich blutsmäßig (zu einem Teil wenigstens) und kulturell der Abkomme Roms ist. Daß beide nur verschiedene Altersstufen und Lebensstadien desselben Individuums, derselben Rasse (man verwendet dies Wort mit großer Unbestimmtheit) sind. Das niedergehende Frankreich ist seiner Substanz nach identisch mit dem alten Rom. Und die französische Dekadenz ist nur eine Wiederholung (damit aber auch eine Verschärfung und Verschlimmerung) der römischen. Eine neue geschichtsphilosophische Perspektive wird so gewonnen: die Pathologie des Lateinertums. Innerhalb der symbolistischen Literatur (im weiteren Sinne) ist es Péladan (1859—1918), der diese Auffassung in seinen Studien über die Dekadenz durchführt. 1884 veröffentlicht er seine *Etudes passionnelles de décadence* und läßt den ersten Band seines großen Romanzyklus *La décadence latine* erscheinen. Dem Kritiker Jules Huret, der 1891 eine Umfrage über die literarischen Strömungen des Tages veranstaltet, schreibt Péladan: *Je crois à la fatale et imminente putréfaction d'une latinité sans Dieu et sans symbole.* Nur die Rückkehr zur Religion könnte den französischen Geist retten. Für den Lateiner kann es keine Religion geben außerhalb des Katholizismus. *„Voilà pourquoi je juge que la fin de la France n'est plus qu'une question d'années."*

Bisher hatte man als Gründe für Frankreichs Niedergang im wesentlichen nur die Irrwege der Politik und das Sinken der Moralität und das Schwinden der religiösen Überzeugung angeführt. Das waren Faktoren, die durch eine staatliche und geistige Umstellung wieder ausgeschaltet werden

7) In dem Sonett *'Langueur'* der Sammlung *'Jadis et Naguère'* (1884).



konnten. Mit dem Moment aber, wo das Lateinertum, die römische Substanz Frankreichs, als Verfallsursache aufgedeckt wurde, verschob sich das ganze Bild. Jetzt mußte alles das, was bis dahin als Ursache des Niedergangs galt, den Charakter eines bloßen Symptoms annehmen. Die eigentliche Ursache lag tiefer und hatte etwas Schicksalhaftes. Es war ein entscheidender Wechsel der Problemstellung.

Es war zugleich eine Erweiterung des Problems. Das römische Gift gärte ja in allen romanischen Nationen. Der Niedergang Frankreichs war nur Teilerscheinung des kollektiven Niedergangs aller lateinischen Völker, den man feststellen zu können glaubte. Lateinischer Verfall! Er zeigte sich in dem Untergang des spanischen Weltreichs, dessen letzte Episode man in dem spanisch-amerikanischen Krieg von 1898 sah. Die Niederlage der Italiener in Abessinien 1896 wurde in demselben Sinne gedeutet. Sedan, Adua, Santiago de Cuba — diese Namen schienen eine erschütternde unzweideutige Sprache zu reden.

Die lateinischen Völker hatten sich überlebt. Ihr Verfall war physiologischer Altersverfall. Im politischen Daseinskampf schienen sie zum Rückzug vor den jungen aufstrebenden Nationen verurteilt. Die gefährlichsten Wettbewerber waren die germanischen Völker. Der deutsche und der angelsächsische Imperialismus war nur ein neues Stadium in dem tausendjährigen Kampf zwischen Rom und den Germanen.

Die Überlegenheit der germanischen Rasse hatte in Frankreich ja schon Gobineau in seinem *Essai sur l'inégalité des races humaines* gelehrt. Aber seine Lehre war in Frankreich fast ganz unbeachtet geblieben, und auch diejenigen Franzosen, die sich von ihr befruchten ließen, wie Renan und Bourget, haben es ängstlich vermieden, Gobineaus Namen in der Öffentlichkeit zu nennen.[8]) Auch in der neuen Wendung, die das Dekadenzproblem unter dem Gesichtspunkt des Lateinertums in Frankreich am Ende des 19. Jahrh. annahm, wird der Rassenfaktor kaum berücksichtigt. Zwar wird die Diskussion jetzt wieder aus der literarischen Sphäre auf den Boden der wissenschaftlichen Untersuchung überführt. Es sind Soziologen wie Demolins oder Geschichtsphilosophen wie Bazalgette, die das Problem durch objektive Ursachenforschung zu klären suchen. Aber beide lassen eine kritische Auseinandersetzung mit der rassentheoretischen Geschichtserklärung vermissen, beide scheinen Gobineaus Fragestellung zu ignorieren.

Edmond Demolins (1852—1907), ein Schüler des Soziologen Le Play, hatte von seinem Lehrer die konservative Geschichtsbetrachtung und den Glauben an die Möglichkeit einer sittlichen Reform Frankreichs geerbt.[9]) Er erregte großes Aufsehen mit seinem Buch *A quoi tient la supériorité des Anglo-Saxons?* (1897). Aus den imperialistischen Erfolgen der Engländer schloß er auf ihre Überlegenheit. Und er fand den Grund dafür in der englischen Erziehung, die auf Willensbildung ausgeht und den jungen Engländer befähigt, seine Kraft zur Ausdehnung britischen Einflusses in der Welt einzusetzen. Der französischen Erziehung warf Demolins vor, sie teile zu viel tote Kenntnisse mit, sie erwecke keinen Unternehmungsgeist, sie züchte keine

8) Vgl. Schemann, Gobineaus Rassenwerk.

9) Über Le Play und Demolins vgl. de Waha, Die Nationalökonomie in Frankreich (1910), S. 212ff. und 287ff.




Pioniere. Sie sei mit daran schuld, daß der junge Franzose in der Regel kein höheres Ziel kenne als eine Pfründe im Staatsdienst. Der *„fonctionnarisme"* lähme die französischen Energien. Sein pädagogisches Ideal verwirklichte Demolins in einem Landerziehungsheim, des er nach englischen Vorbildern im Schloß Les Roches bei Verneuil (Normandie) einrichtete. Er hat es 1898 in dem Buche *„L'Education nouvelle: l'école des Roches"* geschildert.

Bei Demolins erscheint also die Überlegenheit der Angelsachsen wesentlich als die Folge ihrer besseren Institutionen. Frankreich braucht nur bei England in die Schule zu gehen, um den Weg zu neuem Aufstieg zu finden.

An Demolins anknüpfend warf nun Léon Bazalgette die Frage auf: *A quoi tient l'infériorité française?* (1900). Bazalgette ist ein Bewunderer germanischen Geistes. Von 1895 bis 1898 hatte er das *Magasin International* herausgegeben, in dem er u. a. Dehmel, Liliencron, Hamsun den literarischen Kreisen Frankreichs nahezubringen versuchte. Seinem Ziel, Kenntnis germanischer Kunst und Dichtung zu vermitteln, diente auch seine französische Ausgabe von Leslies Erinnerungen an Constable (1905), seine Übersetzung der *Leaves of grass* und seine Whitmanbiographie (1908).

Seine Theorie über die Ursachen des französischen Niedergangs und seine Vorschläge für eine Reform hat Bazalgette 1903 in *Le problème de l'avenir latin* entwickelt. Schon der Titel zeigt, daß das französische Problem auch hier als ein Teil des umfassenderen lateinischen Problems betrachtet wird. Dem Wesen und der schädlichen Wirkung der Latinisierung Frankreichs sucht Bazalgette durch geschichtliche Betrachtung beizukommen. Die Lebenskraft der französischen Nation ist nach ihm schon in der Wurzel vergiftet worden durch die Romanisierung Galliens. Die Gallier, ursprünglich ein robustes Barbarenvolk, das den Schrecken seiner Beutezüge über die ganze antike Kulturwelt getragen hatte, büßen ihre kriegerische Energie und ihre nationale Eigenart unter der Einwirkung der überalterten raffinierten römischen Zivilisation ein. Der plötzliche Übergang von naivem Barbarentum zu einer ästhetisierenden, intellektualistischen Rhetorenkultur, wie sie die Römer in dem unterworfenen Gallien einpflanzten, hat die Substanz des französischen Volkstums schwer und dauernd geschädigt. Hatte schon diese erste Romanisierung die ethnische Energie Frankreichs angefressen, so wurde dieser Prozeß verschlimmert durch die zweite Romanisierung in Gestalt des Katholizismus. Zweimal im Lauf seiner Geschichte hat Frankreich versucht, den Weg zu sich selbst zurückzufinden und das römische Joch abzuschütteln. Aber beide Befreiungsversuche — Reformation und Revolution — scheiterten, weil die Rasse „verbraucht", „denaturalisiert", „entmannt" war. Bazalgette kann sich für diese Konstruktionen auf Quinets Geschichtsphilosophie berufen, der gesagt hatte: *La crainte de Rome est restée la religion du Gaulois.*

Eine Schwächung der nationalen Lebensenergie — das ist, nach Bazalgette, die Wirkung der doppelten Romanisierung gewesen. Die Romanen sind Rhetoren und Künstler, sie können nicht handeln. Ihre größere Intelligenz ist nur ein Zeichen ihrer verringerten Vitalität. Den Zustand Frankreichs betrachtet Bazalgette mit großem Pessimismus. Es handelt sich ja um ein seit anderthalb Jahrtausenden wirksames Gift, gegen das der Selbstschutz

des Organismus versagt hat. Wenn jetzt nicht eingegriffen wird, ist der *exitus letalis* nur noch eine Frage der Zeit. Die unerbittliche Alternative lautet: *Il faut nous délatiniser ou mourir!* Nur eine Radikalkur, wie sie bisher noch nie versucht worden ist, kann helfen. Eine dreifache Reform physischer, geistiger, sittlicher Art schlägt Bazalgette vor. Sport, Wasserheilverfahren, Höherzüchtung der Rasse durch staatliche Kontrolle der Fortpflanzung, neue Erziehung (Sachen, nicht Begriffe), striktes Verbot des katholischen Kultus — das sind einige der Mittel, die Bazalgette für unerläßlich hält. Frankreich soll zwar nicht protestantisch werden, aber eine der Reformation analoge Umstellung der Religiosität vollziehen. Gemeindehäuser, die durch Bilder, Bücher, Konzerte und Ausstellungen reizvoll gemacht werden müßten, sollen die Kirchen ersetzen. Zur Durchführung dieser Maßregeln ist eine Diktatur erforderlich — gewiß ein Übel, aber ein kleineres als der definitive Untergang.

Dieser Pathologe des Lateinertums erwähnt nur ganz beiläufig die „germanistischen" Rassetheorien Gobineauscher Herkunft, die in Frankreich von dem Anthropologen Vacher de Lapouge vertreten wurden. Bazalgette neigt zu der Anschauung, daß die historischen Faktoren der Romanisierung stärker gewirkt haben als die „zoologischen", obwohl er die — „von einigen geleugnete" — Ungleichheit der Menschenrassen unbedingt anerkennt. Die methodischen Voraussetzungen seiner These sind eben nicht hinreichend geklärt.

In Deutschland unternahm es Ludwig Woltmann, den Niedergang Frankreichs vom Gobineauschen Standpunkte aus zu erklären. Freilich ist die Methode seines Buches „Die Germanen in Frankreich" (1907) so dilettantisch, daß seine Ergebnisse nicht ernst genommen werden können. Er hat 250 berühmte Franzosen untersucht und bei ihnen ein starkes Überwiegen nordischer Rassenmerkmale gefunden. Das gelang ihm allerdings nur, weil er die Beweiskraft schriftlicher und ikonographischer Quellen über Haarfarbe, Teint und Schädelform der Franzosen aus vergangenen Jahrhunderten stark überschätzte, und weil er mittels unhaltbarer Etymologien französische Namen auf deutsche zurückführte, z. B. Poquelin (Molière) auf Böcklin, Berlioz auf Berilo u. ä. Außerdem sind unter den 250 Berühmtheiten solche dritten und vierten Ranges, und manche ganz unbekannte, die schlechterdings nicht als Kulturträger in Anspruch genommen werden können. Woltmanns Schlußurteil, die französische Nation sei biologisch und anthropologisch im Niedergang, weil die Angehörigen der blonden germanischen Rasse durch Kriege und Auswanderung verbraucht seien, läßt sich wissenschaftlich nicht aufrechterhalten, weil seine Beweisführung mißlungen ist.

Bazalgettes düsterer Unheilsruf war 1903 erschollen. Die französische Republik hatte damals eine Reihe schwerster Krisen hinter sich, die den Pessimisten reichlichen Stoff zu schwarzgefärbten Betrachtungen geben konnten: Panamaskandal, Boulangerkrise, Dreyfusaffäre. Aber daß diese Krisen überwunden wurden, und daß auch die Trennung von Staat und Kirche 1906 glatt durchgeführt werden konnte, ohne die Volkserhebung, mit der die Rechtsparteien und die Kurie rechneten, das bewies doch die solide Grundlage des Staates und setzte die Pessimisten ins Unrecht. Die sittlichen Kräfte, die bei einer Elite der Nation durch die Drey-




fuskrise entbunden wurden, leiteten eine Epoche neuer ethischer Spannkraft ein, die sich an der geistigen Bewegung der Zeit deutlich ablesen läßt, und der nun neue Kräfte zuwuchsen durch die Belebung vaterländischer und kriegerischer Gesinnung seit der Marokkokrise. Die technischen Erfolge der französischen Aviatik, die Sportpflege, der Nationalismus (den Barrès mit glanzvoller Sprache predigte) — alles das trug dazu bei, das französische Selbstgefühl zu stärken. Ein neues Lebens- und Kraftgefühl begann durchzubrechen und durchdrang vor allem die akademische Jugend. Sie wandte sich ab von dem skeptischen Ästhetentum der älteren Generation, sie verlangte nach festen Normen auf politischem und religiösem, auf ethischem und ästhetischem Gebiet. *„Depuis le réveil national, on n'est plus sceptique en France“*, spottete Anatole France 1914, einige Monate vor Kriegsausbruch.[10])

Diese ganze Entwicklung führte dazu, daß das Dekadenzgefühl seinen Reiz verlor. Es war nicht mehr modern, nicht mehr aktuell. Zugleich wurde die Theorie von dem unabwendbaren Fatum der lateinischen Rassen durch die Zeitereignisse widerlegt. Italiens Erfolge in Tripolis bewiesen, daß die romanischen Nationen lebenskräftig genug waren, um Eroberungen zu machen.

Freilich konnte man die so oft beklagten und analysierten Schäden des nationalen Lebens nicht mit einem Male als fiktiv erklären. Aber man sah sie nun in anderem Lichte, man nahm sie nicht mehr so tragisch. Das zeigt sich in einer Änderung des Sprachgebrauchs. In den letzten Jahren vor dem Kriege hat man sich daran gewöhnt, den Begriff der Dekadenz durch den Begriff der Krise zu ersetzen. Frankreich befindet sich nicht in einer Niedergangs-, sondern in einer Übergangsperiode. Die unzweifelhaft bestehenden Krankheitssymptome dürfen nicht als Verfallserscheinungen, sondern als Begleitumstände einer nationalen Krise gedeutet werden — einer Krise, die alle Möglichkeiten zu neuem Aufstieg offen läßt.

Schon 1907 hatte der Nationalökonom Paul Bureau den Krisenbegriff eingeführt in seinem durch gediegene Methode und reiches Tatsachenmaterial gleich bedeutenden Buche *La crise morale des temps nouveaux.*[11]) Dieses Buch ist, soviel ich sehe, die weitaus sorgfältigste und sachlichste Behandlung, die das Problem der französischen Dekadenz bisher gefunden hat.

Bureau untersucht mit Ernst und Sachlichkeit die sittlichen Schäden am französischen Volkskörper, stellt aber auch die Anzeichen einer moralischen und religiösen Erneuerung fest, aus denen er gute Hoffnung für die nationale Gesundung schöpft.

Mit voller Entschiedenheit bäumte sich dann der neue Lebensglaube der geistigen Jugend Frankreichs gegen das Dekadenzurteil auf. *„Crise ou décadence?“*, so überschrieb Gaston Riou ein Kapitel seines 1913 erschienenen Buches *„Aux écoutes de la France qui vient“*. Er trat als Sprecher einer kleinen Elite auf, die sich in der Stille heranbildete, verbunden in heroischer Freundschaft, zusammengeschlossen durch den leidenschaftlichen Willen zur Erneuerung des Vaterlandes, beflügelt von religiösem Idealismus. Auch außer-

10) *La Révolte des Anges.*

11) Vgl. diese Zeitschrift, 14. Jahrgang, Heft 6.

halb dieses Kreises der Jeune-France (so nannte ihn Riou) war der Gedanke lebendig, daß das vitale und sittliche Höhenniveau der Nation nicht nach der Masse und der breiten Öffentlichkeit, sondern nach den Eliteminoritäten bestimmt werden müsse. Die kollektivistische Geschichtsauffassung mit ihrem deterministischen Fatalismus, die das Dekadenzproblem so hoffnungslos erscheinen ließ, wurde von führenden Köpfen preisgegeben. Romain Rolland hatte seinen Jean-Christophe aus einer Phase sozialrevolutionärer Begeisterung hervorgehen lassen mit der Erkenntnis, daß von der organisierten Arbeiterbewegung kein Menschheitsfortschritt zu erhoffen sei, daß vielmehr nur die kleinen Gruppen unabhängiger Geister — *l'élite de toutes les classes et de tous les partis* — die „Träger des heiligen Feuers" seien. Auch die Theoretiker der royalistischen Action Française stellten die Forderung, man müsse eine kühne, energische Elite, eine „eiserne Brigade", sammeln. Die Masse folge immer den energischen Minoritäten. „Die Minoritäten machen die Geschichte."[12]) Dieselbe Auffassung vom geschichtlichen Werden, bei völlig anderen Zielen, lebte auch im französischen Syndikalismus.

Die Verbreitung dieser Anschauung von der bestimmenden Macht der Eliteminoritäten kann selbst als Beweis für die Tatsache gelten, die André Suarès, einer der geistigen Führer des jungen Frankreich, mit dem Wort formulierte: „Die Dekadenz ist eine Tradition, die ihre Zeit abgedient hat."

Diesem Optimismus des jungen Frankreich trat unmittelbar vor dem Kriege noch ein schwarzsehender Kritiker entgegen. Es war Alphonse Séché mit seinem Buch *„Le désarroi de la conscience française"* (1914). Seinem Blick zeigte sich auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens nichts als Verwirrung, Unordnung, Anarchie. Schwere innere Schäden zehren am Staatswesen, an der Familie, der Kirche, dem sittlichen und dem geistigen Leben. Indessen scheute sich Séché bei allem Pessimismus doch, von Verfall zu sprechen. Er sah in allem nur die bedrohlichen Symptome einer Übergangsepoche. „Ich stelle fest, sagte er zusammenfassend, daß zwischen dem Abbruch von gestern und dem Neubau von morgen — mag er möglich sein oder nicht — eine gefährliche Periode der Leerheit klafft, und daß wir durch sie hindurchgehen.... Meine Rolle besteht darin, darauf aufmerksam zu machen, daß ein Augenblick des Übergangs, der sich hinzieht, in moralischer wie in politischer Beziehung an die Anarchie grenzt." Doch schloß Séché seine umfangreiche Anklageschrift mit dem Wort Romain Rollands, die Anarchie der Meinungen sei die Art, wie die Franzosen sich zur Arbeit anspornten.

Das Frankreich, das 1914 in den Krieg zog, hatte den Alpdruck des Dekadenzgefühls überwunden. Der Historiker, der sich Zukunftsprognosen verbietet, wird in der Geschichte des Dekadenzproblems den Ausdruck der innerpolitischen Kämpfe und des Wechsels der geistigen Strömungen im Frankreich der letzten sechzig Jahre sehen. Er wird allen Dekadenzdiagnosen sehr skeptisch gegenüberstehen, da die geschichtliche Betrachtung lehrt, in wie weitgehendem Maße sie von falschen geschichtlichen Parallelen einerseits und von der subjektiven Stellungnahme des Betrachters, von seinen Willenszielen,

12) *Riou* 139.

seinen Leidenschaften, seiner Denkweise andererseits abhängig sind. Ungemein bezeichnend für die Relativität aller solcher Urteile ist die Tatsache, daß für die Behauptung, Frankreich sei dekadent, gleichzeitig zwei völlig entgegenstehende Begründungen geboten werden konnten. Die einen sagten: Frankreich ist dekadent, weil es nicht mehr katholisch ist, die anderen: weil es zu katholisch ist.

Eine der ernsthaftesten Seiten des Problems der französischen Zukunft ist jedenfalls das Bevölkerungsproblem. Aber auch hier ist zu sagen, daß der unleugbare Rückgang der Bevölkerung sehr verschieden gewertet werden kann und gewertet worden ist — Prezzolini (*La Francia e i Francesi nel secolo XX*, Mailand 1913) sah darin einen Vorzug; und dann, daß es sich hier um ein europäisches, nicht mehr um ein französisches Problem handelt.

Diese Erweiterung des Problems muß in dem Moment vorgenommen werden, wo die rassenbiologische Betrachtung einsetzt. Die heutige Rassenbiologie lehrt uns, daß das Leben aller modernen Kulturvölker Degenerationserscheinungen aufweist, die mit den „Fortschritten" der Zivilisation, mit dem Humanitarismus, mit der Technik, mit dem Industrialismus untrennbar verbunden sind. Diese Betrachtungsweise hat es ein für allemal unmöglich gemacht, das Problem der französischen Dekadenz als isoliertes zu stellen. Die Rassenbiologie selbst aber kann das Problem der Degeneration nicht prinzipiell lösen. Sie gibt es weiter an die Philosophie, die es behandelt als das Problem der Kultur. Und wenn die neuere Kulturphilosophie mit Burckhardt und Nietzsche, mit Simmel, Scheler und Toennies übereinstimmend zu dem Ergebnis zu gelangen scheint, daß die Entfaltung der Kultur wesensmäßig ein tragischer Prozeß ist, so kann dieser Aufweis nur dann zu einem Nihilismus der Werte führen, wenn — wie es das biologistische Denken der Gegenwart liebt — das „Leben" als abschließender Begriff der Erkenntnis und der Wertskala genommen wird. In dem Maße, wie dieses Denken überwunden wird von einer tieferen Philosophie, die ontologisch und nicht mehr biologisch fundiert ist und die die Lebenswerte von den geistigen Werten und diese von den Werten des Heiligen überragt zeigt — in demselben Maße wird der europäische Geist sich von der Vergötterung des Lebens und der Überschätzung der Geschichte und damit von dem Fatalismus des Verfalls und des Untergangs freimachen, um das Verhältnis des Zeitlichen zum Ewigen wieder klar und tief zu erschauen.

Aus den Anfängen der deutschen Geschichte.

Von Ernst Kornemann.

Die große Heimsuchung hat erst über unser armes Volk kommen müssen, bis ein Buch über die Anfänge unserer vaterländischen Geschichte uns geschenkt worden ist, das die mit den Forschungen von Jakob Grimm und Kaspar Zeuß anhebende neue Disziplin der deutschen Volks- und Altertumskunde auf eine ganz neue Grundlage zu stellen berufen sein wird. Ich meine Eduard Nordens soeben bei Teubner erschienenes Werk über germanische Frühgeschichte.

Wie der Titel zeigt, nimmt der Verfasser seinen Ausgang von jenem Werke der lateinischen Literatur, „das eine gütige Fee unserem Volke als Patengeschenk in die Wiege gelegt und das auf jede Generation seine Anziehungskraft mit unverminderter Stärke ausgeübt hat", von den Tagen des deutschen Humanismus an, dessen Vertreter einst mit naiver Freude in patriotischem Hochgefühl das Schriftchen zur Hand genommen und ausgebeutet haben, wie jener Elsässer Jakob Wimpfeling, der — wie schmerzlich berührt uns das heute — von hier aus in seiner Germania ad rem publicam Argentinensem (Straßb. 1501) mit begeisterten Worten für das Deutschtum des Elsaß eintrat. Keine lateinische Prosaschrift ist in Deutschland seitdem öfter zum Gegenstand eingehender Betrachtung gemacht worden. Aber welch ein Unterschied besteht zwischen jener ersten naiven, im Entdeckerrausch kritiklos erfolgten Benutzung des Werkchens vor 400 Jahren und derjenigen durch die deutsche Wissenschaft unserer Tage! Heute ist die Erkenntnis zum Durchbruch gekommen, daß auf diesem Gebiete die verschiedensten Wissenschaften zusammenwirken müssen, um wirkliche Resultate zu erzielen, heute ist, ich möchte sagen, eine universitas im Kleinen im Dienste der großen Aufgabe am Werke, so vielseitig und so bienenfleißig, wie kaum auf einem anderen Gebiete der Forschung: die klassische Philologie und ihre jüngere Schwester, die germanische Philologie, in ihr vor allem die „deutsche Altertumskunde", wie sie Karl Müllenhoff begründet hat, weiter die römisch-germanische Bodenforschung, wie sie vom Studium des Limes ausgehend Theodor Mommsens Forschergenie und Organisationstalent geschaffen hatte (ein Werk, für das wir heute in unserer furchtbaren Finanznot alle an unseres Volkes Frühgeschichte interessierten Kreise zur tätigen Mithilfe aufrufen müssen), endlich die deutsche Rechts- und Wirtschaftsgeschichte, die germanische Religionsgeschichte, die Geographie und Ethnographie Mitteleuropas. Für alles dies hat der historisch trefflich geschulte Philologe, der das vorliegende Buch geschrieben hat, seinen Blick geschärft. Aber ihm, dem klassischen Philologen, steht der Entwicklung seines Spezialfaches entsprechend vor allem das große Problem im Mittelpunkt der Betrachtung, welcher Literaturgattung Tacitus' Germania angehört, was in ihr eben dieser Gattung verdankt wird und was aus wirklich neuer Beobachtung des Germanenvolkes hervorgegangen ist. Kein Kunstwerk des Altertums kann heute noch losgelöst von der Gattung, der es angehört, betrachtet werden. Die Ger-

1) Eduard Norden, Die germanische Urgeschichte in Tacitus' Germania. 8°. X und 505 S. mit einer Karte. Leipzig und Berlin 1920, B. G. Teubner.

mania gehört hinein in die große Gruppe der ethnographischen und chorographischen Literatur des Altertums, deren Keime eingebettet liegen im ältesten hellenischen Erdreich (Homer; vgl. die Legende von dem Ulixesaltar in Asciburgium, Germania c. 3, dazu die interessanten Ausführungen Nordens S. 182ff.). Es ist eine seltsame Ironie des Schicksals, daß der letzte und zugleich einzige große Historiker, den Rom hervorgebracht hat, ein Kind der letzten Epoche echten alten Römerstolzes unter Traian, ohne daß er sich dessen bewußt ist, einen ausgesprochen griechischen Literaturtypus in reinster Ausprägung in lateinischer Sprache wiedergegeben hat. Von allen Ethnographien des Altertums liegen diejenigen der Nordvölker am nächsten, und unter diesen wieder ist das greifbarste Vorbild für die Germania Herodots Archäologie der Skythen. Ein Vergleich beider gibt höchst interessante Resultate für die Typologie der nordeuropäischen Ethnographie. „Das von einem Beobachter über ein bestimmtes Volk Ausgesagte wurde von einem anderen auf ein anderes Volk übertragen." So seltsam uns dies heute anmutet, es ist doch so. Es gibt sich darin ein frühzeitiges Ermatten des wahrhaft wissenschaftlichen Geistes im Altertum kund, daneben ein Überwuchern des formalen Interesses über das stoffliche. Die eigene Beobachtung, das Materialsammeln wird ersetzt durch das Abschreiben und die Ausfüllung bestimmter Rubriken, in die dann jedes neue Volk hineingezwängt wird. Dazwischen treten dann immer wieder Leute auf, die die Wißbegierde, die Mutter aller Wissenschaft, hinaustreibt zu den darzustellenden Völkern, bzw. die der Beruf unter diesen Völkern zu leben zwingt, die großen Reisenden und Entdecker, bzw. die Offiziere und Beamten, die neuen Stoff herbeischaffen. So haben wir zwei Gruppen von ethnographischen Darstellern und unterscheiden zwei Arten von Nachrichten: altes, überkommenes, von Autor zu Autor weitergegebenes Gut und aus neuer Beobachtung für das betreffende Volk gewonnenes, das eine, wenn auch nicht wertlos, so doch nur der Rahmen, das andere wertvoll und der eigentliche Inhalt, den wir suchen, da uns Menschen von heute das Singuläre mehr interessiert als das Typische.

Durch diese Betrachtungsweise gelingt es Norden manches liebgewordene Kind der Germanisten aus der Welt zu schaffen, einfach weil es sich als ein Sproß der überkommenen Ethnographien erweist, oder wenigstens eine neue Untersuchung auf breiterer Grundlage zu verlangen, wie z. B. über das germanische Gefolgschaftswesen, die Erzählungen von Beratung beim Gelage, von der Gastfreundschaft, wobei in höchst interessanter Weise ethnographische Wandermotive aufgezeigt werden, deren Wurzeln in der peripatetischen Homerexegese zu suchen sind.

Wenn wir uns nun zu den ethnographischen Darstellern selber wenden, so ergibt sich aus allem Gesagten, daß Tacitus zu der Gruppe der Studierstubenarbeiter gehört, die in der künstlerischen Verarbeitung des dargebotenen Stoffes ihr Hauptverdienst suchen. „Die Beseelung des Stoffes, man möchte sagen, seine Durchstrahlung, ist von Tacitus durch die ihm eigene Tiefe des Ethos zu einem Grade der Vollendung gebracht worden, an den selbst die Höhenskala der griechischen Vorgänger nicht entfernt heranreicht. Dafür ist freilich das bildhafte Anschauungsvermögen, das den hellenischen Ethnographen als Erbteil ihres Volkes eignete, bei dem römischen arg verkümmert." Damit ist die Bedeutung von Tacitus' Schrift nach der formalen Seite hin umrissen, und Nordens



Interesse wendet sich mit demjenigen der modernen Geschichtswissenschaft den großen Entdeckern und Pfadfindern der germanischen Ethnographie zu. Unter ihnen ragen zwei Männer ganz besonders hervor, ein Grieche und ein Römer, Poseidonios und Plinius. Sie zusammen bedeuten für die Ethnographie des Nordens, speziell Germaniens, dasselbe, was einst Herodot für den Orient und Ägypten gewesen war. Beiden Männern hat daher der Verfasser große Teile seines Buches gewidmet, um einen Einblick in das Entstehen und Wachsen des Überlieferungsstromes zu gewähren, der schließlich in die taciteische Schrift mündete.

Was Poseidonios betrifft, so ersteht vor unserem geistigen Auge ein scharf umrissenes Bild des großen hellenisierten Syrers, der, Naturforscher, Philosoph und Historiker in einer Person, selbst aus einem ethnisch zusammengewürfelten Lande stammend, frühzeitig ein tiefes Interesse und einen scharfen Blick für die Eigenart fremder Völker gewonnen, daneben als Philosoph von der Stoa herkommend die großen Probleme des Zusammenhangs zwischen Land- und Volkscharakter, zwischen der Natur und der Geschichte der Länder und Völker zu lösen versucht hat, ein antiker Vorgänger Karl Ritters mit Recht im Vorübergehen genannt, der als Zeitgenosse der Kimbernzüge auf die neue Völkerwelt nördlich der Alpen zum erstenmal aufmerksam wurde. Seinen Schilderungen lagen Erkundungen zugrunde, die er teils in Rom, teils vor allem in Massalia, seinem wissenschaftlichen Operationszentrum, bei einem gebildeten Gastfreund eingezogen hatte. Soviel er auch im einzelnen von den wilden Sitten des neuen Volkes, das „wie eine Wolke" auf Gallien und Italien gefallen war, zu erzählen weiß, das Wichtigste, daß sie nämlich ein Teil der Germanen waren, ist ihm bei der Abfassung seines großen Geschichtswerks noch nicht zum Bewußtsein gekommen. Es ist für ihn ein ganz neues, absonderliches Volk von solcher Fremdartigkeit, daß er es mit den homerischen Kimmeriern in Verbindung bringen möchte. Wohl kennt Poseidonios schon den Namen Germani, aber bei ihm ist dieser Name beschränkt auf die Rheingermanen, die Nachbarn der seiner Ansicht nach mit ihnen verwandten Kelten, von denen der Name erst allmählich, wie wir noch sehen werden, zum Namen des Gesamtvolkes geworden ist. Erst Cäsar, der durch seine Eroberungszüge jenseits der Alpen eine neue Welt zu der seither bekannten alten hinzugefügt hatte, ist es gewesen, der sowohl die Zusammengehörigkeit von Kimbern und Germanen erkannt als auch im Gegensatz zu Poseidonios die Unterschiede keltischer und germanischer Lebensart ausdrücklich und aufs schärfste betont hat. Seitdem wußte man, daß Poseidonios' lebendige, von Sachkenntnis getragene Schilderung der Kimbern ein Stück germanischer Urgeschichte war, und hat sie in diesem Sinne verwendet, so die beiden großen Studierstubenethnographen der augusteischen Zeit, Timagenes, der leider von Norden auf Kosten des Asinius Pollio stark überschätzt wird, und Livius.

Mehr aber als alle seither genannten bedeutet Plinius, der zweite große Gelände- und Völkerforscher, für die germanische Ethnographie und damit für Tacitus. War es bei Poseidonios noch strittig, ob er jemals Germanien gesehen hatte, so haben wir jetzt einen Mann vor uns, der jahrelang unter Kaiser Claudius als Offizier und Beamter in Germanien gestanden hat, und zwar am Ober- wie am Niederrhein, der selbst einen Cäsar noch an eigener Kenntnis von Land und Leuten übertraf. Kein Wunder, daß Norden alles





daran gesetzt hat, von dem verlorenen großen Werk dieses Autors über die deutschen Kriege (in 20 Büchern) im Anschluß an Friedrich Münzer so viel zu retten, wie nur irgend möglich. Das 4. Kapitel, überschrieben „Auf den Spuren der bella Germaniae des Plinius", steht im Mittelpunkt des ganzen Werkes und gehört zu seinen Glanzstellen. Hier werden alte Probleme der Germanenforschung in hellere Beleuchtung gerückt, neue Fragen gestellt und ihre Beantwortung versucht. Es sind Untersuchungen, für die der Historiker, der so reich belehrt wird, das Übergreifen des Philologen in sein ureigenstes Arbeitsgebiet nur mit größter Freude und tiefstem Dank begrüßen kann. Das Verhältnis der Germanen zu den kulturell viel höherstehenden Kelten in den letzten Jahrhunderten vor der christlichen Zeitrechnung, die allmähliche Verdrängung der Kelten aus West- und Süddeutschland, das Nachrücken der Germanen in diese Gebiete werden auf Grund einer vertieften Quellenanalyse mit ganz neuen Resultaten behandelt, besonders eingehend wird die zeitliche Festlegung der Auswanderung der Helvetier aus Süddeutschland nach der Nordschweiz vor den Kimbernzügen besprochen, weiter die Lokalisierung des Rheinüberganges der Kimbern wahrscheinlich in der Gegend des heutigen Zurzach (*Tenedo*), endlich der Durchzug der Kimbern durch das Land der Sequaner, die damals zum Teil noch in der Westschweiz zwischen Genf und Bern saßen. Vom äußersten Südwesten werden wir dann nach Nordwesten ans Meer versetzt. Für diese Gegenden werden an der Hand von Stellen der Naturgeschichte des Plinius einige höchst interessante Nachrichten seines Germanenwerkes über das Land der Friesen und Chauken an der heutigen holländischen und deutschen Nordseeküste wiedergewonnen und erklärt. Mit ganz besonderer Liebe stellt der Verfasser, der selbst ein Sohn dieses Küstenlandes ist, fest, daß Plinius allein es uns ermöglicht, die durch die Jahrtausende fast nicht angetastete Gleichheit von Land und Leuten zu beobachten. Dann werden Plinius' Naturbeobachtungen durch moderne Berichte als sachgemäß und wahrheitsgetreu erwiesen, sowohl die Nachrichten über die kümmerlichen Lebensverhältnisse der Küsten-Chauken, die ihr Dasein durch eine primitive Art des Fischfangs im Wattenmeer fristen, als auch das Phänomen riesiger schwimmender Eichbäume, die von Fluten unterwühlt oder durch Stürme losgerissen ganze Stücke des Moorbodens, worin sich ihre Wurzeln verflochten haben, wie Inseln mit sich forttragen, vornehmlich in der Nähe der „beiden Seen", der ältesten Bestandteile der heutigen Zuidersee. Das größte Wunder des Inneren dagegen, den hercynischen Wald, der mit seinen riesenhaften alten Eichbäumen in urwaldartiger Unberührtheit geschildert wird, hat offenbar Plinius selber nicht geschaut, sondern seine Schilderung ist der Niederschlag der Erfahrungen des großen Drusus-Feldzuges vom Jahre 9 v. Chr. durch dieses Urwaldgebiet hindurch, wie sie Livius nach den Erzählungen der Feldzugsteilnehmer dargeboten hatte. Wenn wir dies alles an unserem Geiste haben vorüberziehen sehen, verstehen wir, wenn Norden von Plinius schließlich sagt: „Er las eben nicht bloß in den staubbedeckten Büchern der Alten, sondern neben diesen blieb die Natur Gottes ein Buch, aus dem ihn ein Hauch des Ewigen anwehte." Zum Beweis macht er mit Recht aufmerksam auf den stellenweise hymnologisch stilisierten Lobpreis Gottes, mit dem Plinius sein naturwissenschaftliches Werk eröffnet, jenes „Gloria in excelsis", das zu den merkwürdigsten Stücken dieser Art aus dem Altertum gehört, und weiter auf



die Tatsache, daß der starke Forscherdrang schließlich diesen Mann jenen ehrenvollen Tod auf dem Felde der Wissenschaft beim Ausbruch des Vesuvs am 24. August 79 hat finden lassen.

Nachdem so die weite Reise durch die Ethnographien der Nordvölker beendet ist, kehrt Norden im 5. Kapitel zu Tacitus zurück, um nun den berühmten Satz über die Entstehung des Germanen-Namens im 2. Kapitel der Germania zu deuten, dessentwegen im Grunde das ganze Buch geschrieben ist, ein wahres Kabinettstück philologischer Interpretationskunst. Der Satz lautet in direkter Rede: „Der Name Germania ist jung und unlängst hinzugefügt, da diejenigen, die zuerst den Rhein überschritten und die Gallier vertrieben haben, die jetzigen Tungri, damals Germani genannt worden sind. Dann hat der Name des Stammes allmählich derart weite Geltung erlangt, daß man zunächst nach ihm, dem Sieger, aus Furcht das Gesamtvolk Germanen nannte, und dieses schließlich mit dem Namen, den es bekommen hatte, auch von sich selbst aus bezeichnet wurde." Eine gelehrte Untersuchung zeigt uns, daß auch dieser wichtigste Satz des ganzen Werkes nur verständlich ist durch die Tatsache, daß alle ethnographische Terminologie ursprünglich griechisch war, wie die verschiedene Verwendung der lateinischen Präposition *a* in dem Satze im Grunde nur deutlich gemacht werden kann durch Rückübersetzung ins Griechische. Auch an diesem kleineren Objekt wird dann weiter wie durch das ganze Buch uns ad oculos demonstriert, daß moderne Philologie nicht nur Wortinterpretation ist. Denn es werden nun im 6. Kapitel die ethnologischen und geschichtlichen Folgerungen aus dem Satze gezogen. Die Untersuchung gliedert sich hier entsprechend den Entwicklungsstadien, die der Germanenname durchlaufen haben soll, in drei Teile: 1. Germani als Stammesname der später Tungri genannten linksrheinischen Stämme, 2. als Volksname in Feindesmund, 3. als Volksname zur Selbstbezeichnung. Sie greift stark auf Cäsar zurück, der uns das wichtigste Material zum Verständnis der taciteischen Kürze liefert, und weitet sich zu einer Geschichte der Berührungen zwischen Kelten und Germanen aus, die der zusammengepreßte Satz wiederum nur angedeutet hatte.

Eine Schlußbetrachtung wirft noch einen kurzen Seitenblick auf den zweiten Teil der Germania, indem hier nach einer Zusammenfassung der ergebnisreichen Erörterung aller literarischen Quellenprobleme der vielen Namenlosen gedacht wird, seien es Offiziere, Beamte oder Kaufleute, die das unliterarische oder halbliterarische Material für die Ethnographie geliefert haben. Ein hervorragendes Beispiel ist die Reise jenes römischen Kaufmanns der neronischen Zeit von Carnuntum (Petronell an der Donau gegenüber der Marchmündung) zu den Faktoreien an der Weichselmündung zum Zweck des Bernsteinkaufs, über die Plinius in der Naturgeschichte (37, 45) berichtet. Daraus sind kaufmännische Reisetagebücher entstanden, wie wir heute noch eines aus einer ganz anderen Gegend des Altertums in Gestalt jenes praktischen Reisehandbuchs eines ägyptischen Kaufmanns über die Häfen des Roten Meeres und des Indischen Ozeans besitzen. Solche Itinerare sind vielfach als Quellen für die Beschreibung Ostgermaniens anzunehmen, wofür die Aufzählung der Stämme an bestimmten Routen entlang von Süden nach Norden zu sprechen scheint.

Das Köstlichste für den Mitforscher sind aber — darauf sei zum Schluß noch hingewiesen — nicht die Ergebnisse dieses glänzenden Germanenbuchs, sondern der Weg, auf dem die Ergebnisse gewonnen





werden. Das ist etwas für den wissenschaftlichen Feinschmecker. Diesen Genuß kann sich nur der verschaffen, der das Buch wirklich liest oder besser noch durcharbeitet, was nicht nur alle diejenigen tun sollten, die ex professo zu Lehrern unserer heranwachsenden Jugend bestellt sind, sondern auch alle diejenigen unter uns Deutschen, die durch das furchtbare Schicksal, das über uns gekommen ist, tief im innersten Herzen verwundet, von dem großen Forscher sich willig zu den Quellen führen lassen, um das Volk in seinen ersten Anfängen wirklich kennen zu lernen, das heute den ganzen Erdball durch seine Taten so sehr in Staunen und Schrecken versetzt hat, daß den im letzten Augenblick nur durch fremde Hilfe siegreich gewordenen Besiegten wieder wie einst bei der ersten Namengebung des Volkes aus Furcht (*ob metum*) ihr schmähliches Handeln diktiert wird.

Nur ein Mann, der die philologische und historische Forschungsmethode gleich meisterhaft handhabt, dabei eine so phänomenale Belesenheit besitzt, wie sie hier vor unseren Augen ausgebreitet wird, konnte dieses Buch schreiben, eine würdige Ehrengabe zum 50 jährigen Doktorjubiläum der großen Berliner Dioskuren der Philologie, der praeceptores Germaniae weit über das Gebiet der klassischen Altertumswissenschaft hinaus.

Zu Gundolfs „Goethe“.

Von Max J. Wolff.

1.

Gundolfs Goethebuch ist schon vor einer Reihe von Jahren erschienen und hat schon mehrere starke und wohlverdiente Auflagen erlebt. Trotzdem ist es noch immer heiß umstritten; es findet höchste Bewunderung und erfährt scharfe Ablehnung. Das ist gewiß ein gutes Zeichen, es beweist, daß das Buch lebt, daß es etwas Eigenartiges enthält, das sich nicht so leicht in die hergebrachten Rubriken einordnen läßt und daß es schwer ist, die Arbeit mit einem zusammenfassenden Urteil abzutun. Trotzdem überrascht die weite Verbreitung im Publikum. Zwar die Klage, daß das Werk schwer verständlich geschrieben sei, halte ich nicht für berechtigt. Der Verfasser verwendet wohl manchen kuriosen Ausdruck, dessen Sinn man erraten muß, er hat auch eine Vorliebe für großartige Worte, die besser durch einfache zu ersetzen wären, und er benutzt diese Darstellung Goethes, um einen Kampf gegen die bestehende Interpunktion zu eröffnen, aber das sind nur Äußerlichkeiten, mit denen man sich nach den ersten paar Seiten leicht abfindet. Im Gegenteil, Gundolf schreibt, wenn man von diesen Eigentümlichkeiten absieht, einen äußerst klaren Stil. Er wirft die schwierigsten literarhistorischen Probleme auf, und er weiß sie meistens in überaus faßlicher Weise mit einer souveränen Beherrschung der Sprache und der Materie, manchmal sogar mit spielender Leichtigkeit zu beantworten. Dunkel wird er nur, wo er Dinge erklären will, die sich der verstandesmäßigen Betrachtung entziehen. Da greift er zu den entlegensten Ausdrücken, „ballt“ neue Wortformen, die zu Wortungetümen werden, und häuft Bilder und beschreibende Zusätze in einem geradezu ver-



wirrenden Maße. Man hat in solchen Fällen den Eindruck der Phrasenhaftigkeit, und dieser Vorwurf ist ja auch erhoben worden, aber wie mir scheint, unberechtigterweise. Es sind verzweifelte Versuche, der Sprache mehr abzuringen, als sie geben kann, und Dinge, die sich nur gefühlsmäßig übermitteln lassen, verstandesmäßig zu erklären. Wenn beispielsweise das Wesen der Goetheschen Lyrik darin gefunden wird, daß sie sich der Einzelsymbole derart bemächtige, „daß sie nur Wellen eines sprachlichen Flutens, nur Funken eines Glitzerns, nur Farbenpunkte eines Dunstkreises werden — eben der Flut, des Glitzerns, des Dunstkreises, der grenzenlosen und gegenstandslosen Weltbewegung, in die der Dichter geraten ist“, so entbehren diese Worte jeder zwingenden Bestimmtheit. Der Leser mag sich dabei etwas denken, vielleicht sogar dasselbe wie der Verfasser, oder sie bleiben ihm ein leerer Schall, der ihm gar nichts sagt. Das hängt lediglich von der Begabung des Aufnehmenden ab, Gundolf selbst hat vergebens versucht, das Irrationale zu rationalisieren.

Aber nicht darin bestehen die eigentlichen Schwierigkeiten des Buches, sondern in den hohen Ansprüchen, die es an den Leser stellt. Es ist bezeichnend, daß auf den 800 Seiten, abgesehen von dem Geburtsjahr des Dichters, nur eine Jahreszahl vorkommt. Sein äußeres Leben bis in die geringsten Einzelheiten wird als bekannt vorausgesetzt und ebenso eine Vertrautheit mit allen seinen Werken gefordert, wie sie der Laie kaum, der Literarhistoriker nur ausnahmsweise und eigentlich nur der vielgeschmähte Goethephilologe besitzen kann. Gundolf tut nichts, um die Lektüre zu erleichtern, er verschmäht es, Inhaltsangaben zu geben, und selbst die Zitate, die er bringt, beschränken sich auf das äußerste Mindestmaß. Er will ja nicht zu der großen Masse der Gebildeten sprechen, sondern zu einem kleinen Kreis von Auserwählten. Der „Bürger“ wird gleich auf der ersten Seite mit einem energischen Ruck abgeschüttelt und zwischen ihm und dem Künstler wird ein Gegensatz konstruiert, der diesen zur Gottheit erhöht, jenen auf die tiefste Stufe des Banausentums hinabschleudert. Der Verfasser will nur die Schar der Esoterischen in die heiligen Hallen des Tempels führen, nur ihren geweihten Augen will er den Vorhang lüften, hinter dem sich, geschützt vor jedem profanen Blick, die Gottheit verbirgt, marmorschön, aber auch marmorfern und marmorkalt, der Dichter, der Künstler, Goethe! In unerreichbarer Höhe thronend, jenseits des Begriffsvermögens der bürgerlichen Welt wird er uns vorgeführt; vor seiner menschenfernen Erhabenheit kann man sich auf die Knie werfen, man darf ihn anbeten und verehren, aber in der gemessenen Entfernung, die den Laien von dem Altar trennt. Es ist eisig kalt in diesem Heiligtum. Das Buch ist ohne jede Wärme geschrieben. Gundolf hegt sicher die höchste Begeisterung für Goethe, aber er unterdrückt sie absichtlich, offenbar aus Besorgnis, daß jede lebhafte Regung die Würde der Sache beeinträchtigen und die Menge zu einer plump vertraulichen Annäherung an den Künstler ermutigen könne. Aber diese distanziert kühle Behandlung, dieses gesuchte Ausschalten aller allgemein menschlichen Beziehungen wirkt auf die Dauer akademisch. Der Marmortempel wird zur Akademie, der Priester des Künstlertumes entpuppt sich als Akademiker, der an seinem Gegenstand nur ein wissenschaftliches




Interesse nimmt und ihn als Unterlage der Belehrung betrachtet. Von Gundolf gilt, was er selbst von Goethe anläßlich der Wanderjahre sagt: „Wer eindringlich wirken will, ohne das Gegenüber bis an die eigene Seele heranzulassen, ... der muß durch feierliche und bedeutsame Haltung, durch Autorität und Zeremoniell die Geister beeindrucken, die er nicht erwärmen oder umwerben mag.“ *Les extrêmes se touchent*. Dieses Buch, das eine Offenbarung des Künstlertums sein soll, steht der geschmähten Goethephilologie näher, als der Verfasser ahnt. Nicht nur weil er diese bis in ihre letzten Ausläufer beherrscht, nicht nur weil die Kärrner erst das Material zu seinem stolzen Bau herbeigeschleppt haben, sondern auch in der Auffassung, die in den Regungen einer Künstlerseele einen erklärbaren Wissensstoff erblickt.

2.

Bei einem so persönlichen Buch muß man sich wohl zunächst mit der Person des Autors befassen. Seine Begabung ist in erster Linie akademisch, d. h. lehrhaft, aber lehrhaft in bestem Sinne. Er ist ein glänzender Literarhistoriker, sicher einer der ersten unter den Lebenden, bei dem der lehrhafte Zug weit davon entfernt ist, den Geist zu ertöten, im Gegenteil, man hat das Gefühl, daß er, indem er lehrt, sich selbst anregt und sich neue Ausblicke eröffnet. Die Deutung der einzelnen Goetheschen Werke ist vorzüglich, besonders, wie es dem Wesen von Gundolfs Begabung entspricht, die der Alterswerke, die er dem Verständnis in einer bisher auch nicht annähernd erreichten Weise erschließt. Die Bedeutung der Wanderjahre ist mir erst durch dies Buch klar geworden, wie ich überhaupt mit Vergnügen anerkenne, daß ich trotz häufig abweichender Anschauung sehr viel daraus gelernt habe. Das Kapitel Weltliteratur ist prachtvoll. Der geborene Literarhistoriker, der in Gundolf steckt, zeigt sich in der Art, wie er schwierige Probleme scheinbar mit spielender Leichtigkeit löst. Über das Verhältnis von Dichtung und Geschichte beispielsweise ist viel geschrieben worden, aber lange Abhandlungen haben zur Lösung der Frage nicht so viel beigetragen wie die eine Seite, die unser Verfasser darauf verwendet.

Aber ein Dichter, und noch dazu einer, der noch keiner abgeschlossenen Vergangenheit angehört, läßt sich nicht ausschließlich literarhistorisch betrachten. Dieser Erkenntnis hat sich Gundolf nicht verschlossen, und er ist der letzte, der in Goethe nur eine literarhistorische Erscheinung sieht. Dem Leser fällt es auf, daß der Verfasser auch nicht einen seiner zahlreichen Vorläufer erwähnt. Ob dies Schweigen berechtigt ist, kann dahingestellt bleiben, sein Grund ist, daß Gundolf mit den früheren Goethebiographen nicht zu rivalisieren beabsichtigt, sondern etwas prinzipiell anderes schaffen will. Die meisten von ihnen haben den Unterschied übersehen, der zwischen einem Dichter der Vergangenheit und der Gegenwart besteht und Goethe so behandelt, wie man Sophokles oder Dante behandeln würde. Im Gegensatz dazu betrachtet das neue Buch den Dichter als einen Lebenden, was er gewiß noch ist, und faßt in erster Linie das „Dichter sein“ ins Auge. Das ist aber eine Aufgabe, die über die Tätigkeit des Literarhistorikers hinausgeht und damit zwar nicht über Gundolfs Begabung, aber leider doch über den besten Teil dieser Begabung. Er ist mehr Literarhistoriker als Biograph, Ästhetiker oder Kunstpsycho-

loge. Das literarhistorische Denken, das ihn in so seltenem Maße auszeichnet, hat ihn gewöhnt, mit festen Gesetzen, mit zwangsläufigen Entwicklungen und Notwendigkeiten zu rechnen und in diese Form sucht er auch die Person des Dichters zu bannen. Die Geschichte kennt keinen Zufall; was geschehen ist, beruht auf Notwendigkeit, aber ob es geschieht und wie es geschieht, das hängt von dem freien Entschluß des Schaffenden ab, und nicht nur von diesem, sondern auch von zahllosen äußeren Zufälligkeiten. Der Goethe, den Gundolf uns vorführt, ist zwar nicht mechanisiert in der Art Taines, aber sein Künstlertum erscheint doch als eine sein Menschentum beherrschende Macht, die ihn zwingt, ob er will oder nicht, nach bestimmten Gesetzen und in bestimmten Formen zu dichten. Dadurch erhält die Gestalt etwas Unfreies und Starres, das der schönen und freien Menschlichkeit des Dichters nicht gerecht wird. Es ist gewiß richtig, daß der Künstler kein Doppelleben führt, ein äußeres wie jeder andere Sterbliche und ein zweites als Schöpfer seiner Werke, aber wenn Gundolf die Einheit in dem Künstlertum findet, so entmenschlicht er damit den Dichter und erschwert sich selbst Dinge, die unsagbar einfach liegen, auf das äußerste. Der Ansicht, die er an den Anfang seines Buches stellt, daß das Erleben des Künstlers völlig anders geartet sei als das des Bürgers und diesem daher stets unfaßbar bleiben müsse, möchte ich die Behauptung entgegenstellen, daß es das Allgemeinste, das Natürlichste und Selbstverständlichste ist. Die Allgemeinwirkung des Künstlers beruht ja gerade darauf, daß sein Erleben nur die höchste Steigerung von dem ist, was jeder einzelne erlebt, erleben könnte und erleben möchte. Wenn der gewöhnliche Mensch, weil er ein Berufswesen ist, daran verhindert bleibt, so fallen diese und ähnliche Hemmungen für den Künstler weg, denn er hat eben nur den einen Beruf, sich selbst, d. h. einen Menschen zu erleben und das Erlebte darzustellen. Indem Gundolf das verkennt, stellt er in den Mittelpunkt seines Werkes an Stelle des Menschen Goethe einen Dichterbegriff, den er mit staunenswerter Energie und Vielseitigkeit durchführt, der aber im letzten Ende eine Konstruktion bleibt. Gerade Goethes Leben verläuft so regelmäßig und selbstverständlich, es ist das Einfachste des Einfachen, daß er scheinbar über den Typus nicht hinausgeht. Aus der Schrankenlosigkeit der Jugend entwickelt sich die Einsicht des Mannes, aus ihr wieder der Verzicht des Greises; gegen die Welt, mit der Welt, über der Welt, antisozial, sozial, übersozial, das sind die drei Stufen, die Goethe und im 18. und 19. Jahrh. jeder hinaufsteigt, dem es vergönnt ist, sich durch äußerliche und innerliche Gewalten ungehindert zu entfalten. Das Besondere an dem Dichter ist nur, daß er die Vergünstigung genoß, in seiner Persönlichkeit zu durchleben, „was der ganzen Menschheit zugeteilt ist“. Das Typische und das Individuelle hören in ihrer höchsten Steigerung auf, Gegensätze zu sein, die Einseitigkeit des Individuums verliert sich in der Allheit des Typus, und darin liegt wohl letzten Endes das Geheimnis des künstlerischen Schaffens, daß das höchste Maß des Ansich- oder Insichseins zum Außersichsein, d. h. zur Preisgabe der eigenen Persönlichkeit an die Allgemeinheit drängt.

Das Große an Goethe ist, daß alles in ihm ausreift, was rudimentär oder verkümmert in jedem seiner Zeitgenos-



sen vorhanden ist, und gerade dadurch ist selbst der „Bürger“ in der Lage, diesen natürlichsten Menschen zu begreifen. Gerade zur Vermittlung seines Erlebens bedarf es am wenigsten eines Kommentars. Goethe selbst war sich darüber völlig klar und er hat sich in Dichtung und Wahrheit nicht als Ausnahme, sondern als Norm dargestellt, und auch Gundolf erkennt es und bemerkt gelegentlich (S. 584), daß das Wesen des Dichters deutsches Gesamtwesen und seine Lebenskrisen die der ganzen Generation seien. Aber dieser Gedanke steht im Widerspruch zu seiner sonstigen Auffassung, die in Goethe ein Ausnahmewesen, die Personifikation des Künstlerbegriffes, sieht. Dieser mag sich aus Einzelbegriffen zusammensetzen, aus Titanismus, Ganymedismus, Erotismus und Solipsismus, aus Anagke, Tyche und Daimon, die natürlich etwas ganz anderes besagen sollen als die deutsche Übersetzung der griechischen Wörter. Mit solchen Konstruktionen hält es natürlich unsagbar schwer, den gewöhnlichsten und selbstverständlichsten Regungen eines Menschen gerecht zu werden. Es ist bekannt, daß Goethe Friederike wie Lotte schnell vergessen hat. Die Heftigkeit der Leidenschaft steht bei dem gesunden jungen Menschen im umgekehrten Verhältnis zu ihrer Dauer. Muß man darum dem Dichter die Fähigkeit zuschreiben „die Kräfte des Mikrokosmus und Makrokosmus aus seinem Expansionstrieb zu bannen, indem er sich von außen an den Erscheinungen des Mikrokosmus und Makrokosmus festhielt“? Mit Staunen sieht man die Umwege, die Gundolf machen muß, um das Verhältnis zu Christiane zu erklären, die selbstverständliche Tatsache, daß ein Vierzigjähriger anders als ein Zwanzigjähriger liebt, ganz gleichgültig, ob dieser ein Dichter oder ein gewöhnlicher Sterblicher sei. Goethe hat auch einige priapeische Gedichte geschrieben. Das Behagen an der Erotik in ihrer niedrigsten Form ist allgemein menschlich. Eine verfeinerte Kultur pflegt es zurückzudrängen, aber gerade in den größten Geistern tritt es häufig stark hervor, offenbar weil sie der Natur näher stehen, so bei Lope de Vega, und das Beispiel dieses gläubigen Christen beweist wohl, daß es sich hier um einen Zug handelt, der nicht durch „die unschuldige Seligsprechung alles Leiblichen“ erklärt werden kann, nicht einmal bei den antiken Vorbildern Goethes. Mit solchen Konstruktionen kommt man dem Dichter nicht näher, im Gegenteil, man verschleiert sein wahres Wesen.

3.

Gundolf kommt zu dieser Konstruktion, weil er nach einem Goethe sucht, aus dessen Persönlichkeit er das gesamte Schaffen in möglichst gerader Linie ableiten kann, nach einer organischen Kraft, die poetische Werke mit Notwendigkeit produziert, wie der Baum seine Jahresringe ansetzt. Wenn mich die Erinnerung nicht trügt, kommt dieser Vergleich bei Gundolf selber vor; er ist aber doch falsch. Der Dichter ist kein dichtender Organismus, sondern ein Mensch; gewiß dichtet er immer, insofern ihm der künstlerische Trieb eingeboren ist und nicht erst kommt, wenn er sich an den Schreibtisch niederläßt, um Verse zu schreiben. Aber ob er neue Jahresringe ansetzt, das hängt von allen möglichen Faktoren ab und ist nicht das zwanghafte Ergebnis einer immanenten Notwendigkeit. Aber selbst wenn man sich auf den Standpunkt des Verfassers stellt,



so vermag er das Verhältnis von Person und Schaffen in jedem einzelnen Fall nur bedingterweise festzustellen. Die Werke müssen klassifiziert werden nach dem Grade, in dem sie „goethisch“ sind oder nicht. Es ist dabei selbstverständlich, daß die hervorragendsten Dichtungen oder diejenigen, die den Biographen am meisten ansprechen, der ersten Klasse zugezählt werden, die anderen der zweiten, einige werden sogar kurzweg als angewandte Literaturgeschichte oder als Hofgeschäfte abgetan. Ich habe eine ähnliche Scheidung in meiner Molièrebiographie vorgenommen, aber nachträglich sind mir schwere Bedenken gekommen. Ist es zulässig, die Hofstücke als Abfall zu betrachten, den der Dichter der Meute hinwarf, damit sie ihm Zeit und Ruhe zu seinen unsterblichen Schöpfungen ließe? Der Auffassung Molières entspricht es sicher nicht, ebensowenig der Goethes. Und darauf kommt es doch an; denn wenn man das Verhältnis des Dichters zu seinem Werke ins Auge faßt, darf man unmöglich das historische Urteil vorwegnehmen, das die Hofstücke als Nichtigkeiten verwirft, sondern man muß sich die Frage vorlegen: Wieso haben Molière wie Goethe diese Nichtigkeiten sehr ernst genommen?

Es muß allerdings anerkannt werden, daß Gundolf bemüht ist, eine willkürliche Scheidung der Goetheschen Werke zu vermeiden und daß er versucht, sie aus der Seele des Dichters selber zu rechtfertigen. Seine Auffassung des künstlerischen Schaffens geht von dem Erlebnis aus. Dieser Gedanke Diltheys ist gewiß äußerst wertvoll, aber es zeigt sich, daß er das Problem nur bis zu einem gewissen Grade und in vielen Fällen überhaupt nicht löst. Der Dichter spricht wohl sein eigenes Erlebnis aus, aber er kleidet es in eine Form und sagt nur so viel davon, als er für das Verständnis seines Publikums für nötig hält, mag er dabei nun an ein gefülltes Schauspielhaus, an einen kleinen Kreis gleichgesinnter Freunde oder nur an eine einzige Geliebte denken. Die Formgebung erfolgt also weniger nach dem eigenen Bedürfnis des Schaffenden als ex mente des Zuhörers. Dichtung ist Mitteilung an andere. Gundolf erklärt Goethes Schweigen vor der italienischen Reise sehr treffend aus dem Fehlen eines verständnisvollen Publikums, aber er zieht daraus keine weiteren Folgerungen, wenn er auch gegen die Mängel der Diltheyschen Theorie nicht blind ist. Er sieht, daß man mit dem Erlebnis in dem üblichen Sinne nicht auskommt und teilt es deshalb in ein Bildungserlebnis und ein Urerlebnis. Der erste Ausdruck ist treffend, er umfaßt alle äußeren kulturellen und literarischen Einwirkungen, die für den Dichter die Bedeutung eines Erlebnisses gewannen; mit dem Urerlebnis dagegen soll sein eigenstes Erleben bezeichnet werden, also das, was er ganz aus sich selbst, frei von jeder äußeren Bedingtheit, erlebte. Dem Kulturwesen wird ein Urwesen gegenübergestellt. Aber gibt es ein solches und kann es ein solches geben? Ist es nicht nur ein Fabelgebilde wie die allen Kultureinflüssen entrückten unschuldsvollen Menschen, die ältere Romane auf irgendeine einsame Insel zu versetzen pflegten? Mit dem Urwesen verliert sich Gundolf wieder in die Konstruktion. Alles menschliche Erleben, abgesehen von den rein animalischen Regungen, vollzieht sich innerhalb der Kultur und ist nur ein Produkt der jeweiligen Kulturlage. Die angeblichen Urerlebnisse Goethes, sein Titanismus, sein Drang zur Natur, sein Verhältnis zur Welt, sein Bildungsstreben, ja so-

gar die Bedeutung seines eigenen Ich für ihn selbst wie für seine Dichtung sind durch die damaligen Zeitumstände gegeben, also im letzten Ende gerade nicht persönlich, sondern zeitlich. Sie sind hervorgerufen durch die große Bewegung, deren Exponent, nicht Schöpfer, Rousseau war. In ihr liegt der Keim zu der gesamten Entwicklung Goethes, das Streben nach Natur und die Feindschaft gegen die Gesellschaft, aber auch der Umschlag zum Klassizismus und die Aussöhnung mit der Welt, insofern in den Augen des achtzehnten Jahrhunderts Griechenland nur eine Lokation des idealen Naturzustandes bedeutet und die Menschheit nach dem Vorbild der Antike durch die Erziehung und durch die Kunst zum Ideal erhoben werden kann. Wenn Goethe sich von allen älteren Dichtern durch die zentrale Stellung unterscheidet, die das Ich innerhalb seiner Werke einnimmt, so verdankt er auch das Rousseau, der die Rechte des Individuums gegen die Gesellschaft durchgefochten hatte. Wir stehen heute noch innerhalb dieser großen Bewegung und gerade deshalb vermögen wir Goethe noch als einen der unseren, als einen Dichter der Gegenwart zu empfinden, aber das darf nicht zur Verkennung der historischen Einflüsse führen, die ihn dazu gemacht haben. Gundolf hätte sich diesen Mißgriff erspart, wenn er seiner Arbeit das übliche einführende Kapitel, sei es selbst unter der philiströsen Überschrift „Land und Volk“, vorangestellt hätte. Dabei wäre ihm das Urerlebnis unter den Händen zerflossen und nichts davon übrig geblieben als die unleugbare Tatsache, daß Goethe mit der Begabung eines Dichters auf die Welt gekommen ist. Hier, wo es darauf ankam, die literarhistorische Grundlage des Werkes zu legen, versagt der Literarhistoriker Gundolf, weil er dem Ästhetiker mit der falschen Konstruktion des Künstlertums bedauerlicherweise die Führung überläßt.

4.

Die Scheidung in Urerlebnis und Bildungserlebnis wird als Unterlage der Gruppierung der Goetheschen Werke benutzt, und zwar haben diejenigen, die aus einem Urerlebnis erwachsen sind, den Vorrang vor den anderen. Sie enthalten den reinen Goethe, während die anderen mit fremden Zutaten versetzt sind. Wir sind ja über Goethes Leben ausgezeichnet unterrichtet, besser als über das irgendeines anderen großen Künstlers, und so fällt es nicht schwer, zwischen seinem Leben und den einzelnen Werken eine Verbindung herzustellen und diese auf ein sog. Urerlebnis zurückzuführen. In anderen Fällen versagt das Kombinationstalent des Verfassers, und dann müssen sich die Dichtungen mit einem Bildungserlebnis begnügen. So Reineke Fuchs, der infolgedessen mit einer halben Seite abgespeist wird, und was noch überraschender wirkt, auch Hermann und Dorothea. Goethe hat gerade dieses Epos in seinem Alter besonders geliebt, und darin liegt wohl der beste Beweis, daß es für ihn eine persönliche Bedeutung in hervorragendem Maße besaß. Gundolf hat vermutlich niemals längere Zeit im Ausland gelebt, sonst wäre es ihm nicht schwer gefallen, auch hier ein Urerlebnis zu ermitteln. Es liegt, wenn ich mich auf seinen Standpunkt stelle, in dem Heimatgefühl des Zurückkehrenden, in dem beglückenden Besitz einer Welt, die man sein eigen nennen darf, mag sie auch an Glanz und Weite der Fremde nachstehen. Daran läßt das Schlußwort



des Epos keinen Zweifel. Das Urerlebnis des Egmont soll das fatalistische Glücksgefühl des Dichters sein; ich würde es eher in der Feindschaft gegen die monogame Ehe finden, die allen damaligen Genies ein Dorn im Auge war. Egmont soll ein Freiheitsheld sein, aber er ist es doch nur insoweit, als er durch seine Verbindung mit Klärchen der geltenden Moral ins Gesicht schlägt. Den Wahlverwandtschaften in ihrer Gesamtheit liegt kein Urerlebnis zugrunde, wohl aber der Gestalt der Ottilie. Diese Anregung hat mich veranlaßt, den Roman aufs neue zu lesen, aber mein Eindruck hat sich nicht geändert, daß wenn eine dieser Frauengestalten aus einer persönlichen Beziehung des Dichters erwachsen ist, es nur die reife Charlotte sein kann, nicht das junge Mädchen, das die Altersweisheit eines langen Lebens in ihrem Tagebuch zusammenträgt.

Diese Beispiele beweisen, daß das Urerlebnis eine Konstruktion ist, die je nach dem Geschmack und der Kenntnis von Goethes Leben, verschieden ausfällt, die als subjektive Annahme unter Umständen das Richtige trifft, aber keine Gewähr in sich trägt, daß sie es tut. Gundolf selbst gibt in einem Fall (S. 691) zu, daß er nicht wisse, ob ein Ur- oder Bildungserlebnis vorliege. Beide sind eben nicht zu trennen. Der Verfasser nimmt einen doppelten Goethe an, einen, dessen Erleben sich unmittelbar in Poesie umsetzt, und einen zweiten, der mehr als je ein Dichter der Theorie unterworfen ist. Für jeden sucht er nach einer besonderen Kraftquelle. Aber diese Auffassung übertreibt die Bedingtheit des alten, die Unbedingtheit des jungen Goethe. Man muß im Auge behalten, daß schon dieser Kritiken schreibt und daß er selbst in den ersten Werken eine ausgesprochene Tendenz verfolgt. Seit der Bekanntschaft mit Herder dichtet er bei aller Unmittelbarkeit der Empfindung im Bewußtsein, wie man dichten soll und noch viel mehr unter Ablehnung der älteren Poesie in Bewußtsein, wie man nicht dichten soll. Schon die Jugenddichtungen sind von einer Idee getragen, und es ist nur eine naturgemäße, der Zeit entsprechende Entwicklung, wenn die Idee allmählich das Übergewicht erlangt, so daß die Darstellung nur noch ihre allegorische Einkleidung abgibt. Gundolf betont, daß die italienische Reise keinen Bruch im Schaffen des Dichters bedeutet, sondern einen Übergang, aber er selbst zieht daraus nicht die letzten Konsequenzen, die eine Scheidung in Ur- und Bildungserlebnis unmöglich gemacht hätten. Sie bildet die Grundlage des ganzen Werkes und durch sie soll das Geheimnis des poetischen Schaffens in einem über Dilthey hinausgehenden Maße erschlossen werden. Das ist das hohe Ziel, das sich Gundolf gesteckt hat, er will uns das Wesen des Dichters, überhaupt des Künstlers an Goethe offenbaren. Die großartige Gedankenarbeit, die er geleistet hat, soll nicht verkannt werden, aber dieses sein letztes Ziel hat er nicht erreicht, ja er ist ihm nach meinem Empfinden nicht einmal näher gekommen. Ob das Erlebnis überhaupt der Schlüssel zu dem Mysterium des Dichters ist, mag man bezweifeln, wenn das aber der Fall ist, so wissen wir von ihm noch nicht den richtigen Gebrauch zu machen. Das zeigt sich deutlich bei Gundolf; ihm gelingt die Deutung der Alterswerke besonders gut, weil er sie nicht aus einem einmaligen Erlebnis, sondern aus allgemeinen Stimmungen erklärt. Mag sein, daß wir von der fortschreitenden Psychologie auch eine

Klärung des künstlerischen Erlebnis zu erhoffen haben, einstweilen kann ich darin nur eine Idee sehen, die den einen fördert, den anderen nicht, und je nachdem wird nach dem verständnisvollen Wort Goethes dieser sie für richtig, jener für falsch halten. Daß Gundolf persönlich durch sie gefördert ist, beweist das vorliegende bedeutende Buch.

Die Romantik im lateinischen Amerika.

Von M. L. Wagner.

Die Einführung der Romantik in Lateinisch-Amerika erfolgte auf verschiedenen Wegen. Direkt aus Frankreich verpflanzt wurde sie durch zwei hervorragende Amerikaner, die längere Zeit dort gelebt hatten, durch den Argentinier Estéban Echeverría (1805 bis 1851), der mit 20 Jahren nach Europa gezogen war, fünf Jahre in Paris gelebt hatte, dann, 1829, aus Interesse an Byron, einen Abstecher nach England machte und neben Shakespeare und Byron auch Schiller und Goethe las, und durch den Brasilianer Domingos José Gonçalves de Magalhães (1811 bis 1882), der 1836 zur Zeit der größten Blüte der Romantik als Gesandtschaftsattaché nach Paris kam. Der erstere veröffentlichte 1832 nach seiner Rückkehr aus Europa ein Gedicht „Elvira ó la Novia del Plata", im selben Jahre also, in dem zu Paris das erste bedeutende Werk der spanischen Romantik, der „Moro Expósito" des Duque de Rivas erschien. Echeverrías Gedicht ist eine phantastische Erzählung, die ganz unter dem Einflusse der französischen Romantik und der Balladen Bürgers steht, keineswegs, wie es der Titel vermuten lassen möchte, nationale Eigenart aufweist, geringen poetischen Wert hat und nur durch das Datum ihrer Veröffentlichung Beachtung verdient. Bedeutender sind sein nächstfolgender Gedichtband „Consuelos" (1834), der den Weltschmerz und Subjektivismus Byrons und Lamartines atmet, und vor allem die „Rimas" (1837), die sein bekanntestes Gedicht „La Cautiva" enthalten. In der Vorrede zu den „Consuelos" äußert Echeverría seine Ansichten über die Aufgabe der Dichtkunst in Amerika: „Die Dichtkunst hat bei uns noch nicht den Einfluß und den moralischen Vorrang erlangt, den sie im Altertum hatte und den sie heute bei den gebildeten europäischen Völkern hat. Wenn sie ihn erlangen will, muß sie einen eigenen und originellen Charakter bekommen, und muß dadurch, daß sie die Farben der uns umgebenden physischen Natur widerspiegelt, zugleich ein lebhaftes Bild unserer Sitten und der höchste Ausdruck unserer vorherrschenden Ideen sein, sowie der Gefühle und Leidenschaften, die aus dem Widerstreit unserer sozialen Interessen entstehen und in deren Sphäre sich unsere geistige Kultur bewegt. Nur so, wenn sie sich von den Fesseln jeden fremden Einflusses befreit, wird unsere Dichtung erhaben dastehen wie die Anden, fremdartig, schön und abwechslungsreich wie die fruchtbare Erde, die sie hervorbringt."

Diesem Programm versuchte Echeverría in seiner „Cautiva" zu entsprechen. Das Gedicht besteht aus neun Teilen und einem Epilog und ist in dem volkstümlichen Achtsilber geschrieben, übrigens nach romantischem Brauch

mit Einschiebseln in anderen Rhythmen. Die Hauptfiguren der Dichtung sind Brián und seine Frau Maria. Brián ist bei einer Überrumpelung eines Dorfes durch die Indianer mit anderen Weißen gefangen worden. Gefesselt liegt er, der alte Gegner der Indianer, im Lager und sieht dem sicheren Martertode entgegen, während die Indianer, von dem Erfolge des Tages und dem reichlich genossenen Alkohol berauscht, im Schlafe liegen. Seine Frau Maria ist dagegen nicht gefesselt worden, da der Indianerhäuptling ein Auge auf sie geworfen hat und sie lüstern umwirbt. Begünstigt von der Dunkelheit und der Schlaftrunkenheit der Indianer und von unendlicher Liebe zu ihrem Manne ermutigt, stößt sie dem schlafenden Häuptling einen Dolch in die Brust, bahnt sich auf diese Weise einen Weg zu ihrem Mann, entfesselt ihn und macht sich mit ihm auf die Flucht. Aber Brián ist durch die Schwere seiner Wunden so erschöpft, daß er sich nur mit Mühe durch die weite öde Pampa vorwärtsschleppt. Während sie eben ruhen, sehen sie aus der Pampa Rauch aufsteigen, der immer dichter wird und näher kommt. Die ausgedörrte Pampa ist in Brand geraten und die Feuersglut rückt immer näher; brüllend und stöhnend fliehen die Tiere. Brián bittet sein Weib, ihn seinem Schicksal zu überlassen und sich selbst zu retten. Doch die heldenhafte Frau nimmt ihn kurz entschlossen auf den Rücken, überschwimmt mit ihm den nahen Fluß und bringt so sich und Brián in Sicherheit. Doch schon am nächsten Tage stirbt Brián an seinen Wunden. Maria setzt ihren Weg durch die Pampa allein fort und begegnet einer Abteilung Soldaten, welche die Indianer bald nach der Flucht des Ehepaars überfallen und getötet hatten und, da sie unter den befreiten Gefangenen Brián nicht vorgefunden haben, auf der Suche nach diesem ausgezogen sind. Von ihnen erfährt Maria, daß ihr Sohn von den Indianern getötet worden ist, und fällt bei dieser Trauerkunde tot zu Boden.

Leider ist in diesem Gedichte die Charakterzeichnung schwächlich und allzu sentimental, so daß man beim Lesen nie recht warm werden will. Die vage Melancholie Chateaubriands ist über die Cautiva ausgegossen. Aber dafür ist auch hier wieder der beschreibende Teil das Beste. Die Größe und Weite der Pampa mit ihrer majestätischen Einsamkeit, ihren Tierstimmen und ihren Sonnenuntergängen ist vom Dichter lebendig gefühlt und wiedergegeben worden.

Wie die „Consuelos" Echeverrías im spanischen Südamerika, so haben die „Suspiros poeticos e saudades" von Gonçalves de Magalhães, die 1836 zuerst in Paris erschienen, in der brasilianischen Literatur Epoche gemacht. Der Dichter wendet sich von seinen bisherigen Mustern, den alten portugiesischen Dichtern, ab und gibt sich nun schwermütigen philosophischen Stimmungen hin, die von Lamartines Méditations ausgehen. Dem Nativismo huldigte er in dem Werke, durch das er am berühmtesten geworden ist, dem Epos „A Confederaçao dos Tamoyos" (Rio de Janeiro 1854). Die Helden dieser Dichtung sind die freien Indianer in ihrem Kampf gegen die Portugiesen, womit zugleich die Kämpfe der Brasilianer um ihre Unabhängigkeit versinnbildlicht sein sollten. Obwohl das Metrum, ungereimte Elfsilber, auf die Dauer etwas ermüdend wirkt und auch nahezu die Prosa streift, enthält das Gedicht viele fesselnde Schilderungen und ist von amerikanischem Geiste erfüllt.

Das größte Talent des romantischen Indianismo in Brasilien ist aber Antonio Gonçalves Dias (1823—64). Auch seine Note ist melancholisch, aber wenn bei Magalhães mehr der philosophische Denker spricht, so ist Dias der Dichter des Gefühls, ein großer Lyriker, der über die einschmeichelndsten Rhythmen verfügt. Er verkörpert wie kein zweiter die nationale Eigenart der Brasilianer. „Gonçalves Dias" — sagt ein einheimischer Literaturhistoriker[1]) von ihm — „war der Sohn eines Portugiesen und einer Mameluca, was bedeutet, daß er das Blut der drei Rassen in sich hatte, die die Bevölkerung Brasiliens bildeten, und er vertrat ihre hauptsächlichsten Eigentümlichkeiten. Dem Afrikaner verdankte er jene Expansivität, die ihn auszeichnete, und jenen fröhlichen Einschlag, der ihn niemals verließ und der sich besonders in seinen Briefen offenbart; den Indianern seine plötzlichen Anwandlungen von Schwermut, die Ergebenheit und Passivität, mit der er die Tatsachen und Ereignisse auf sich nahm und sich ihnen überließ; den Portugiesen den gesunden Verstand, die Klarheit und Anmut der Ideen, den energischen Willen, die phantasievolle Auffassung, einen gewissen undefinierbaren und schwer zu greifenden Idealismus. Man füge zu alle dem die starken Eindrücke von Licht und Farbe, Leben und Bewegung, die die tropische Natur ihm bot, dazu noch die Eindrücke von der See bei Gelegenheit seiner ersten Reise nach Portugal; man vergesse nicht die Bilder von der Landschaft und dem Provinzleben in dem alten Königreiche und ebensowenig das unbeschreibliche Panorama von Rio de Janeiro und Umgebung, man rechne zu diesen verschiedenen Tatsachen und Umständen noch die Lektüre der alten und neuen Dichter, das Studium der Chroniken aus der Kolonialzeit, und wenn man alles das zusammennimmt, so hat man die Elemente, aus denen das künstlerische Talent dieses tüchtigen und einschmeichelnden Lyrikers sich zusammensetzte und bildete."

Von Argentinien aus verbreitete sich die Romantik in Bolivien, Chile und Uruguay durch die zahlreichen Flüchtlinge, welche die Tyrannei des Präsidenten Rosas aus Buenos Aires vertrieb. Insbesondere wurde Montevideo das Zentrum der literarischen Tätigkeit. Die verbannten Argentinier richteten ihre Feder gegen Rosas, und so gibt es eine ganze umfangreiche Literatur, die sich um die Gestalt dieses der Größe nicht ermangelnden, aber skrupellosen und grausamen Gewaltmenschen bewegt. In Montevideo schrieb Juan Maria Gutiérrez (1809—78), der drei Monate in Rosas Kerkern geschmachtet hatte, bevor er in die Verbannung ging, einer der hervorragendsten und geschmackvollsten Literaten der älteren Zeit in Südamerika, der Herausgeber der vorzüglichen Anthologie „América Poética" (Valparaiso 1846) und Verfasser des Gedichtes „Los Amores del Payador", das Echeverrías „Cautiva" kaum nachsteht und denselben Zweck verfolgt, einen echt amerikanischen Stoff zu behandeln. Später verbrachte Gutiérrez einen Teil seiner Verbannungszeit in Chile und Perú, arbeitete auch dort an zahlreichen Zeitschriften mit und trug auch in diesen Ländern zur Verbreitung der romantischen Mode bei. Als Probe seiner zarten, von der Schwermut des Verbannten erfüllten Lyrik folge eine Übertragung seines schönen Gedichtes „Recuerdo" mit dem

1) Sylvio Romero e João Ribeiro, Compendio da historia da literatura Brasileira. 2. Aufl. Rio de Janeiro 1909. S. 202.

wirkungsvollen Schluß, der Anspielung auf Rosas.

Über dem Abgrund des wilden Orkanes
Düstere Flügel ich hineilen seh,
Legen gleich schaurigen Kränzen des Todes
Schneeweißen Schaum auf die pechschwarze See.

Und gedenk' ich der traulichen Stunden
Sorgloser Tage, da wird mir's gar weh,
Und mit der Sorge des heutigen Tages
Mischt sich der Schaum und die tosende See.

Daß ich der ersten, unschuldigen Liebe
Köstlichen Becher zurückstieß, o weh!
Leuchtendes Bild, in der traurigen Öde
Bist mir der Schaum, der erhellet die See.

Düfte der heimischen Erde zu atmen
Wähne ich, Veilchen und Rosen und Klee,
Und jene rätselhaft schneeweiße Blüte,
Welche da gleichet dem Schaume der See.

Längs des gewaltigen Stroms im Galoppe
Eilen den feurigen Braunen ich seh,
Und seine Brust glänzt in silbernem Schaume,
Glänzt gleich dem Schaume der wallenden See.

Mutter und Schwestern, die ihr klagt um den Fernen,
Vor eurer Tür ich bald wiederum steh',
Denn unseres Vaterlands schnöder Tyranne
Gleichet dem Schaum, den verschlinget die See.

Im Golf von Biscaya, November 1843.

Ein anderes Opfer von Rosas war José Mármol (1818—81), der schon mit zwanzig Jahren als Verschwörer im Gefängnis saß. Als Dichter folgt er mehr den spanischen Romantikern als den französischen, ahmt vor allem Zorrilla nach, und hat in seinem langen, aber nicht vollendeten Gedicht „El Peregrino" den Versuch gemacht, einen südamerikanischen Childe Harold zu dichten. Das Gedicht enthält prächtige Schilderungen tropischer Sonnenuntergänge und Landschaftsbilder. Von einer ganz anderen Seite zeigt er sich in seinen politischen Schmähgedichten auf Rosas, welche so hinreißend sind und von so flammendem Haß erfüllt, daß man Menéndez y Pelayo zustimmen muß, wenn er sagt: „Ich glaube nicht, daß je grimmigere Gedichte gegen irgendeine Person geschrieben worden sind, es wären denn jene antiken Jamben des Archilochos und Hipponax, bei deren Lektüre die Leute, auf die angespielt wurde, sich erhängten." Rosas hatte befohlen, daß seine Gegner, die „Unitarios", sogar in den amtlichen Kundgebungen als „Salvajes" („Wilde") bezeichnet würden; Mármol wendet den Spieß gegen Rosas selbst und apostrophiert ihn als

Salvaje de la Pampa, que vomitó el infierno
Para vengar acaso su maldición con él.

Es sind Verse von hinreißendem Schwung, von männlichem Zorn und patriotischer Entrüstung und doch frei von kleinlichem persönlichen Rachegefühl, Verse, die man nie mehr vergißt, wenn man sie einmal gelesen hat:

Sí, Rosas, te maldigo. Jamás dentro mis venas
La hiel de la venganza mis horas agitó:
Como hombre, te perdono mi cárcel y cadena;
Pero como argentino, las de mi patria, no.

Ja, Rosas, dich verfluch' ich; nie sollt' in meinem Leben
Das gall'ge Gift der Rache in meinen Adern sein,
Als Mensch kann ich den Kerker, die Ketten dir vergeben;
Des Vaterlandes Knechtschaft, als Argentinier, — nein!

Oder:

Sí, Rosas, vilipendia con tu mirar siniestro
El sol de la victoria que iluminando está;
Disfruta del presente, que el porvenir es nuestro,
Y entonces ni tus huesos la América tendrá.

Du blickst mit scheelen Augen, o Rosas; dich verdrießen
Des Sieges sonn'ge Strahlen, die leuchten unserm Land;
Die Zukunft, die ist unser; du magst das Heut genießen,
Bis einst selbst deine Knochen Amerika verbannt.




Mármol ist außerdem Verfasser eines langen an unvergeßlichen Bildern reichen Romanes „Amalia", der sich ebenfalls um Rosas als Hauptfigur dreht und seine Gewaltherrschaft bis in die kleinsten Züge verfolgt.

Mit Mármol schließt die erste Periode der Romantik in Südamerika ab; die Dichter der folgenden Zeit gehören zwar auch noch der romantischen Richtung an, aber sie unterstehen oft auch noch anderen Einflüssen, zunächst denen der späteren französischen Romantik, besonders Victor Hugos, sodann italienischen und klassischen.

So war der kürzlich verstorbene Nestor der argentinischen Dichter Carlos Guido y Spano (1829—1918) ein Klassizist, übersetzte zuerst griechische Dichter und verleugnet auch in seinen „Blättern im Winde" (Hojas al Viento) die klassische Beeinflussung nicht, wenn auch andererseits in dem starken Subjektivismus die moderne romantische Note mitschwingt. Selbst ein Freiheitskämpfer, der auf den Barrikaden mitgefochten hat, tritt er auch als Dichter für Freiheit und Gerechtigkeit ein, auch wo sein eigenes Land diese Grundsätze verletzte, wie damals, als Argentinien sich mit Brasilien verband, um das kleine Paraguay zu unterdrücken (1865—70). Da dichtete er seine „Nenia", das Klagelied eines paraguayischen Mädchens, das Eltern, Brüder und Bräutigam durch den mörderischen Krieg verloren hat. Das Lied ruft in der Anfangs- und in der Schlußstrophe den Urutaú, einen einheimischen Vogel, der eine melancholisch klagende Stimme hat, an, wobei sich Guido y Spano, wie es scheint, von einer Stelle in dem Epos „A Confederação dos Tamoyos" von Gonçalves de Magalhães beeinflussen ließ; denn im vierten Gesange dieses Gedichtes wird das Indianermädchen Iguassú, deren Geliebter mit seinem Stamm gegen die Portugiesen kämpft, durch den klagenden Sang des Sabiá, der brasilianischen Nachtigall, zu einem Trauerliede angeregt, dessen Schlußreim das Echo des Waldes wiedergibt.[2]) Doch handelt es sich nur um eine äußere Anregung; in der Form und im Inhalt ist Guido y Spanos Gedicht durchaus selbständig und originell. Der Dichter macht geschickt und wirkungsvoll Gebrauch von indianischen Wörtern, wodurch dem Lied, verbunden mit der schwermütigen Weise, ein eigenartiger exotischer Reiz anhaftet. Es fand denn auch einen so großen Anklang, daß es damals von einem Ende Lateinisch-Amerikas zum anderen widerklang.

Der Dichter, den die Argentinier für ihren größten Genius halten, ist Olegario Víctor Andrade (1838—83). Er ist ein glühender Verehrer und Nachahmer Victor Hugos, an den er eine begeisterte Ode gerichtet hat, er besitzt dessen hochtrabende und wortreiche Rhetorik, die tönende Phrase und die berauschende Hyperbel; zugleich ist er der Wortträger des amerikanischen Lateinertums, eines Latinismo, dessen Übertreibungen selbst Romanen wie Menéndez y Pelayo[3]) und Valera rückhaltlos zugeben müssen. Aber niemand wird beim Lesen von Andrades besten Gedichten leugnen können, daß hier wirklich ein Sänger die Harfe schlägt, der vom Gott beseelt war, ein Hierophant, wie der spanische Kritiker ihn nennt. Die ganze Nation gab ihm zum Grabe das Ge-

2) Volkmar Hölzer, Argentinische Volksdichtung. Beilage zum Jahresbericht 1911/12 des Gymnasiums und Realgymnasiums zu Bielefeld. S. 27.

3) Über Menéndez y Pelayo siehe Farinelli Jahrg. 8, Sp. 821 ff. u. 977 ff.

Anm. d. Red.

leite mit Julio Roca, dem Präsidenten der Republik, an der Spitze; und dessen Worte am Grabe kennzeichnen den Dichter so gut, daß ich sie hier anführen will: „Alle kennen den Titanen, die schöpferische Macht seines Genius, die Erhabenheit seiner Konzeptionen, den souveränen Pomp seines Stiles. Da bleiben seine Verse unsterblich, die er in der Mulde der Anden, des Amazonas und des Plata ausgoß; aber nicht alle kennen den aufrichtigen Patrioten, den zärtlichen Vater, den treuen Freund, den reinen und schuldlosen Menschen, der den gewöhnlichen Lebensbräuchen wie ein Fremdling gegenüberstand ... Wer hat nicht, wenn er ihn einen Augenblick betrachtete, wie er immer in Gedanken vertieft war, mit dieser Miene unermeßlicher Kontraktion und mit diesem Gange eines Nachtwandlers, das nämliche gedacht?"[4])

Das Gedicht „Atlántide", mit dem Andrade 1881 den ersten Preis bei den Blumenspielen errang, ist der höchste Ausdruck der Begeisterung des Dichters für das Lateinertum. Er entwickelt die geschichtliche Rolle der Lateiner; Rom, Spanien, Frankreich lösten nacheinander in der Führung ab und sind alle dem Verfall entgegengegangen; nun soll die Führerschaft an die jungen und unverbrauchten lateinisch-amerikanischen Republiken übergehen. So schließt sein großes Gedicht:

Atlantis, Zauberland,
Das Plato ahnte! Der Menschheit Zukunft
Umschließt du als ein goldnes Unterpfand!
Der söhnereichen Rasse, in deren Schoße waren
Erzeugt für die Geschichte
Des Geistes und des Schwerts Zäsaren,
Bist du vorbehalten. Was die alte Welt
Nicht schaffen konnte auf Europas ödem Trümmerfeld,
Die allerschönste der Visionen:
Beim Riesenlied, das aus der Steppe gellt,
Das ew'ge Bündnis der Nationen!

Neben der Kunstdichtung nach spanischen Mustern blühte in Argentinien die mehr volkstümliche Gaucho-Dichtung. Sie ist zwar auch keine eigentliche Volksdichtung, denn die Verfasser der Gauchodichtungen sind literarisch gebildete Männer gewesen, nicht etwa Gauchos selbst; aber sie sind inmitten des Gauchovolkes aufgewachsen und haben dessen Leiden geteilt und sind deshalb imstande, den Gaucho in ihren Dichtungen mit seinen eigenen Worten und Gefühlen sprechen und seine naive Seele ausschütten zu lassen, in viel höherem Grade, als es etwa in den Vereinigten Staaten den „Nigger"dichtern Joel Chandler Harris und Thomas Nelson Page gelang, ihre „coloured gemmen" lebendig zu machen. Diese Gattung in ihrem Dialektgewande ist eine Besonderheit der argentinischen Literatur. Leider lassen sich die Dichtungen nicht übersetzen, da ihr Reiz eben zum größten Teil in der sprachlichen Einkleidung liegt, die der Übersetzer opfern müßte. Zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges schrieb Bartolomé Hidalgo seine Gauchodialoge, die zu seinen Lebzeiten schon in aller Munde waren, aber erst nach seinem Tode veröffentlicht wurden. In einfacher Form, aber mit volkstümlich drastischen Ausdrücken besprechen zwei Gauchos, ein älterer, Chano, und ein jüngerer, Contreras, die politische Lage, und machen ihrem Un-

4) Richard Ludloff, Argentinische Dichtungen. Dresden und Leipzig 1910; Bd. I, S. 9. Das drei Abteilungen (Bände) umfassende Buch von Ludloff enthält metrische Übertragungen der bedeutendsten Dichtungen von Andrade mit einer literarischen Einleitung. Die Übersetzung tut aber leider unserer Sprache zu sehr Gewalt an, als daß sie wirken könnte, und gibt von Andrades wuchtigem Formtalent keinen richtigen Begriff.




willen über die herrschende Ungerechtigkeit Luft. Wenn ein armer Gaucho ein paar Sporen stiehlt oder einen Landsmann um ein paar Groschen erleichtert, kommt er hinter Schloß und Riegel.

Dagegen hat Chano nichts einzuwenden; so will es das Gesetz, und es ist so ganz in der Ordnung:

> Aquí la ley cumplió, es cierto,
> Y de esto me alegro yo,
> Quien tal hizo que tal pague.

Wenn dagegen ein „señorón" staatliches Geld veruntreut, so ist das etwas anderes:

> Un descuido que a cualquiera
> Le sucede, sí señor.

Er rechtfertigt sich damit, daß er ein „hombre de honor" ist; und wohin ist dann das Geld gekommen?

> ¿ y la mosca? No se sabe,
> El Estado la perdió.

Und damit wird der Schuldige freigelassen und die ganze Geschichte hat ihr Bewenden:

> El preso sale a la calle,
> Y se acaba la junción.

Und deshalb sagt Chano:

> ¿ y esto se llama igualdá?

und er schließt mit dem derben Fluch:

> La perra que me parió . . .

In einem anderen Zwiegespräch beschreibt Contreras seinem Freunde Chano das Nationalfest in der Hauptstadt, dem dieser nicht hatte beiwohnen können, da er bei einer Rauferei einen Messerstich ins Bein bekommen hatte. Wiederum besteht hier der Reiz in der naiven Ausdrucksweise, mit der der Gaucho all die Herrlichkeiten der Stadt schildert, den Festzug, den Vortrag der Schulkinder, das Feuerwerk, die Theatervorstellung usw.

Den größten Ruf als Gauchodichter erwarben sich jedoch in der Folgezeit Estanislao del Campo (1835 geb.) durch seinen 1866 zuerst erschienenen „Fausto", und José Hernández (1834 bis 1886) durch seinen „Martín Fierro" (1872). Im „Fausto" begegnen wir zuerst, auf einem rötlichen Schecken durch die Pampa reitend, dem Gaucho Laguna, einem geborenen Reiter.

An einem Fluß angelangt, steigt er vom Pferde, um ihm den Sattel abzunehmen; das Pferd beginnt die Ohren zu spitzen und zu schnauben, denn es sieht einen Hut und einen Mantel in der Ferne. Und als es wiehert, kehrt sich Laguna um und sieht aus dem Flusse einen anderen Gaucho auf einem Braunen herausreiten. Er erkennt seinen Freund Pollo, der sogleich absteigt.

Beide lassen sich zusammen im Grase nieder, rauchen, scherzen und plaudern nach Gauchoart. Laguna erzählt, wie er nach der Stadt geritten sei, um das Geld für abgelieferte Wolle einzuziehen, wie man ihn aber mit Ausflüchten abgefertigt habe. Dies gibt den beiden Anlaß, über die schlechten Zeiten zu klagen; der letzte Krieg hat die Gelder flüchtig gemacht, wie einen Gaucho, der etwas auf dem Gewissen hat. Doch Laguna könne nicht klagen, meint Pollo, mit all dem reichen Silberbeschlag, den er an seinem Pferde zur Schau trage. „Das habe ich alles einem Spieler abgenommen", antwortet Laguna; „und wißt Ihr, was er sagte, als er sich vom Pech verfolgt sah? Der, welcher mich so gerupft hat, muß hexen können."

„Man möchte meinen, der Teufel und ich . . ." „Um Gottes Willen", unterbricht ihn Pollo, „schweigt, wißt ihr denn nicht, daß ich neulich nachts den Teufel selbst gesehen habe?" Laguna bekreuzt sich, denn das sind keine Dinge, über die man scherzt. Nach einem tüchtigen Schluck aus der

Flasche beginnt Pollo sein Abenteuer zu erzählen.

Es war vor vier oder fünf Tagen, da sah er vor dem Teatro Colón eine Reihe von Wagen und ein großes Gedränge; er kauft sich auch eine Eintrittskarte und gelangt durch die Menge nicht ohne Fährlichkeiten über eine Treppe ohne Ende, endlich nach seinem Galerieplatz. Schon geht der Vorhang auf und man sieht einen Doktor auftreten namens Fausto. — „Was sagt ihr, einen Doktor?" — unterbricht Laguna — ein Oberst ist er, vom jenseitigen Ufer des Plata; ich kenne ihn, diesen Mordskerl, habe ich doch unter ihm gedient."

„Ja, ich kannte ihn auch", antwortet Pollo, „aber der ist ja schon gestorben; lassen wir den, der im Himmel ist. Der, von dem ich rede, ist ein anderer Fausto, denn es kann gar wohl zwei Esel von derselben Farbe geben." Und nun beginnt Pollo, den Inhalt des Gounodschen Faust zu erzählen, so wie er sich ihn zurechtgelegt hat.

Der Doktor Faust sagte, daß ihm die Wissenschaft, die er studiert hat, nichts nutzt, denn er liebe eine Blonde, und diese Blonde erwidere seine Liebe nicht. Und da er all der Qual überdrüssig war, wollte er sich vergiften, denn das war kein Leben mehr; er fluchte und warf die Mütze zur Erde und rief schließlich den Teufel zu Hilfe. Hätte er ihn doch nie gerufen! Welch ein Schrecken, bei Christus! Da erschien schon, nach Pech und Schwefel riechend, der Gottseibeiuns. Und wie er aussah, der Teufel! Mit Katzenkrallen, hager, mit einem langen Degen, einer Mütze mit einer Feder, einem Mantel und einem Ziegenbart, mit bis zu den „Weichen" heraufreichenden Strümpfen. Der Teufel ist Faust zu Willen; er zaubert ihm auf Befehl sein Gretchen her. „Ach, Don Laguna, hättet ihr sie sehen können, wie schön blond sie war! Glaubt mir: es schien mir, als ob ich ein Madonnenbild aus Wachs sähe. Mit blauem Kleide und kurzem Rocke, so erschien das Mädchen, mit einem goldigen Haar, das der Faser des frisch geschnittenen Maiskolbens glich. Weiß war sie wie Buttermilch, und himmelblau war ihr Rock; Don Laguna, war das nicht, wie wenn man die unbefleckte Mutter Gottes sah?"

Faust schließt seinen Pakt mit dem Teufel. Und in derselben Weise erzählt nun Pollo Szene auf Szene. Der Reiz der Erzählung besteht in der zugleich anschaulichen und naiven Auffassung des Gaucho, den aus dem Pampaleben hergeholten Vergleichen, den urwüchsigen Bekräftigungen und staunenden Ausrufen, mit dem die beiden die Erzählung begleiten, die sie von Zeit zu Zeit unterbrechen, um nach den Pferden zu schauen oder sich durch einen Schluck zu stärken.

Kann man den „Faust" trotz seiner anspruchslosen Form eine vorzügliche psychologische Studie der Gauchoseele nennen, so gilt dies nicht weniger von dem „Martin Fierro" von José Hernández; aber während der „Faust" del Campos mehr die kindliche und phantastische Seite dieses Seelenlebens aufdeckt und durchaus heiter gestimmt ist und heiter stimmt, ist im „Martin Fierro" die wilde, unbändige Natur des Gauchos, sein ungestümer Freiheitsdrang, sein Haß gegen die immer mehr vordringende, die Pampa erobernde Zivilisation und das städtische Leben geschildert, und diese Schilderung hat zum Hintergrunde die weite melancholische Pampa, die auf das Gemüt der Bewohner abfärbt. Martin Fierro ist ein „matrero", d. h. einer, der sich selbst aus der Gesellschaft

ausschloß, ein Outlaw. Früher friedlich mit Weib und Kind auf seinem Rancho lebend, war er plötzlich zum Militärdienst gegen die Indianer gepreßt worden. Seine Familie bleibt im Elend zurück; er selbst wird mißhandelt und muß Hunger leiden, so daß er schließlich desertiert, in die Wildnis zieht und als matrero von Raub und Diebstahl lebt. Aber nachts flieht ihn unter dem sternbesäten Himmel der Schlaf, und seine Gedanken kehren immer wieder zu dem Heim und seinen Lieben zurück. Endlich, nach drei Jahren wagt er es, die alte Heimstätte wieder aufzusuchen. Er findet nur einen Trümmerhaufen. Nur eine alte Katze, die in einem Viscachaloch haust, scheint ihn erkannt zu haben. Seine Frau ist verschwunden, sie soll mit irgendeinem Individuum weggezogen sein; Martin Fierro verzeiht ihr; sie hat eben aus Not so handeln müssen, um sich und die Kinder zu ernähren, und sie und die Kleinen segnend, schließt er seine trübsinnigen Betrachtungen.

Wie sehr es del Campo und Hernández verstanden hatten, den volkstümlichen Ton zu treffen, und wie sehr die Argentinier sich in den Hauptgestalten der Dichtungen mit ihren Neigungen, Ansichten und Leidenschaften wiedererkannten, wie volkstümlich und beliebt mit einem Worte der „Fausto" und „Martin Fierro" waren, beweisen am besten die Auflagenziffern, die für die damaligen amerikanischen Verhältnisse unerhört waren. Von der ersten Auflage des „Fausto" wurden allein zwanzigtausend Exemplare verkauft, und vom „Martin Fierro" erschienen von 1872 bis 1905 vierzehn Auflagen, die etwa achtzigtausend Exemplare umfassen. Immer noch werden die beiden Gedichte aufgelegt und zahlreiche Nachahmungen sind erschienen. Auch auf die Bühne wurde der Gaucho gebracht und im Romane wurde er verherrlicht.[5]) Aber del Campos und Hernández' Gedichte wurden nicht übertroffen.

In die übrigen Länder Spanisch-Amerikas drang die Romantik zunächst in spanischem Gewande. Espronceda, Zorrilla, Arolas, Fernando Velarde waren die Vorbilder. Daneben las man dann aber auch die Franzosen, vor allem Alfred de Musset. Auch Byron hatte seine Anhänger, wie den Kolumbianer José Eusebio Caro (1817 bis 1853), der auch einen „Lara" geschrieben hat. Caro versuchte sich auch in klassischen philosophisch angehauchten Oden nach der Art Quintanas und Olmedos und sang in fast religiös anmutenden Liedern die Freuden des eigenen Herdes.

In Mexiko sind Fernando Calderón (1809—45) und Ignacio Rodríguez Galván (1816—42) die Hauptvertreter der älteren Romantik; ersterer übersetzte Lamartines Méditations und ahmte diesen und Espronceda nach; letzterer schrieb unter anderem das Gedicht „La Profecía de Guatimoc", das als das Meisterwerk der mexikanischen Romantik gilt. Der Dichter ergeht sich in dem Park von Chapultepec, und diese Szenerie erinnert ihn an Guatemoc, den letzten Kaiser der Azteken, den Cortés, um das Versteck der Goldschätze zu erfahren, grausam folterte, indem er seine Fußsohlen dem Feuer aussetzte. In diese Betrachtungen versunken, ruft er aus:

5) S. über die ältere Gauchodichtung die Schrift von Volkmar Hölzer, Argentinische Volksdichtung. Bielefeld 1912 (Beilage zum Jahresbericht des Gymnasiums und Realgymnasiums zu Bielefeld 1911/12), und über die späteren Nachahmungen Alfred Coester, The Literary History of Spanish America. New York 1916. S. 145ff.

O unsterblicher Mann, o mächtiger König,
Guatimoc, tapfrer, unglücklicher Recke,
Ist's dir gegeben, die Tore des Grabes
Zu erbrechen, so komm und hör' meine
Worte,
Denn ich will schaun deine kriegerische Stirne
Und hören deine Stimme ...

Kaum hat er diese Worte gesprochen, als die Erde erzittert und sein Blick umnebelt scheint. Eine Leichenhand greift nach ihm. Es ist Guatimoc, der ihm die Brandnarben an seinen Füßen zeigt und in Schmähungen gegen die grausamen Eroberer ausbricht. Dann prophezeit er die künftigen Schicksale Mexikos.

Der ganze phantastische Apparat der Vision, der ähnlich in einem anderen Gedichte Rodríguez Galváns wiederkehrt, „La Visión de Moctezuma", gehört zum Rüstzeug der Romantik und läßt uns heute kalt; aber die Naturschilderungen am Eingang des Gedichtes können den Vergleich mit Heredias „Teocalli von Cholula" aushalten.

Ein Landschaftsschilderer ist auch José Joaquín de Pesado (1801 bis 1861) in seinen besten Gedichten, die liebliche, aber wenig Lokalfarbe tragende Bilder aus der subtropischen Gegend von Orizaba und Córdoba entwerfen. Sein größtes Werk „Las Aztecas" gibt sich als eine Übersetzung der berühmten Gedichte des aztekischen Königs Netzahualcoyotl; es ist aber erwiesen, daß Pesado kein Wort Aztekisch kannte und nur nach einigen von einem indianischen Freund in Prosa wiedergegebenen Bruchstücken arbeitete. Dies tut zwar dem poetischen Werte der Dichtung keinen Abbruch; nur darf man darin keinen aztekischen Geist suchen, sondern vielmehr Reminiszenzen aus den biblischen Büchern und Horaz.[6])

Als Vertreter des Amerikanismus darf von den zahlreichen romantischen Dichtern Mexikos vor allem Manuel María Flores (1840—85) einen Platz hier beanspruchen. Er steht unter dem Banne von Musset und übertrifft noch dessen Sinnlichkeit, die bei ihm ins Tropische getaucht ist. Niemand hat wie er die wollüstige erschlaffende Tropennatur zu zeichnen gewußt; es liegt über seinen Gedichten, denen er den zutreffenden Titel „Pasionarias" gegeben hat, etwas von dem schwülen Gifthauch der tropischen Pflanzen.

Auch heute noch gibt es da und dort in Amerika Dichter, die mehr oder minder im Banne der Romantik stehen, Nachzügler und Nachempfindler.

Aber die neuen aus Europa eingeführten Strömungen brachten andere Moden zur Vorherrschaft. Der Naturalismus zwar hatte in Lateinisch-Amerika wenig Anhänger, um so mehr dafür die Parnassiens und vor allem die Symbolisten und Dekadenten. Dann sah man aber endlich ein, daß aus Nachahmung allein eine bodenständige Kunst nicht entstehen kann. Man verlangte nach einer Befreiung von den ausländischen Vorbildern und Stoffen, nach einer „amerikanischen" Kunst, einem literarischen „Amerika den Amerikanern". Die besten Köpfe des zeitgenössischen Amerika huldigen dem „Criollismo" und versuchen, in ihren Dichtungen und Romanen die amerikanische Psyche zum Ausdruck zu bringen.

Diese Strömungen sollen in einem späteren Aufsatze gewürdigt werden.

6) Menéndez y Pelayo, Antol. Bd. I, S. CXXXIV.



Nachrichten und Mitteilungen.

Bücherschau.

Zur Geschichte des Weltkriegs.

Die Flut der Kriegsliteratur steigt in Deutschland immer höher, so daß es kaum noch möglich ist, auch nur einen Überblick über sie zu gewinnen. Außer dem Staatssekretär v. Kühlmann haben fast alle leitenden deutschen Politiker zur Feder gegriffen, und dem Beispiel Ludendorffs, Falkenhayns und Hindenburgs folgen jetzt die deutschen Heerführer und Militärs. Der Wert dieser Memoiren ist natürlich sehr verschieden. Als historische Quellen müssen sie sämtlich mit Kritik aufgenommen werden, da sie nicht die Ereignisse selbst, sondern bloß den Widerschein der Ereignisse in subjektiver Färbung geben; manche von ihnen sind nichts anderes als Verteidigungsschriften. Zudem muß eins immer wieder hervorgehoben werden: eine völlige Aufhellung der Vorkriegs-und Kriegsgeschichte wird erst dann möglich sein, wenn sich auch die Gegenseite zu Wort gemeldet hat. Und dazu scheint es noch gute Weile zu haben.

Aus der großen Zahl der einschlägigen Veröffentlichungen können hier nur diejenigen besprochen werden, die der Schriftleitung zur Anzeige eingesandt sind. Hindenburgs Autobiographie hat bereits im letzten Oktoberheft eine besondere Würdigung erfahren.

Zu den bedeutendsten Erscheinungen gehören unzweifelhaft die Erinnerungen von Alfred v. Tirpitz.[1]) Sie sind so reichhaltig, schon so bekannt und so umstritten, daß eine erschöpfende Behandlung im Raume eines Sammelreferates nicht möglich ist und hier nur einzelne Punkte herausgegriffen werden können. Man merkt es ihnen, ähnlich wie Ludendorffs Werk, an, daß sie schnell niedergeschrieben sind, der Verfasser selbst betont, daß nur die verzweifelte Lage Deutschlands ihn gegen seine persönliche Neigung bei Lebzeiten zu der Veröffentlichung gezwungen habe. Was er damit bezweckt, spricht er in dem kurzen Vorwort aus: er will den Nachweis erbringen, „daß unser altes Staatswesen nicht morsch und veraltet war, sondern für jede Fortbildung die Fähigkeit besaß; daß ferner die politische Legende, eine rücksichtslose Autokratie und eine kriegslüsterne Militärkaste hätten diesen Krieg entfesselt, der Wahrheit ins Gesicht schlägt." Das Leitmotiv seiner Darlegungen bildet der Satz: „Unser Unglück ist nicht aus der Schaffung von Macht entsprungen, sondern aus der Schwäche, die sich auf den Gebrauch der Macht nicht verstand, weder zur Friedensbewahrung noch zum Friedenschließen, sowie aus der Täuschung über unsere Gegner, über die Natur ihrer Kriegsziele und Kriegführung und über das Wesen des Wirtschaftskriegs." Damit ist das Buch charakterisiert: es ist zugleich eine Rechtfertigungs- und eine Anklageschrift. Tirpitz schreibt nicht nur als Marineoffizier, sondern fast noch mehr als Politiker. Und in dem Werke spiegeln sich die Persönlichkeit, der politische Standpunkt und die letzten Ziele des Großadmirals wider.

Tirpitz' Erinnerungen sind die einzigen deutschen Memoiren, die weit in die Vorzeit des Krieges zurückgreifen. Über die politische Geschichte seit 1896, vor allem über die Beziehungen zu England geben sie viele wertvolle Aufschlüsse. Im Vordergrund steht natürlich der Flottenbau. Er war für den Admiral keineswegs Selbstzweck, sondern wie jede Rüstung ein Mittel zur Stärkung der wirtschaftlichen und politischen Stellung Deutschlands. Immer wieder weist er darauf hin, daß wir erst durch die Schaffung einer leistungsfähigen Schlachtflotte selbst zu einer Weltmacht und für die Weltmächte bündnisfähig werden konnten. „Eine bündnisfähige Flotte zu schaffen, war das Erste; eine entsprechende Bündnispolitik sowie Vermeidung aller weltpolitischen Anstöße vor Erreichung dieses Zieles war das Zweite, wonach wir unter den erschwerten politischen Umständen des Zeitalters zu streben hatten." Darum trat er seit der Übernahme des Reichsmarineamts grundsätzlich für die Erhaltung des Friedens ein, bei dem wir jährlich gewannen, während ein Krieg alles aufs Spiel setzte. Er teilte also die Richtlinien der Bülowschen Politik und war wie der Kanzler der Ansicht, daß wir bei ruhiger, vorsichtiger Haltung die „Gefahrenzone" überwinden würden. 1914 sah er sie im wesentlichen als durchlaufen an. Der

1) XII u. 526 S. Leipzig 1919, K. F. Köhler, soeben in 2. Aufl. erschienen.

Flottenbau hatte England nicht zu einem Präventivkrieg herausgefordert, im Gegenteil, gerade die Verstärkung unserer maritimen Rüstung hatte die Briten von einem Angriff abgehalten. In diesem Zusammenhang wird auch der Berliner Besuch Haldanes von 1912 eingehend erörtert, wobei der schon damals unüberbrückbare Gegensatz zwischen Tirpitz und Bethmann-Hollweg unverhüllt zum Ausdruck kommt. Selbstverständlich ist die Darstellung einseitig, aber ein höchst wertvoller Beitrag zur Klärung dieser vielumstrittenen, folgenschweren Mission.

Den Kriegsausbruch hat der Großadmiral 1914 nicht gewollt, sondern aufs tiefste bedauert. Ja, man gewinnt den Eindruck, daß er ihn für vermeidbar hielt. „Wäre es gelungen, die Krisis zu beschwören, und hätten wir nur noch zwei Jahre zum Wachstum der Flotte behalten, so wäre die Friedensliebe Englands wohl bis auf den entscheidenden Punkt gestiegen." Aufs schärfste geißelt er die Politik Bethmanns, wogegen er den Vermittlungsversuchen des sonst nicht geschonten Kaisers vollauf gerecht wird. Die Erzählung, daß der Kanzler auf eine vor dem Krieg gelegentlich gefallene Äußerung Tirpitz', man müsse der Nation Ziele weisen, erstaunt gefragt habe: „Was denn für ein Ziel?" kennzeichnet allerdings wie ein Schlaglicht das ganze Bethmannsche System. Den Kardinalfehler unserer Politik erblickt der Admiral in dem Krieg mit Rußland. Ob er freilich in den letzten Julitagen durch die Entsendung eines Vertrauensmanns an den Zaren noch abzuwenden war, erscheint doch sehr fraglich. Dagegen ist seine Behauptung, daß der Friede mit dem Zaren 1916 zu erreichen war, aber durch die Polenproklamation vereitelt wurde, durch andere Veröffentlichungen gestützt worden. Noch ist ja die politische Geschichte des Krieges nicht so geklärt, daß über den Gegensatz Bethmann-Tirpitz das letzte Wort gesprochen werden kann, aber soweit wir bis jetzt sehen können, wird wohl das scharfe Verdikt über die Schwächlichkeit und Unfähigkeit der Reichsleitung von der Geschichte bestätigt werden.

Von den Problemen des Krieges selbst nehmen der Unterseebootkrieg und die Hochseeflotte den breitesten Raum ein. Auch hierzu ist Tirpitz' Standpunkt ja allgemein bekannt. Ein abschließendes Urteil muß dem Fachmann überlassen bleiben, vor allem über die Frage, ob eine Seeschlacht herbeizuführen war und für uns entscheidend wirken konnte. Die Vorgänge und Verhältnisse im Großen Hauptquartier bis Ende August 1915 beleuchten die im Anhang abgedruckten Kriegsbriefe des Admirals. Sie enthüllen auch die Tragik in dem persönlichen Geschick des genialen Mannes, der allmählich jedes Einflusses auch auf sein eigenes Ressort beraubt, seine Schöpfung, die deutsche Flotte, zur Untätigkeit und damit zum Verfall verurteilt sah. —

Über den U-Bootkrieg und den damit zusammenhängenden Eintritt Amerikas in den Weltkrieg hat sich inzwischen Bethmann-Hollweg vor dem Untersuchungsausschuß geäußert, und seine Ausführungen sind als besondere Schrift unter dem Titel Friedensangebot und U-Boot-Krieg erschienen.[2]) Scharf durchdacht und klar, wie alle Reden des früheren Reichskanzlers, decken sie seine Beweggründe zu dem Friedensschritt der Mittelmächte vom Dezember 1916 und zu seiner Einwilligung in den U-Bootkrieg auf. Das Verhältnis unseres Angebotes zu der von uns gewünschten Aktion des Präsidenten Wilson wird so lange nicht klargestellt werden können, bis auch von amerikanischer Seite alles Material vorliegt. Die Verantwortung für den U-Bootkrieg weist Bethmann der Obersten Heeresleitung und der ihr vertrauensvoll folgenden Mehrheit des Reichstages — Konservative, Nationalliberale und Zentrum — und des deutschen Volkes zu. Ob, wie er meint, eine parlamentarische Regierung vielleicht stärker als die seinige gewesen wäre, ist eine kaum zu beantwortende Frage. Seiner Auffassung, daß der verhängnisvolle Dualismus zwischen Regierung und O. H. L. lediglich auf die Diktaturansprüche der von weiten Volkskreisen getragenen militärischen Stellen zurückzuführen sei, wird ein ruhiger Beurteiler nicht zustimmen können. Dazu ist unterdessen zuviel über die Verhältnisse in der Wilhelmstraße bekannt geworden. Ebensowenig überzeugen seine Argumente, mit denen er sein Verbleiben im Amt nach dem 9. Januar 1917 rechtfertigt. —

Erinnerungen an die Kanzlerschaft des Grafen Hertling veröffentlicht dessen Sohn Karl Graf von Hertling in dem Buche Ein Jahr in der Reichskanzlei.[3]) Der Verfasser war dem Kanzler als persönlicher

2) 31 S. Berlin 1919, R. Hobbing.
3) VII u. 192 S. Freiburg i. Br. 1919, Herder.

Adjutant zugeordnet und hat dessen Amtsführung an nächster Stelle miterlebt. Er will mit seinen Zeilen seiner Familie und seinen Freunden eine Erinnerung an seinen Vater übermitteln, und schon deshalb ist die Schrift anders zu beurteilen und zu bewerten als die übrigen Memoiren. Die Pietät hat dem Grafen die Feder geführt. Aber auch diese Apologie vermag die Tatsache nicht zu verschleiern, daß der greise Kanzler den ungeheuren Schwierigkeiten seines Amtes trotz des besten Willens nicht mehr gewachsen war. Überraschende Enthüllungen findet der Leser hier nicht. Einzelheiten, wie z. B. ein dänischer Friedensfühler im Januar 1918, der Kronrat vom 13. Februar über die Lage im Osten und die Entlassung Kühlmanns, erfahren eine neue Beleuchtung. Wiederholt polemisiert Hertling gegen Ludendorffs Erinnerungen, wie überhaupt eine scharfe Animosität gegen den General und auch gegen den Fürsten Bülow das ganze Buch durchzieht. —

Neben den innerdeutschen Gegensätzen ist jetzt ein mindestens ebenso wunder Punkt der deutschen Kriegführung ans Tageslicht gebracht worden, das unerquickliche Verhältnis zwischen uns und unseren Verbündeten, zumal Österreich-Ungarn. Dem viel nachgesprochenen Wort von der „Nibelungentreue" ist ja schon während des Krieges die Ernüchterung bald gefolgt, noch vor den Sixtusbriefen Kaiser Karls. Die letzten österreichischen Veröffentlichungen über die Entstehung des Weltkrieges sowie das Buch des Grafen Czernin haben selbst dem Gutgläubigsten die Augen geöffnet, wie es von vornherein mit der „Treue" der Wiener Staatslenker gegen den deutschen Alliierten bestellt war. Daß es auch zwischen den beiderseitigen Heeresleitungen an Reibungen nicht fehlte, war bereits im Kriege nicht verborgen geblieben. Indes, wie groß sie waren, wie weit man von einem wirklichen Zusammenarbeiten entfernt war, das ist erst neuerdings aufgedeckt worden. Beschämt müssen wir gestehen, daß uns auch in dieser Beziehung die Entente seit mindestens 1918 überlegen war. Und zweifellos hat auch dieser Umstand zu unserem Zusammenbruch beigetragen.

Den Anfang mit diesen Enthüllungen machte ein Österreicher, Karl Friedrich Nowack, in seinem aufsehenerregenden, romanhaften Buch: Der Weg zur Katastrophe.[4]) Es muß als durchaus unerfreulich bezeichnet werden. Nach dem Vorwort steht ihm der frühere Chef des österreichisch-ungarischen Generalstabes, der Feldmarschall Conrad von Hötzendorf, nicht fern. In seinem Arbeitszimmer hat sich der Verfasser „dem Studium der Welttragödie gewidmet," er hat das Manuskript gelesen. In einem beigegebenen Briefe erklärt der Marschall freilich, er könne „manchen Deduktionen nicht beipflichten, ebenso auch nicht der stellenweisen Schärfe der Kritik, sowie der abfälligen Beurteilung einzelner Persönlichkeiten." Eine restlose Klarstellung des Verhältnisses Conrads zu diesem Buche wäre dringend erwünscht, nicht zuletzt auch im Interesse des Marschalls.

Denn es strotzt geradezu von Ausfällen und Anklagen gegen die deutsche Heeresleitung, zumal den General Falkenhayn, und singt auf den Feldherrn und Politiker Conrad einen förmlichen Hymnus, der auch dessen Verehrer nicht anders als unsympathisch berühren kann. Die großen Verdienste Conrads nicht nur um die österreichisch-ungarische Armee, sondern auch um die gemeinsame Kriegführung der Mittelmächte wird kein Einsichtiger bestreiten wollen und können. Zweifellos hat er in manchen Punkten, zumal betreffs der Bedeutung einer großen Offensive gegen Italien und der Ausdehnung des serbischen Feldzuges bis nach Saloniki klarer und richtiger gesehen als die deutsche O. H. L. Sicherlich hat diese und besonders Falkenkayn im Zusammenarbeiten mit dem K. u. K. Armeeoberkommando und in der gesamten Behandlung der Österreicher unheilvolle Fehler begangen. Aber alle Schuld hier suchen und alle Erfolge Conrad zuschreiben, heißt die Tatsachen nicht allein verdunkeln, sondern einfach entstellen. Ebenso willkürlich und unhaltbar ist die Verherrlichung des Staatsmanns Conrad, dessen Leistungen geradezu als Synthese von Bismarck und Moltke bezeichnet werden. Wie Fr. Wiesner in der Österreichischen Rundschau bereits im Juli 1919 nachgewiesen hat, lief des Marschalls ganze Staatskunst auf den Krieg hinaus. Bei Ausbruch des Weltkrieges rechnete er mit der Bundeshilfe Italiens, desselben Italiens, gegen das er 1907 den Präventivkrieg bei Kaiser Franz Josef be-

4) XIV u. 299 S. Berlin 1919, Erich Reiß.

antragt hatte. Es bedarf wohl keiner weiteren Belege dafür, daß Nowaks Schrift nicht als ernst zu nehmende historische Darstellung anzusprechen ist.

Angesichts dieses Zerrbildes ist es sehr zu begrüßen, daß der Generalleutnant a. D. v. Cramon in dem Werk Unser österreichisch-ungarischer Bundesgenosse im Weltkrieg[5]) die Erinnerungen aus seiner vierjährigen Tätigkeit als bevollmächtigter deutscher General beim K. u. K. A. O. K. veröffentlicht hat. Denn wenn einer berufen ist, die militärisch-politischen Beziehungen zwischen den beiden Verbündeten zu schildern, so ist er es. Auf Grund seiner Vertrauensstellung bei beiden Heeresleitungen und den führenden Persönlichkeiten war er ein unmittelbarer Zeuge aller wichtigen Vorgänge. Aus jeder Zeile spricht der preußische Generalstabsoffizier. Aber er strebt möglichste Unparteilichkeit an, verschließt vor den Fehlern im eigenen Lager die Augen nicht und wird dem Bundesgenossen, sowohl in seinen Schwierigkeiten wie in seinen Leistungen, vollauf gerecht. Seine Aufzeichnungen bilden eine wahre Fundgrube für die militärische und politische Geschichte des Krieges.

Die Reibungen zwischen den Heeresleitungen werden hier auf ihre wahren Ursachen zurückgeführt, die verschiedene Ausbildung der Heere, das Fehlen eines gemeinsamen festen Operationsplanes, das geringe Verständnis der Deutschen für die österreichisch-ungarische Eigenart, die Eifersucht in Wien und Teschen auf den überlegenen Verbündeten, das Mißverhältnis zwischen den Kräften und Ansprüchen der Doppelmonarchie und den persönlichen Gegensatz zwischen Falkenhayn und Conrad. Ihren Höhepunkt erreichten sie 1916, als Falkenhayn nach Verdun, Conrad nach Asiago ging und beide bei Luzk sich trafen. Erst nach dieser Erfahrung, also erst im dritten Kriegsjahr, wurde der einheitliche Oberbefehl des Deutschen Kaisers geschaffen, wogegen Conrad sich bisher aufs hartnäckigste gesträubt hatte. Welchen „Eiertanzes" es bedurfte, seinen Widerstand zu brechen, kann man nur mit Trauer lesen.

Mit der Thronbesteigung Kaiser Karls wurde der einheitliche Oberbefehl faktisch wieder beseitigt. Von dem letzten Habsburg-Lothringer zeichnet v. Cramon, bei aller Freimütigkeit stets vornehm bleibend, ein überaus ungünstiges Bild, wenn er auch für vieles die Erziehung und Umgebung des Kaisers sowie den unheilvollen Einfluß seiner Gemahlin verantwortlich macht. Gegenüber dem Deutschen Reich war „seine Bundestreue keine unumstößliche Tatsache, sondern eine Bindung auf Zeit und Zweckmäßigkeit". Über den Grad der Deutschfreundlichkeit und Verläßlichkeit des Grafen Czernin will v. Cramon kein abschließendes Urteil fällen, er glaubt aber aus „gewichtigen Gründen" an seine Mitschuld, daß der Herrscher dem Frieden auf dunklen Wegen nachging. Czernin hatte nach v. Cramons Auffassung wohl das Zeug zu einem wirklichen Staatsmann, aber ihm fehlten Tatkraft, Zielbewußtsein und die Nerven. All die unseligen Ereignisse von 1917 und 1918, den Amnestieerlaß, die Gegensätze in der polnischen Frage, sowie bei den Verhandlungen von Brest-Litowsk und Bukarest, die habsburgischen Friedensbemühungen und die Sixtusbriefe hat v. Cramon aus nächster Nähe miterlebt und in seinen Memoiren schlicht und wahrheitsgemäß verzeichnet. Er spricht es nicht offen aus, aber deutet es an, daß der Kaiser in dem Entwurf zu dem ominösen Schreiben, den er dem deutschen General nach den Enthüllungen Clémenceaus zu lesen gab, den Satz über Elsaß-Lothringen nachträglich abgeändert, also gefälscht hat. Zum erstenmal erfahren wir hier Authentisches über die „Canossafahrt" Karls nach Spa im Mai 1918. Daß Czernin den Sixtusbrief gekannt hat, nimmt v. Cramon nicht an.

In allem Wesentlichen bestätigt werden seine Erinnerungen durch das Buch des österreichischen Generals Alfred Krauß Die Ursachen unserer Niederlage.[6]) Es verwebt persönliche Eindrücke und Erlebnisse mit den allgemeinen Erfahrungen und Lehren des Weltkrieges zu einer einheitlichen, gehaltvollen und fesselnden, wenn auch etwas einseitigen Darstellung. Krauß' Grundthese ist, „daß wir in diesem Kampf nur durch unsere eigene Schuld unterlegen sind und nicht durch die Macht und Kraft unserer Feinde. . . . Die Ursachen der Niederlage sind in der Politik und in der militärischen Führung sowohl vor dem Kriege als auch in der Kriegszeit zu suchen." Rückhaltlos deckt er die Mängel in der Politik,

5) VII u. 205 S. Berlin 1920. E. S. Mittler & Sohn.

6) 326 S. München 1920, J. F. Lehmann.



in den inneren Verhältnissen, den Kriegsvorbereitungen und den Operationsplänen der Zentralmächte auf. In der ungenügenden Vorbereitung auf den Entscheidungskampf und dem Versäumen des richtigen Zeitpunktes erblickt er den größten politischen Fehler, in der Außerachtlassung der Grundregel, den Angriff in die Blößen und Schwächen des Feindes zu führen, den entscheidenden militärischen Fehler. Am schärfsten fällt sein Verdikt über die eigene Regierung und Heeresleitung aus, jedoch unterwirft er, der in der österreichischen Armee als „Teutomane" und „Preuße" verschrien war, auch die deutschen Verhältnisse einer nur zu berechtigten Kritik. Von besonderem Interesse ist — gegenüber Nowak — sein Urteil über Conrad. Er nennt ihn einen ganz einseitigen Taktiker, der zwar auch das Operative beherrschte, aber keine Neigung dafür hatte und darum keine Zeit, sich in die Einzelheiten zu vertiefen. Dazu besaß er keine Menschenkenntnis und ließ im Generalstab die Zügel schleifen. Die Charakterisierung Kaiser Karls stimmt mit der von v. Cramon gegebenen überein. Für die Vermutung, daß „Erzherzog Franz Ferdinand wohl Pläne und Absichten hegen mochte, die eine unzureichende Erziehung des nächsten thronberechtigten Prinzen wünschenswert erscheinen ließen", wird leider kein Beleg erbracht.

Krauß hat den serbischen Feldzug von 1914 mitgemacht, wurde dann Generalstabschef des Erzherzogs Eugen, führte 1917 ein Korps in der Bukowina, beim Durchbruch von Flitsch eine Gruppe und erhielt im Frühjahr 1918 das Oberkommando über die K. u. K. Truppen in der Ukraine. So vermag er viel zu erzählen, Erfreuliches, aber wohl noch mehr Unerfreuliches. Den Glanzpunkt bildet seine Schilderung des Durchbruchs der italienischen Front im Herbst 1917, und hier erfahren wir manches, was weiteren Kreisen bisher völlig unbekannt war. Die Offensive war mit dem gesteckten Ziel des Tagliamento „unglaublich eng begrenzt," es fehlte von vornherein an Schwung und auf österreichisch-ungarischer Seite an der nötigen Vorbereitung. Durch ein rechtzeitiges Einschwenken des linken Angriffsflügels hätte die dritte italienische Armee samt dem Armeeoberkommando und dem König von Italien gefangen genommen werden können. Durch den General Boroevic ist es verhindert worden. Welch kolossalen, vielleicht kriegsentscheidenden Erfolg sich die Mittelmächte dadurch haben entgehen lassen, braucht nicht ausgeführt zu werden.

Die deutsche Arbeit und Kriegführung in der Türkei behandelt General Liman von Sanders, Fünf Jahre Türkei.[7]) Er ist im Dezember 1913 als Chef der deutschen Militärmission in die türkische Armee eingetreten und hat ihr bis zum Waffenstillstand im Spätherbst 1918 angehört. Das Buch trägt einen durchaus militärischen Charakter und kann im einzelnen darum nur von einem Fachmann gebührend gewürdigt werden. Gut geschrieben ist es nicht, sondern großenteils eine Aneinanderreihung militärischer Berichte, so daß es dem Laien nicht viel bietet. Aber zweierlei tritt doch klar hervor. Einmal die unerhörten, beispiellosen deutschen Leistungen an den Dardanellen, wo nur wenige deutsche Truppen mit den Türken die englisch-französische Übermacht geschlagen haben, und an der Palästinafront und sodann die unendlichen Schwierigkeiten und Widerstände, mit denen die deutsche Mission in Konstantinopel zu kämpfen hatte. Auch von deutscher Seite, von den Militärs der deutschen Botschaft, sind Ränke gegen sie gesponnen worden, die Liman wiederholt mit Erbitterung andeutet, aber sein Hauptwidersacher war der türkische Vizegeneralissimus Enver Pascha. Der Krieg an der Front findet sein Seitenstück in dem Zweikampf der beiden Generale. Unzweifelhaft hat der Türke dem Deutschen fortgesetzt Knüppel zwischen die Beine geworfen, so daß dieser einmal ausruft: „Niemand kann auf die Dauer nach vorn gegen den Feind kämpfen und zugleich Angriffe gegen seinen Rücken abwehren." Aber Liman war auch kein bequemer Mitarbeiter und stellt das Persönliche allzusehr in den Vordergrund. Sein Urteil über Enver ist äußerst hart, wohl zu hart. Vor allem vergißt er in ihm den Orientalen. Daraus und nicht nur aus dem Ehrgeiz erklären sich des Paschas abenteuerlich-phantastische Pläne auf einen Feldzug über den Kaukasus und Persien nach Indien, die fraglos die gesamte Kriegführung im Orient schwer geschädigt haben. Erwägt man die Konflikte zwischen der deutschen, österreichisch-ungarischen und bulgarischen Heeresleitung, so ist der Gegensatz zwischen preußisch-deutschem und osmanischem

7) 408 S. Berlin 1920, A. Scherl.



Denken und Wollen nicht einmal so verwunderlich, wenn auch für die gemeinsame Sache tief beklagenswert. —

Das politische Ergebnis des Weltkrieges zieht der Schwede Rudolf Kjellén in seinem neuesten Werk Die Großmächte und die Weltkrise.[8]) Der erste Teil, „Das alte Großmachtsystem", beruht mit Kürzungen und wenigen Änderungen auf dem rühmlichst bekannten älteren Buch „Die Großmächte der Gegenwart", der zweite kleinere Teil, „Die Weltkrise und das neue System", bringt im Umriß die Fortsetzung von 1913 bis zur Gegenwart und weist dieselben Vorzüge wie jenes auf.

In wohltuendem Gegensatz zu der bei der Entente und sonderbarer Weise auch bei uns beliebten falschen Auffassung, als sei der Krieg nur aus den Vorgängen der letzten „schwarzen Woche" abzuleiten, führt Kjellén ihn auf die drei Hauptstreitigkeiten im alten Staatensystem — Frankreich gegen Deutschland, Rußland gegen Österreich und England gegen Deutschland — und auf das unauslöschliche gegenseitige Mißtrauen zurück. In einer solchen Lage konnte der Funke von Sarajewo die Entzündung hervorrufen. Die Verantwortung trifft nach Kjellén nicht einen einzelnen Staat. Sie ist „mehr gemeinschaftlich als persönlich, das Ganze weniger Schuld als Schicksal." Die Hauptphasen des Krieges werden knapp und prägnant geschildert. Der scharf pointierte Satz, der Anschluß Amerikas „an England im entscheidenden Wendepunkt des Weltkrieges scheint das größte Beispiel in der Weltgeschichte für das Übergewicht der Gefühle über die Interessen in der Politik zu sein" ist freilich sehr bestreitbar und erfährt auch an einer späteren Stelle eine Einschränkung. Der Ausgang des Krieges bestätigt die Richtigkeit von Bernhardis Diagnose: Deutschland hatte nur die Wahl zwischen „Weltmacht und Untergang". Deutschland verlor den Krieg „durch das Zusammenwirken der feindlichen Übermacht, der Schwäche der Verbündeten und der eigenen politischen Verblendung".

Den Machtfrieden von Versailles und St. Germain unterzieht Kjellén einer eindringenden Kritik, das Endurteil lautet: „er schafft mehr Böses, als er bessert."

In dem Abschnitt über das neue System werden zunächst die „gefallenen" Großmächte behandelt. Das Verschwinden des Habsburgerreiches erscheint ihm als eine logische Folgerung von Rußlands Fall, seine geschichtliche Aufgabe als Grenzwacht Europas im Osten war damit erledigt. Aber bei seinem Untergang hat es zugleich Europa mit sich gezogen: die bisher europäisch fundierte Weltpolitik wird fortan atlantisch. Was aus Deutschland werden wird, ist noch dunkel, indes „das größte und verhängnisvollste Rätsel des neuen Staatensystems" ist Rußland. Die beiden romanischen Großstaaten Frankreich und Italien sind keine Mächte ersten Ranges, sie stehen im Schatten der angelsächsischen Reiche, Englands und der Vereinigten Staaten. Auch Japans Hoffnungen auf die Schutzherrschaft über China sind durch sie bedroht. Den eigentlichen Sieger sieht Kjellén in Amerika, das die Briten gerade auf den drei Gebieten, die ihren Imperialismus ausmachten, in Handel, Schiffahrt und Seemacht, überholt hat; er möchte England fast den „Landsoldaten" Amerikas nennen. „Theoretisch gibt es für das Inselreich nur zwei Auswege: die alte Bündnispolitik, nun gegen die Vereinigten Staaten gewandt, oder den freiwilligen Verzicht." Im letzten Falle würde als Zukunftsbild ein angelsächsisches Weltreich auf pananglischer Grundlage erstehen. Ob und wieweit diese Perspektiven und die Erwartungen, die er zwar nicht an den Völkerbund von Versailles, aber an den Gedanken des Völkerbundes knüpft, in Erfüllung gehen werden, wagt Kjellén nicht zu sagen.

Der deutsche Leser hat allen Grund, dem Schweden für sein neues Buch dankbar zu sein. Auch wer ihm nicht in allem beipflichten kann, wird reiche Anregung daraus schöpfen. Und in einem Punkt stimmen wir ihm alle zu: Der Weltkrieg und sein Ende hat noch nicht die letzte Entscheidung über unsere und Europas Zukunft gebracht.

Bonn, Oktober 1920. W. Platzhoff.

8) IV u. 249 S. Leipzig u. Berlin 1921, B. G. Teubner.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Professor Dr. Max Cornicelius, Berlin W 30, Luitpoldstraße 4.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.





INTERNATIONALE MONATSSCHRIFT
FÜR WISSENSCHAFT KUNST UND TECHNIK

15. JAHRGANG HEFT 3 JANUAR 1921

Die internationalen naturwissenschaftlichen Organisationen vor und nach dem Weltkriege und die deutsche Wissenschaft.

Von Karl Kerkhof.

Auf dem Gebiete der Naturwissenschaften hat sich seit langem gegenüber dem von Jahr zu Jahr wachsenden Umfange und der nicht minder schnell zunehmenden Spezialisierung das Bedürfnis geltend gemacht, durch zweckentsprechende Zusammenschlüsse allgemeine Probleme zu fördern. Derartige Organisationen wurden in den einzelnen Ländern ins Leben gerufen, wenn es sich z. B. darum handelte, die Entdeckungen eines Gelehrten durch Hinzuziehen geeigneter Kräfte weiter auszubauen und zu verwerten, wie bei den Instituten von Robert Koch, Pasteur, Curie, oder wenn es galt, besonders wichtige Probleme zu erforschen und schwierige Aufgaben zu lösen, wie im Falle der Kaiser-Wilhelm-Institute; wo aber die Bewältigung größerer wissenschaftlicher Fragen durch die Forscher und gelehrten Gesellschaften eines Landes unmöglich erschien, ist es zu Organisationen gekommen, die, alle Kulturländer zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammenzuschließen bestrebt sind. Von diesen internationalen Organisationen, soweit sie die exakten Naturwissenschaften betreffen, soll im folgenden die Rede sein.

1.

Man kann diese internationalen Arbeitsgemeinschaften, wie sie vor dem Kriege bestanden haben, in fünf Gruppen einteilen. Die Aufgaben der ersten Gruppe kommen im wesentlichen aus der Geophysik und Astronomie, also aus Gebieten, die ihrer Natur nach ein einheitliches Zusammenarbeiten aller Länder erfordern. Hierher gehört die internationale Erdmessung, die die geographischen Längenmessungen sowie die Beobachtungen über die Polhöhenschwankungen bearbeitet und ihr Zentralbureau bei dem geodätischen Institut in Potsdam hat, ferner der internationale Erdbebendienst, die internationale Messung des Erdmagnetismus, die internationale Organisation der meteorologischen Beobachtungen und die damit zusammenhängende Beobachtung der oberen Luftschichten, für die eine besondere Kommission ernannt war; dazu treten die astronomische Nachrichtenstelle in Kiel, die internationale Organisation der einheitlichen photographischen Aufnahme des gestirnten Himmels, auf deren Arbeiten sich der Sternenkatalog gründet, sowie die internationale Union der Sonnenforschungen.

Die zweite Gruppe beschäftigt sich mit der Festlegung der Normaleinheiten und Normalmaße; hier sind zu nennen: das internationale Bureau für Maß und Gewicht, die internationale Konferenz der elektrischen Einheiten und Normale, sowie die internationale Atomgewichtskommission.



Die dritte Gruppe der Arbeitsgemeinschaften liegt mehr auf literarischem Gebiete; sie beschäftigt sich mit der fortlaufenden, einheitlichen Zusammenstellung und Verbreitung wissenschaftlicher Veröffentlichungen und Beobachtungen, wie z.B. die Organisationen, denen wir den internationalen Katalog der Naturwissenschaften, die Jahrestabellen chemischer, physikalischer und technologischer Konstanten sowie die Herausgabe der graphischen Karten, unter andern der Mond- und der Seekarten, verdanken. Hierher gehört auch das internationale bibliographiche Institut in Brüssel.

Eine vierte Gruppe von solchen Organisationen ließe sich unter dem Gesichtspunkte zusammenfassen, daß ihre Arbeiten unmittelbar den Zwecken des Verkehrs, des Handels und der Industrie dienen; dieses gilt von dem internationalen Zeitdienst, der für die Sicherheit der Seeschiffahrt notwendig geworden ist, von der internationalen Meeresforschung, deren Bureau sich in Kiel befindet, und die für die Seefischerei Bedeutung gewonnen hat, von der internationalen elektrotechnischen Kommission, von der radiotelegraphischen Union, die dem internationalen Bureau für das Telegraphenwesen in Bern angegliedert ist, sowie von der internationalen Kälteassoziation.

Von allen diesen Arbeitsgemeinschaften sind im allgemeinen diejenigen zuerst gegründet worden, deren Probleme ihrer Natur nach die internationale Vereinigung der Fachgelehrten notwendig machten; erst später sind solche Organisationen hinzugetreten, bei denen in höherem Grade mehr Zweckmäßigkeitsgründe, wie Vermeidung von Doppelarbeiten, Ersparnisse an Zeit und Geld, maßgebend gewesen sind. In gewissem Gegensatze zu diesen Organisationen, die sich mit bestimmten Problemen befassen, könnte man schließlich noch als fünfte Gruppe die Gesamtheit der internationalen Kongresse anführen, die dem Bedürfnisse entsprungen sind, die Fachgelehrten der verschiedenen Länder zum mündlichen Austausch ihrer Ansichten zusammenzuführen, um besonders durch die damit verbundene Anknüpfung persönlicher Beziehungen die wissenschaftlichen Arbeiten zu fördern. Von den mehr allgemeineren Kongressen, der Mathematiker, der Chemiker usw., haben sich wieder besondere Kongresse für die einzelnen Spezialwissenschaften, wie der Kältekongreß oder der Kongreß für Radiologie, abgezweigt; auch die Zahl der von den einzelnen Kongressen eingesetzten Kommissionen, wie z. B. die mathematische Unterrichtskommission, hat sich immer weiter vermehrt, so daß um zwischen allen diesen internationalen Arbeitsgemeinschaften zu vermitteln, ein besonderer Zweckverband, die internationale Vereinigung der Akademien der Wissenschaften, ins Leben gerufen werden mußte.

Der innere Aufbau der Arbeitsgemeinschaften ist der denkbar verschiedenste, weil er im allgemeinen den verschiedenen Zwecken und Bedingungen jeder einzelnen möglichst angepaßt worden ist; besonders ist stets Bedacht darauf gelegt worden, die Elastizität zu wahren und der wissenschaftlichen Betätigung der einzelnen Gelehrten keinen unnötigen Zwang anzutun; auch hat man sich jeweils auf die zweckmäßigste Art der Mitwirkung der wissenschaftlichen Körperschaften und der staatlichen Behörden versichert. So haben wir bei den internationalen Organisationen solche, die mehr den Charakter privater Vereinigungen besitzen, wie die Atomgewichtskommission; handelt es sich um ein umfang-





reicheres Arbeitsgebiet, so haben sich die Fachgelehrten auch wohl unter Mitwirkung wissenschaftlicher Körperschaften zusammengeschlossen, wie bei der internationalen Union der Sonnenforschungen; in wieder anderen Fällen ergab sich die Notwendigkeit, eine umfangreiche, bureaukratisch verwaltete Organisation zu schaffen, die in allen Kulturländern ständige Institute unter staatlicher Verwaltung errichtet hat, wie z. B. für den von der Royal Society in London herausgegebenen internationalen Katalog der Naturwissenschaften, an dem 34 Regionalbureaus, von welchen jedes selbst wieder für die 17 Fachabteilungen eine mehr oder minder große Anzahl von Spezialgelehrten hat, mitarbeiten.

2.

In diese Verhältnisse hat nun der Krieg eingegriffen, und zwar hat er nicht nur während seiner Dauer die Tätigkeit der internationalen Arbeitsgemeinschaften gestört oder gelähmt, sondern auch Wünsche und Bestrebungen gezeitigt, die den reinen Gedanken der Internationalität gefährden und den Bestand der alten Organisationen bedrohen. Ihren vornehmsten Ausdruck haben diese Bestrebungen in den durch die von den Ententeländern in Paris und London gegründeten Unionen gefunden, Vereinigungen, welche die früheren internationalen Organisationen ersetzen und die gleichen Ziele verfolgen wollen — aber unter Ausschluß der Zentralmächte. Die Statuten dieser Organisationen sind im Juli 1919 in Brüssel, dem Sitz des allgemeinen internationalen Forschungsrates (research council) endgültig beschlossen und hierbei ist, als „billiges und notwendiges Grundprinzip", wie es heißt, festgelegt worden, diese „Friedensorganisation" lediglich unter den alliierten und assoziierten Nationen unter späterer Hinzuziehung der neutralen Länder einzurichten. Dem internationalen Forschungsrate, dem mehr oder weniger selbständige internationale Forschungsräte für die Einzelwissenschaften angegliedert sind, unterstehen die entsprechenden allgemeinen und besonderen Forschungsräte der einzelnen Länder, denen es unbenommen ist, für die Bewältigung der Spezialaufgaben weitere Kommissionen einzusetzen, die dann auch in großer Zahl ins Leben getreten sind; so besteht beispielsweise schon die astronomische Union aus 32 Hauptkommissionen, und in Amerika allein übersteigt die Gesamtzahl der gewählten Kommissionen jetzt bereits 150. Dieser breitangelegten, reglementarisch straff durchgeführten Organisation, in die die allgemeinen Forschungsräte bis zu den Spezialkommissionen der einzelnen Länder sorgsam eingegliedert sind, steht ein entsprechend großes Bureau- und Beamtenpersonal zur Seite.

Die Nachteile, die sich gegenüber den früheren Organisationen aus dieser Reglementierung für die wissenschaftliche Forschung ergeben — von den Kosten des Verwaltungsapparates ganz abgesehen —, sind offensichtlich. Aber selbst die einheitliche Bearbeitung eines bestimmten wissenschaftlichen Problems, welche vorzugsweise durch diese Organisation erreicht werden soll, wird gerade durch die reglementarische Behandlung in Frage gestellt. Denn diese setzt immer einen hohen Grad von Disziplin voraus, wie er im internationalen Verkehr, besonders bei den wissenschaftlichen Forschungen, nicht durchzuführen ist, wofür ja die Organisation des internationalen Katalogs der Naturwissenschaften ein gutes Schulbeispiel gibt. Aber freilich lag auch das Gründungsmotiv der Unionen ausgesprochenermaßen mehr


8*



auf politischem als auf wissenschaftlichem Gebiet: Die straffe, reglementarische Organisation war notwendig, um die wissenschaftliche Blockade Deutschlands wirksam durchführen zu können.

Als Grund für die Ausschließung Deutschlands von allen wissenschaftlichen Arbeitsgemeinschaften ist nun hauptsächlich von französischer Seite angegeben worden, daß die bisherigen internationalen Organisationen nur als Sprungbrett für den Germanismus gedient hätten; es sei deshalb notwendig, „sich gegen die steigende Flut der unverhüllten Ambitionen der intellektuellen Oligarchie der Zentralmächte zu verbünden". Was für Auswüchse das Bedürfnis, die Bestrebungen der angeblichen „pangermanistischen" Herrschaftsgelüste zu belegen, gezeitigt hat, dafür möge die Untersuchung des französischen Historikers Pariset — die allerdings schon 1916, also noch mitten im Krieg, verfaßt wurde — ein Beispiel abgeben: Nach Pariset hat der Pangermanismus selbst auf das metrische System seine Hand gelegt, was er darin zu erkennen glaubt, daß die Prototype des Kilogrammes und des Meters die gotischen Buchstaben 𝔎 und 𝔐 als Bezeichnung tragen. Der Umstand, daß den Franzosen ihr Recht, das metrische System als ihr geistiges Eigentum anzusehen, in keiner Weise abgestritten wird, die Tatsache, daß gerade von deutscher Seite die Verdienste der Franzosen um die Verbreitung des metrischen Systems besonders anerkannt worden sind, spielt für Pariset keine Rolle.[1])

Auf alle diese Auslassungen — hierher gehören auch die Behauptungen über die angebliche moralische Verworfenheit der Deutschen — erübrigt sich wohl, einzugehen. Zweifellos haben aber auch bei dem Ziel, durch gemeinsame Einrichtungen die deutsche Wissenschaft auszuschalten, sehr nüchterne wirtschaftliche Interessen erheblicher Art mitgesprochen. Dafür spricht der Umstand, daß zuerst die chemischen Gesellschaften sich gefunden und im „Interesse der Freiheit, des Rechtes und der Gerechtigkeit" geglaubt haben, sich gegen Deutschland zusammenschließen zu müssen. Auch der Beschluß auf der letzten, dritten Tagung der chemischen Union im Juli 1920 in Rom, ein internationales Patentamt — natürlich unter Ausschluß Deutschlands — einzurichten, dürfte schwerlich nur als eine Maßregel gegen die „bedrohte Freiheit der Wissenschaft" aufzufassen sein.

Die feindselige Tätigkeit der Unionen gegen das wissenschaftliche Deutschland hat zunächst damit begonnen, die deutschen Gelehrten als Mitglieder und vollends als Präsidenten, ohne Rücksicht auf die Person, aus den internationalen Kommissionen zu streichen und ihre Teilnahme an den Kongressen unter den verschiedenartigsten Vorwänden zu verhindern. Die in Deutschland liegenden internationalen Zentralbureaus, von denen einige schon über 50 Jahre bestehen, konnten natürlich im Rahmen der Unionen keinen Platz mehr finden; für diese haben Neugründungen stattgefunden. Man hat sich

1) Gegenüber dem chauvinistischen Verhalten von einigen französischen Gelehrtenkreisen ist es jetzt von besonderem Interesse, daß Bismarck, wie Wilhelm Ostwald in der Chemiker-Zeitung 43, Nr. 137 mitteilt, nach dem Kriege 1870/71 bestrebt war, die wissenschaftlichen Beziehungen zu Frankreich wiederherzustellen, indem er die durch den Krieg unterbrochene Bildung des internationalen Bureaus für Maß und Gewichte tatkräftig förderte und dafür Sorge trug, daß es nach Paris verlegt wurde. Siehe hierüber auch Wilhelm Foerster, Lebenserinnerungen und Lebenshoffnungen, Berlin 1911, G. Reimer.

nicht einmal gescheut, solche gegen deutsches Recht gerichtete Maßnahmen auch auf neutralem Boden durchzuführen; so ist das Vermögen nebst dem Kongreßhaus der internationalen statistischen Kommission im Haag, der auch die deutschen statistischen Ämter angehören, von der durch die Union neu begründeten internationalen statistischen Kommission, ohne Rücksicht auf die deutschen Eigentumsrechte, mit Beschlag belegt worden. Wo sich die internationalen Arbeitsgemeinschaften ohne Deutschland nicht durchführen ließen, hat man vorgezogen, sie ganz aufzulösen, wie z. B. den internationalen Zeitdienst, an dessen Stelle die einzelnen Landesorganisationen getreten sind.

Besonders aber gilt der Kampf den in Deutschland erscheinenden naturwissenschaftlichen Zeitschriften, die, wie es heißt, „allmählich die ganze wissenschaftliche Produktion der Welt durch Heranziehung und Mitarbeit aller Länder monopolisiert haben" und deshalb nach Möglichkeit durch neue ersetzt werden sollen. Selbst die „Astronomischen Nachrichten", die bisher den Internationalismus der Wissenschaft auch äußerlich dadurch kundgaben, daß sie die Originalabhandlungen in der Sprache der betreffenden Verfasser aufnahmen, stehen auf der schwarzen Liste. Um die deutschen naturwissenschaftlichen Referatenorgane, welche eine internationale Bedeutung gewonnen haben, zu unterdrücken, bedurfte es einer besonderen „Union de Bibliographie", welche jetzt mit sehr erheblichen Mitteln — allein Amerika hat hierfür 14 Millionen Dollar aufgebracht — neue Referatenorgane in englischer und französischer Sprache ins Leben ruft.

Es hat nicht an Kundgebungen sowohl ganzer Körperschaften als auch einzelner Gelehrten des Auslandes gefehlt, die gegen den Ausschluß Deutschlands von den internationalen Arbeitsgemeinschaften Einspruch erhoben haben; unter anderem sei hier an den Aufruf der 110 spanischen Gelehrten erinnert, die bald nach der Begründung der Unionen die sofortige Wiederherstellung der wissenschaftlichen Beziehungen zu Deutschland, das so glänzend zum Fortschritt der Wissenschaft beigetragen habe, forderten und die Erwartung ausgesprochen haben, daß „alle Männer der Wissenschaft über den von der Politik geschaffenen Haß den internationalen Geist der Wissenschaft setzen möchten". Es haben dann noch später Gelehrte aller neutralen Länder in einem gemeinsamen Aufruf an die Gelehrten der Ententeländer und der Vereinigten Staaten von Nordamerika Einspruch gegen die Begründung von internationalen Organisationen, von denen Deutschland ausgeschlossen bleiben soll, erhoben. Besonders dankbar muß aber anerkannt werden, daß eine große Anzahl einzelner Gelehrten des gesamten Auslandes den Mut fand, auch durch die Tat für die Interessen der deutschen Wissenschaft einzutreten.

Aber alle diese Proteste sind wirkungslos geblieben. Die Unionen, deren Einfluß und Machtstellung sich weit über die Grenzen der eigenen Länder erstrecken, haben es erreicht, daß der Ring der Blockade, wenigstens äußerlich betrachtet, sich um das wissenschaftliche Deutschland geschlossen hat. Auch die neutralen Körperschaften sind den Unionen beigetreten, freilich die meisten nicht ohne Einspruch zu erheben gegen das Reglement, welches ihnen den wissenschaftlichen Verkehr mit Deutschland untersagt. Sie sind jedoch zur Ohnmacht verurteilt; das gilt auch für diejenigen Körperschaften, welche

sich in die Unionen haben aufnehmen lassen, um so besser für die Interessen der deutschen Wissenschaft eintreten zu können. Dafür sorgt die auffallende Bestimmung, daß die Zahl der Delegierten in den Unionen sich nach der Einwohnerzahl des Landes richtet, also z. B. der Einfluß einer englischen Kolonie immer größer sein muß als der irgendeines europäischen neutralen Staates, obwohl dessen größere Bedeutung für die Wissenschaft wohl ohne allen Zweifel ist.

3.

Aber trotzdem wird dank der Haltung vieler Gelehrten, besonders der neutralen Länder, die geplante Blockade nicht effektiv werden, am wenigsten für solche wissenschaftliche Gebiete, auf denen wirtschaftliche Fragen ausscheiden, und wo die internationale Gemeinschaftsarbeit die notwendige Voraussetzung für die vollständige Erfassung der Aufgaben bildet; dies gilt ganz besonders auf den Gebieten der ersten Gruppe, wie z. B. der astronomischen und geophysikalischen Wissenschaften, was hier an einigen Beispielen noch näher geschildert werden soll. Schon während des Krieges ist es dem Direktor der Kopenhagener Sternwarte, Professor Strömgreen, der sich um die Förderung der internationalen Gemeinschaftsarbeiten außerordentliche Verdienste erworben hat, gelungen, durch chiffrierte Telegramme, welche durch alle kriegführenden Mächte befördert wurden, den astronomischen Nachrichtendienst, dessen Zentralbureau sich in Kiel befindet, ohne Unterbrechung durchzuführen, und dieser Dienst wird jetzt trotz des entgegenstehenden Reglements (§ 6 der Astronomischen Union) von den der Union angehörenden neutralen Staaten fortgesetzt. Ähnlich liegen die Verhältnisse auf dem geodätischen Gebiet; auch hier vermochten bisher die Unionen nicht ganz die alte Friedensorganisation zu unterdrücken, so daß jetzt 2 Organisationen gleicher Art nebeneinander bestehen: die neugegründete Union Géodésique et Géophysique und die Association géodésique réduite entre Etats neutres, der Dänemark, Holland, Norwegen, Schweden, Schweiz und Spanien angehören. Diese letztere Assoziation, deren Präsident der auch in anderen internationalen Organisationen besonders verdiente Direktor der Genfer Sternwarte, Professor Gautier ist, ist die provisorische Nachfolgerin der über 50 Jahre alten internationalen geodätischen Assoziation, deren Vertrag mit dem 31. Dezember 1916 abgelaufen war und infolge des Krieges nur von den neutralen Staaten wieder erneuert werden konnte. Auch die Beobachtungen dieser neutralen Assoziation, der sich noch die japanische Station Mizusawa angeschlossen hat, sind seit 1916 mit Zustimmung des preußischen Kultusministeriums von dem geodätischen Institut in Potsdam weiter bearbeitet und bis auf den heutigen Tag durchgeführt worden. In diesem Zusammenhange sei noch erwähnt, daß aus dem früheren feindlichen Auslande besonders amerikanische, englische und italienische Astronomen für die Fortsetzung der Arbeiten durch die in Deutschland liegenden Zentralbureaus sich eingesetzt haben.

Die Schwierigkeiten und Unzuträglichkeiten, die sich durch die Ausschließung deutscher Gelehrten aus den internationalen Arbeitsgemeinschaften ergeben, machen sich auch auf den Gebieten, die den anderen oben bezeichneten Gruppen angehören, bemerkbar, und das kann nicht überraschen, wenn man bedenkt, wie sehr gerade Deutschland auf dem Gebiete der Naturwissenschaften

hervorgetreten ist, sowohl nach der Bedeutung der Einzelleistungen wie nach der Größe der Gesamtproduktion. Es sei hier hingewiesen auf die verhältnismäßig große Zahl der deutschen Nobelpreisträger, die auf einzelnen Gebieten über 50 % ausmacht, und auf den Anteil, den die deutsche Literatur an dem internationalen Katalog der Naturwissenschaften gehabt hat.[2]) Von den 1854514 Zetteln, die dem Zentralbureau des internationalen Katalogs in dem Zeitraum 1901—1911 zugegangen sind, waren allein 829054 deutsche, wobei freilich zu berücksichtigen ist, daß gerade auf naturwissenschaftlichem Gebiete die Gelehrten des Auslandes mit Vorliebe in deutschen Zeitschriften veröffentlicht haben. Es scheint nun, daß man bei den jetzt aufgenommenen Kommissionsarbeiten der Unionen nicht nur die wissenschaftlichen Ergebnisse, sondern auch die Mitarbeit der deutschen Gelehrten nicht ganz entbehren kann; das beweisen die Bemühungen, durch Vermittlung neutraler Gelehrten deutsche Mitarbeiter zu gewinnen — selbst solche, welche man erst vor Jahresfrist aus der Mitgliederliste der betreffenden internationalen Kommissionen gestrichen hatte. Auch der internationale Katalog der Naturwissenschaften befindet sich jetzt in einer so außerordentlich kritischen Lage, daß man seine Weiterführung ohne Deutschlands Beteiligung wohl als fraglich ansehen darf. Demgegenüber mag als Beispiel unentwegter Deutschfeindlichkeit das Verhalten der belgischen geologischen Gesellschaft hier Erwähnung finden, die in ihren Publikationen alle deutschen Arbeiten ignoriert wissen will.

Im übrigen aber regt sich selbst in den den Unionen zugehörigen Kreisen mehr und mehr der Wunsch, Deutschland wieder zur internationalen Gemeinschaftsarbeit heranzuziehen. So geht schon aus der Oktober 1919 erschienenen Antwort auf den oben erwähnten Aufruf der Neutralen, welche gegen die Ausschließung Deutschlands protestierten, deutlich hervor, daß die grundsätzliche Ablehnung, mit Deutschen zusammenzuarbeiten, seitens der gegnerischen Gelehrtenkreise nicht mehr aufrechterhalten wird; in dieser Antwort hieß es unter anderem: „In der Hauptsache ist die Sache für uns entschieden durch den Artikel 282 des Friedensvertrages, welchen Deutschland ratifiziert hat... Daß dieser Artikel in der Absicht diktiert ist, Verträge wissenschaftlicher Art zu schützen, ersieht man aus der Liste, welche die ‚Meterkonvention' und das ‚landwirtschaftliche Institut in Rom' enthält". Hiermit machen sich also die den Unionen angehörenden gelehrten Körperschaften die Bestimmung des Versailler Vertrages, wonach die beiden genannten internationalen Organisationen bestehen bleiben sollen, ausdrücklich zu eigen, und das hat eine um so größere Bedeutung, als diese von den Diplomaten[3]) durchgesetzte Bestimmung in den französischen Gelehrtenkreisen, und wohl auch darüber hinaus, vorher die entschiedenste Mißbilligung erfahren hatte. Dazu kommt nun und ist in diesem Zusammenhange von besonderem Interesse, daß in den amerikanischen „research councils" eine Er-

2) Nach Ducrot, Revue scientifique betrug die wissenschaftliche Bücherproduktion:

	1917	1918
in Frankreich	5054	4487
„ England	8131	7716
„ Italien	8349	5902
„ Vereinigte Staaten	10080	9237
„ Deutschland	14917	14713

3) Auf der Völkerbundstagung in Genf sollte das Maß- und Gewichtssystem (Punkt 14 der Tagesordnung) zur Verhandlung kommen, ist aber nachträglich von der Tagesordnung abgesetzt worden.



weiterung des Arbeitsgebietes der Meterkonvention auf andere physikalische Einheiten und Größenbestimmungen beantragt worden ist; ein Antrag, mit dessen Verwirklichung ein Zusammenarbeiten mit deutschen Gelehrten auf viel breiterer Grundlage gewährleistet wäre, als es durch die Meterkonvention bis jetzt vorgesehen ist.

In vereinzelten Fällen haben sich endlich offizielle Stellen des früher feindlichen Auslandes bemüht, deutsche Gelehrte zu den internationalen Kongressen heranzuziehen; doch sind derartige Bemühungen bisher an dem Widerstand der französischen und belgischen Gelehrten gescheitert, die sich jetzt auf den Standpunkt zurückgezogen haben, daß die Aufnahme der deutschen wissenschaftlichen Körperschaften in die Unionen erst in Betracht käme, wenn Deutschland dem Völkerbund, dem auch diese Organisationen unterstellt sind, angehöre. Daß die neutralen Länder auf diesem Gebiete ebenfalls dem Völkerbunde eine große Bedeutung beilegen, sehen wir an dem Verhalten der schweizerischen wissenschaftlichen Körperschaften; diese haben ihre Stellungnahme zu den Unionen davon abhängig gemacht, ob die Entscheidung des schweizerischen Volkes für oder gegen den Völkerbund ausfallen würde.

4.

Das wäre, kurz geschildert, die Lage, der sich die deutsche Wissenschaft gegenüber befindet. Die deutschen wissenschaftlichen Körperschaften haben ursprünglich zu den Plänen der Feinde geschwiegen. Sie wollten keinen Wissenschaftskrieg; sie konnten ohne Ungeduld eine solche Zurückhaltung üben, weil sie im Bewußtsein des Wertes der deutschen Wissenschaft damit rechnen durften, daß sich in den anderen Ländern von selbst das Bedürfnis geltend machen würde, die wissenschaftlichen Beziehungen zu Deutschland wieder aufzunehmen. Und in der Tat scheint sich diese Annahme überall da, wo sich die Arbeitsgemeinschaft aller Kulturstaaten als eine zwingende Notwendigkeit ergibt, erfüllen zu wollen. Immerhin ist es wichtig, soweit es die Würde des Einzelnen und des Deutschtums zuläßt, auf das gewünschte Ziel hinzuarbeiten und die dahin gerichteten Bestrebungen ausländischer Gelehrten und Körperschaften nach Kräften zu fördern. Dabei ist es an sich gleichgültig, ob diese Bestrebungen mehr auf Schwierigkeiten zurückzuführen sind, die für die Arbeiten der Unionen durch den Ausschluß der deutschen Wissenschaft und ihrer Vertreter entstanden sind, oder ob es sich mehr um die Anregungen von unabhängigen Männern handelt, die im Interesse des Ganzen dem bestehenden unhaltbaren Zustande — einem Nebeneinander von pseudointernationaler und deutscher Wissenschaft — ein Ende bereiten wollen. Auch sonstige Fragen, wie z. B. die nach der Zweckmäßigkeit des Aufbaues dieser oder jener Organisation, würden zurückgestellt werden können. Nur eins wäre unbedingt zu fordern: das Zusammenwirken mit ausländischen Gelehrten müßte im Geiste und mit dem Ziele der völligen Gleichberechtigung[4]) der deutschen Wissenschaft erfolgen, wie sie in unzweideutiger Weise für die „Meterkonvention" und „das landwirtschaftliche Institut in Rom" durch den Friedensvertrag gesichert ist. Sollte der Völkerbund einmal das Mittel werden, die deutsche Wissenschaft wieder in den großen Verband wahrhaft

4) In den jetzt neu erlassenen Richtlinien für die Zulassung von Ausländern zu den deutschen Universitäten wird als Vorbedingung gefordert, daß der Heimatstaat des Ausländers Gegenseitigkeit gewährt.



internationaler Arbeitsgemeinschaft einzubeziehen, so wäre auch hier die Voraussetzung: völlige Gleichberechtigung aller Beteiligten.

Nun aber läßt sich nicht verkennen, daß dieser Grundsatz mit der die Mittelmächte ausschließenden Tendenz der Unionen unvereinbar ist, einer Tendenz, die leider nicht nur ausgesprochen, sondern bereits in den geschaffenen Einrichtungen verankert ist. In dieser Beziehung also wird man eine durchgreifende Änderung kaum erwarten können, denn die Tendenz preiszugeben, würde für die Unionen bedeuten, das Fundament und damit einen wesentlichen Teil des mit großen Mitteln errichteten Gebäudes zum Einsturz zu bringen. Außerdem liegen die Verhältnisse für Deutschland noch besonders bedenklich auf den Gebieten, wo der durch die Politik erzeugte Haß seine Stütze in wirtschaftlichen Interessen findet, nämlich im Bereich der angewandten Naturwissenschaften. Der feste Wille, hier die deutsche Wissenschaft und damit die auf ihr gegründete Industrie auszuschalten, der auch aus amerikanischen Kreisen genährt wird, bekundet sich darin, daß immer mehr Institutionen geschaffen und in Aussicht genommen werden, welche der deutschen Wissenschaft bei mangelhafter Verteidigung verhängnisvoll werden müssen.

Deshalb genügt die soeben gekennzeichnete Haltung Deutschlands jetzt nicht mehr allein. Es gilt, der von außen drohenden Gefahr in die Augen zu sehen und ihr nachdrücklich zu begegnen; vor allem wird sich die — zunächst nur aus der inneren wirtschaftlichen Bedrängnis geborene — Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft nun auch dieser Abwehr widmen müssen. Eine der ersten Aufgaben scheint mir hier zu sein, die feindliche Maßregel, welche die deutschen Forscher von allen internationalen wissenschaftlichen Zusammenkünften ausschalten soll, unwirksam zu machen, indem dafür gesorgt wird, daß die wissenschaftlich Arbeitenden über die Fortschritte der Wissenschaft im Auslande ausgiebig unterrichtet werden, und da vornehmlich auf den in erster Linie bedrohten Gebieten. So wären z. B. die deutschen naturwissenschaftlichen Referatenorgane[5]), die durch die Konkurrenzorgane der „Union de Bibliographie“ aus dem Felde geschlagen werden sollen, mit allen Mitteln in den Stand zu setzen, über die ausländische Fachliteratur schnell, ausführlich und vollständig Bericht erstatten zu können.

Zum Schlusse noch eine allgemeine Bemerkung. Selbstverständlich muß, wenn die Pläne der Gegner unwirksam gemacht werden sollen, die deutsche Gelehrtenwelt einmütig zusammenstehen und nach außen hin eine geschlossene Front bilden. Das Ansehen der deutschen Wissenschaft, die beste Waffe in ihrem schweren Daseinskampf, wird gegenwärtig durch nichts so geschädigt, wie durch starkes Hervortreten innerer politischer Gegensätze. Diese mögen an und für sich ihre Berechtigung und ihren Wert haben, sie machen doch stets im Auslande einen sehr schlechten Eindruck, wie der Verfasser erst kürzlich aus Äußerungen von Gelehrten des neutralen Auslandes hat ersehen können. Möchte zur Überwindung auch solcher Schwierigkeiten die Gründung der alle deutschen gelehrten Körperschaften umfassenden Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft einen guten Anfang bedeuten.

5) Diese Organe haben sich neuerdings unter Anlehnung an die Reichszentrale für naturwissenschaftliche Berichterstattung zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammengeschlossen.

Die altsinaitischen Inschriften.

Von Enno Littmann.

1.

Die Erfindung der Buchstabenschrift ist sicherlich eine der größten Kulturtaten der Menschheit. Unser Alphabet geht bekanntlich auf das lateinische, dieses auf die griechische Schrift zurück, und die Griechen haben ihre Schrift von den Phöniziern erhalten; der Name „Alphabet" enthält ja auch noch die Namen der beiden ersten Buchstaben des phönizischen Alphabets, wie sie von den Griechen vermittelt wurden. Und alle anderen wirklichen Buchstabenschriften der Erde sind wohl mit Sicherheit auf die „phönizische" Schrift zurückzuführen. Sie hat ihre Strahlen nach Westen und Osten, nach Norden und Süden entsandt. Neben der geläufigen griechischen und lateinischen Schrift sind eine ganze Anzahl anderer Buchstabenschriften in den Mittelmeerländern bekannt geworden. Die verschiedenartigsten semitischen Alphabete sind im Laufe der Zeit durch Ausgrabungen und Forschungsreisen im Vorderen Orient entdeckt und entziffert worden. Es ist daher nicht verwunderlich, wenn die gelehrte Arbeit der letzten Jahrhunderte nicht nur alle diese Einzelschriften in ihrem Werdegange untersucht hat, sondern sich auch immer wieder der „letzten Ursache der Dinge", d. h. hier also dem eigentlichen Ursprunge der „phönizischen" Schrift zugewandt hat. Da man im Vorderen Orient zwei Arten von Schriften kannte, die älter sein müssen als das phönizische Alphabet, so war es verständlich, daß man hier Verbindungslinien zu ziehen suchte und nun das letztere entweder aus der ägyptischen Hieroglyphenschrift oder aus der babylonisch-assyrischen Keilschrift ableitete. Keiner der Versuche befriedigte recht, wenngleich die Ableitung aus dem Ägyptischen stets die größere Wahrscheinlichkeit für sich hatte; letztere jedoch hatte immer mit Schwierigkeiten zu kämpfen, die sich bei gewissenhafter Untersuchung aller Einzelheiten ergaben. Und als dann andere alte Schriftarten bekannt wurden, wie die hethitische Hieroglyphenschrift, die altkretische und die kyprische Schrift, glaubten einige Gelehrte auch darin das jeweilige Vorbild des Alphabets zu erkennen. Ja, dagegen alle diese Ableitungen Einwände erhoben wurden, so kam ein englischer Gelehrter sogar auf den Gedanken, es habe in den Ländern des Mittelmeeres etwa ein Schock „präalphabetischer" und „prähieroglyphischer" Zeichen gegeben, die einfach geometrisch gestaltet gewesen seien und zunächst als Töpfermarken, Steinmetzzeichen usw. gedient hätten, und aus diesen seien sämtliche Buchstabenformen des Altertums entstanden. Alle diese Theorien wurden von dem Göttinger Ägyptologen Kurt Sethe methodisch und klar dargestellt und besprochen in seiner Abhandlung „Der Ursprung des Alphabets", die in den „Nachrichten von der K. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Geschäftliche Mitteilungen, 1916, Heft 2" erschien. Durch seine unvergleichlich gründliche und kritische Kenntnis der ägyptischen Schriftgeschichte konnte er nachweisen, daß die Ansätze zu einer alphabetischen Schrift nur innerhalb der ägyptischen Schrift gewissermaßen von selbst entstehen konnten, daß aber das ägyptische Alphabet nicht das Urbild, sondern das unmittelbare Vorbild des phönizischen Alphabets gewesen ist; der „phönizische" Erfinder hatte eben nicht die vorhandenen ägyp-





tischen Konsonantenzeichen mechanisch auf seine Sprache übertragen, sondern durch diese angeregt, Bildzeichen wohl zum größten Teile aus dem ägyptischen Hieroglyphenbestand ausgewählt, ihnen ihre semitischen Namen gegeben und den jeweilig ersten Konsonanten dieser Namen als Lautwert des betreffenden Zeichens eingesetzt. So klaffte immerhin noch eine Lücke zwischen beiden, die nur durch neue Funde ausgefüllt werden konnte.

Diese Funde waren aber bereits gemacht, als Sethe seine Untersuchungen herausgab, nur hatten sie ihm wegen der Kriegsläufte noch nicht bekannt werden können. Der englische Ägyptolog Alan A. Gardiner hatte anfangs 1916 im Journal of Egyptian Archaeology einen Aufsatz „The Egyptian Origin of the Semitic Alphabet" veröffentlicht und darin die sog. „altsinaitischen" Inschriften verwerten können, die zwar bereits 1905 von einer englischen Expedition nach dem Sinai entdeckt waren, von denen aber bis dahin nur eine einzige Probe veröffentlicht war. Diese Inschriften schienen zunächst eine „Mischung von anscheinend sinnlos zusammengereihten ägyptischen Hieroglyphen und fremdartigen Zeichen darzustellen" (Sethe). Jene erste Probe war bereits vor Gardiner von anderen altkanaanäisch oder phönizisch gedeutet worden; aber diese Versuche konnten nicht zum Ziele führen, ehe das ganze Material vorlag. Gardiner erkannte, daß die Inschriften in der Tat in einem aus den Hieroglyphen abgeleiteten Alphabet geschrieben und aller Wahrscheinlichkeit nach in einer altsemitischen Sprache abgefaßt seien, da er ein mehrfach in ihnen wiederkehrendes Wort *bʿlt* entzifferte, d. i. *baʿalat* „die Herrin", Femininum zu dem alttestamentlichen Baal. Diese Entdeckung ist für die weitere Forschung grundlegend gewesen.

Es war selbstverständlich, daß Sethe sich mit diesen wichtigen Problemen beschäftigte, sobald ihm die Arbeit von Gardiner bekannt geworden war. So erschien denn auch bereits im Jahre 1917 in den „Nachrichten von der K. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Philologisch-historische Klasse" eine Abhandlung „Die neuentdeckte Sinai-Schrift und die Entstehung der semitischen Schrift von Kurt Sethe". Darin berichtete er zunächst über die altsinaitischen Inschriften, ihre Fundorte und die Denkmäler, auf die sie eingemeißelt oder eingeritzt sind, ferner über die bis dahin gefundenen Resultate und stellte nun seinerseits in vorsichtiger und mustergültiger Weise die Zeichen des Altsinai-Alphabets mit denen des phönizischen Alphabets zusammen, wobei er im einzelnen mehrere schöne Entdeckungen machte. Es war nicht zuviel gesagt, wenn er vermeinte, in diesem Alphabet das „missing link", das noch fehlende Glied in der Entwicklungsreihe, gefunden zu haben. Schon in seiner Arbeit über den Ursprung des Alphabets hatte er den Schluß gezogen, daß das „phönizische" Alphabet zur Zeit der Hyksos, jener semitischen Hirtenkönige, die um 1700 Ägypten von Osten her eroberten und dort länger als ein Jahrhundert herrschten, entstanden sei, und zwar entweder in Ägypten selbst oder in dessen Grenzgebieten. Nun erhielt er die Bestätigung für seine Annahme, da die altsinaitischen „Denkmäler" in der Zeit zwischen 1850 und 1500 entstanden sein müssen, also in der Zeit, innerhalb derer auch der Hyksoseinfall stattfand.

2.

Nun waren zwar durch Gardiner und hauptsächlich durch Sethe die meisten Zeichen des altsemitischen Alphabets in der altsinaitischen Schrift nachgewiesen. Die einzelnen Zeichen hatten ihre Laut-



werte erhalten, wenngleich hie und da auch noch Zweifel bestehen blieben und Möglichkeiten für neue Erklärungen eröffneten. Aber über den eigentlichen Sinn der Inschriften konnte noch nicht viel gesagt werden; Erklärungen und Übersetzungen konnten — mit Ausnahme der Lesung *baʿalat* — nur in bescheidenstem Maße gegeben werden. Das hatte seine allgemeinen und seine besonderen Gründe. Die allgemeinen bestehen darin, daß altsemitische Inschriften überhaupt sehr schwierig zu verstehen sind, wenn man keine näheren Anhaltspunkte hat; die besonderen liegen hier darin, daß die altsinaitischen Inschriften nur aus wenigen Zeilen oder Worten bestehen, zum Teil undeutlich eingeritzt und nur bruchstückweise erhalten sind. Aber es muß doch jeden Erforscher des Altertums reizen, über das erreichte Resultat nach Möglichkeit hinauszukommen und den wirklichen Sinn dieser einzigartigen Schriftdenkmäler zu ergründen. Das wurde dann auch bald von zwei Seiten versucht. Der Hallenser Orientalist Hans Bauer veröffentlichte 1918 eine Broschüre: „Zur Entzifferung der neuentdeckten Sinaischrift und zur Entstehung des semitischen Alphabets, Halle a. d. S., Verlag von Max Niemeyer", und 1919 erschien: „Die ḳenitischen Weihinschriften der Hyksoszeit im Bergbaugebiet der Sinaihalbinsel und einige andere unerkannte Alphabetdenkmäler aus der Zeit der XII. bis XVIII. Dynastie. Eine schrift- und kulturgeschichtliche Untersuchung von Robert Eisler, Freiburg im Breisgau, Herdersche Verlagsbuchhandlung".

Bauer machte zunächst auf allerlei Schwierigkeiten aufmerksam, die sich den Erklärungen Gardiners und Sethes entgegenstellen. Seine Einwände sind zum Teil berechtigt, aber sie wiegen m. E. doch nicht so schwer, daß wir uns durch sie veranlaßt fühlen sollten, das ganze System Sethes, das zwar in sich geschlossen und folgerichtig und daher vielleicht ganz vereinzelt zwangsmäßig, aber doch vorsichtig und methodisch aufgebaut ist, über Bord zu werfen, und den ersten m. E. sicheren Ausgangspunkt, die Lesung *baʿalat*, zu verlassen. Das aber hat Bauer getan, um, wie er sagt, die Inschriften „aus sich heraus" zu verstehen, unter der Voraussetzung, daß „wir es wirklich mit einer reinen Buchstabenschrift in semitischer Sprache zu tun haben". So gerechtfertigt ein solcher Versuch ist, wenn alle anderen Hilfsmittel versagen, scheint er mir hier doch nicht angebracht, eben weil die Grundlagen bei Sethe hinreichend gesichert sind. Bauer hatte den an sich richtigen Gedanken, in den Inschriften Eigennamen suchen zu müssen; aber ein anderer würde unter Anwendung des Bauerschen Prinzips möglicherweise ganz andere Formen gewinnen. Sein Erklärungsversuch, den er selbst in bescheidener Weise nur als einen solchen bezeichnet und dessen Resultate er auch durchaus nicht als endgültige ansieht, behält aber darin seinen Wert, daß er auf Schwierigkeiten hinweist, die zum Teil noch erst gelöst werden müssen.

Eisler sucht das ganze Problem nach allen Seiten zu erfassen, die schriftgeschichtlichen Fragen, die Bedeutung und Erklärung der Inschriften, die Herkunft ihrer Schreiber, das Verhältnis der altsinaitischen Denkmäler zu der sie umgebenden ägyptischen Kulturwelt und vieles andere mehr. Dabei wird ein geradezu erstaunlicher wissenschaftlicher Apparat von erdrückender Fülle in Bewegung gesetzt, kühnen und oft überraschenden Kombinationen wird freier Spielraum gelassen, die möglichen Einwände gegen diese Kombinationen werden manchmal scharfsinnig erkannt und mit gewandter Dialektik zu widerlegen ver-





sucht. Eisler gibt Übersetzungen von fast allen Inschriften, sucht ihren kulturgeschichtlichen und religionsgeschichtlichen Zusammenhang zu ergründen, führt Parallelen an aus allen möglichen Ländern, Zeiten, Völkern, Schriften, Sprachen, Religionen und errichtet so ein Gebäude, das, wenn seine Bausteine recht und sein Gefüge fest wären, einen sehr wichtigen Platz in der semitisch-ägyptischen Altertumskunde einnehmen würde. Die Fülle des Gebotenen verwirrt den Leser; der Stil ist oft recht schwerfällig, die Sätze sind zuweilen in-, über- und untereinander geschachtelt, so daß man nur bei mehrmaligem Lesen den Sinn in sich aufnehmen kann. Ein einziger Satz geht von S. 71 bis S. 76, der Rest dieser Seiten ist mit Anmerkungen ausgefüllt. Trotz dieser erschwerenden Umstände habe ich das Buch zweimal gelesen, und ich will nun, nach sorgsamer Prüfung, über dies Buch berichten.

3.

Von vornherein muß ich mich über Dinge, die den Ägyptologen, Alttestamentler und Assyriologen angehen, des Urteils enthalten. Ägyptologische Fragen sind in dem Buche auf Schritt und Tritt behandelt, alttestamentliche und assyriologische werden gelegentlich gestreift. Es wäre gut, wenn die Fachleute sich auch über diese Seiten des Buches äußern würden. Hier sei nur erwähnt, daß mir von ägyptologischer Seite große Vorsicht in der Verwendung der Behauptungen und Ergebnisse Eislers angeraten ist. Ich beschäftige mich also mit den paläographischen, sprachlichen, allgemein semitischen und sachlichen Teilen des Buches, soweit ich ein Urteil darüber habe und soweit es im Rahmen dieses Aufsatzes möglich ist. In Äußerlichkeiten läßt das Buch mancherlei zu wünschen übrig. Neben den auf S. VIII bereits angeführten Druckfehlern finden sich noch mancherlei andere, namentlich bei hebräischen und arabischen Wörtern; der Name unseres größten und bekanntesten Orientalisten Th. Nöldeke, wird wieder einmal mehrfach mit ck gedruckt. Vor allem aber fallen die vielen Ungenauigkeiten und Inkonsequenzen in den Umschreibungen semitischer Wörter auf; ferner sind die in sprachgeschichtlichen Werken üblichen Zeichen > (= „geworden zu") < (= „geworden aus"), wie es scheint, miteinander verwechselt. In den vielen weitabführenden Exkursen, die in den Anmerkungen enthalten sind, kann ich dem Verf. häufig nicht folgen; es würde auch viel zu weit führen, auf alles einzugehen. Hier seien nur zwei Einzelheiten erwähnt, die uns doch bei der Beurteilung alles anderen recht bedenklich stimmen. S. 36, Anm. 3 wird bei gewissen arabischen geographischen Namen, die mit *zibb* „Phallus" zusammengesetzt sind[1]), behauptet, „Phallus" bedeute hier „Grabstele"; und die sehr verständige Bemerkung Dalmans, „aus der grobsinnlichen Phantasie der Beduinen dürfen keine religionsgeschichtlichen Schlüsse gezogen werden", wird abgelehnt. Wenn dem Verf. bekannt gewesen wäre, wie häufig Körperteile in den geographischen Benennungen bei Arabern und Abessiniern vorkommen, so hätte er seine apodiktische Behauptung wohl kaum aufgestellt. Es sei nur erwähnt, daß „Brust" und „Brüste" in arabischen und abessinischen Geländenamen mehrfach belegt sind, daß „Vulva" mir in Abessinien so begegnet ist und daß Ars(ch) in germanischen Sprachen bei Gelände- und Flurnamen vorkommt. S. 76, erste Zeilen

1) Solche Namen sind ferner noch *Zibb el-ʿAdwânîje* in Nordmesopotamien, *Zubb el-Bên* in Nordsyrien; vgl. auch *el-Gharâmîl* „Phalli", das als Geländebezeichnung in Nordarabien mehrfach vorkommt.

der Anmerkung, werden die Namen des Weins aus verschiedenen Sprachen zusammengestellt. Dabei steht hinter armenisch *gin* die Parenthese (im engl. = Branntwein). Daraus muß man schließen, daß Eisler armen. *gini*[2]) und engl. *gin* für dasselbe Wort hält. Allein das armen. *gini*, das zwar lautgesetzlich den anderen indogerman. Wörtern für „Wein" — im Engl. also *wine* — entspricht, aber doch wohl eher unmittelbar aus derselben fremden Quelle stammt wie jene, hat mit dem engl. *gin* nichts zu tun. Letzteres ist eine Abkürzung von *geneva* (= französ. *genièvre*) und bezeichnet daher zunächst nur den Genever, d. i. Wacholderbranntwein; auch ist mir in England und Amerika *gin* alleinstehend nur in dieser Bedeutung bekannt geworden. Es ist jedoch möglich, daß es hie und da in der allgemeineren Bedeutung „Branntwein" gebraucht wird, wie in dem zusammengesetzten Ausdrucke *gin-blossoms* „Schnapsnase" u. ä. — Diese Beispiele ließen sich vermehren.

Die paläographische Deutung der Inschriften bei Eisler erscheint, rein äußerlich betrachtet, im allgemeinen einwandfrei. Die große Mühe, die er auf sie verwandt sat, sei hier hervorgehoben. Er liest die meisten Zeichen auf Grund der von Sethe festgestellten Lautwerte, weist einigen Zeichen aber auch andere Werte zu, die durchaus möglich sind und sich vielleicht auch in Zukunft als richtig herausstellen werden. Die zeichnerischen Wiedergaben der Inschriften sind leider in einem so mikroskopisch kleinen Maßstabe gehalten, daß sie oft sehr schwer zu erkennen sind; nur durch Vergleich mit den von Gardiner, Sethe und Bauer veröffentlichten Zeichnungen kann man sich in ihnen zurechtfinden. An verschiedenen Stellen weichen jedoch die Eislerschen Zeichnungen von den früheren ab. Diese Abweichungen scheinen durch die — freilich überzeichneten — Photographien bestätigt zu werden. In zweifelhaften Fällen werden wohl nur die Originale entscheiden können.

2) Armenisch heißt *gini* „Wein", *gin* aber „Preis".

4.

Es sind im ganzen elf kurze Texte, die von Gardiner mit den Ordnungsnummern 345—355 bezeichnet wurden. Diese Nummern sollen hier beibehalten werden, obgleich mehrere Texte vielleichr in Teile zu zerlegen sind, die ursprünglich nicht zusammengehören. Eisler übersetzt sie folgendermaßen:

345. „Von dem von Baʿalat Geliebten ein Denkmal für Baʿalat."
346. „Dies zur Schutzwehr bzw. Umzäunung der Weide (scil. gegen wilde Tiere)" oder „Dies für die Vermehrung der Herde". — „Nach dem Belieben eines Orakels für die Baʿalat." — „Nach dem Belieben des Aufsehers der Aufseher."
347 (menschliche Büste mit drei Zeichen auf der Vorderseite). „Tanit", d. i. der Name einer phönizisch-punischen Göttin, der zwar erst aus späterer Zeit belegt ist, den Eisler aber auch hier annimmt.
348. „Gegeben hat die Herrin."
349. „Ich *Tzs*(?) Vorsteher der Steine — Mäßchen (ergänze: soundso viel an Grünstein habe ich in dieser Zeit gefördert)."
350. „Diese (scil. Zeichen oder dgl.) hat N. N., der Ausgesonderte = Gewählte" oder aktiv „der Ausscheider (= Metallscheidemeister)" oder „Türkissortierer" aufgestellt (= geweiht), eingedenk (seines Gelübdes oder dgl.)."
351. „Dies hat Ben Schemesch aufgestellt weihräu[chernd dem ...... als Sü]hnopfer."



352. „Ich, N. N., heimste ein zur Läuterung“ oder „Siebung“ (soundso viel, sei es Kupfererz, das durch Schmelzen „geläutert“, oder Türkise, die durch „Sieben“ und Ausklauben aus dem zerklopften Muttergestein gewonnen werden).

353. „Dies auf Befehl der Schinah, der Baʿalat (Herrin) der Schätze (Kostbarkeiten)“ ....-.. *btl* (Würdentitel oder Berufsbezeichnung) der Kainiter.

354. „[Schina]h, die Herrin.“

[355. „Mit Nr. 355 ist nichts zu wollen.“ So S. 49.]

Man sieht, es ist meist ein sachlich einleuchtender Sinn gewonnen: denn die Inschriften sind bei einem Heiligtum der ägyptischen Göttin Hathor, die semitisch gut durch Baʿalat wiedergegeben wird, gefunden; ihre Schreiber können durchaus Leute gewesen sein, die bei den aus den ägyptischen Inschriften und durch Befund an Ort und Stelle bekannten Sinaibergwerken beschäftigt waren; die Inschriften können sich teilweise auf das Leben und Tun dieser Leute, teilweise auf Weihungen an die Göttin beziehen.

Wie steht es nun aber mit der sprachlichen Möglichkeit dieser Übersetzungen? Um jede unsichere Einzelheit der Deutungen Eislers zu widerlegen oder wenigstens als sehr unwahrscheinlich nachzuweisen, bedürfte es einer Auseinandersetzung, die fast so ausführlich wäre wie das Buch selbst. Dazu ist hier auch nicht der Ort. Es muß daher hier im allgemeinen gesagt werden, daß die Übersetzungen Eislers zum größeren Teile auf Annahmen beruhen, die grammatisch und sprachgeschichtlich sehr unwahrscheinlich oder unmöglich sind und die dem Stil und Wortlaut der uns bekannten semitischen Inschriften fast durchweg widersprechen. Darüber kann uns auch Eislers sehr geschickte Dialektik nicht hinwegtäuschen. Ich will durchaus nicht in Abrede stellen, daß wir bei bisher unbekannten Inschriften auch mit neuen Formen, neuen Bedeutungen und Wendungen rechnen müssen; wenn aber die Widersprüche gegen das uns bisher Bekannte sich so sehr häufen und wenn man sich fast immerzu nur auf Ausnahmen berufen kann, wie Eisler hier tun muß, so wird das Ganze nicht sehr wahrscheinlich.

Nehmen wir z. B. die erste Inschrift, Nr. 345. Sie besteht aus zwei Teilen, die zu beiden Seiten einer Sphinx auf der Grundplatte eingemeißelt sind. Der eine Teil enthält die Buchstaben *m ʾh b ʿl t*, der andere (nach Eisler) *j w d l b ʿl t*. Darin will Eisler erkennen *mē-ʾahub-baʿalat jôd l.-baʿalat* „von dem von Baʿalat Geliebten ein Denkmal für Baʿalat“. Er sieht darin eine Übersetzung der ägyptischen Inschrift, die zwischen den Klauen und auf der Schulter der Sphinx steht; diese enthält nach Sethe einen unleserlichen Königsnamen („Horusnamen“) und das dazu gehörige Prädikat „geliebt von Hathor, der Herrin des Malachits“ und hat die Bedeutung einer Dedikation: „König X. weihte dies der Hathor, Herrin des Malachits“. Nun ist die Lesung *j w d* m. E. nicht so sicher, wie Eisler annimmt; Sethe liest das erste Zeichen als *k*. Die grammatische Form *j w d* ist, im Hinblick auf den Buchstabennamen Jod, nicht unmöglich, aber doch sehr ungewöhnlich; man müßte eine Nebenform **jaud* „Hand“ annehmen, die aber sonst in keiner semitischen Sprache vorkommt, und was Eisler auf S. 37 zur Erklärung dieser Form sagt, ist recht unklar. Die allgemeine Bedeutung „Denkmal“ ist doch fraglich und aus den angeführten alttestamentlichen Stellen nicht so ohne weiteres zu folgern, namentlich nicht für eine Sphinx. Die Hauptsache aber ist, daß der Wortlaut einer Inschrift „Von N. N. ein Denkmal für (die Gottheit) N. N.“

durchaus unsemitisch ist. In den vielen Jahrhunderten, aus denen uns semitische Inschriften bekannt sind, kommt eine solche Ausdrucksweise nicht vor. Da heißt es meist „Dies ist, was gelobt (geweiht, gemacht, dargebracht) hat N. N. für (die Gottheit) N. N.“, oder „[Dies ist] das Denkmal (oder ähnlich), das geweiht (usw.) hat N. N. für N. N.“ oder auch „Für die (die Gottheit) N. N. ist dies, was gelobt (usw.) hat N. N.“ Nun ist es natürlich möglich, daß semitische Inschriften in ihrem Stil durch fremde Vorbilder beeinflußt worden sind. So ist z. B. die berühmte phönizische Kranzinschrift aus dem Piräus bei Athen durchaus im Stile der griechischen Kranzinschriften gehalten; auch die palmyrenischen Inschriften, deren erste Wörter „Bule und Demos“ (Ratsversammlung und Volksvertretung) sind, werden dem griechischen Wortlaut nachgeahmt sein. So müßte man für diese altsinaitische Inschrift nach einem ägyptischen Vorbilde suchen. Im Ägyptischen gibt es, wie mir K. Sethe freundlichst mitteilte, dergleichen nicht; auch dort haben die Weihinschriften andere Formen. Wenn nun wirklich die ägyptische und die sinaitische Inschrift der Sphinx gleichzeitig sind und die eine die Übersetzung der anderen ist, so kann m. E. nur die Lesung in Frage kommen „N. N. (Eigenname, der in *j(k)wdlbʿlt* enthalten wäre), geliebt von Baʿalat“; und dann müßte man in *mʾhb* ein passives Partizip sehen, was vielleicht auf einen näheren Zusammenhang des Altsinaitischen mit dem Arabischen deuten würde. Es ist aber m. E. nicht völlig sicher, daß die beiden Inschriften zusammengehören. Die altsinaitische kann später hinzugesetzt sein, und dann wäre sie keine Weihinschrift, sondern eine Art „Graffito“. Tausende von semitischen Graffiti aus verschiedensten Jahrhunderten sind uns bekannt. Sie enthalten in den allermeisten Fällen den Namen des Schreibers oder des Mannes, der das Graffito für sich durch einen Schriftkundigen hat schreiben lassen. Dazu kommen aber auch sehr häufig Anrufe an die Gottheit, deren Name genannt wird und die, entweder durch einen Imperativ oder durch ein absolut gebrauchtes, im Akkusativ gedachtes Substantiv, um Hilfe oder Verzeihung oder Barmherzigkeit usw. gebeten wird. Solche Graffiti gleichen dann manchmal christlichen „Stoßgebeten“ oder „Schußgebeten“ wie „Mein Jesus, Barmherzigkeit!“ u. a. m. Diese Stoßgebete haben auch ihre islamischen Parallelen wie „O ʿAlî, Hilfe!“, die nicht nur oft mündlich ausgesprochen, sondern auch an Felsen, Ruinen, Hauswände usw. geschrieben werden. Zuweilen werden auch bloße Anrufe der Gottheit — entsprechend dem Stoßgebete „Jesus! Maria!“ — in arabischer Sprache ausgerufen oder eingegraben. Es sind mir aber auch altarabische Graffiti begegnet, in denen die Gottheit gebeten wird, dem Schreiber zu verzeihen, einem anderen jedoch (wohl dem Feinde des Schreibers) nicht zu verzeihen. Die späteren sinaitischen Inschriften aus den ersten nachchristlichen Jahrhunderten enthalten meist eine Grußformel und den Wunsch, daß des Schreibers gedacht werde, eventuell „vor einer Gottheit“. Diese Dinge sind jedenfalls im Auge zu behalten, wenn die altsinaitischen Inschriften als semitische „Graffiti“ anzusehen sind. Auch die mit einem Rahmen in Form einer Stele umgebenen Felsinschriften mit altsinaitischen Buchstaben können zu den „Graffiti“ gerechnet werden; denn unter den Ṣafâ-Inschriften, den typischen heidnisch-arabischen Wüstengraffiti, fand ich z. B. eine umränderte Inschrift folgenden Wortlautes (noch unveröffentlicht): „Von Burd, dem Sohne des Aṣlaḥ, des Sohnes des Abgar. Und




er überwinterte an dieser Stätte und opferte. Und o Allât, [gib] Heil!" — Doch ich vermag auch auf Grund dieser Erwägungen noch keine sichere Deutung der Sphinx-Inschrift zu geben, ebensowenig wie durch Vergleich mit dem Wortlaute ägyptischer „Graffiti" und Proskynemata.

Ähnliche stil- und formgeschichtliche Bedenken habe ich bei den meisten der anderen Lesungen Eislers; und dazu kommen immer wieder die ganz außergewöhnlichen Wortformen und Ausdrucksweisen, zu deren Annahme Eisler gezwungen ist. So will es mir z. B. durchaus nicht in den Sinn, daß *rabbân 'abânîm* (in Nr. 349) „prospector of minerals" bedeuten könne, es sei denn, daß hier eine ganz ungeschickte mechanische Wiedergabe eines ägyptischen Titels vorläge, so etwa wie während des Krieges „Oberster Kriegsherr" von den englischen Zeitungen durch Supreme War Lord statt durch Commander in chief übersetzt wurde, oder wie jetzt im besetzten Gebiete vom „Hohen Kommissar" (high commissioner) statt von „Oberkommissar" die Rede ist. Aber das ist hier nach Mitteilung von K. Sethe nicht der Fall. Auf jeden Fall wäre auch die Wahl des Wortes *rabbân* sehr auffällig, da es erst im späteren Aramäisch und im Neuhebräischen vorkommt und dort „Lehrer" bedeutet. Daher ist auch die Lesung *rabbân rabbânîm* (in Nr. 346) „Aufseher der Aufseher" (= Oberaufseher) sehr unwahrscheinlich.

Besondere Erwähnung verdient die kurze Inschrift 347; sie enthält wohl mit Sicherheit die drei Buchstaben *tnt*, die auf der Vorderseite einer menschlichen Büste eingegraben sind. Eisler will, wie oben gesagt, darin den Namen der Göttin Tanit erkennen. Aber auch wer zugeben will, daß Eislers Beweisführung für die Möglichkeit eines so frühen Vorkommens dieses Namens geglückt sei, wird doch folgendes nicht außer acht lassen dürfen: es ist bisher noch kein einziger Weihgegenstand, der in semitischer Schrift nur den Namen einer Gottheit enthielte, mit Sicherheit nachgewiesen. Man wird also wohl einen Personennamen darin erkennen müssen; doch auch das hat seine Schwierigkeiten. Die Lesungen *Ta-nût* oder *Ta-neit* „Die der Nût (bzw. Neit) [Angehörige]" sind nach Sethes Mitteilung ausgeschlossen, da 1. Nût nie in Personennamen vorkommt und 2. die Bildungen mit *Pa-* und *Ta-* im Ägyptischen erst sehr jung sind. Sethe schlug mir seinerseits etwa **Tenet* „Gabe" vor, also Kurzform eines Namens wie „Gabe der Gottheit". Aber die Form *tenet* (= hebr. *têt* „geben") ist noch nicht belegt, und „Gabe" heißt in den phönizischen theophoren Namen stets *mattan* (oder mit anderen Vokalen). Immerhin ist diese Möglichkeit nicht ausgeschlossen, da im späteren Arabisch Namen wie *Hiba* für *Hibat-allâh* und *ʿAṭṭja* (für *ʿAṭṭjat-allâh*) = „Gottesgabe" vorkommen. Es fragt sich dann weiter, ob dieser Personenname der Name des Stifters sein soll oder ob er nur als „Graffito" später auf die Büste eingeritzt ist. Weihgegenstände, auf denen nur der Name des Stifters (bzw. der Stifterin oder mehrerer Stifter) genannt ist, kommen bei den semitischen Völkern vor, sind aber nicht sehr häufig. In diesem Zusammenhange möchte ich auf den nabatäischen Altar aus dem Ḥaurân, den ich zuletzt in meinen Semitic Inscriptions S. 94 besprochen habe, hinweisen. Dessen Inschrift lautet „Badr (Budar?) und Ṣaʿad-êl, die Söhne des Witr, die Freunde (oder: Geliebte?) von Gad (d. i. Glücksgottheit). Heil! Qaṣî, der Sohn des Ḥannêl, der Bildhauer. Heil!" Der Wortlaut erinnert an die obengenannte Art von ägyptischen Weihinschriften und ist auch wohl durch sie beeinflußt, da er von den



übrigen nabatäischen Inschriften stark abweicht; ägyptische Eigennamen sind auch gelegentlich von den Nabatäern übernommen worden.

Sehr wichtig wäre es, wenn Eislers Lesungen *šnh* = Schinah, Mondgöttin = Sinai und *blkjn* = Keniter (Nr. 353, 354) sicher wären. Doch stehen auch diesen wieder so viele Bedenken entgegen, daß man sie vorläufig nur als Hypothesen vorsichtig nennen darf. Es ist durchaus möglich, daß die Leute, von denen die altsinaitischen Inschriften stammen, zu den Kenitern gehörten, aber die Inschrift 353 kann nicht als einwandfreier Beleg dafür angeführt werden.

Den Resultaten Eislers gegenüber, so verlockend sie teilweise sind, muß ich mich doch im allgemeinen ablehnend und abwartend verhalten. Als sicher kann man sie in der Wissenschaft auf keinen Fall verwenden. Neue Deutungen wage ich jedoch nicht zu geben, solange die Originale oder solche Abbildungen, die die Originale entbehrlich machen, mir nicht zugänglich sind. Als letztes Auskunftsmittel wäre, wenn alle anderen Deutungen versagen, auch die Möglichkeit ins Auge zu fassen, daß die altsinaitischen Inschriften zwar bereits in altsemitischer Schrift, aber noch in der herrschenden ägyptischen Landessprache abgefaßt wären. Dann ergäbe sich für 345 *m'hbʿlt* und 348 *štmhbʿlt* vielleicht ein brauchbarer Sinn, nämlich „sieh, o Baʿalat!", und „höre, o Baʿalat!", also „Stoßgebete" in Form von Graffiti; man erwartet zwar die Namen derer, die erhört oder gnädig angeschaut werden sollen; aber die sind nicht unbedingt nötig, wie vorislamische und islamische arabische „Stoßgebet-Graffiti" zeigen. Doch ist mir auch diese Lösung recht unwahrscheinlich; jedenfalls wäre sie, wenn sie auf den richtigen Weg führen sollte, eine Aufgabe der Ägyptologen.

Die im Titel von Eislers Buch genannten anderen unerkannten Alphabetdenkmäler aus der Zeit der XII.—XVIII. Dynastie bestehen aus einigen wenigen Zeichen; eine Gruppe von vier Zeichen befindet sich auf einem Holzklötzchen, das Eisler als Töpferwerkzeug deutet, drei Gruppen von je zwei Zeichen stehen auf Scherben von schwarzen Tongefäßen, eine zweibuchstabige Gruppe auf einem Topf. Die ersten vier Gegenstände stammen aus Kahun (in der Gegend des Faijûm), der letztgenannte Topf stammt aus Abydos. Die vier Zeichen des Holzklötzchens liest Eisler als den Eigennamen Achitob; diese Lesung ist sehr hübsch kombiniert, sie ist nicht unmöglich, aber auch nicht sicher. Als Lesungen der Zweizeichengruppen gibt Eisler *bt* = „Bath" (ein hebräisches Hohlmaß), *ʿb* = „dicht", *bh* = „leer", *ml* = „voll"; sie erscheinen mir sehr zweifelhaft, wenn nicht ganz unmöglich. Denn *ʿb* (eigentlich „Dichtigkeit") und *bh* („Leere, Verwüstung") sind m. E. als Krugaufschriften kaum denkbar; auch dürfte bei *bhw* das *w* und bei *ml'* das ' nicht fehlen. Diese Zeichen werden daher nichts anderes sein als die anderen Töpfermarken, Steinmetzzeichen u. ä. Wenn aber „Achitob" richtig gelesen ist und wenn das Gerät samt dieser Inschrift aus der 12. Dynastie, also der Zeit vor dem Hyksoseinfall, stammt, so würden daraus sehr wichtige Schlüsse auf die Geschichte des phönizischen Alphabets zu ziehen sein. Eisler zieht sie mit großer Sicherheit. Er sieht in den altsinaitischen Inschriften nicht wie Sethe die direkte Vorstufe der altsemitischen Schrift, sondern eine „zeitlich und örtlich umgrenzbare Seitenentwicklung". Es ist mir nicht unwahrscheinlich, besonders in Hinblick auf die unzweifelhaften Beziehungen der Altsinai-Schrift zu den südsemitischen Alphabeten, daß in dem Alphabet unserer Inschriften noch nicht das abgeschlossene System des „phönizischen" Alphabets




vorliegt, sondern daß noch andere Zwischenstufen und Seitenentwickelungen anzunehmen sind, wie sie uns aus der Geschichte der griechischen und italischen Alphabete bekannt sind. Wenn aber Eisler hofft, „den bündigen Nachweis zu erbringen, daß die Alphabetzeichen nach allen Regeln babylonischer Schriftgelehrsamkeit benannt und aus einem babylonischen Syllabar ausgewählt sind", so wird man zunächst seinen Nachweis abwarten müssen. Ich persönlich kann mir leider bei der recht schrankenlosen und apodiktischen Kombinationsart des Verf. nicht viel davon versprechen, will mich aber gern, wenn der Nachweis gelingt, eines Besseren belehren lassen. —

Druck und Ausstattung des Eislerschen Buches sind vortrefflich; und es ist hoch anzuerkennen, daß in der jetzigen Zeit ein solches Buch veröffentlicht werden konnte. Auch dem Verfasser sei für seine mühevolle Arbeit an dem so wichtigen Probleme unsere Anerkennung nicht versagt. Die Wissenschaft muß zu seinem Werke Stellung nehmen und wird ihm auch für seinen rastlosen Fleiß — seines Fleißes darf sich bekanntlich jeder rühmen — Dank wissen. Hoffentlich gelingt es, durch weitere Funde noch sicherere Resultate zu gewinnen!

Nachschrift: Herr Dr. Eisler teilt mir mit, daß die Originale teils wieder eingegraben, teils an verschiedene Museen gegeben worden sind, darunter eins an das Museum in Toronto. Es wäre sehr wünschenswert, daß Abgüsse des letzteren an europäische Museen geschickt und daß die vergrabenen Stücke durch eine Expedition für die Wissenschaft gerettet würden.

J. D. Michaelis und die Berliner Akademie.

Von F. Frensdorff.

Die Universität Göttingen, die den Namen des Landesherrn trägt, war eine Schöpfung des hohen Beamtentumes. Nicht weniger denkwürdig als ihre Gründung (1734—37) war ihr rascher Aufstieg. Nach kaum fünfzig Jahren war sie die erste Universität Deutschlands. Und dieser Erfolg war erreicht trotz der schweren Hindernisse, die sich ihr in ihren Anfängen in den Weg stellten. Keines schwerer als die mehrjährige Okkupation der Stadt durch die Franzosen während des Siebenjährigen Krieges, so daß es nach dem Frieden, wie G. A. v. Münchhausen, ihr geistiger Vater, urteilte, so gut wie einer Neukreation der Universität bedurfte. Unter den Lehrern leistete der Regierung bei ihrer Arbeit die wirksamste Hilfe Johann David Michaelis. Von Halle als magister legens nach Göttingen übergesiedelt, seit 1746 als Professor angestellt, beteiligte er sich mit Rat und Tat an dem Wiederaufbau der Universität. Gleichwohl entstand bald nach dem Friedensschluß die Gefahr, ihn an Berlin zu verlieren. Der Vorgang ist lehrreich nach beiden Seiten hin und bisher unzureichend bekannt geworden. Er soll hier nach den Zeugnissen erzählt werden, die sich in dem Michaelisschen Briefwechsel der Göttinger Universitätsbibliothek erhalten haben. Wilhelm Meyers großes Werk: Verzeichnis der Göttinger Handschriften gibt Bd. III (1894) S. 224ff. über dessen elf Bände (nachher als Cod. Mich., C. M. zitiert) die vollständigste Auskunft. Nur ein kleiner Teil liegt gedruckt in dem von Buhle herausgegebenen Litterar. Briefwechsel von Michaelis (3 Tle., 1794ff.) vor.



I.

Michaelis gehörte bald nach der Mitte des Jahrhunderts zu den bekanntesten deutschen Gelehrten. Wenn der junge Goethe sich im Vaterhause seine Zukunft ausmalte, sah er sich in Göttingen zu den Füßen von Männern wie Heyne und Michaelis sitzen (Dichtung und Wahrheit 27, 42 Weim.). Schon diese Zusammenstellung zeigt, daß man ihn nicht, wie oft geschieht, für einen Theologen halten darf. Gödeke hat gemeint, er sei nur der Professur nach kein Theologe gewesen (Lessings Werke [Cotta] I XXV). Er hatte mit ihnen bloß das Arbeitsfeld gemein: die Bibel. Sie mit Philologie und mit Philosophie zu durchdringen, machte er sich zur Aufgabe, und es gelang ihm, der biblischen Philologie eine ebenbürtige Stellung neben der klassischen zu verschaffen. Er legte Wert darauf, Professor der Philosophie zu sein und zu heißen, selbst gegen den Professor linguarum orientalium wehrte er sich. Die Sprachwissenschaft im ganzen bildete sein Arbeitsgebiet. Ihr gehörte auch die Schrift an, mit der er den von der Berliner Akademie für 1759 ausgeschriebenen Preis gewann: *sur l'influence des opinions sur le langage, et du langage sur les opinions.*

Die Aufgabe, die sich Friedrich d. G. nach dem Kriege setzte: „Künste und Wissenschaften in seinen Landen blühend zu machen", erhielt eine ihrer frühesten Ausführungen in einem Briefe, den Quintus Icilius, der gelehrte Offizier, der dem Könige seinen Namen verdankte und häufiger von ihm zu Verhandlungen mit Gelehrten verwandte wurde, im Sommer 1763 an Michaelis richtete, um ihn im Auftrage des Königs zu fragen, ob und unter welchen Bedingungen er bereit sei, eine Stelle in den preußischen Landen zu übernehmen. Die freie Wahl, die man ihm in bezug auf Amt und Gehalt ließ, drückte das Vertrauen aus, das man in ihn setzte, und zugleich die Hoffnung auf sichere Annahme des Antrags. Wenn der Briefschreiber mit dem Wunsche schloß, in eine persönliche Verbindung mit einem Manne zu kommen, dessen seltene Gelehrsamkeit er schätze, so war das nicht bloße Höflichkeitsphrase, sondern der Erinnerung entsprungen, daß er selbst in jungen Jahren Theologie und orientalische Sprachen studiert und von den wissenschaftlichen Verdiensten des Göttinger Gelehrten gehört hatte. Doch war er nicht der Vater des Gedankens, Michaelis zu berufen, sondern der Franzose d'Alembert, den der König im Frühjahr 1763 von seiner Inspektionsreise nach Cleve mitgebracht und einige Monate am Hofe zu verweilen bewogen hatte. Er hatte Michaelis' eben ausgegebene Preisschrift kennen gelernt und sich nicht sowohl an ihrem Inhalt als vielmehr an ihrem schönen Französisch erfreut, ein Lob, das bei dem Könige schwer wog. Der Verfasser war sich bewußt, an dieser Anerkennung seines Werkes sehr unschuldig zu sein. Das Französisch, das er und seine Kollegen durch den Umgang mit Offizieren während der Okkupation Göttingens gelernt hatten, hatte nicht lange über die Kriegszeit vorgehalten. Er entschuldigt sich einmal einem Ausländer gegenüber, er habe seinen alten Sprachmeister nicht mehr: *„Monsieur de Vaux, maréchal de France, qui nous enseignoit à Gottingue la langue de sa patrie, aux bourgeois d'une manière un peu rude et aux professeurs à sa table"* (an Fleetwood 1783, Cod. Mich. 322 Bl. 204). Wo er mit Franzosen zu korrespondieren hatte, entwarf er den Brief

deutsch oder lateinisch, und der Universitätslektor, Isaak von Colom du Clos, der von der französischen Kolonie zu Müncheberg stammte, besorgte die Übersetzung. Für die der Preisschrift war eine höhere Autorität erforderlich. Die Abhandlung war der Akademie vom Verfasser deutsch vorgelegt und auch 1759, eine vereinzelte Ausnahme, deutsch ausgegeben. Merian hatte im Recueil einen französischen Auszug veröffentlicht, eine vollständige französische, mit Zusätzen des Verfassers bereicherte, Ausgabe war vorbehalten. Diese war es, die d'Alembert kennen lernte. Ihr Erscheinen hatte sich durch die mühseligen, infolge des Krieges erschwerten, Verhandlungen zwischen Berlin und Göttingen verzögert. Was der französische Kritiker an ihr schätzte, war das Verdienst zweier Berliner Akademiker. Ihnen dankte auch der Autor, daß sie, ohne dem Räsonnement Abbruch zu tun, seine Arbeit in eine *pièce d'éloquence* umgewandelt hätten (C. M. 326 Bl. 53). Die beiden, Prémontval und Merian, waren nicht gleichberechtigt zum Empfang dieses Dankes.

Mit Premontval stand Michaelis schon von früher her in Verbindung. Er hatte dessen Schrift über die Monogamie (1751) in einer Göttinger Zeitschrift: *Relationes de libris novis* (1753) rezensiert und dadurch eine Korrespondenz veranlaßt, die sich bis zum Tode Premontvals fortsetzte und zum großen Teil bei Buhle (I S. 72 ff.) abgedruckt ist. Neben wissenschaftlichen Erörterungen bringt sie einzelne Mitteilungen über die Akademie, das literarische Leben Berlins, die Bekanntschaft mit Lessing, der durch den Franzosen erfuhr, daß Michaelis der Rezensent seiner Schriften in den Göttinger gelehrten Anzeigen sei und sich daraufhin mit ihm in Verbindung setzte.[1]) Premontval glaubte sich über Lessings Zurückhaltung beklagen zu dürfen und meinte den Grund in ihrer verschiedenen Stellung zur Akademie zu finden: Lessing strebe nach der Akademie, während er zu Formey, ihrem vorsitzenden Sekretär, in so schlechtem Verhältnis stehe, daß Bekanntschaft mit ihm eine nachteilige Empfehlung sei (Buhle I S. 113). Unter den mancherlei Gründen dieser Gegnerschaft spielte auch die französische Sprache eine Rolle. Premontval fühlte sich zum Wächter über deren rechten Gebrauch berufen und eiferte namentlich gegen das Französisch der schriftstellernden Refugiés. „*Il n'entend point raillerie sur la grammaire Françoise, et je crois qu'il ne ménageroit pas son propre père, s'il l'attrappoit en flagrant solécisme*", urteilte sein akademischer Kollege (Merian an Michaelis 1763, März 12, Cod. Mich. 326 Bl. 93). So erfreulich diese Korrektheit für eine Seite der ihm übertragenen Aufgabe sein mochte, um so hinderlicher war auf der anderen Seite, daß Premontval von der deutschen Vorlage nichts verstand. Er rühmte sich zwar, Albrecht von Haller mit Vergnügen gelesen zu haben (Gött. gel. Anz. 1762 S. 510), gestand aber im übrigen von seiner deutschen Lektüre: „*je me tire bien d'une page ou deux, le dictionnaire à la main, mais dès que c'est quelque chose de longue haleine, il ne m'est pas possible de l'entreprendre*" (Buhle I S. 93). Es war deshalb ein Glück für Michaelis, daß der zweite Mitarbeiter,

1) Die beiden Lessingbriefe des Michaelisschen Briefwechsel vom J. 1754 (C. M. 325 Bl. 272) sind zum erstenmal nach dem Original in Munckers Lessing-Ausgabe Bd 22 (1910) gedruckt, während alle früheren Editoren, auch Lachmann und Redlich, selbst noch Muncker im Bd. 17 (1904) seiner Ausgabe, den inkorrekten Abdruck Buhles I S. 90 u. 106 wiederholt haben.

den er fand, der Aufgabe nach jeder Seite hin gewachsen war. Der Schweizer Merian, mit dem Michaelis von hier ab in eine fleißige Korrespondenz kam[2]), die Buhle unberücksichtigt gelassen hat, sprach und schrieb zwar auch Französisch, verstand aber dasDeutsche völlig, wenn er auch das *„Allemand fort corrompu"* seiner Heimat, seit er sie verlassen, aufgegeben hatte (Bl. 45). Merian konnte die Arbeit, als Michaelis sie ihm antrug, nicht sofort beginnen, da er zunächst Frau v. Maupertuis zu ihrem im Hause Bernouillis in Basel erkrankten und bald hernach am 27. Juli 1759 versterbenden Gatten zu begleiten hatte. Die Reise führte Merian über Göttingen, war aber so eilig, daß er Michaelis aufzusuchen außerstande war. Er sah von Göttingen nur so viel, daß er es für *„un séjour charmant et fait exprès pour les muses"* erklären und einen Brief an Michaelis schreiben konnte (Bl. 44). Ein merkwürdiger Zufall führte es herbei, daß er den Brief auf der Post einer Dame übergab, die in dem nächsten Monat Michaelis' zweite Frau wurde (Bl. 46). Luise Schröder, die Tochter des Oberpostkommissars Schröder, den Lesern der Briefe Carolinens nicht unbekannt. Alsbald nach seiner Rückkehr im Dezember nahm Merian die Übersetzung in Angriff. Ihm fiel die Hauptarbeit zu, Premontval sorgte für die Feinheit des Stils. Merians Tätigkeit befriedigte Michaelis dermaßen, daß er mit ihm noch während des Druckes der Preisschrift eine zweite Arbeit gleicher Art verabredete. Sie betraf die „Fragen", das Programm für die von der dänischen Regierung auf Anregung von Michaelis ausgerüstete Expedition zur Erkundung Arabiens, die er unter dem Beirat von Göttinger Kollegen zusammenstellte und 1762 veröffentlichte. Im Jahr darauf erschien die französische Ausgabe, von Merian allein besorgt, da Premontval beschäftigt war und die Sache Eile hatte.

Je mehr der Krieg sich seinem Ende näherte, desto häufiger flossen in den geschäftlichen Briefwechsel zwischen Berlin und Göttingen Bemerkungen über die Zeitereignisse ein. Im November 1762 gratulierte Merian zu dem für Hannover durch den Vertrag Englands mit Frankreich vom 2. November erlangten Frieden; sein Brief vom folgenden Neujahrstage schloß mit den Worten: *„nos affaires prennent de jour en jour un meilleur aspect et nous permettent un avenir encore plus heureux. Nil desperandum Teucro duce et auspice Teucro"* (C. M. 326 Bl. 86). Sie trafen auf eine günstige Gegenstimmung in Göttingen. Am 16. August 1762 hatten die letzten Franzosen die Stadt verlassen. Bei der auf den 11. Oktober verlegten akademischen Jahresfeier, die wieder in der bisher als Mehlmagazin benutzten Universitätskirche gehalten werden konnte, sprach Michaelis *„de magnitudine ejus quod nunc geritur belli"* und legte dar, wie dieser Krieg mit keinem andern der Geschichte zu vergleichen sei, wie Friedrich einer Welt von Feinden widerstanden und keinen Fußbreit Landes verloren habe. Seinen Mut habe kein Unfall zu erschüttern vermocht: *quis non post praelium Cunersdorfiense, denique Colberga capta de rerum Borussicarum summa desperavit praeter atrocem animum Friderici?* Bei Übersendung der Rede nach Berlin war Michaelis nicht ohne Bedenken über die Verwendung der Horazstelle, bis ihn Merian beruhigte, sie könne nur als Lob verstanden werden.

---

2) C. M. 326 Bl. 41 ff., 29 Briefe 1759–74.

II.

Der fortgesetzte literarische Verkehr machte Michaelis den Mut, im Anfang des Jahres 1763 Anfragen persönlichster Art an Merian zu richten. Wir kennen sie nur aus dessen Rückantworten. Die erste, ein Brief vom 15. Februar von mannigfachem Inhalt (C. M. 326 Bl. 87), dankt zunächst für die Übersendung der neuen, 1759 erschienenen Ausgabe des Claudian von dem Göttinger Joh. Matth. Gesner, einer der letzten Arbeiten des großen Gelehrten. Das Buch, dessen Merian zu einer in der Akademie zu haltenden Vorlesung bedurfte, hatte ihm nicht nur durch Inhalt und Noten genützt, er hatte sich auch an der Erzählung in den Prolegomenis ergötzt, wie die „*duces Gallici in quorum potestate tum eramus*", der Graf von Orlick und der *chevalier de Muy,* Kommandanten in Göttingen im Sommer und Herbst 1757, den Verfasser mitunter des Abends, wenn er bei der Lampe arbeitete, überrascht, nicht geduldet, daß er das Hauskleid mit der *vestis forensis* vertauscht und in wissenschaftliche, dem Krieg ganz fremde Unterhaltungen, verwickelt hätten. Gesner ahnte nicht, als er das schrieb, wie bald er diesem Kriege zum Opfer fallen werde. Die Hauptsache für unseren Zusammenhang ist, was Merians Brief über die Verhältnisse der Berliner Akademie berichtet. Nicht daß er etwas bisher Unbekanntes enthielte, aber er führt auf die Fragen hin, die Michaelis gestellt, und den Zweck, zu welchem er sie gestellt hatte.

„*Vous demandés Monsieur, quelle est ma pension à Berlin et je ne fais aucune difficulté de Vous dire que tout compris elle va environ à sept cens écus* ὀλίγον τε φίλον τε. *Nous avons sans doute un peu souffert du malheur des tems par rapport aux especes, cependant j'ai encore lieu d'être assez content, et d'ailleurs tout va se remettre sur l'ancien pied. Ce n'est pas, Mr, que tout indigne que je suis, je n'aye eu des vocations très avantageuses. Mais je suis attaché à cette ville: la liberté, les agrémens et sur-tout le loisir littéraire, dont je jouis dans ma place, sont pour moi des objets très-considérables. Je suis un peu Epicurien sur ces articles-là. Votre idée de me supplanter m'a bien fait rire. Je souhaiterois fort que Vous eussiés ce desir-là. Il en arriveroit que Vous seriés transplanté sans que je fusse supplanté; car nous avons icy de la place pour tous les habiles gens et sur-tout pour les personnes de votre mérite. Nos Académiciens pensionnaires ne sont pas attachés à un certain nombre, et il n'y a point de succession de place. Le nombre et la pension dépendent uniquement du bon plaisir de Sa Majesté ou de la disposition du Président, lorsqu'il y en a un. Au reste nous ne sommes astreints à aucun travail reglé: toute gêne est bannie, et nous ne travaillons que lorsque l'esprit nous le dicte. Vous m'avouerés au moins, Monsieur, que pour un homme de lettres cela est extrêmement gracieux.*"

Michaelis hatte offenbar Merian eine Art Tausch angeboten, er wollte nach Berlin gehen, Merian sollte nach Göttingen kommen. Der Tod Gesners (3. Aug. 1761) hatte in Göttingen eine Lücke hinterlassen, die schwer auszufüllen war. Interimistisch verwaltete Michaelis die Gesamtheit seiner Ämter und war im Auftrage des Kurators auf der Suche nach einem Ersatz. Seit dem Herbst 1762 war man in Hannover unabhängig von ihm durch Ruhnken in Leyden auf Heyne, der als Bibliothekar verborgen in Dresden lebte, aufmerk-

sam gemacht, eine Berufung, die Michaelis nichts Gutes für seine eigene Stellung ahnen ließ und zur Zeit unseres Briefes noch in der Schwebe war. Der Gedanke des Tausches kam Merian so lächerlich vor, daß er, besorgt, sein Korrespondent könne seine Antwort übel aufgenommen haben, am 12. März auf die Sache zurückkam und sich ausführlich über seine Lage aussprach (Bl. 93).

„*Il n'y a plus le moindre doute sur la paix nous avons déjà proclamé, chanté le Te Deum et tiré le canon. Le Roi fera son entré le 2 ou le 3 ieme du mois prochain. On fait des préparatifs immenses pour sa réception, et la ville illuminée et decorée d'un bout à l'autre ressemblera à un palais magique .... Je me tiens, Monsieur, fort honoré de la bonne opinion que Vous voules bien avoir de moi; et je suis extrêmement sensible aux marques d'amitié que Vous me donnez. Il n'y a que les raisons les plus fortes qui puissent m'empêcher de profiter de vos offres; et ce ne sont point des raisons d'intérêt, ou du moins ces dernieres ne sont qu' accessoires. J'ai les plus grandes obligations au Roi de Prusse. Depuis que je suis dans ce païs-ci, Sa Majesté n'a cessé de me donner des marques de sa bienveuillance et de me faire jouir de tous les agrémens qui convenoient à ma situation, et cela de son propre mouvement et sans que je lui aye jamais rien demandé. Il y'a deux ans, que le Roi prévenant mes desirs me fit dire que le mariage que j'avois alors en vûe avec la fille du feu conseiller privé Jordan lui feroit beaucoup de plaisir, et pendant son dernier séjour à Leipzig il s'est encore expliqué sur mon sujet dans les termes les plus gracieux et m'a fait envisager une très agréable perspective. Vous voyez donc, Monsieur, que toutes sortes de liens me retiennent dans une ville, où ma propre inclination me retenoit déjà depuis dix ans. Je n'en sens pas moins pour cela tout l'avantage qu'il y auroit pour moi de vivre avec Vous et avec tant d'habiles gens, qui font l'ornement de votre université et de votre académie et tout le prix des bontés que Vous avez pour moi. Vos refléxions me paroissent toutes très justes. Si vos pensions sont honnêtes, elles ne sont rien moins qu' exorbitantes: la vôtre sur-tout me paroit bien au-dessous de ce que Vous mérités. Les gens du monde s'imaginent pour l'ordinaire que les savans doivent vivre d'air et se repaître de fumée; et ce sont souvent les savans eux-mêmes qui se déprisent à ce point-là en se donnant à trop bon marché. Je conçois bien, Monsieur, que l'on ne voudroit pas perdre à Goettingue un homme comme Vous et que d'un autre côté Vous ne voudriés peut-être pas quitter un endroit, où tant de raisons Vous attachent: mais je suis persuadé et toute l'Europe savante l'est avec moi, qu'il n'y a point d'académie ni d'université, qui ne souhaitât de faire votre acquisition.*[3])

La paix va rendre, je l'espere du moins un nouveau lustre à notre académie. Le Roi nous a fait assurer qu' à son retour il prendra de nous un soin

3) Zur Erläuterung des Vorstehenden bedarf es nur zweier Bemerkungen. Der Freund des Königs Charles Etienne Jordan († 1745) hatte aus der Ehe mit Susanne Perréault (verstorben 1732 in Prenzlau) zwei Töchter hinterlassen. Eine von ihnen wurde Merians Gattin. — Nach dem am 15. Febr. 1763 geschlossenen Hubertusburger Frieden traf der König am 30. März abends in Berlin ein und wußte sich den zu seinem Empfang bestimmten Festlichkeiten zu entziehen. Koser, Friedrich d. Gr. II 675. Nicolai, Anekdoten aus dem Leben Friedrich d. Gr. IV 84, V 122.

tout particulier et nous pouvons attendre les plus belles choses de son amour pour les lettres."

III.

In seiner in den letzten Lebensjahren niedergeschriebenen Selbstbiographie erzählt Michaelis: „In diesem Jahre 1763 erhielte ich ganz unerwartet einen Brief aus Potsdam von Guichard" (Quintus Icilius). Der Brief (oben Sp. 263) vom 18. Juli datiert, war „wegen des nach Göttingen nicht vortheilhaft eingerichteten Postencourses" erst am 23. in die Hände des Adressaten gelangt. Schon tags darauf antwortete er, und zwar ablehnend, ohne Vorbehalt, obschon er die Bedingungen, die Berlin bieten würde, noch gar nicht kannte. Die Verhandlungen mit Merian zeigen, daß der Antrag, nach Berlin zu kommen, Michaelis nicht so überraschend getroffen haben kann, und die schnelle und entschiedene Ablehnung, daß er, gründlich über alle Aussichten, die ihm eröffnet werden konnten, unterrichtet, zur Erteilung seiner Antwort gerüstet war. Sie berücksichtigt einerseits Hannover, andererseits Berlin.

Seine Bewunderung des Königs, sein Stolz, in dessen Landen geboren zu sein, mußten ihm einen Antrag, der von einem solchen Kenner der Verdienste kam, „entzückend" machen. Gleichwohl lehnt er ab, der Aufforderung entsprechend auch nur seine Bedingungen zu stellen. Er hat in Hannover viel Gnade erfahren. „Ein ohne allen Charakter ins Land kommender Ausländer", ist er in Belohnungen und Zutrauen allen seinen Kollegen vorgezogen und kann jetzt nicht, will er sich nicht dem Vorwurf der Undankbarkeit aussetzen, fremde Dienste suchen. Ohne eine Verbesserung seiner Einnahmen könnte er das Land nicht verlassen, und die Bedingungen, die er dann stellen müßte, würden übertrieben scheinen. Er steht sich auf 440 alte Louisdor, die Hälfte als Gehalt, die andere als Einnahme aus Kollegien. Eine Erhöhung dieser Summe würde das überschreiten, was er dem preußischen Lande wieder einbringen könnte. Michaelis hofft, der König werde solch offener Darlegung seiner Gründe Gerechtigkeit widerfahren lassen und ihm die Gnade des großen Monarchen erhalten, dem sein Herz untertan zu sein nie aufhören werde. Er hatte sich keine Bedenkzeit genommen und war mit niemandem als mit sich zu Rate gegangen, als er seinen Entschluß faßte und nach Berlin meldete. Oberst Quintus trug die Angelegenheit dem Könige im Beisein d'Alemberts vor. Sein Brief vom 11. August, in dem er darüber an Michaelis berichtete, ist charakteristisch. Er dankt für zwei ihm übersandte Schriften, die arabischen Fragen und die Übersetzung des Predigers Salomo, und spricht seine Anerkennung in warmen Worten aus. Erst in dem letzten kurzen Absatz kommt er auf die Ablehnung des Antrags: der König lasse seiner Denkungsart Gerechtigkeit widerfahren und werde ihn auch fortan unter die Zahl derer setzen, die ihrem Vaterlande Ehre machen. „Vielleicht ereignet sich Gelegenheit, Ew. Hochedelgeborn dero Verdiensten und Umständen gemäße Vorschläge zu thun."[4]) Des Königs Antwort ist leicht erklärlich. Er war nicht gemeint, auf die Gewinnung von Gelehrten für die Akademie viel Geld zu verwenden. In einem

4) Die drei in Betracht kommenden Briefe (C. M. 324 Bl. 360ff.) vom 18., 27. Juli und 11. Aug. 1763 sind bei Buhle II Nr. 59–61, S. 429ff. gedruckt; der Michaelissche mit willkürlichen Änderungen; der oben im Text mitgeteilte Schlußsatz des Schreibens von Quintus ist gänzlich unterschlagen.



Zeitalter, das sich so gern als das philosophische bezeichnete, müßten auch die Einzelnen Philosophen, das heißt in des Königs Sprache genügsam, sein. Seinen Vater nannte er einen Philosophen auf dem Thron, weil er *„réduisit sa propre dépense à une somme modique“* (Mem. Brand., Œuvres t. 1, 126). Als ein Gelehrter für 500 Taler von Brüssel nach Berlin zu kommen sich weigerte, schrieb der König an seinen Vorleser de Catt: *les gens de lettres deviennent à la honte du siècle aussi avides d'intérêt que les financiers; ce siècle philosophique est tres-peu philosophe* (1764 Œuvres 24 S. 19). Was Merian in einem seiner Briefe von den *gens du monde* und ihrer Behandlung der *savans* sagt (oben Sp. 272), gilt in erster Linie von dem König. Ein guter Rechner wie Michaelis war am wenigsten geneigt, sich dem auszusetzen.[5]) Sein Enthusiasmus für den König war nicht groß genug, um sich darüber zu vergessen. Wer so oft wie er den Eigennutz für die stärkste Triebfeder des menschlichen Lebens erklärt hat, machte für sich keine Ausnahme von dem, was alle bewegte. Merian hatte zur Zeit eine Einnahme von 700 Talern, die in den nächsten Jahren auf 900 stieg (Harnack, Gesch. der Berliner Akademie I 491). Michaelis konnte die seine nahezu auf das Dreifache schätzen. Schlosser erklärt deshalb Michaelis' Ablehnung ganz richtig mit den Worten: Göttingen paßte für seine ökonomischen Zwecke besser als das Land des kargen Königs (Gesch. des 18. Jahrh. II. 539).

Die günstigste Aufnahme seiner Ablehnung hätte man von Hannover erwarten sollen. Michaelis hatte sie gemeldet und um deren Mitteilung an den König gebeten. Das war geschehen, aber nicht, wie er gewünscht hätte, schriftlich, sondern mündlich durch den zur Zeit beim König in London weilenden Geh. Rat von Behr. Der König habe die Ablehnung wohl aufgenommen, wurde ihm geantwortet, und das blieb die einzige Antwort, die ihm zuteil wurde. Aber noch mehr. Er hatte bisher in der Gunst und im Vertrauen der Regierung gestanden; sie hatte seinen Rat in den verschiedensten Universitätsangelegenheiten gesucht und, wie er selbst sagt, ihn in Belohnungen und Zutrauen allen vorgezogen.[6]) Michaelis bemerkte sehr bald, daß dies sich änderte, und gab seiner Enttäuschung selbst nach außenhin Ausdruck; so in einem Briefe an den Marquis von Lostanges, einen Offizier der französischen Besatzung, der sich die allgemeine Sympathie in Göttingen erworben, so daß ihn die Sozietät zum Ehrenmitgliede gemacht und die juristische Fakultät als *„in aula et in sago illuster“* zum Doktor kreiert hatte (1764 Janr. 6, C. M. 325, Bl. 375c). Er schreibt hier, nachdem er von dem königlichen Anerbieten und seiner Ablehnung berichtet: *Il semble pourtant, que je n'ai pas bien fait en n'acceptant les offres genereuses du Roy de Prusse, car on m'a fait fait (!) depuis ce tems quelques chagrins à Goettinguen, qui changent ma maniere de penser et que je ne devois pas me promettre.*

Um dieselbe Zeit muß Michaelis in

5) Auf die Nachricht, A. v. Haller werde in preußische Dienste treten, schrieb Michaelis an ihn, der bei der großen Entfernung den jetzigen Geldzustand von Deutschland nicht völlig kennen werde, daß 2000 Taler hannöverisch Geld ungefähr so gut seien als 4000 Taler preußisches, und riet ihm, die Vorsicht zu gebrauchen, sich das Salarium in einer auswärtigen Münzsorte, z. E. in holländischen Dukaten auszubedingen (1762 Juni 19, Bern, Hallersche Korrespondenz Bd. 21 N. 76).

6) Im Konzept: Belohnungen und Confidence. Von Buhle willkürlich geändert.

gleichem Sinne dem Oberst Quintus Icilius geschrieben haben, denn dieser schließt einen Brief an ihn mit den Worten: „Es betrübt mich übrigens, daß die Aufmerksamkeit Sr. Majestät auf Ew. Wohlgeb. Denenselben einige Vermindrung der Ihnen schuldigen Achtung und Zutrauens zugezogen hat. Ich hätte mich sollen einbilden, dero großmüthige Entschuldigung solche vielmehr hätte vermehren müßen. Allein man denkt fast aller orten auf einerley Weise" (1764 Febr. 4, C. M. 324, Bl. 376). Auch in die Korrespondenz mit A. v. Haller, der auch nach der Rückkehr in seine Heimat Präsident der königlichen Sozietät der Wissenschaften geblieben war, fließt die gleiche Klage ein: „In Hannover ist man mir jetzt sehr ungnädig, doch ist schwer die Ursache zu errathen" (1764 Mai 29, Bibl. Bern, Einzelbrief). Worin die Ungunst der Regierung bestehe, sagt er nirgends, ebensowenig, was er als ihren Grund vermute. Die Andeutung eines etwas späteren Briefes an Haller: „Die Ursachen (seiner Zurückhaltung gegen Hannover) werden Ew. Hochwohlgeb. gewiß billigen, wenn ich sie dereinst mündlich erzähle: die eine gehet so weit, daß ich, wenn ich einmahl in andere Dienste treten sollte, sie als eine Rechtssache vor dem Ober-Appellations-Collegio treiben würde" (1764 Okt. 28, Bern Hallersche Korresp. Bd. 23 Nr. 157), ist zu mysteriös, um eine Aufklärung zu bringen. In seiner Selbstbiographie (S. 100) läßt er den Umstand, daß er um diese Zeit ein für ihn „sehr bequemes, aber dabey kostbares Haus" erwarb, eine Rolle in dem Verhalten der Regierung spielen. Die Ansässigmachung habe ihn so an Göttingen gebunden, daß die Regierung, in dem Glauben, seiner sicher zu sein, es nicht für nötig gehalten habe, etwas Weiteres für ihn zu tun. Die Gedanken der Regierung können das nicht gewesen sein. Nach der Gunst, die er bisher genossen, der Stellung, die er eingenommen hatte, und dem hohen Wert, den das Kuratorium fortdauernd seiner Lehrtätigkeit für die Universität beilegen mußte, ist das Verhalten der Regierung gegenüber dem Schritt, der Göttingen vor dem Verlust einer solchen Kraft bewahrte, und den Motiven, aus denen er ihn getan hatte, nicht ohne weiteres erklärlich. Michaelis hatte den Berliner Antrag abgelehnt, um nicht gegen Hannover undankbar zu sein. Jetzt fällt der Schein der Undankbarkeit auf Hannover. Anstatt ihn zu belohnen, entzieht man ihm das Vertrauen, dessen er bisher gewürdigt worden war. Die Wendung war unverkennbar. Über ihre Aufnahme im Publikum ließ sich eine Göttinger Stimme alsbald bei Haller vernehmen: „Der Credit des Herrn M., der seit vielen Jahren bei Ihro Excellenz dem Herrn Cammerpräsidenten so vieles vermocht hat, scheinet seit einiger Zeit sehr gefallen zu seyn. Das allgemeine Schicksal der Lieblinge! Es ist hier bey vielen ein großes Frohlocken darüber." Als Haller das M. nicht verstanden hatte oder nicht verstehen wollte, erläuterte es Murray, der Sekretär der Sozietät, und ergänzte es durch den Zusatz: „Herr Hofrath Pütter hat die Gnade des Ministers gewonnen, und auch andere rechtschaffene Leute participiren daran."[7]) Weniger einig war man sich über den Grund der Veränderung. Der Geograph Büsching, ein fleißiger Korrespondent Michaelis', vermutete, auf alte Göttinger Erfahrung gestützt, „der große Konsistorialrat, der die Vormundschaft für die theologische Fakultät zu

7) 1764 Jan. 17; Juni 21; 1765 Jan. 30 (Bern, Bd. 23 Nr. 16 u. 86; 24 Nr. 15).

Göttingen von Hannover aus verwaltet" — gemeint ist Götten —, habe ihn bei dem Herrn Premier Ministre angeschwärzet, glaubte aber, Michaelis habe mit seiner Ablehnung des Berliner Antrages „nicht übel gethan", denn „das dasige Regiment habe viel unerträgliches" und seine Einnahme in Göttingen werde „nicht weniger oder doch nicht viel weniger betragen, als er in Berlin zu erwarten hatte" (1766 April 6, C. M. 321, Bl. 195). Andere, namentlich in Göttingen, machten Michaelis' widerwilliges Verhalten zu den Neuordnungen, welche nach dem Tode Gesners und dem Eintritt Heynes nötig wurden [8]), verantwortlich. Der wahre Grund kann alles das nicht gewesen sein. Das zeitliche Zusammentreffen des Wandels mit den Berliner Verhandlungen ist kein Zufall. In ihnen ist der Wendepunkt zu suchen. In Hannover hat man vermutlich erfahren, daß der Ruf nicht improvisiert gekommen, sondern von langer Hand vorbereitet war. Das Suchen fremder Dienste ist von den Regierungen immer übel aufgenommen worden, um wieviel mehr hier, wo es sich um einen Beamten handelte, der seit Jahren in der hohen Gunst seiner Vorgesetzten gestanden hatte. Jedenfalls hat Michaelis seine Ablehnung nachmals gründlich bereut. Er nennt sie in seiner Selbstbiographie (S. 99) eine seiner ärgsten Übereilungen, und in einer Eingabe an die Geheimen Räte aus seinen letzten Lebensjahren erklärt er sein damaliges Verhalten als eine Art von Exzeß der Dankbarkeit, die „Ew. Hochwohlgeborne Excellenzen ein wenig an Einfalt gränzend finden werden" (Gött. Kuratorial-Archiv, Akte Michaelis). Da er aber zuvor den damals noch seltenen Hofratstitel (1761) und ungesucht eine Gehaltserhöhung erlangt hatte, so habe er den preußischen Antrag nicht als Hebel neuer Gunstbezeigungen benutzen mögen. Als sie sich aber weder damals noch nachher von selbst einstellten, so fühlte er, der edel gehandelt zu haben meinte, sich tief verletzt. Der kluge Rechner hatte sich doch verrechnet. Sein Exzeß der Dankbarkeit, wie er ihn nennt, schützte ihn zwar vor materiellem Verlust, aber nicht vor Einbuße an einem geistigen Gute, das er nicht weniger hoch schätzte, an Einfluß. Seine Natur war nicht danach, solchen Verlust ruhig hinzunehmen.

8) Siehe meinen Aufsatz: Eine Krisis in der Gesellschaft der Wissenschaften (Götting. Nachrichten 1892 Nr. 3).

IV.

Michaelis, der sich selbst der Leidenschaftlichkeit zeiht, ließ es nicht bei bloßen Klagen bewenden, sondern versuchte bald, ob sich nicht das früher Versäumte nachträglich erreichen lasse, zumal Quintus' Äußerungen eine Hoffnung auf die Zukunft eröffnet hatten (oben Sp. 274). Eine Zeitlang trug er sich mit der Absicht, nach Berlin zu reisen und sich womöglich dem Könige vorzustellen. Schon zu Anfang des Jahres 1765 schrieb er an Lostanges: *„l'été prochain j'irai faire un tour à Potsdam et à Berlin, où j'aurai peut-être l'occasion de voir ce grand homme, qui nous a entretenu si souvent par ses exploits"*, worauf der Franzose erwiderte: *„écrivéz moy quand vous serés à Potsdam et que vous aves vu le grand Roy et le grand homme de guerre, dont vous etes né le sujet"* (C. M. 325, Bl. 381 und 383). Die Reise kam nicht zustande, ebensowenig die des nächsten Jahres. Weshalb, erklärt ein Brief an Haller: „Ich hatte vor im Augusto nach Berlin zu reisen, allein weil gerade um die Zeit der König in

Schlesien war und doch eine Hauptabsicht war, diesen großen Herrn zu sehen, so mußte die Reise unterbleiben" (1766 Juni 11 Bern, Bd. 25 Nr. 106). Auch Briefe von Freunden und Kollegen aus dieser Zeit, z. B. Büsching, sprechen von der Hoffnung, ihn in Berlin zu begrüßen (C. M. 321, Bl. 212). Aber auch der Gedanke der Übersiedelung tritt wieder auf und wiederholt sich in denselben Formen wie früher. Allerdings erst nach 1770 und einem für Göttingen so einschneidenden Ereignis wie dem Tode des großen Kurators Münchhausen. War Michaelis' Austritt aus der Sozietät geeignet gewesen, einen Mann, der vor allem auf die „Wahrung des utile" seiner Stellung bedacht war, dem Herzen des Ministers zu entfremden, so war er jetzt selbst sich bewußt, daß unter der neuen Leitung der Universitätsangelegenheiten durch Georg Brandes in Hannover und durch Heyne in Göttingen seine ehemalige Rolle völlig ausgespielt war. Er knüpfte deshalb aufs neue in Berlin an. Im Mai 1773 erhielt er folgenden Brief:[9])

Wolgeborner, Hochgelerter Herr!
Höchstzuverehrender Herr Hoff-Rath!

E. W. bin für geneigte Antwort auf meine Anfrage wegen Übersetzung eines Persischen Briefes sehr verbunden. Ein Gelehrter in Amsterdam hat die Übersetzung gelifert und dafür eine große goldene Medaille erhalten. Aus E. W. Schreiben merkte ich eine besondere Neigung für Dero Vaterland, und wie glücklich wollte ich mich schätzen, wen ich Gelegenheit seyn könte, daß ein so großer Gelehrter, auf den Deutschland mit Recht stoltz seyn kan, seinem und meinem Vaterlande wider gegeben seyn würde. Ich habe etwas gethan, davon ich nicht sicher bin, daß es E. W. approbiren werden, ich hoffe es aber. Da ich vor einiger Zeit mit den Herrn Oberst v. Quintus Hochwolgeb. zu sprechen Gelegenheit hatte, machte ich disem gelehrten Herrn solches bekannt, Sie erboten sich dazu die Hand zu biten und trugen mir auf E. W. zu fragen: 1) Wie hoch dieselben jetzo an Salario stünden und wie vil Dieselben bey einer Veränderung verlangten? 2) Mit welchem Character Dieselben bekleidet zu werden wünschten? 3) Ob Dieselben bey der Universität oder sonst wo wolten placirt seyn? Ich verlange E. W. Entschlißung dieser Puncte wegen nicht zu wißen, bitte mir aber ein Schreiben an des Herrn Oberst v. Quintus Hochwohlgeb. aus, damit solches an disen Herrn geben kan. Ich habe die Ehre mit größter Hochachtung mich zu nennen

E. W.
gehorsamst ergebenster Diener
Hirte.

Potsdam
den 22. Maji 1773.

9) Cod. Mich. 324 Bl. 121. Datum und Unterschrift des Briefes sehr undeutlich; daher die Zweifel bei W. Meyer, Verzeichnis III 231. Die Ermittlung des Verf. verdanke ich Herrn Oberbibliothekar Dr. Joachim. Adreßkalender der Kgl. Preuß. Lande f. 1775 S. 6.

Die eingangs erwähnten Tatsachen hingen damit zusammen, daß der König im November 1772 einen Brief und Geschenke Hyder Alis erhalten, der sich zum Herrscher Malabars gemacht und nach einem Krieg mit den Engländern eine mächtige Stellung in Indien errungen hatte. Der Brief, in persischer Sprache abgefaßt, von einem Juden Isaak Goldschmidt überbracht, war dazu bestimmt, Preußen zur Begründung einer Handelsniederlassung an der indischen Küste zu bewegen. *„Le defaut d'une marine, il est vrai, ne me permettra point d'en profiter"*,

schrieb der König an den Minister von Finkenstein, erinnerte sich an das vom Großen Kurfürsten 1683 angelegte Fort Groß-Friedrichsburg, das vierzig Jahre später an die Holländer verkauft worden war, und verlangte zunächst eine getreue Übersetzung des überbrachten Briefes. Die Minister bemühten sich vergebens in Berlin, in Halle und Leipzig einen des Persischen kundigen Gelehrten aufzutreiben und hatten den Brief schließlich an Thulemeyer, den preußischen Gesandten im Haag, geschickt.[10]) Ob der die geeignete Persönlichkeit selbständig ausfindig machte oder ob, wie nach dem Eingang unseres Briefes zu vermuten, Michaelis' Rat dabei mitgewirkt hat, läßt sich nicht mehr ermitteln. Die Hilfe kam von Leyden. Sein berühmter Orientalist, Schultens, übersetzte den Brief ins Lateinische, woraus dann für den König eine Übertragung ins Französische hergestellt wurde. Der König ließ ihm dafür eine goldene Medaille im Wert von 25 Dukaten zugehen; da die anfangs dazu bestimmte, auf die Huldigung Westpreußens geprägte, nicht zu haben war, so trat die der Schlacht bei Sorr von 1745 gewidmete an die Stelle.

Der Schreiber des obigen Briefes, Joh. Gottlob Hirte, Pastor bei der Heiligengeistkirche in Potsdam, ist sonst nicht in der Michaelisschen Korrespondenz vertreten. Aber Michaelis hatte seiner Unzufriedenheit kein Hehl und machte seinem Herzen auch gegen Personen Luft, die er wenig kannte oder zum ersten Male sprach. Hirtes Vorschlag mochte ihn zu sehr an die Vorgänge vor zehn Jahren erinnern. Er schlug einen anderen Weg ein und setzte sich mit französischen Gelehrten in Verbindung. Da er wissen wollte, d'Alembert habe die Ablehnung des von ihm angeregten Rufes übel genommen, so benutzte er die Gelegenheit, daß Schlözer im Winter 1773 nach Paris reiste, um durch ihn d'Alembert einen Brief überreichen zu lassen, den dieser am 7. Januar 1774 erwiderte (C. M. 320, Bl. 16): *Il y a longtemps, monsieur, que votre grande et juste reputation m'est connue; et c'est en consequence de la haute estime que vous m'avez inspirée, que me trouvant en 1763 à la cour du Roi de Prusse je lui parlai de vous avec tous les éloges que vous meritez et que je l'exhortai à vous attirer dans ses états. On m'a dit qu'il l'avoit fait et que vous n'aviez pas accepté ses offres. Si vous etiez actuellement, monsieur, dans la disposition d'y consentir, je ne doute pas que ce Prince ne s'empressât de faire l'acquisition d'un homme tel que vous. Vous n'avez besoin sur cela d'aucune recommendation que de votre nom et de vos ouvrages. Cependant, si mon foible suffrage pouvoit vous etre en cette occasion de quelque utilité, ordonnez, monsieur, et vous me trouverez très empressé à faire tout ce qui pourra vous plaire et vous obliger. Je pourrois même assurer le Roi de Prusse qu'à tous vos autres merites vous enjoignez un, qui n'est pas à beaucoup près le plus grand, mais qui aura beaucoup de poids auprès de lui. Vous savez combien il aime et cultive la langue francoise. Je pourrai lui dire que je connois peu d' etrangers qui la parlent aussi purement et aussi élégamment que vous. Je n' auroi pas besoin d'autre preuve que la lettre même que vous m'avez fait l'honneur de m'écrire.*

10) Politische Korrespondenz Friedrichs d. Gr. Bd. 33: 28. Mai 1772 Nr. 21548; 8. Jan. 1773 S. 91; vgl. das. Nr. 21556, 21875, 21893 u. S. 371. Herrn Dr. Klinkenborg vom Kgl. Geh. Staatsarchiv danke ich den Hinweis auf diese Stellen.

Dem jungen Gräzisten Villoison in Paris, der ihm sein *Lexicon Homericum* übersandt hatte, trug Michaelis in seinem Dankschreiben Grüße an d'Alembert auf und bat ihn zu versichern: *certus esse potest me Berolinum iturum, si a Rege Borussiae bonis conditionibus illuc evocer*. Der vorsichtige Hausvater ersuchte ihn aber zugleich um Verschwiegenheit nach Göttingen hin, mit dem der französische Gelehrte seit Schlözers Besuch in Verbindung zu kommen suchte, *„habeo enim domum hortos agros"*, deren Veräußerung es erschweren würde, wenn man den Grund des Verkaufs erführe (1774 April 10, C. M. 329, Bl. 441). Von da ab erhielt sich eine Korrespondenz zwischen Michaelis und d'Alembert. Neben den Schriften, die er ihm sandte, suchte Michaelis dem Verhältnis auch eine persönliche Färbung zu geben. Seinem ältesten Sohn Friedrich, der 1776 in Straßburg als Dr. med. promoviert hatte, im Jahre darauf auf einer gelehrten Reise Paris besuchte, gab er eine Empfehlung an d'Alembert mit, der ihn freundlich aufnahm. Als der Sohn drei Jahre später mit den hessischen Truppen nach Nordamerika ins Feld zog, glaubte ihn der Vater bei seinem gelehrten Freunde entschuldigen zu müssen: er gehe nur als Arzt mit, töte niemanden, weder Franzosen noch Amerikaner, und beschäftige sich nur damit, Wunden zu heilen (1780 Juni 17, C. M. 320, Bl. 20). d'Alembert vergaß seine Zusage nicht und in den Verhandlungen über die Wiederbesetzung von Stellen der Akademie erinnerte er an Michaelis.

Ein Brief vom 15. Dez. 1775, *„anniversaire de la bataille de Kesselsdorf"*, wie d'Alembert dem Datum beifügt, trägt dem König nach andern Personalfragen vor: *„On m'a dit aussi, que Mr. Michaelis de Goettingue, avec lequel je n'ai d'ailleurs aucune relation, mais qui est un savant très-distingué et que V. M. desirait il y a douze ans d'attirer à Berlin, serait aujourd'hui plus à cette transplantation par quelques dégoûts qui diminuent son attachement pour le pays de Hanovre: C'est encore un avis que mon zèle seul me dicte et dont V. M. fera l'usage qu'elle jugera à propos suivant sa sagesse et ses lumières"* (Œuvres l. c. Nr. 165, S. 33). Das war nicht bloß eine sehr „unmaßgebliche", sondern auch eine, verglichen mit den großen Komplimenten seines Briefes, sehr gemäßigte Empfehlung. Da aber d'Alembert von Michaelis' deutschen Arbeiten keine eigene Kenntnis hatte, enthielt er sich jedes sachlichen Urteils. Persönlich sich für Michaelis zu verwenden, wie er in Aussicht gestellt hatte, wurde ihm bald unmöglich. Schon im Mai 1777 schrieb er, seine Gesundheit verbiete ihm die lange und anstrengende Reise nach Deutschland: *„et un sejour humide et relâchant tel que celui de Potsdam."* Wenn er aber auch verhindert sei, dem Könige auszusprechen *„tout cela que je pense de vous et l'aventage qu'il trouveroit à s'assurer d'un savant aussi celebre"*, so werde er in seinen Briefen keine Gelegenheit versäumen, seinen Verdiensten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen (1777 Mai 9, C. M. 320, Bl. 18). Der Aufenthalt vom Sommer 1763 blieb d'Alemberts erster und einziger in Berlin (Koser II 346). Ob er noch brieflich die alte Empfehlung erneuert hat oder nicht, der König fand sich nicht weiter veranlaßt, in die Sache einzugehen.

Noch bevor sich Michaelis nach Frankreich wandte, hatte er seine Freunde in England für seine Beschwerden zu interessieren gesucht. Un-

ter seinen dortigen Korrespondenten war keiner regsamer als John Pringle, der Leibarzt der Königin, der im Sommer 1766 gleichzeitig mit Benjamin Franklin Göttingen besucht hatte. Ein Mann ganz nach dem Herzen Michaelis'. Er hatte die Schlachten bei Dettingen (1743) und bei Culloden (1746) mitgemacht, sich große Verdienste um das militärische Sanitätswesen erworben und war „ein sorgfältiger Untersucher der Religion". Der Briefwechsel (C. M. 327) hat dreißig Briefe von ihm aufzuweisen, fast alle bei Buhle gedruckt. Über die Streitigkeiten mit den Kollegen, die Michaelis zum Austritt aus der Sozietät bewegen, tröstet ihn Pringle mit dem Ausspruch des englischen Weisen: *detraction is a tax which a man must pay to the public for being eminent* (1770, Buhle II 269). Wenn Michaelis aber seine Unzufriedenheit mit der Regierung durch die Vermittlung Pringles bei dem Könige anzubringen suchte, so mußte er sich durch den gewissenhaften Mann, der alles *meddling in business* ablehnte, daran erinnern lassen, daß solche Dinge dem Könige allein durch seine hannoverschen Minister vorgetragen werden könnten, *as what concerns this country can only be touched by his English ministers* (1771, S. 272).

Vermochten alle diese indirekten Wege nicht das ersehnte Ziel der Genugtuung für das, was ihm unverdient nach seiner Meinung widerfahren war, zu erreichen, so blieb noch immer der alte Gedanke an Berlin bestehen. Noch im Frühjahr 1780 schrieb Caroline an ihre Freundin in Gotha: *„mon père avoit dessein de faire pendant cet été le voyage de Berlin"*.[11]) Gesundheitsrücksichten zwangen ihn statt dessen Pyrmont aufzusuchen. Krankheiten der nachfolgenden Zeit verhinderten das bloß Aufgeschobene nachzuholen.

Die ganze Reihenfolge von Handlungen tätiger Reue hatte einen merkwürdigen negativen Erfolg. Nicht nur daß Michaelis' sehnlicher Wunsch, den König zu sehen und zu sprechen, unerfüllt blieb, ja er gelangte auch nicht einmal dazu, Berlin kennen zu lernen. Es ist ein Irrtum, wenn Harnack in der Geschichte der Akademie (I 1, 410) berichtet, der König habe Michaelis nach Berlin kommen lassen und sich mit ihm über die besten Mittel Deutschland aufzuklären, unterhalten, aber vergeblich versucht, ihn für die Akademie zu gewinnen. Hätte Michaelis eine Unterredung mit dem Könige gehabt, er würde nicht verfehlt haben, ihrer in seiner Selbstbiographie zu gedenken. Statt dessen berichtet er in seinen Briefen (oben Sp. 230) von der Vereitelung der projektierten Reisen nach Berlin, und da ein Vorhaben jüngerer Jahre, Berlin aufzusuchen, um bei dem Hofprediger Scholtz Koptisch zu lernen, dadurch unausführbar geworden war, daß Münchhausen den schon erteilten Urlaub mit Rücksicht auf den eben ausgebrochenen Krieg zurückgenommen hatte, konnte er am Ende seines Lebens schreiben, er habe Berlin nie gesehen (Selbstbiographie S. 57).

Es fällt auf, daß bei dem zweiten Versuch nach Berlin zu kommen der Name Merians gar nicht genannt wird. Er war 1771 an Stelle des im selben Jahre verstorbenen d'Argens Direktor der Klasse *des Belles Lettres* geworden, war das regsamste Mitglied der Akademie und eines der wenigen, die der König öfters sprach. Die alte Korrespondenz zwischen ihm und Michaelis hatte fortbestanden. Als Merian einen

11) 1780 Mai 5. Erich Schmidt, Caroline I S. 25.

französischen Auszug aus Michaelis' großem Werke über das Mosaische Recht (1770 ff.) zu übernehmen aus Mangel an Zeit ablehnte, da der König ihm durch die Inspektion des Joachimsthalschen Gymnasiums neue Geschäfte auferlegt habe (1774 März 1, C. M. 326, Bl. 103), hörte die Korrespondenz auf, obschon die beiden Männer noch siebzehn Jahre nebeneinander lebten.

Die Entwicklung der Neuphilologie.

Von Victor Klemperer.

Am 5. Oktober in Halle, auf dem ersten allgemeinen Neuphilologentag nach dem Kriege, wo man die Stellungnahme zur kommenden Schulreform beriet und damit also Dinge, die wahrhaftig mehr als ein enges Fachinteresse beanspruchen, gab es einen kleinen tragikomischen Zwischenfall. Scheinbar war es nur ein kurzer und grimmiger Hiebwechsel zwischen zwei Fachgelehrten, Gelehrtenzwist, wie er seit Humanistentagen immer wieder vorkommt und von Außen- und Darüberstehenden belächelt wird. Aber in Wirklichkeit steckte dahinter genau soviel wie hinter dem berühmten „Streit der Alten und der Neuen", durch den sich in der französischen Literatur das Jahrhundert der Aufklärung der klassischen Zeit gegenüber rebellisch anzeigt: zwei Anschauungen vom Wesen der Wissenschaft rangen hier miteinander (wie damals die Anschauungen vom Wesen der Kunst), und was mehr, ich meine: von unmittelbarer Bedeutung ist: sie rangen um den Einfluß auf die Ausbildung unserer Lehrerschaft, und somit buchstäblich des kommenden Geschlechtes.

Ein Altmeister unserer jungen Romanistik, Stengel, hatte humorvoll „Erinnerungen" zum besten gegeben: wie es ihm in den sechziger Jahren an deutschen Universitäten noch ganz an Lehrern und Bildungsmöglichkeiten gefehlt habe, und mit wie geringen Kenntnissen, wie tastend er seine Handschriftenforschungen beginnen mußte. Uns Jüngeren, die wir bei unseren neuphilologischen Studien die besten Lehrer, die gediegensten Werke, die reich ausgestatteten Seminare als etwas Selbstverständliches hingenommen haben, uns überraschte an diesen Erinnerungen am meisten ihr Datum. 1860 hatte es noch so um die Neuphilologie gestanden? Was da erzählt wurde, klang ja nach finsterem Mittelalter. Unser zweiter Gedanke galt der Bewunderung und Dankbarkeit für die Männer, die in so kurzer Zeit unsere Wissenschaft zu voller und weithin anerkannter und berühmter Entfaltung gebracht haben. Und nun ließ der Jenenser Romanist Schultz-Gora, der selber schon zu den Älteren zählt und hohes und berechtigtes Ansehen genießt, die Großtaten deutscher Romanisten der vorigen Generation, Adolf Toblers vor allem, Groebers, Appels, Foersters, an uns vorüberziehen. Aber nicht das war sein eigentliches Thema. Er sprach über „Die deutsche Romanistik in den letzten zwei Jahrzehnten", und die freudige Anerkennung der vorigen Generation bildete nur den Auftakt zum bitteren Tadel der gegenwärtigen. Wie sich im Decamerone freudig das heitere Leben von dem dunklen Gemälde der Pest abhebt, so bildete hier umgekehrt der gegenwärtige Zustand romanistischer Verderbnis den düstersten Gegensatz zu Toblers Zeiten. Es sei schwer nicht die Geduld zu verlieren, wenn man Karl Voßlers Behauptungen lese, sagte Schultz-Gora, und während er mit diesem genialen Sprachphilosophen wenigstens noch rang, lehnte

er Literarhistoriker, die die neueste Dichtung in den Kreis ihrer Betrachtungen ziehen, vollkommen als durchaus unwissenschaftlich ab. Das erbitterte nun den temperamentvollen Berliner Vertreter der Romanistik, Eduard Wechssler, um so mehr, als er sich mit schönem Erfolg dozierend und schreibend gerade um die jüngste Literatur bemüht, und so preßte er seinen Zorn in einen einzigen, aber fürchterlichen Satz zusammen: auch Schultz-Goras Zeiten nannte er längstverflossen, auch dieser Professor habe nur „Erinnerungen" vorgetragen.

Es wird in Halle manchem so wie mir ergangen sein, der die Grundlagen seiner Wissenschaft noch von Tobler und Schultz-Gora, die eigentliche Begeisterung für sein Studium und sein dauerndes Gepräge aber von Voßler empfangen hat: er wird von diesem Zusammenprall peinlich berührt worden sein, zugleich es aber als Wohltat und Notwendigkeit empfunden haben, daß sich hier eine bedeutende Klärung anbahnt. An ihr wollen die folgenden Ausführungen mitarbeiten. Sie gehen durchaus auf das Allgemeine im Wesen der Geisteswissenschaft, wenn auch Stoff und Beispiel dem Sondergebiet der romanischen Philologie entnommen sind.

1.

Die romanische Philologie hat es ungemein schwer gehabt, sich den älteren Schwestern, der klassischen und der germanischen Philologie, gegenüber volle Anerkennung als Wissenschaft zu erringen. Mußte sie doch, das zeigten ja Stengels Erinnerungen, im 19. Jahrhundert fast so tastend beginnen, wie es die Altphilologie im Zeitalter des Humanismus getan hatte. Damit hing es nun offenbar zusammen, daß sie ganz und in jeder Hinsicht ausschließlich „wissenschaftlich", ganz auf die Erkenntnis des positiv und objektiv Feststellbaren gerichtet sein wollte, daß sie sich in mancher Hinsicht sozusagen päpstlicher als der Papst, enger als ihre autoritativen alten Schwestern gebärdete. Um dies an einem Beispiel zu zeigen, so beginnt Gustav Groebers „Französische Literatur" in seinem uns unentbehrlichen „Grundriß der romanischen Philologie" mit dieser prinzipiellen Erklärung: „Welche Art der Darstellung an dieser Stelle für die Geschichte der französischen Literatur, des Schrifttums von künstlerischer Form in französischer Sprache, zu wählen sei, kann nicht zweifelhaft sein. Es ist hier nicht statthaft, die französische Dichtung und Prosa nach Gegenwartswerten, vom künstlerischen, sittlichen oder religiösen Standpunkt aus abzuschätzen, oder nach persönlicher Überzeugung und Weltanschauung über Entwicklung und Art der französischen Literatur zu urteilen, oder die psychologische Analysierung der literarischen Erzeugnisse in französischer Sprache in Angriff zu nehmen, oder aus den Richtungen und Wandlungen des literarischen Geistes in Frankreich und aus seinen Wirkungen Folgerungen auf geistige Zustände in der französischen Nation und bei den Nachbarvölkern zu ziehen, oder die sog. vergleichende Methode anzuwenden, oder zu versuchen, den unmündigen Leser durch die abrundende oder geistreiche Manier für den Stoff zu gewinnen." Und es sei auch knapp gezeigt, mit welch unbeirrbarer und leidenschaftlicher Treue der gelehrte Philologe dieses negative Prinzip anwendet. Er stellt den anmutigen Liebesroman, den der alte Dichterkomponist Machault um 1364 schrieb, in dieser unwiderleglich richtigen Weise dar: Machault „erzählt sein Liebesabenteuer in 8 Silbnern, unterbricht die Erzählung mit 30 Rondeaux zu 2—3 Reimen, 20 Balladen, 10 Chansons baladees, 2 Complaintes, einem Lai





nach den komplizierten Regeln gebaut, die Eust. Deschamps aufstellte, und mit 2 weiteren Refraingedichten (i. g. 9037 V.), sowie durch Prosabriefe, die mit ihm wie jene Lieder eine 17jährige Dame wechselt, die sich in den alten gichtischen Mann wegen seiner Gedichte und seines Dichterruhmes verliebt hatte, ihm in einem Rondeau ihre Liebe gestand, fortfuhr in ihm durch Beteuerungen in Versen und Prosa Hoffnungen zu erwecken, und die selbst ihn zur Veröffentlichung dieses eigentümlichen Liebesromanes mit allem Beiwerk veranlaßt haben soll." Unmöglich, sich noch freier zu halten von allem Ästhetischen, Psychologischen, Philosophischen, von allem Geistigen eben und also im letzten Grunde von allem Lebendigen überhaupt. Sobald ein Leser mit seiner Lektüre andere Zwecke verfolgt als das Aufspeichern nackten Tatsachenmaterials, muß ihm eine Literaturgeschichte wie diese aus der Hand fallen, „come corpo morto cade". Aber darauf eben ganz allein kam es der in der Bildung begriffenen neuen Wissenschaft an: nacktes und unanfechtbares Tatsachenmaterial herbeizuschaffen.

Was sie dabei beirren, was sie also vor allem angstvoll wie Krankheitskeime meiden mußte, waren im wesentlichen diese Dinge:

Einmal die Berührung mit aller Philosophie. Denn wie will man über ein philosophisches System auch nur berichten, ohne durch die Form der Wiedergabe selber Stellung zu nehmen und somit ein subjektives, ein „unwissenschaftliches" Moment in sein eigenes Werk zu tragen? Und wie will man gar eine philosophische Fragestellung auf eine Erscheinung der Sprachwissenschaft anwenden, ohne ins Spekulative zu geraten und also wieder den festen Boden unter den Füßen zu verlieren? In dieser Abkehr vom Philosophischen ist die Neuphilologie viel strenger und enger verfahren als die klassische und germanische, die nicht die Angst des Parvenüs kennt. (Ein Parvenü ist immer zu ängstlich, wenn er nicht für unbescheiden gelten will.)

Sodann war die Berührung mit der Gegenwart zu scheuen, vor allem mit gegenwärtiger Literatur und Kultur, indirekt auch mit gegenwärtiger Sprache, die ja den lebendigen Körper des lebendigen Geistes bildet. Denn hier lagen Gefahren subjektiver Abirrung, die den glücklichen Altphilologen in ihrem Fache ganz fremd waren. Da ist es wieder charakteristisch, daß die Geschichte der französischen Literatur in Groebers Grundriß lange nicht über das Mittelalter hinaus geführt wurde, erst in diesem Jahrhundert Morfs ausgezeichnete Fortsetzung bis zur Schwelle der Klassik erhielt und darüber hinaus überhaupt noch nicht gediehen ist. Und bezeichnend war es auch, daß bis in die allerjüngste Zeit hinein (wo dann freilich ein paarmal gründlich entgegengesetzt verfahren wurde) niemand auf einen ordentlichen Lehrstuhl gelangte, der in seinen Forschungen einen moderneren Zeitraum als allenfalls die Renaissance aufgesucht hätte. Den eigentlichen Nachweis seiner Gelehrtheit hatte man am Mittelalter zu erbringen, besser auf sprachlichem als auf literarischem Gebiete — und mußte es schon ein literarisches Thema sein, so war es eben „streng philologisch" zu behandeln, am besten sprachlich zu kommentieren oder doch literarhistorisch so darzustellen, wie Groeber seinen Machault dargestellt hat.

Und aus der Verpflichtung zur Abkehr von der Philosophie und der Moderne ergab sich mit Notwendigkeit ein drittes Verbot: Synthesen waren verpönt. Wie hätte eine Synthese bieten können, wer sein Ich ganz aus dem Spiel zu lassen hat, wer den Boden der Gegenwart nicht betreten darf, wer die Berührung

mit der Philosophie um seiner Berufsehre willen scheuen muß? Auch ist ja, wer Synthese anstrebt, ständig in Gefahr, die Exaktheit des Einzelfaktums hier und dort außer acht zu lassen.

2.

Nun wäre es eben so ungerecht wie undankbar, zu verkennen, was jene ältere Neuphilologie in ihrer freiwilligen Einschränkung geleistet hat. Ein gediegenstes Fundament hat sie erbaut. Die Franzosen haben eigentlich erst bei uns ihre alte Sprache buchstabieren gelernt, unsere Forscher haben die versunkenen Schätze des französischen mittelalterlichen Schrifttums ans Licht gehoben und gereinigt. Wofür wir während des Krieges diese französische Quittung erhalten haben, daß es deutscher Begabung entspreche, in wohlorganisierter und geduldiger Arbeit mechanische und gewissermaßen körperliche Leistungen zu vollbringen, an denen sich dann die schöpferische Genialität Frankreichs belebend und vergeistigend betätigen könnte. Dabei haben die Franzosen nur eines übersehen: daß nämlich auch in Deutschland diese Vergeistigung des Stofflichen bereits begonnen hatte. Hier wirkte mein Münchener Lehrer, Karl Voßler, bahnbrechend. Sein Buch vom Jahre 1913 „Frankreichs Kultur im Spiegel seiner Sprachentwicklung", gegen das sich Schultz-Goras erbitterte Angriffe richteten, hat die romanische Philologie aus der Enge der Einzelbetrachtung, des nur Positivistischen, des Körperlich-Mechanischen mit einem Schlage herausgeführt ins Freie und Weite des Philosophischen und Synthetischen, er hat — das ist gewiß keine Übertreibung — durch dieses eine Buch, in dem er viele Studien zusammenfaßte, die romanische Philologie aus einem vorbereitenden Handwerk zu einer wahren Geisteswissenschaft gemacht. Freilich auch, und das wird ihm so schwer verziehen: zu einer Kunst. Denn da er alles Sprachliche geistig zu erklären, da er auch so mechanischen Vorgängen wie dem Lautwandel geistig befriedigende Deutungen zu geben suchte, so überließ er sich mehrfach seiner Intuition, so geriet er hier und dort gewiß ins Subjektive und Unerwiesene. Vielen ist solch ein Ringen um Vergeistigung selbst da höchster Genuß und höchste Bereicherung, wo es im einzelnen erfolglos bleibt; viele auch klammern sich gerade an diese einzelnen Erfolglosigkeiten und verurteilen das Ganze als unwissenschaftlich. Auf den Inhalt dieses Begriffes kommt alles an: ist wissenschaftlich nur das, was exakte unbestreitbare Einzelheiten bietet, oder auch das, was aus diesen Einzelheiten und über sie hinaus baut und so dann freilich letzten Endes ins Künstlerische, ins Intuitive, ins eigentlich Geistige und Lebendige übergeht? Deutschland ist durch lange Jahrzehnte gegangen, in denen nur jenes Exakte Geltung hatte, in denen eine Geisteswissenschaft, wenn sie als Wissenschaft gelten wollte, wie eine Naturwissenschaft betrieben werden mußte. Dem hat sich auf unserm Gebiete Voßler widersetzt und hat uns, vielleicht hier und da im einzelnen irrend, ebendorthin geführt, wo die Philologie als die Lehre vom sprachlichen Ausdruck des Geistigen hingehört.

War nun aber das Recht auf philosophisches und synthetisches Betrachten gewonnen, so durfte auch die Beschäftigung mit dem gegenwärtigen Leben, mit der jüngsten Literatur nicht mehr verpönt werden. Gewiß, die Beurteilung zeitgenössischer Kunstwerke wird der Subjektivität immer großen Spielraum nicht nur lassen, sondern geradezu aufzwingen. Es ist viel leichter, dem alten Machault unbefangen gegenüberzustehen als etwa dem nationalistischen Mystiker Claudel.

So war es schon vor dem Kriege, so ist es in der Neuphilologie heute erst recht. Es ist überaus schwer, dem Feinde von gestern und heute gegenüber unbefangen zu sein, und gelingt mir auch solche Unbefangenheit für meine Person, so bin ich doch wieder befangen, weil ich mich ja einem zu äußerst erregten Publikum gegenüber weiß. Sobald ich mir bewußt bin, daß ich die Klippen der Versöhnlichkeit und der Unversöhnlichkeit zu umsteuern habe, so fahre ich eben nicht mehr geradezu, sondern mit Vorsicht und in allerhand Windungen. Und dennoch kann und darf daraus nicht der Schultz-Gorasche Schluß gezogen werden, daß die Beschäftigung mit der modernen Literatur auf unsern Hochschulkathedern zu vermeiden sei. Wir müssen zwischen Scylla und Charybdis hindurch auf sie zu, aus äußeren und inneren, aus praktischen und theoretischen Gründen. Das Bedürfnis den Gegner kennen zu lernen, den viele bei uns falsch eingeschätzt hatten, ist heute lebhafter als je zuvor: sollen wir, die unser Studium zu einem menschenmöglichen Höchstmaß von Objektivität erzieht, dieses Vermitteln der fremden Eigenart dem Journalisten und Feuilletonisten allein überlassen, der wiederum durch seinen Beruf der Objektivität ebenso entfremdet werden muß, wie wir geradezu auf sie gedrillt werden? Und können wir zu wirklich lebendigen und völligen Synthesen gelangen, wenn wir angstvoll an der Schwelle des gegenwärtigen Lebens stehen bleiben? So tun die Männer, die die jüngste Literatur in den Kreis ihrer wissenschaftlichen Forschung ziehen, praktisch und theoretisch Notwendiges. Und kämpfen Schulter an Schulter mit den philosophisch Gerichteten den Kampf der Neuen gegen die Alten. Ich denke besonders an Eduard Wechssler, der in Berlin für die neueste französische Literatur tätig ist; ihn trennt manche Fehde von Karl Voßler, und dennoch sind sie Bundesgenossen in jenem Kampf.

3.

Aber muß dieser Krieg sein, oder ist er auch nur wirklich, sofern man die Dinge unter höherem Gesichtspunkt betrachtet?

Die Frage klingt seltsam genug, wo sich die Neuen so machtvoll gegen so harten Widerstand der Alten durchzusetzen streben. Und wo es, wie ja eingangs betont, gerade um die künftige Schulgestaltung, also um unendlich mehr als um Meinungsverschiedenheiten der Gelehrten geht. Wie stark man sich der Tragweite der Bestrebung bewußt ist, und wie man von verschiedenen Seiten mit ganz verschiedenen Worten das Gleiche anstrebt, dafür setze ich zwei Beispiele her, die beide den romanistischen Fachrahmen dieser Zeilen verlassen. In der „Hilfe“ vom 5. Oktober 1920 schreibt der Marburger Anglist Max Deutschbein unter dem Titel „Wissenschaft und Leben“ über die zwei Strömungen in den Geisteswissenschaften, „den positivistisch gerichteten Historizismus und die Phänomenologie“. Der Shakespearephilologe, als der historisch-positivistisch gerichtete, frage nicht nach der künstlerischen Idee und dem „Ewigkeitswert“ des „Hamlet“, sondern nach seinen Quellen, denen er weithin über Raum und Zeit bis zu den Wikingern und in den Orient nachforsche. Wolle man nun in unsern höheren Schulen den historisch gerichteten Gelehrten vorbereiten, so entferne man sich meilenweit vom Leben; wolle man aber die Wissenschaft phänomenologisch betreiben, sie also sich „nach dem Wesentlichen, Lebendigen, Dauernden, Ewigen der geistigen Gebilde“ orientieren lassen, so werde auch keine Kluft zu entstehen brauchen zwischen Gelehrtenschule und „schöpfe-

rischer Lebensschule“ . . . Und bei der Eröffnung des diesjährigen Ferienkurses für Neuphilologen an der Dresdener Hochschule, deren allgemeine Abteilung auf diesem Gebiet mit immer verstärkten Kräften und steigendem Erfolg um Gleichberechtigung neben den Universitäten ringt, führte Oskar Walzel aus, daß uns hier in Dresden, gerade weil wir den künftigen Lehrer nur erst teilweise zum Staatsexamen vorbereiteten, eine schöne Sonderaufgabe gestellt sei: während der Kandidat an den Universitäten den Einzelfragen nachgehen müsse und sich zu spezialisieren habe, könnten ihm bei uns noch umfassende Synthesen geboten werden . . . Mir scheint, als trete Walzel genau wie Deutschbein für die Betonung des Phänomenologischen ein; und beide stehen sie an der Seite der „Neuen“, und beide bekunden sie, daß es sich hier nicht um Fach-, sondern um Lebensfragen handelt.

Und dennoch glaube ich: es ist kein eigentlicher Kampf vorhanden. Ich greife auf das zurück, was ich von der Notwendigkeit schrieb, die moderne Literatur vom Katheder herab mitzupflegen. Das falle uns zu, meinte ich, weil wir von Berufs wegen die Objektiven seien. Nun und wodurch das? Doch nur durch unser historisches Erfassen der Dinge, weil wir eben gelernt haben, sie in ihrer Verknüpftheit zu begreifen und nichts als etwas Wurzelloses hinzunehmen. Der Gegensatz zwischen phänomenologischer und historischer Wissenschaft, zwischen Spezialforschung und Synthese ist im letzten nicht vorhanden: es kann nur vollkommene Wissenschaft geben, die auf historischer Basis die Frage nach dem Lebendigen und Geistigen erörtert, die über sorgliches Einzelstudium zur Synthese vorschreitet, — oder unvollkommene Wissenschaft. In unserer Neuphilologie hat die vorige Generation die notwendig etwas lichtlosen, aber massiven und prachtvoll gediegenen Fundamente gebaut; wie könnten wir weiterbauen, wenn wir uns nicht sehr genau (und mit dankbarer Bewunderung) über das Wesen dieses Grundbaues klar wären? Aber sind wir die Gegner dieser Generation? Verachten wir, was sie getan, oder schädigen wir ihren Bau? Es will mir scheinen, als wenn Voßler aufs schönste fortführt, was die Tobler und Groeber begonnen haben, als wenn sie ihm zu ebenso vielem Danke, mindestens zu ebenso vielem, verpflichtet seien, als er es ihnen ist; denn er führt über ihren Fundamenten ein Haus auf, in das sehr viel Licht einströmt. Wenn hier Kampf herrscht, so nur aus Versehen: kein Gegensatz besteht, nur Entwicklung vollzieht sich.

Freilich, so friedlich kann es nur in den schönen Bezirken der eigentlichen und ganzen Wissenschaft aussehen. Es ist nur wenigen gegeben, sich ihr Leben lang der reinen Wissenschaft widmen und sich nun gleichmäßig historisch und phänomenologisch durchbilden zu können. Für die höhere Schule und für die Lehrerausbildung ist es von höchster Wichtigkeit, daß eine Entscheidung getroffen werde, worauf denn nun in einer notwendigerweise nur annähernd vollkommenen Ausbildung der Nachdruck zu legen sei: auf den Weg von den Wurzeln zum Leben oder auf das Leben selber. Und hier allerdings, in der praktischen Region, wird der Kampf zwischen Neuen und Alten durchgefochten werden müssen.

4.

Es sei mir endlich erlaubt, auf einen, wenn nicht auf den Entscheidungspunkt schlechthin in diesem Kampfe hinzuweisen, wie ich schon in Halle getan habe. Da werden die schönsten Beschlüsse gefaßt über all das Lebendige und Geistige, das den Schülern beizubringen ist. Es



wird auch auf den Universitäten an vielen Orten schon das Geistige und Lebende gelehrt: Sprachphilosophie, Kultur und Psychologie in bezug auf die exakte Philologie, neueste Literatur — — was aber hilft das alles, wenn der Student, wenn der künftige Lehrer an einer höheren Schule durch ein Examen beengt ist, in dem das — ich möchte sagen: nichtphänomenologische Wissen noch die Hauptrolle spielt? Wenn er gezwungen ist, sich lange Semester mit Examensstoff zu belasten, den er nachher baldmöglich vergessen wird, und der ihm wenig für sein eigentliches Lehramt gibt? Gerade in seinen besten Jugendjahren, wo der künftige Lehrer des Englischen und Französischen sich einen möglichsten Vorrat an Kenntnis der englischen und französischen Literatur und Kultur, der geistigen Eigenart dieser Völker überhaupt aufspeichern sollte, gerade da ist er behindert. An Gelegenheit fehlt es ihm wahrhaftig nicht, von vielen Kathedern wird ihm bereits die Hülle und Fülle geboten. (Welch umfassendes Wissen um die Struktur Englands und des englischen Wesens ging z. B. aus dem mit Empfänglichkeit, ja mit Jubel aufgenommenen Vortrag hervor, den in Halle der Bonner Anglist Dibelius über die englischen Kolonien hielt! Wir armen Romanisten waren übel daran, da unsere „Neuen" eigentlich nur von unseren „Alten" genannt wurden, wobei sie denn eben schlecht genug abschnitten ...) Und gerade in diesen unwiederbringlichen Bildungsjahren ist der künftige Kandidat des höheren Lehramts gezwungen, die meiste Zeit an die historische Grammatik, an die „Lautschieberei" zu setzen. Wie oft habe ich Studenten klagen hören: wir möchten herzlich gern in dies oder jenes anregende Kolleg gehen, aber das wäre Luxus. Die nötigen Literaturkenntnisse eigne ich mir im letzten Augenblick aus einem Abriß an, die Tücken des parasitischen i wollen lange studiert und auswendig gelernt sein! Man sage nicht, daß unsere Prüfungsordnungen der Literaturgeschichte, dem Geistigen bereits Raum genug ließen. Es ist noch nicht Raum genug, zum mindesten wird in den tatsächlichen Prüfungen noch ein Übergewicht auf das parasitische i und seinesgleichen gelegt. Hier zuerst und hier vor allem wird Abhilfe zu schaffen sein, hier wird das Historische in den Dienst des Lebendigen treten müssen, statt es zu tyrannisieren. Das bedeutet keineswegs die Forderung, die Gründlichkeit des neuphilologischen Studiums zu beseitigen, sein solides Fundament anzutasten. Man lasse nur den Studenten nicht ein Übermaß seiner kostbaren Zeit allein in den Kellergewölben sitzen, man zeige ihm, daß die Fundamente um des Gebäudes willen da sind, und mache ihn in den lichten Räumen dieses Hauses heimisch. Dann wird ihn sein Studium nicht dem Leben entfremden und wird dennoch und erst recht ein wissenschaftliches sein, und dann wird auch Leben in unsere höheren Schulen dringen, ohne das gelehrte Wissen daraus zu vertreiben.

Zeitschriftenschau.

Pädagogik.

Die Erörterung pädagogischer Fragen hat im Laufe des zu Ende gegangenen Jahres eine Leidenschaftlichkeit angenommen, die für deren Lösung wenig förderlich erscheint. Im Hinblick darauf leitete Eduard Spranger seine Schrift: „Gedanken über Lehrerbildung" mit der Mahnung ein: „Es wäre an der Zeit, eine Abhandlung zu schreiben über 'die Grenzen der Politik in der Schulpolitik'." Daß gegenwärtig die Schulfragen dem Streite der Parteien überantwortet sind, wo sich vor einer breiten Öffentlichkeit die Wirkung feinerer Unter-

scheidungen verflüchtigt, gereicht dem Bildungsproblem ebensowenig zum Vorteil wie die Eile, mit der die schwierigsten, die vielfältigsten Wenn und Aber in sich schließenden Fragen einer schnellen Lösung zugetrieben werden. Schon reden wir von einem Kampfe um die Schule, in dem die Gegensätze der politischen und der religiösen Grundstellung, also Weltanschauungsgegensätze, sich auswirken. Wie schwer es sein wird, hier die rechte Lösung zu finden, hat die Reichsschulkonferenz gezeigt, die vom 11. bis zum 19. Juni 1920 in Berlin tagte und auf der sich über 600 Fachvertreter der verschiedensten Richtungen vergeblich um die Gewinnung einer gemeinsamen Formel bemühten. Obwohl das am heftigsten umstrittene Problem, die Ausgestaltung der allgemeinen Volksschule, gar nicht zur Beratung stand und nur über die Fragen der Schulorganisation, der Arbeitsschule und der Lehrerbildung verhandelt wurde, hat sich die Reichsschulkonferenz angesichts der Unvereinbarkeit der erhobenen Forderungen einer bindenden Entscheidung entzogen, dadurch, daß sie auf das Recht der Beschlußfassung über die behandelten Gegenstände verzichtete. So blieb sie in theoretischen Erörterungen stecken und ward ein erstes, weithin sichtbares Zeichen dafür, wie schwer sich in dem Streite um die Neuorganisation unseres Bildungswesens die mittlere Linie wird finden lassen. Dieses Problem beherrscht jetzt fast ausschließlich auch die Auseinandersetzungen der Schul- und Lehrerzeitungen. Ihnen gegenüber finden die eigentlichen pädagogischen Fachzeitschriften viel eher die ruhige Sammlung, die zur Behandlung grundsätzlicher pädagogischer Fragen und innerer Bildungsangelegenheiten gehört, wenn auch daneben die organisatorischen Probleme ihre Würdigung erfahren. Aus dem reichen Schatze dieser fast ausnahmslos im Tone ruhiger Sachlichkeit geschriebenen Zeitschriftenaufsätze kann die vorliegende Jahresschau nur einige wenige Erörterungen auswählen.

Die katholische Monatsschrift „Pharus“ [1]), herausgegeben von der Pädagogischen Stiftung Cassianeum in Donauwörth, bringt in Heft 3/4 dieses Jahrganges einen beachtenswerten Aufsatz von Prof. W. Grote, Frankfurt a. M., über „Die Volkshochschule“. Der Verfasser sucht das Wesen und die Aufgabe dieser neuen Bildungsveranstaltung aus ihrer Entstehungsgeschichte zu verdeutlichen. Er zeigt, wie dem großen dänischen Volksfreund und Dichter Grundtvig (1783—1872) in der Zeit des durch England verschuldeten Unglücks seines Volkes zu Anfang des 19. Jahrhunderts, teilweise angeregt durch Fichte, die

1) Inhalt: 1./2. Heft 1920: Joseph Heigenmooser, Schulforderungen der Gegenwart. — G. Lurp, Die höhere deutsche Schule. — Franz Weigl, Die künftige Berufsbildung der Volksschullehrer. — August Volkmer, Der Sinn des jugendtümlichen Unterrichts. — Hugo Löbmann, Über schulische Mißerfolge.

3./4. Heft: Fanny Imle, Franziskus von Assisi als Volkserzieher. — Heinrich Kautz, Der soziale Lebenstyp. — W. Grote, Die Volkshochschule. — Hermann Rolle, Zur Reform der Lehrerbildung. — Joseph Mayer, Zur Lehrerbildung.

5./6. Heft: Friedrich Wilhelm Foerster, Christentum und Pädagogik. — Fr. X. Kiefl, Erklärung. — Joseph Weigert, Volksbildung und Volksbildungsaufgaben auf dem Lande. — August Volkmer, Ertüchtigung des Volksschullehrers zur Pflege des deutschen Volkstums in der Schule. — Bernhard Airam, Kann die Ordensfrau im neuen Volksstaat noch Bildnerin von Volksschullehrerinnen sein?

7. Heft: Georg Lurp, Zur Einheitsschulbewegung. — J. Hoffmann, Elternräte an den höheren Lehranstalten. — M. L. Knabl, Die Gabe der pädagogischen Beobachtung. — August Volkmer, Persönlicher Unterricht. — E. Leitl, Modernes Schulelend.

8./9. Heft: Heinrich Kautz, Die Pflege des Volkstums in der Industrie. — Hugo Löbmann, Berufsethos des Lehrers. — J. Hoffmann, Typen von Lehrern an humanistischen Gymnasien. — M. Charitas Schiml, Die sechsklassige Mittelschule für Mädchen.

10. Heft: Rudolf Prantl, Beeinflussung und Erziehung. — Bruno Clemenz, Die Heimatschule. — Paul Ludwig Schweiger, Entwurf zu einem Aufbau und Ausbau unseres Schulwesens. — Bernhard Seiller, Der Kampf um unsere klösterlichen höheren Mädchenschulen. — Heinrich Kautz, Volkstumspflege und Industrieseelsorge. — S. Widmann, Zu Ernst M. Roloffs Lebenserinnerungen.

11./12. Heft: Matthias Lechner, Wesen und Eigenart der katholischen Erziehung. — Joseph Schröteler, Neu-Deutschland, Verband katholischer Schüler höherer Lehranstalten. — Jos. Adrian, Arbeitsschule. — Hugo Löbmann, Der Arbeitsschulgedanke im Religionsunterricht. — Joseph Weigert, Das volkstümliche Lehrgut im ländlichen Religionsunterricht. — J. Pfletschinger, Neubau des Rechenunterrichts.

Idee aufging, durch Pflege der Volkseigenart das nationale Empfinden und das Heimatgefühl zu beleben, um so das gesunkene Vertrauen des Volkes zu seiner eigenen Kraft, das nationale Selbstbewußtsein wieder zu heben. Nachdem dieser Gedanke im Jahre 1857 mit der Gründung der ersten Volkshochschule in Ryslinge auf Fünen seine endliche Verwirklichung gefunden, hat die große Verbreitung dieser Einrichtung (heute gibt es über 70) den dänischen Bauernstand allmählich zu einer hochentwickelten Eigenkultur geführt, die ebensowohl das Fundament seiner wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit wie seiner politischen Tüchtigkeit geworden ist. Als private, vom Staate völlig unabhängige Unternehmung, in der Form eines Unterricht und Erziehung verbindenden Internats für die ländliche Bevölkerung eingerichtet, stellt diese Veranstaltung nicht sowohl eine Lern- als eine Lebensschule dar mit dem Ziele, das Persönlichkeitsleben, das geistige Interesse, die seelische Veranlagung zu wecken, für das Schöne und Edle zu begeistern, eine höhere Lebensauffassung und Weltanschauung zu geben, darüber hinaus aber die nationale Eigenart zu pflegen, Volkskultur zu treiben und so die Jugend für den Staat zu erziehen. In dieser Form der Heimschule ist die Volkshochschule seit 1905 nach Deutschland übertragen worden, zuerst nach Schleswig-Holstein, wo Friedrich Paulsen ihr für seine engere Heimat die Aufgabe zuwies, „den Söhnen und Töchtern bäuerlicher Verhältnisse und verwandter Familien auf dem Lande eine Erziehungsstätte zu bieten, die in freierer Weise und mit voller Benutzung der Kräfte der Selbst- und der Gemeinschaftserziehung, aber mit festen, das Ganze des Lebens umhegenden Ordnungen die Erziehung und Ausbildung zur freien und selbständigen Persönlichkeit vollendet, die im Elternhaus begonnen hat, und ihre Zöglinge geschickt zu machen, alle die Aufgaben zu lösen, welche die ländliche Lebenssphäre stellt.“ Aber nur vereinzelt hat das schleswig-holsteinische Beispiel vor dem Kriege in Hessen, Bayern und Württemberg Nachahmung gefunden.

Nach dem Kriege gilt es nun, nicht nur die unterbrochene Entwicklung wieder aufzunehmen, sondern das Unternehmen ganz wesentlich in den Dienst des Wiederaufbaus und der Volkserneuerung auf geistigem und nationalem Gebiete zu stellen. So deutet der Verfasser in Anlehnung an das dänische Vorbild die Aufgabe der neuen deutschen Volkshochschule dahin, sie habe die der Schule Entwachsenen in einem Alter, in dem die großen Fragen des Lebens an sie herantreten, geistig weiterzubilden, aber nicht durch einseitige Pflege des Verstandes, sondern indem sie den ganzen Menschen erfaßt, alle schlummernden Kräfte weckt und zuletzt Persönlichkeiten, Charaktere mit selbständigem Urteile und weitem Blick zu schaffen sucht. Eine Volksbildungsarbeit, die wesentlich bloß auf Erweiterung des Wissens, sei es zum Zwecke geistigen Genusses oder aus Nützlichkeitsgründen, abzielt, bleibe daher durchaus an der Oberfläche. Will man aber den ganzen Menschen bilden, dann müsse man vor allem die tieferen Lebensquellen erschließen, die in den Schätzen des Volkstums beschlossen liegen und in denen zugleich die Bildungswirkung schlummert, daß sie soziales Denken und Fühlen erwecken und den einzelnen zu einem tätigen Gliede des gesellschaftlichen Organismus machen. Der Verfasser ist sich sehr wohl darüber klar, daß die dänische Form der Heimschule mit ihrer Lebens- und Arbeitsgemeinschaft sich in Deutschland nur in ländlichen Bezirken wird einrichten lassen, und daß für die Städte nur die internatslose Form in Frage kommt. Er verzichtet jedoch auf Vorschläge zu ihrer inneren Ausgestaltung. Die seit dem letzten Winter an vielen Orten unternommenen Versuche haben uns indes hierfür schon mancherlei Erfahrungen gebracht. Die schmerzlichste ist wohl die, daß die übliche Vorstellung von dem allgemeinen Bildungshunger des Volkes durch das Offenbarwerden einer erschreckenden Gleichgültigkeit und Interesselosigkeit gegenüber den dargebotenen Bildungsmöglichkeiten als schlimme Täuschung erkannt worden ist. Aber gerade diese Tatsache, die nur die andere Seite des blinden, materiell gerichteten Genußverlangens der breiten Volksschichten darstellt, ist die überzeugendste Rechtfertigung für die Notwendigkeit, nach neuen Mitteln und Wegen zu suchen, das Volk aus dem bejammernswerten Zustande blinder Genußgier und geistiger Leere zu würdigeren Formen des Menschseins emporzuheben. Wie dringend diese Aufgabe namentlich für die Industriemenschheit ist und welche Wege zu ihrer Lösung sich

dort empfehlen, hat in geradezu erschütternder Enthüllung des ganzen furchtbaren Ernstes dieses Problems Heinrich Kautz gezeigt in den in den Heften 8/9 und 10 des vorliegenden Pharusjahrganges enthaltenen Aufsätzen: „Die Pflege des Volkstums in der Industrie" und „Volkstumspflege und Industrieseelsorge", die beide eine wertvolle Ergänzung zu des Verfassers sehr beachtenswertem Buche: „Um die Seele des Industriekindes"[2]) darstellen.

Wie der soziale Gedanke schon auf der Elementarstufe des Bildungswesens, in der Volksschule, zur Geltung gebracht werden könne, zeigt in Heft 8 und 9 der „Deutschen Schule", der Monatsschrift des Deutschen Lehrervereins[3]), ein Aufsatz von Ottomar Fröhlich, Lehrer in Chemnitz: „Zum Ausbau der Schule im Sinne der Sozialpädagogik". Der Verfasser nimmt das Problem in der ganzen Schärfe, die es durch die gegenwärtige Situation empfängt: Aus dem blinden Profitstreben und dem rücksichtslosen Eigennutz, die das heutige Geschlecht durchseuchen, gilt es die Jugend, bei der die Zukunft unseres Volkes liegt, zum willigen Dienste für die nationale Gemeinschaft zu erziehen. Dazu bedarf es der Erziehung zu einer völlig neuen Lebens- und Arbeitsauffassung, der einerseits die Zurückstellung der Eigeninteressen hinter die höheren Interessen der Gesamtheit und andererseits die sittliche Verantwortung des einzelnen gegenüber der Menschheit als Ganzem und damit die innere Verpflichtung, im Dienste ihrer Entwicklung zu wirken und zu schaffen, als die heiligsten Pflichten erscheinen. Nur kurzsichtiger pädagogischer Optimismus kann für die Erziehung zu solchem Geiste schon von der Institution der allgemeinen Volksschule wesentliche Hilfe erwarten; bloße Neuorganisation wird wenig und nichts vermögen, wenn sie sich nicht zugleich mit einem innerlich erneuerten Schulgeiste erfüllt. Theoretisch ist auch diese Notwendigkeit längst schon anerkannt. Die wirkliche Erziehungsarbeit aber hat für die Weckung dieses sozialen Geistes in der Jugend noch

---

2) Pädagog. Stiftung Cassianeum. Donauwörth, Ludwig Auer.

3) Inhalt: 1. Heft 1920: Otto Löhr, Wissenschaft und Unterricht. — Ludwig Green, Wie ist unsere Rechtschreibung neu zu gestalten? — Erich Witte, Staatsbürgerkunde und Parteipolitik. — A. Rebhuhn, Zwei Briefe von Heinrich Stephani.

2. Heft: Otto Löhr, Schluß d. ob. Aufs. — Ludwig Green, Schluß d. ob. Aufs. — Friedrich Poske, Die deutsche Oberschule. — Richard Gottschalk, Erziehung zur Tüchtigkeit.

3. Heft: Friedrich Schaal, Das Schöne und das Wahre. — Georg Büttner, Ein neuer Wahrheitsbegriff. — Heinrich Mohs, Erfahrungen mit einer Überleitungsklasse. — Otto Schreiter, Der Streit um das Lesebuch.

4. Heft: C. L. A. Pretzel, Was wird aus unserer Schule? — Karl Schäfer, Besondere Bedürfnisse der Landschulen. — Immanuel Lewy, Eine neugeplante Mustereinheitsschule. — Kurt Kesseler, Grundwissenschaft, Kritizismus und Lebensphilosophie.

5. Heft: C. L. A. Pretzel, Vor der Reichsschulkonferenz. — Paul Oestreich, Vom Bund entschiedener Schulreformer. — Severin Rüttgers, Vom Geschichtsunterricht in der deutschen Schule. — Heinrich Wetterling, Zur Umgestaltung des Geschichtsunterrichts.

6. Heft: Albin Günther, Johannes Tews zum 60. Geburtstage. — C. L. A. Pretzel, Die Universitäten und die Lehrerbildung. — Karl Schmidt, Die typischen Unterschiede im Vorstellungsleben der Schüler und ihre Berücksichtigung im Unterrichte. — K. F. Sturm, Zwei neue Systeme der Erziehungswissenschaft.

7. Heft: C. L. A. Pretzel, Reichsschulkonferenz. — Karl Schmidt, Schluß d. ob. Aufs. — Walter Penzold, Der Moralunterricht in der Volksschule. — Otto Schreiter, „Der Fall" Otto Braun in erziehungswissenschaftlicher Beleuchtung.

8. Heft: Ottomar Fröhlich, Zum Ausbau der Schule im Sinne der Sozialpädagogik. —Jos. Mack, Erziehung und Unterricht bei den Naturvölkern. — Walter Penzold, Schluß d ob. Aufs. — Julius Walinski, Erziehungswert?

9. Heft: Ottomar Fröhlich, Schluß d. ob. Aufs. — Jos. Mack, Schluß d. ob. Aufs. — Ernst Linde, Vorfragen des Geschichtsunterrichts. — R. Lehmann, Folgerichtigkeit.

10. Heft: Paul Reiniger, Vom obersten Prinzip einer allgemeinen Schulreform. — B. Hausding, Die neuere Pädagogik in biologischer Beleuchtung. — Otto Tumlirz, Die Hauptpunkte der österreichischen Schulreform. — C. L. A. Pretzel, Hundert Jahre Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität.

11. Heft: Hans Schlemmer, Die Bedeutung der großen Revolutionen für die Entwicklung der Pädagogik. — B. Hausding, Schluß d. ob. Aufs. — Ernst Schöning, Zur Neugestaltung der körperlichen Erziehung in der Schule.



sehr wenig getan. Eine zweifache Möglichkeit zu planvoller sozialer Erziehung bietet sich der Schule dar: sie muß einmal die erziehlichen Kräfte des Gemeinschaftslebens zur Entfaltung bringen, sodann auch das geistige Gesamteigentum der Gesellschaft nach Maßgabe der Aufnahmefähigkeit der jeweiligen Entwicklungsstufe an die Jugend übermitteln. Während die heutige Schule mit ihrem einseitigen Kultus des Wissens und Könnens geradezu den Egoismus großzieht in dem beständigen Ringen um die beste Einzelleistung, kommt es gerade auf die Pflege des rechten Gemeinschaftsgeistes und kameradschaftlicher Gesinnung an. Das soziale Verhalten kann die Jugend in verschiedenen Formen erleben: als Spielgemeinschaft, als feiernde Gemeinschaft, als Verkehrsgemeinschaft, als Erlebens- und Schicksalsgemeinschaft, als Besitzgemeinschaft und endlich am bewußtesten in der Gestalt der Arbeitsgemeinschaft. Das sind natürliche Lebensformen der Schule, deren verständnisvolle Pflege eine Fülle vereinheitlichender Kraft erwecken und wahres soziales Verhalten befördern kann. Hierin haben seit langem Pädagogen wie Hugo Gaudig und Georg Kerschensteiner die soziale Versöhnungswirkung der Schule gesehen, letzterer am wirksamsten auf dem Wege, daß er durch Zusammenarbeiten und gegenseitiges Helfen in besonderen Arbeitsgruppen in dem einzelnen das Bewußtsein zu erwecken hofft, daß von seinem Verhalten das Gedeihen des Ganzen abhängig ist und daß er sich mit seinem Tun nnd Lassen der Gemeinschaft verpflichtet fühlt.

Aber das Hineinleben in die Abhängigkeiten der Gemeinschaft muß seine Ergänzung finden in der klarbewußten Einsicht in die sozialen Notwendigkeiten. Wer wissend leben und arbeiten will, wer innerhalb der Gemeinschaft zielsicher handeln und das Ganze mit Bewußtsein fördern will, der muß die Zusammenhänge des sozialen Lebens kennen und durch diese Einsicht sich in seinem Wirken bestimmen lassen. Darum muß das Bildungsgut, das die Schule bietet, im Sinne wahrer Sozialpädagogik dahin umgestaltet werden, daß es der Jugend die Einsicht in die Solidarität der menschlichen Interessen vermittelt. Dafür bietet sich neben religiösen und ethischen Belehrungen, wie Rissmann, Natorp und Bergemann übereinstimmend gezeigt haben, die Betrachtung der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Grundlagen des Lebens, also eine elementare Wirtschafts- und Staatslehre an. Freilich werden bei dieser Vermittlung der soziologischen Grundbegriffe der Volksschule durch den Grad der jugendlichen Aufnahmefähigkeit immer verhältnismäßig enge Grenzen gezogen sein, und was sie hierfür nicht zu leisten vermag, werden Fortbildungsschule und höhere Schule bieten müssen. Ebenso muß man sich darüber klar sein, daß alle soziologischen Einsichten, wie sie aus wirtschafts- und staatsbürgerkundlichen Belehrungen gewonnen werden, immer nur eine rationale Grundlage für das rechte soziale Handeln schaffen können, nicht aber schon die Motive und Nötigungen zum entsprechenden sittlichen Tun selbst in sich tragen. Tugend, auch die staatsbürgerliche, ist nicht eigentlich lehrbar, sondern nur anerziehbar; denn die Wurzeln alles Handelns liegen im Gefühls- und Willensleben, darum muß alle Belehrung, die die Bildung zum Staatsbürger im Auge hat, statt der Wirkung bloßer unterrichtlicher Aufklärungsarbeit zu vertrauen, sich mit der praktischen Übung und Gewöhnung zu rechtem sozialen Verhalten verbinden, wie diese in den geschilderten Formen des jugendlichen Gemeinschaftslebens in der Schule sich entfalten können.

Außer dieser Ergänzung durch die eigentliche Erziehung zum Gemeinschaftsleben bedarf die staatsbürgerliche Belehrung in der Volksschule auch einer besonderen elementaren anschaulichen Form, die aus der eigenen Systematik des Faches heraustritt, damit aber zugleich auch in die sich abschließende Selbstgenügsamkeit anderer Fächer entscheidend eingreift. So könnte gerade die Betrachtung der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebensvorgänge der zentrale Stoff des für die Volksschule auch aus anderen, wesentlich methodischen Gründen geforderten „Gesamtunterrichts" werden, der die übliche Fächerung der Realstoffe überwindet. Eine solche „Arbeitskunde", „Kulturkunde" oder „Lebenskunde" hätte das sich in der Heimat abspielende Kulturarbeitsleben allmählich in die Breite (Volk, Menschheit) und in die Tiefe der Vergangenheit zurück zu erweitern und würde so in der Kulturgeographie und in der Kulturgeschichte ebenso eine Ergänzung wie eine wirkungsvolle Veranschaulichung für ihre Lehren finden.

Alle diese Vorschläge für eine Neuorientierung der Schule im sozialen Geiste gewinnen vor allem dadurch an Wert, daß sie nicht unerreichbar ferne Ziele und Ideale aufstellen, sondern für eine Neueinstellung der Schularbeit und des Schullebens werben, die ohne grundstürzende organisatorische Änderungen sich schon jetzt verwirklichen läßt. Nur wird man sich auch hier vor falschem Optimismus hüten müssen. Die Macht der Schule, besonders der Volksschule, in der Richtung dieser sozialen Bildungs- und Erziehungswirkung bleibt beschränkt. Sie wird zuletzt nicht mehr als eine Art Naturuntergrund für die mögliche Entfaltung wahrer sozialer Gesinnung bereiten können, deren sicherer Besitz doch immer erst die Frucht reiferer Entwicklung und tieferen Kulturverständnisses sein kann. Aber selbst diese erste Grundlegung für die Entwicklung sozialer Einsicht und sozialen Verhaltens wäre schon ein wichtiger Schritt vorwärts auf dem hindernisreichen Wege der Milderung und Ausgleichung der Gegensätze, die unser Volk heute tiefer denn je zerklüften.[4])

4) Auf die besondere Situation der Hochschule wendet den Gedanken des sozialen Ausgleichs an die soeben erschienene Schrift des preußischen Ministers für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, Konrad Haenisch: „Staat und Hochschule." (Verlag für Politik und Wirtschaft, Berlin W 35, 1920.) Hier setzt sich ein warmes soziales Empfinden ein für die Anbahnung einer Verständigung des deutschen akademischen Nachwuchses mit den Schichten des arbeitenden Volkes. Wenngleich als „ein Beitrag zur nationalen Erziehungsfrage" bezeichnet, ist es doch mehr eine allgemein politische Schrift, der nur hier und da bildungspolitische Auseinandersetzungen i. e. S. eingegliedert sind. So tritt sie dem Gedanken eines Abbaues der Universitäten wesentlich um ihrer wirtschaftlichen Bedeutung willen entgegen und weist den Plan ihrer Auflösung in Fachhochschulen ebenso mit der idealistischen Humboldtschen Begründung ab, daß über der Vermittlung reinen Fachwissens die Tendenz zur universitas litterarum, das Streben zur Einheit in der Vielheit erhalten bleiben müsse als das Mittel der Erziehung zum wahren Vollmenschen. Für die Rettung der Universität aus der schweren Bedrohung durch die wirtschaftliche Situation der Gegenwart hofft der Verfasser im besonderen auch auf die Mitwirkung der „Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft".

Einen tiefen Blick in das eigentliche Zentralproblem des Bildungswesens gewährt die im 10. Heft der „Deutschen Schule" enthaltene Arbeit von Paul Reiniger, Lehrer in Sommerfelde: „Vom obersten Prinzip einer allgemeinen Schulreform." Sie wendet sich gegen jene Veräußerlichung der Auffassung von Bildung und Bildungsideal, die Otto Willmann als didaktischen Materialismus charakterisiert hat: Die Wertung des Menschen nach der von ihm bewältigten Menge des Wissens ist irrig und, sittlich geurteilt, ungerecht. Bildung bedeutet nicht Wissenhaben, sondern den Besitz lebendiger geistiger Kräfte, die das Wissen schaffen. Es ist der Grundirrtum unserer geistigen Wertung, daß wir dem Wissensstoff an sich einen bestimmten Bildungswert beilegen und darum glauben, alle alles lehren zu müssen, um sie zu gebildeten Menschen zu machen. Diesem Irrtum danken wir die oberflächliche Vielwisserei und Halbheit unserer „Gebildeten". Der Bildungswert haftet jedoch nicht an den Wissensstoffen an sich, sondern wird diesen erst von dem einzelnen gegeben. Wodurch der Mensch zur Bildung kommt, das entscheidet seine metaphysische Wesenheit, die sich triebhaft zu bestimmten Wissensstoffen, zu bestimmten Erkenntnis- und Wissensformen hinwendet. Bildung bezeichnet so eine innere Wesensbeziehung, ein persönliches, individuell verschiedenes Verhältnis zu den Geistesgütern, kurz: eine persönliche Wertung des Wissens. Wert aber hat für den einzelnen ein bestimmtes Wissen nur insofern, als er aus seiner metaphysischen Wurzel heraus fühlt, daß es ihm Mittel und Weg sein kann, seiner Seinserkenntnis und seinem Seinsziel näherzukommen. „Je tiefer wir unsere Wesenseigenart und Interessenrichtung ertasten, desto geistiger wird all unsere Wertung sein, desto tiefer unsere Bildung und um so reiner unsere Menschlichkeit. Diesem Ziele haben unsere Schulen zu dienen als ihrem vornehmsten und ersten, keinem andern sonst in dem Maße."

Was in solcher Analyse der Verfasser als den Begriff der Bildung enthüllt, dem hat Goethe einmal die schlichte Formulierung gegeben: „Man lernt nur das, was man liebt." Historisch betrachtet aber bedeutet diese Entwicklung den erneuten Versuch, das alte enzyklopädische Bildungsideal eines Comenius und Basedow, das



noch zu einem sehr großen Teile die Praxis des Bildungswesens beherrscht, zu überwinden durch das organisch-genetische Ideal der Entwicklung der persönlichen Kräfte, wie es zuerst Pestalozzi verkündet hat. Und so mündet diese Darstellung zuletzt selbst in die geschichtliche Betrachtungsweise, wenn sie die Bildungsreform Wilhelm von Humboldts als den Versuch würdigt, das Schulwesen im Sinne des Pestalozzischen Ideals der formalen Bildung aus der Einheit der Bildungsidee heraus neuzugestalten. Gegenüber der landläufigen Auffassung, daß die gegenwärtige Schulreform ihre Aufgabe in einer Neuorganisation der äußeren Bildungseinrichtungen zu erblicken habe, dringt diese Darlegung wirklich in den innersten Kern des Problems ein, wenn sie in der Erneuerung des Bildungsbegriffes und der Wissenswertung das oberste Prinzip aller Schulreform aufdeckt. Es ist der Geist des Pestalozzianers Kerschensteiner[5]) und des Humboldtbiographen Spranger[6]), der aus solchen Forderungen spricht.

Die Frage der Organisation der allgemeinen Volksschule behandelt im 2. Hefte der „Vierteljahrsschrift für philosophische Pädagogik“[7]), herausgegeben von Wilhelm Rein, Jena, ein Aufsatz von Stadtschulrat Dr. Sickinger in Mannheim, „Die Einheitsschule und die Aufteilung der Kinder nach der Begabung.“ Die Arbeit ist eine Begründung der von ihrem Verfasser in Mannheim durchgeführten Organisation der Volksschule auf differentiell-psychologischer Grundlage und tritt für eine allgemeinere Einführung dieser Organisationsweise ein, nachdem die Reichsverfassung eine für alle Kinder gemeinsame Volksschule zur Grundform des nationalen Bildungswesens gemacht hat. Sie gelangt auf Grund der damit gegebenen psychologischen Voraussetzungen zu folgenden Forderungen: Die in der allgemeinen

5) Vgl. Georg Kerschensteiner, Das Grundaxiom des Bildungsprozesses und seine Folgerungen für die Schulorganisation. Berlin, Unionverlag.

6) Vgl. Eduard Spranger, Wilhelm von Humboldt und die Humanitätsidee. Derselbe, Wilhelm von Humboldt und die Reform des Bildungswesens. Berlin, Reuther & Reichard.

7) Inhalt: 1. Heft (Oktober 1919): Gebhardt, Die pädagogische Ausbildung der Handelslehrer. — Schwarzenberger, Zur Lehre vom Staat. — Paul Oldendorff, Geschichte und Leben. — W. Vogelsang, Offener Brief an Herrn Johannes Tews in Sachen der Einheitsschule. — W. Rein, Zur Schulreform in Deutschland und Österreich. — W. Vogelsang, Bericht über die 64. Hauptversammlung des „Westdeutschen Vereins für wissenschaftliche Pädagogik“. — W. Rein, Leitsätze zur Volkshochschule. — Derselbe, Leitsätze zur Frage der Einheitsschule. — G. Weiß, Geschichtliches zur Frage der Übungsschule an der Universität Jena. — Ernst Hopf, Leitgedanken zu einer Philosophie des Unterrichts.

2. Heft (Januar 1920); Paul Menge, Über den Wert der humanistischen Bildung und den Beruf des Gymnasiums. — Ernst Hering, Sozialismus und Individualismus in der Erziehung. — Elise Deipser, Rousseaus Einfluß auf Goethe in pädagogischer Beziehung. — Willibald Klatt, Die Tagung entschiedener Schulreformer in Berlin. — Fr. Förster, Die Öffnung der Universitäten für die preußischen Volksschullehrer. — Sickinger, Die Einheitsschule und die Aufteilung der Kinder nach der Begabung. — G. Hamdorff, Schülerurteile über gemeinsamen Unterricht von Knaben und Mädchen. — W. Rein, Leitsätze zur Religionskunde.

3. Heft (April 1920): John, Die Ausbildung der Landwirtschaftslehrer. — Ernst Hering, Schluß d. ob. Aufs. — Ed. König, Zum Kampf um den Intellektualismus. — Marieluise Fritze, Was kann der Geschichtsunricht in unseren Schulen zur Weckung und Pflege philosophischen Denkens beitragen? — W. Vogelsang, Herbarts Ethik und die soziale Frage. — Hans Schmidkunz, Philosophie, Pädagogik und Weltberuf des Deutschen. — Die neue Prüfungsordnung für das höhere Lehramt in Preußen. — Über gute Popularisierung. — Th. Fritzsch, Zwei ungedruckte Herbartbriefe. — W. Rein, Volksbildungsarbeit in Hessen.

4 Heft (Juli 1920): Ernst Schultze, Vielseitigkeit. — K. Just, Grundzüge zu den für Ostern 1920 aufzustellenden Religions- und Geschichtslehrplänen. — Johannsen, Erziehungswissenschaft und Erziehungsphilosophie. — Adalbert Reinwald, Leitsätze der Siedlergemeinschaft Haus Asel. — Friedrich Falbrecht, Sallust, bellum Jugurthinum, 1.—4. Kapitel, als Probe einer methodischen Einheit. — Arthur Zobel, Hamann, der Magus im Norden, über Erziehung und Unterricht. — W. Vogelsang, Moral- oder Religionsunterricht. — Theodor Franke, Herbarts Allgemeine Pädagogik im Lichte der Gefühlsmoral. — Erich Schramm, Leitsätze für den Religionsunterricht.

Pflichtvolksschule vorhandene Mischung von Kindern aus allen Volksschichten vergrößert die Spannung der Begabungsdifferenzen; denn es besteht eine durchgehende intellektuelle Abhängigkeit des Kindes von der sozialen Lage der Eltern. Die Schüler der gleichen Altersstufe stellen hinsichtlich der Quantität der Begabung eine gleitende Skala dar vom hochbefähigten bis herab zum abnorm schwachbefähigten Kinde. Nach den Ergebnissen der Zensuren- und Entlassungsstatistiken sowie der experimentellen Intelligenzprüfungen lassen sich innerhalb dieser Spannung vier Hauptgruppen der quantitativen Begabung unterscheiden: die sog. Durchschnittsschüler (50—60 % eines Jahrgangs), die über den Durchschnitt sich erhebenden Schüler (20—25 %, davon 1—2 % Hochbefähigte), die unter dem Durchschnitt befähigten, aber immer noch in die sog. normale Breite fallenden Schüler (20—23 %), die sog. geistig zurückgebliebenen oder krankhaft schwach befähigten Kinder (1—2 %). Wird der Lehrplan der Volksschule der Leistungsfähigkeit einer dieser Hauptgruppen angepaßt, so werden damit in jedem Falle die anderen Schülergruppen in einer ihrer Beanlagung widersprechenden Weise herangezogen, so daß Über- oder Unterforderungen eintreten. Es steht aber allen Kindern das gleiche Recht auf die bestmögliche Ausbildung ihrer individuellen durch die Natur und die Lebensverhältnisse bedingten Kräfte zu. Dieses Recht kann ihnen werden, wenn auch in der Volksschule das allen Kulturfortschritt bedingende Gesetz der Arbeitsteilung durchgeführt wird, indem für die verschiedenen Bedürfnisse auch verschiedene der Leistungsfähigkeit der Hauptbegabungsgruppen angepaßte Arbeitsprogramme aufgestellt werden. Dieser Notwendigkeit kann die Volksschule gerecht werden durch eine weitgehende Breitengliederung in mehrere parallele Klassenzüge. In Mannheim hat Sickinger daher, entsprechend den vier Begabungsgruppen, die Volksschule in vier nebeneinander herlaufende Klassenfolgen gegliedert: das achtstufige Hauptklassensystem für die normal leistungsfähigen, die Vorbereitungsklassen zu den höheren Schulen und die fremdsprachlichen Klassen für die über das Durchschnittsmaß hinausragenden Schüler, das sieben- bzw. sechsstufige Förderklassensystem für die normal schwachen und das vierstufige Hilfsklassensystem für die abnorm schwachen Schüler. So wird hier die alte durch die Einheitsschule überwundene standesmäßige Schichtung der Jugend durch eine reine Begabungsgliederung ersetzt.

Indes ist die in den letzten Jahren auch von einzelnen anderen Städten (Frankfurt a. M., Köln, Charlottenburg) nachgeahmte Breitengliederung der Volksschule, so berechtigt sie vom rein psychologischen Standpunkte erscheinen mag, in pädagogischen Kreisen auch sehr entschiedenem Widerspruch begegnet. Dieser gründet sich einmal darauf, daß jene Organisationsform nur für solche Orte durchführbar ist, wo mehrere vollausgebaute Schulsysteme durch Vereinigung ihrer Hilfsbedürftigen und besonders Begabten den ganzen Parallelismus der verschiedenen Klassenzüge zu entwickeln gestatten. Ein anderes Bedenken entdeckt in dem neuen Organisationsversuche einen eigentümlichen pädagogischen circulus vitiosus, insofern nämlich bei der durch die moderne Begabungsforschung erwiesenen Entsprechung von intellektueller Leistungsfähigkeit und sozialem Milieu die Gefahr droht, daß unter der Bezeichnung der Begabungsdifferenzierung die alte Standesschule wieder auflebt, die eben die Einheitsschulorganisation zu beseitigen sich berufen fühlt. Vor allem aber sind die psychologischen Voraussetzungen (es gibt noch keine Prüfungsmethode zur unbedingt zuverlässigen Sichtung der Begabungen) und die pädagogischen Konsequenzen dieser neuen Organisationsweise (die reine Begabungsgliederung erweist sich als unvereinbar mit den Forderungen der Erziehungsschule und der Arbeitsschule) noch nicht allenthalben so weit durchdacht und einwandfrei begründet, daß sich allgemein verbindliche Forderungen erheben ließen. Eines aber bleibt von den Sickingerschen Organisationsvorschlägen zu Recht bestehen: eine besondere Fürsorge für die eigentlichen Sorgenkinder der Volksschule, die Schwachbefähigten, durch Errichtung besonderer Hilfsklassen ist dringende Notwendigkeit.

Die „Pädagogischen Blätter", Zeitschrift für Lehrerbildung und Schulaufsicht, herausgegeben von Karl Muthesius[8]),

8) Inhalt: 10. Heft 1919: Bericht über den ersten Vertretertag des Deutschen Seminarlehrervereins am 9. und 10. August 1919 zu Erfurt.

11./12. Heft 1919: Karl Muthesius, Die

haben im Verlaufe dieses Jahres die Genugtuung erlebt, daß das bildungspolitische Ziel, dem sie seit langem nachgestrebt haben, durch die Reichsverfassung (Artikel 143, Abs. 2) in seiner Erreichung gesichert erscheint: die Neuordnung der Lehrerbildung „nach den Grundsätzen, die für die höhere Bildung allgemein gelten". Wenn diese für ihren allgemeinwissenschaftlichen Teil in der geplanten „Deutschen Oberschule" eine Stätte finden soll, so tritt damit die Frage nach der Möglichkeit einer höheren Bildung wesentlich deutschen Charakters als Problem auf. Diese auch für allgemeinere Reformabsichten im höheren Schulwesen bedeutsame Frage findet in einem im 4. Hefte dieses Jahrganges enthaltenen Aufsatze über „Fremdsprachenkenntnis und wahre Bildung" durch Martin Havenstein, Studienrat in Berlin-Schmargendorf, ihre Behandlung. Der Verfasser ist bereits mit zwei vielbeachteten Schriften: „Die alten Sprachen und die deutsche Bildung" und „Vornehmheit und Tüchtigkeit. Dem deutschen Volke zur Einkehr"[9]) als Vorkämpfer für eine wesentlich deutsch-volkstümlich gerichtete höhere Bildung hervorgetreten, erklärlicherweise mit der Wirkung, daß er aus den Kreisen der Philologen lebhaften Widerspruch erfahren hat. So bekämpft er auch hier die das gesamte Bildungsleben beherrschende Ansicht, daß ohne Kenntnis fremder Sprachen keine höhere Bildung möglich sei, und fordert die Umwandlung des pflichtmäßigen fremdsprachlichen Studiums auf der höheren Schule in ein wahlfreies. Der Anschauung, daß sich auf der ausschließlichen Beschäftigung mit dem eigenen Volkstum keine höhere Bildung aufbauen lasse, wie sie zuletzt die bekannte Erklärung des Senats der Leipziger Universität formuliert hatte, setzt er die eigene Auffassung entgegen: „Bildung, echte Bildung ist nicht zuerst und vor allem Kenntnis fremden, sondern Gestaltung des eigenen Seins." Kein Volk ist auf der Welt, um ein fremdes Volkstum zu studieren, sondern um sein eigenes Leben zu leben und sein Wesen in eigenen Leistungen und Schöpfungen zu entfalten und zum Ausdruck zu bringen. Gesteht man zu, daß es die wesentliche Aufgabe unserer Schulen sei, den Schüler vor das wirkliche Leben zu stellen, dann kann man dieses Ziel nicht durch Erforschung und Betrachtung der Vergangenheit und Fremde zu erreichen hoffen, sondern vorab dadurch, daß man die Jugend zur Gestaltung des eigenen gegenwärtigen Seins erzieht. Damit werden die fremden Sprachen nicht überhaupt ausgeschaltet, sondern nur aus der beherrschenden Stellung, die sie heute haben, in die ihnen zukommende dienende verwiesen und, anstatt allen als pflichtmäßige Leistung auferlegt zu werden, zu einem Neigungsstudium der besonders dafür Begabten gemacht. Die Erforschung der Vergangenheit, wie sie Philologen und Historiker leisten, ist nicht Selbstzweck, sondern steht im Dienste der Kultur, der Gestaltung des eigenen Seins. Die Jugend darf nicht bloß abseits vom Leben Betrach-

---

Öffnung der Universität für die Volksschullehrer. — Hermann Johannsen, Welche Anforderungen sind an einen modernen Logikunterricht im Lehrerseminar zu stellen?

1. Heft 1920: Friedrich Niebergall, Freiheit und Autorität. — Hermann Itschner, Gedanken über Lehrerbildung.

2. Heft: Eduard Clausnitzer, Die Überwindung der ästhetischen Lehren des Klassizismus im Deutschunterricht der Lehrer- und Lehrerinnenseminare. — Max Kästner, Das Antlitz der allgemeinbildenden höheren Schule, gezeigt am Stundenplan der Deutschen Oberschule.

3. Heft: Christian Tränkner, Endziele der gegenwärtigen pädagogischen Bewegung. — Paul Machule, Die Oberschule.

4. Heft: Martin Havenstein, Fremdsprachenkenntnis und wahre Bildung.

5. Heft: Karl Muthesius, Lehrerbildung, Bericht für die Reichsschulkonferenz.

6. Heft: W. Dieck, Mathematische Forderungen und Förderungen für den Rechenunterricht der Volksschule.

7. Heft: Otto Kohlmeyer, Richtlinien für die Ausgestaltung des pädagogischen Anschauungskreises unserer angehenden Lehrer durch den Kreisschulinspektor.

8. Heft: Fritz Solleder, Erziehliche Arbeitsgemeinschaft im Seminarleben. — Paul Brohmer, Anregungen für den Biologielehrplan der Deutschen Oberschule. — Ludwig Merth, Österreichischer Reichsverein zur Förderung des Hochschulstudiums der Lehrerschaft.

9. Heft: Karl Muthesius, Die seelische Veranlagung zum Erzieher- und Lehrerberuf. — Karl Glöckner, Seminar und Lehrerbildung.

9) Beide im Verlag E. S. Mittler & Sohn. Berlin 1919.



ter der Vergangenheit sein, sondern muß Bildner, Bauer, Täter am Werke der Zukunft werden. „Daß heute in unserm Schulwesen höhere Bildung hauptsächlich als Fremdsprachenkenntnis erscheint, und daß wir alle besseren Köpfe zu Philologen und Historikern erziehen, das ist eine Sünde wider den Geist des Lebens und der Kultur, deren wir uns nicht länger schuldig machen dürfen." Das Bild der neuen höheren Schule skizziert der Verfasser nur kurz, leitet es aber folgerichtig aus seiner Idee einer gegenwartsnahen, lebendigen, nicht-„alexandrinischen" Bildung ab und findet deren Mittelpunkt in einem deutschen Unterrichte, der auch die wirklichen Werte der fremden Literaturen und die lebendigen Kulturschätze der Alten zur Geltung bringt. Man würde dem Verfasser unrecht tun, wollte man ihn für einen Gegner der Philologie ansehen. Seine Forderungen, die im einzelnen durch treffliche psychologische und pädagogische Gründe gestützt sind, erwachsen vielmehr aus der, wir möchten sagen: kulturphilosophischen und -pädagogischen Anschauung, daß in einer gesunden Kultur die Wissenschaft nicht selbstherrlich, sondern dem Leben dienstbar und ihm verantwortlich ist. In dem Augenblicke, wo der neugeplanten höheren deutschen Schule bereits die Gefahr droht, ihre beste Kraft wieder an die Pflege der fremden Sprachen hingeben zu müssen, kann man solchen Erwägungen nur ernste Beachtung wünschen. H. Rolle.

Nachrichten und Mitteilungen.

Die Religion in ihrem Werden und Wesen. Von B. v. Kern. VII + 432 S. Berlin, Hirschwald. 24 M.

Je mehr die Wissenschaft in Spezialistentum zerfällt, um so erfreulicher sind alle Zeichen eines die Fachgrenzen überschreitenden Interesses. Der Verfasser dieses umfänglichen Buchs ist Mediziner. Allerdings hat Generalarzt v. K. schon längst nicht nur medizinische, sondern auch philosophische Werke geschrieben. Das vorliegende vermag ich nicht in allen Stücken als Fachmann zu beurteilen; auch in der Religionswissenschaft überblickt heute kein einzelner mehr das ganze Gebiet. Den Eindruck gründlicher Belesenheit machen aber die historischen Partien des Buchs, wie die prinzipiellen den ruhiger Erwägung. Inhaltlich gehen freilich seine und meine Ansicht weit auseinander. Er leitet die Religion aus dem uns innewohnenden Trieb zur Einheit her; sie sei „die einheitliche Ordnung des inneren und äußeren Lebens nach Maßgabe eines idealen Werts, der dem Leben erkenntnisgemäß zugrunde gelegt wird." Gewiß will Religion einheitliche Weltdeutung und Lebensführung, aber eine Deutung vom Höchsten her, und dieses Aufwärtsstreben steht zu jener von Kern umsichtig geschilderten Einheitstendenz so sehr in Spannung, daß alle Religion vielmehr als solche dualistisch und aller Monismus, sofern monistisch, nicht religiös ist. Was Kern als Ergebnis der Entwicklung feststellt oder erwartet, ist eine „weltliche", eine sehr rationale „Religion" ohne Gottes-, Unsterblichkeits- und Freiheitsglaube, eine Andacht zur Weltidee und ein redliches Mühen um sinnvolle Lebensführung. Die religiöse Idee sei vergleichbar dem Begriff der mathematischen Funktion oder des Schönen; es dürfe ihr weder „Wirklichkeitsdasein" zugeschrieben, noch dürfe sie zur Fiktion verflüchtigt werden. Für den Wert dieser „Geistesmacht" findet Kern warme Worte. Kein Mensch lebe ohne (diese) Religion, könne ohne sie leben; in ihrem Sinn sollen weiterhin Priester, Seelsorger arbeiten. Eine der stoischen verwandte ernste Lebensanschauung ist es, die hier als der richtige Ertrag der Religionsgeschichte hingestellt wird; aber soll man sie noch Religion nennen? H. Mulert.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Professor Dr. Max Cornicelius, Berlin W 30, Luitpoldstraße 4.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.





INTERNATIONALE MONATSSCHRIFT FÜR WISSENSCHAFT KUNST UND TECHNIK

15. JAHRGANG | HEFT 4 | MÄRZ 1921

Satzungen der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft. E. V.[1])

§ 1.

Zweck des Vereins.

Die deutschen Akademien der Wissenschaften, der Verband der Deutschen Hochschulen, die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften und der Deutsche Verband der Technisch-Wissenschaftlichen Vereine haben sich zur Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft mit dem Zwecke zusammengeschlossen, die der deutschen wissenschaftlichen Forschung durch die gegenwärtige wirtschaftliche Notlage erwachsene Gefahr völligen Zusammenbruchs abzuwenden. Die Notgemeinschaft will die ihr von öffentlicher und privater Seite zufließenden Mittel in der dem gesamten Interesse der deutschen Forschung förderlichsten Weise verwenden und durch die in ihrem Kreise vertretene Fachkunde und Erfahrung zur Erhaltung der lebensnotwendigen Grundlagen der deutschen Wissenschaft wirken. Ihre Fürsorge ist hiernach nicht auf die Mitglieder beschränkt, wie andererseits die Zugehörigkeit als Mitglied keinerlei Vorzugsrechte gewährt.

§ 2.

Name und Sitz des Vereins.

Der Verein führt den Namen „Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft" und hat seinen Sitz zunächst in Berlin. Er soll in das Vereinsregister eingetragen werden. Mit der Eintragung erhält sein Name den Zusatz „eingetragener Verein".

Das Geschäftsjahr des Vereins läuft vom 1. April bis 31. März.

§ 3.

Mitgliedschaft.

Mitglieder des Vereins sind:

1. die Akademien der Wissenschaften in Berlin, Göttingen, Heidelberg, Leipzig und München,
2. die in dem Verbande der deutschen Hochschulen vertretenen Universitäten und Hochschulen des Deutschen Reichs, zur Zeit die Universitäten in Berlin, Bonn, Breslau, Erlangen, Frankfurt a. M., Freiburg i. Br., Gießen, Göttingen, Greifswald, Halle, Hamburg, Heidelberg, Jena, Kiel, Köln, Königsberg, Leipzig, Marburg, München, Münster, Rostock, Tübingen, Würzburg, die Akademie in Braunsberg, die technischen Hochschulen in Aachen, Berlin-Charlottenburg, Braunschweig, Breslau, Danzig, Darmstadt, Dresden, Hannover, Karlsruhe, München, Stuttgart, die landwirtschaftlichen Hochschulen in Berlin, Bonn-Poppelsdorf, Hohenheim und die tierärztlichen Hochschulen in Berlin, Dresden, Hannover.
3. die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften,

[1]) Auf die der „Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft" gewidmeten oder nachdrücklich auf sie hinweisenden Artikel in den ersten drei Heften des laufenden Jahrgangs lassen wir jetzt an derselben Stelle den Abdruck ihrer Satzungen folgen. Die Red.

4. der Deutsche Verband der Technisch-Wissenschaftlichen Vereine,
5. die Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte.

Ausnahmsweise können noch einzelne große wissenschaftliche Körperschaften durch Beschluß des Hauptausschusses als Mitglieder aufgenommen werden. Der Beschluß bedarf der Genehmigung der Mitgliederversammlung.

Beiträge sind von den Mitgliedern nicht zu entrichten.

Der Austritt aus dem Verein kann nur zum Schlusse des Geschäftsjahres erfolgen. Die Kündigung muß mindestens sechs Wochen vorher dem Präsidium zugegangen sein.

Personen, die sich um die Notgemeinschaft hervorragende Verdienste erworben haben, können durch Verleihung der Bezeichnung als Ehrenmitglieder ausgezeichnet werden. Es bedarf dazu eines übereinstimmenden Beschlusses von Präsidium und Hauptausschuß.

§ 4.

Präsidium.

Das Präsidium besteht aus dem Präsidenten, seinem ersten und zweiten Stellvertreter sowie dem Vorsitzenden des Hauptausschusses.

Der Präsident ist im Sinne des § 26 des Bürgerlichen Gesetzbuches der Vorstand des Vereins und besitzt alle Befugnisse, die nicht durch zwingende Rechtsvorschrift oder durch die Satzung anderen Organen zugewiesen sind.

Im Behinderungsfalle vertritt den Präsidenten der erste und, wenn dieser verhindert ist, der zweite Stellvertreter des Präsidenten.

Die Amtszeit des Präsidenten und seiner Stellvertreter beträgt drei Jahre. Wiederwahl ist zulässig. Die Bestellung kann nur bei Vorliegen eines wichtigen Grundes widerrufen werden. Scheidet der Präsident oder einer seiner Stellvertreter vor Ablauf seiner Amtszeit aus, so wird das Präsidium durch Zuwahl ergänzt. Die Wahl erfolgt durch die übrigen Mitglieder des Präsidiums und die Mitglieder des Hauptausschusses. Der so Gewählte tritt hinsichtlich der Dauer seines Amtes an die Stelle des Ausgeschiedenen für die noch laufende Zeit seiner Amtsperiode.

§ 5.

Hauptausschuß.

Dem Präsidium steht der Hauptausschuß zur Seite. Seine Aufgabe ist es vor allem, die Ansprüche der verschiedenen Wissenschaftszweige gegeneinander auszugleichen und über die Wahrung voller Unparteilichkeit in der Verteilung der Mittel zu wachen, wie auch auf möglichste Kostenersparung und auf zweckmäßigste Verwendung der vorhandenen Mittel durch Vereinheitlichung und Zusammenfassung der auf den verschiedenen Teilgebieten erforderlichen Maßnahmen hinzuwirken.

Der Hauptausschuß besteht aus 11 Mitgliedern und ebensoviel Stellvertretern. Er wählt aus seiner Mitte den Vorsitzenden und einen Stellvertreter des Vorsitzenden, der den Vorsitzenden im Behinderungsfalle auch im Präsidium zu vertreten hat. Im Falle des Ausscheidens des Vorsitzenden findet Neuwahl statt.

Die Amtsdauer der Mitglieder des Hauptausschusses beträgt drei Jahre. Die Bestellung kann nur bei Vorliegen eines wichtigen Grundes widerrufen werden. Scheidet ein Mitglied des Hauptausschusses vor Ablauf seiner Amtszeit aus, so tritt sein Stellvertreter bis zum Ablauf seiner Amtsperiode für ihn ein. Für den Stellvertreter erfolgt die Ersatzwahl in gleicher Weise und durch dieselben Organe wie bei Aus-



scheiden des Präsidenten oder seiner Stellvertreter.

§ 6.

Das Präsidium beschließt über die Verwendung der verfügbaren Mittel nach Anhörung des Hauptausschusses. Bei der Verteilung sind der Wille der Stifter und der Vereinszweck maßgebend; die von den Fachausschüssen gemachten Vorschläge sind tunlichst zu berücksichtigen.

Die Geschäfte des Präsidiums führt der Präsident. Seine Stimme gibt bei Stimmengleichheit den Ausschlag.

Präsidium und Hauptausschuß können vom Präsidenten unter Mitteilung der Tagesordnung zu gemeinsamer Sitzung berufen werden.

§ 7.

Nach Ablauf eines jeden Geschäftsjahres erstattet das Präsidium dem Hauptausschuß Bericht über seine Geschäftsführung und legt ihm die Jahresrechnung vor. Jahresbericht und Jahresrechnung sind mit dem Gutachten des Hauptausschusses an die Mitgliederversammlung weiterzugeben.

§ 8.

Besondere Vertreter.

Der Präsident ist befugt, für die Geschäftsführung des Vereins die erforderliche Zahl besoldeter und unbesoldeter Hilfskräfte zu berufen, die seinen Anweisungen Folge zu leisten haben, und deren Geschäftskreise er im einzelnen bestimmt. Er kann ferner zu seiner Unterstützung im Verkehr mit den Fachausschüssen Referenten ernennen.

§ 9.

Fachausschüsse.

Durch gemeinsamen Beschluß von Präsidium und Hauptausschuß sind für die in Betracht kommenden wissenschaftlichen Gebiete Fachausschüsse von 3 bis 9 wissenschaftlichen Mitgliedern zu bilden. Der Beschluß bedarf der Genehmigung der Mitgliederversammlung.

Bei der Zusammensetzung der Fachausschüsse ist dafür Sorge zu tragen, daß die Gesamtheit der wissenschaftlichen Interessen des Fachgebietes unter strenger Wahrung der Sachlichkeit vertreten ist. Die Mitglieder der Fachausschüsse werden auf zwei Jahre bestellt. Ihre Wiederbestellung ist zulässig. Scheidet ein Mitglied vor Ablauf seiner Amtszeit aus, so ernennt das Präsidium im Einvernehmen mit dem Hauptausschuß den Nachfolger.

Die erstmalige Zusammenberufung erfolgt auf die Dauer eines Jahres und bleibt dem Präsidium und Hauptausschuß vorbehalten.

Für die Zukunft werden Präsidium und Hauptausschuß das zweckmäßigste Wahlverfahren prüfen und ihren Beschluß der Mitgliederversammlung zur Genehmigung vorlegen.

Die Fachausschüsse haben die Richtlinien für die zweckmäßigste Verwendung der Mittel zu entwerfen und unter Berücksichtigung der vorliegenden Anträge den Verteilungsplan aufzustellen.

§ 10.

Neben den Fachausschüssen werden Ausschüsse für besondere Zwecke nach Bedürfnis gebildet, bei denen namentlich auch außerhalb der Wissenschaft stehende Sachkundige beteiligt werden sollen.

§ 11.

Mitgliederversammlung.

Die Mitgliederversammlung tritt jährlich einmal an einem geeigneten Ort des Reichsgebietes zusammen. Ihre Einberufung hat mindestens drei Wochen vor der Tagung unter Angabe des Ortes und der Zeit der Tagung und der Tagesordnung den Mitgliedern zuzugehen. Die



Mitgliederversammlung ist außerdem noch dann einzuberufen, wenn es von einer der im § 3 Abs. 1 aufgeführten Mitgliedergruppen verlangt wird.

Die Mitgliederversammlung nimmt den Jahresbericht entgegen und entlastet das Präsidium hinsichtlich der Jahresrechnung nach Prüfung durch drei von ihr bestimmte Revisoren. Zugleich beschließt sie über Angelegenheiten, die ihr seitens des Präsidiums zur Beschlußfassung vorgelegt werden, und hat das Recht, Anträge zu stellen, die sich auf den Betrieb der Notgemeinschaft beziehen.

Die Mitgliederversammlung wählt die Mitglieder des Präsidiums und des Hauptausschusses, soweit sich diese Organe nicht durch Zuwahl selbst ergänzen, und bestätigt die Fachausschüsse.

Die Mitgliederversammlung wird von dem Präsidenten geleitet. Für jede Tagung der Mitgliederversammlung wird ein Schriftführer gewählt, der das Protokoll führt. Das Protokoll, in das die Beschlüsse der Mitgliederversammlung im Wortlaut aufzunehmen sind, ist vom Versammlungsleiter und vom Schriftführer zu unterzeichnen.

§ 12.

Auflösung des Vereins.

Der Verein ist aufzulösen, wenn die Mitgliederversammlung mit dreiviertel Mehrheit es beschließt. Die Mitgliederversammlung ist zur Beschlußfassung hierüber nur befugt, wenn mindestens dreiviertel der Mitglieder in ihr vertreten sind. Ist die erforderliche Anzahl der Mitglieder nicht vertreten, so ist eine erneute Mitgliederversammlung einzuberufen, die ohne Rücksicht auf die Zahl der Erschienenen auch hierüber beschlußfähig ist.

Das etwa vorhandene Vermögen fällt zu gleichen Teilen an die fünf deutschen Akademien (§ 3 Ziffer 1), die darüber im Sinne der Notgemeinschaft verfügen.

Berlin, den 30. Oktober 1920.

Der Inhalt der eleusinischen Mysterien.

Von Alfred Körte.

Keine religiöse Institution der Hellenen hat in den weiteren Kreisen der Gebildeten von jeher soviel Interesse erregt wie die eleusinischen Mysterien. Gerade der dichte, scheinbar undurchdringliche Schleier des Geheimnisses, der sie umhüllte, lockte unwiderstehlich die Phantasie der Gelehrten und Altertumsfreunde, sich das hinter diesen Schleiern verborgene Bild in den glänzendsten, leuchtendsten Farben auszumalen; und es ist nur natürlich, daß man in die Mysterien hineinlegte, was der eigenen Zeit besonders wichtig und wertvoll erschien. Das 18. Jahrhundert, die Zeit der Aufklärung und der Geheimbünde, der Freimaurer, Rosenkreuzer und Illuminaten, sah in den eleusinischen Mysterien gleichsam ein antikes Vorbild für die eigenen auf die Erziehung des Menschengeschlechts zu edler Menschlichkeit und hoher Gesittung gerichteten Bestrebungen, und ihren bekanntesten, bis heute nachwirkenden Ausdruck hat diese Auffassung in Schillers Eleusischem Fest gefunden:

Windet zum Kranze die goldenen Ähren,
Flechtet auch blaue Cyanen hinein!
Freude soll jedes Auge verklären,
Denn die Königin ziehet ein,
Die Bezähmerin wilder Sitten,
Die den Menschen zum Menschen gesellt
Und in friedliche, feste Hütten
Wandelte das bewegliche Zelt.





Die Göttin, die auf der Suche nach ihrer verlorenen Tochter die Erde durchstreift, faßt inniges Mitleid mit dem armen Menschengeschlecht, das sie überall in tiefster Roheit vorfindet:

Fühlt kein Gott mit ihm Erbarmen?
Keiner aus der Sel'gen Chor
Hebet ihn mit Wunderarmen
Aus der tiefen Schmach empor?
In des Himmels sel'gen Höhen
Rühret sie nicht fremder Schmerz;
Doch der Menscheit Angst und Wehen
Fühlet mein gequältes Herz.
Daß der Mensch zum Menschen werde,
Stift' er einen ew'gen Bund
Gläubig mit der frommen Erde,
Seinem mütterlichen Grund,
Ehre das Gesetz der Zeiten
Und der Monde heil'gen Gang,
Welche still gemessen schreiten
Im melodischen Gesang.

Die blutgefüllte Schale, welche ihr die Wilden darbieten, weist sie schaudernd zurück und lehrt das rohe Volk den Ackerbau. Mit dem Ackerbau sind die Vorbedingungen für eine höhere Gesittung gegeben. Alle Götter kommen der Schwester zu Hilfe, Themis setzt die Grenzsteine, Hephaistos lehrt die Metallbehandlung und die Töpferei, Minerva gründet, von andern Göttern unterstützt, die Mauern der Städte.

Und die neuen Bürger ziehen,
Von der Götter sel'gem Chor
Eingeführt, mit Harmonieen
In das gastlich offne Tor.

Am Altar verkündet dann die eleusinische Göttin selbst den Inbegriff der neuen Sittlichkeit:

Freiheit liebt das Tier der Wüste,
Frei im Äther herrscht der Gott,
Ihrer Brust gewalt'ge Lüste
Zähmet das Naturgebot;
Doch der Mensch in ihrer Mitte
Soll sich an den Menschen reihn,
Und allein durch seine Sitte
Kann er frei und mächtig sein.

Da ist die Erziehung zur höheren Sittlichkeit das einzige Ziel des eleusischen Festes, und das Geheimnis, das Mysterium, tritt ganz zurück. Wäre nicht von dem ewigen Bund die Rede, den der Mensch gläubig mit der frommen Erde stiften soll, so könnte man fast zweifeln, ob Schiller überhaupt an die Mysterien gedacht habe.

Gerade das Mysterium, das Geheimnisvolle, reizte dann wieder die Spekulation der nächsten Generation, der Romantiker. Der Mythologe der Romantik in Deutschland, Friedrich Creuzer, der über 50 Jahre in Heidelberg die Professur für klassische Philologie innehatte, stellte die eleusinischen Mysterien so recht in den Mittelpunkt seiner phantastischen griechischen Religionslehre. In seinem Hauptwerke, der 1810 in erster, 1836 in dritter Auflage erschienenen „Symbolik und Mythologie der alten Völker", füllen die Untersuchungen über die eleusinischen Mysterien den ganzen, über 600 Seiten starken vierten Band. Der Kern seines Systems ist die Annahme einer im fernen Orient entstandenen monotheistischen Urlehre, die aus ihrer Heimat zu den Griechen gelangte und hier von den Priestern dem Volke in Symbolen verhüllt dargeboten, in den Mysterien aber rein gewahrt wurde. Die Aufgabe aller Religionsforschung ist ihm die Rückführung der verschiedensten Formen des Polytheismus auf ihre monotheistische Urform, und so weiß er denn auch, daß in den Mysterien von Eleusis die „Wahrheiten vom einen und ewigen Gotte, von der Welt und von des Menschen Bestimmung den Epopten ans Herz gelegt wurden". Mit einer nachtwandlerischen Sicherheit, von keiner Kritik angekränkelt trägt er seine Erkenntnisse vor, und selbst das Jahr der Stiftung der Mysterien ist ihm nicht unbekannt, „mit Wahrscheinlichkeit" sind die Jahre 1399 oder 1397 oder 1403 v. Chr. anzunehmen.

Dies ganze luftige Gebäude seiner himmelanstrebenden Phantastik stürzte wie ein Kartenhaus zusammen, als Christian August Lobeck das grobe Geschütz seiner nüchternen unerbittlichen Kritik dagegen richtete. Im Jahre 1829 erschien Lobecks epochemachendes Werk Aglaophamos (benannt nach einem angeblichen orphischen Lehrer des Pythagoras), und in ihm nahm die Behandlung der eleusinischen Mysterien das erste Buch, 228 Seiten, ein. Mit einer nie versagenden Gelehrsamkeit und einer beißenden kritischen Schärfe zerstört Lobeck alle die bunten Phantastereien Creuzers, seiner Vorgänger und Anhänger. Daß es in den Mysterien keine geheime Weisheitslehre gab, daß die Götter des Volksglaubens in ihnen nicht als Symbole uralter Naturreligion oder gar im Sinne der neuplatonischen Philosophie ausgelegt wurden, das hat Lobeck zwingend erwiesen, und dieser Teil seiner Darlegungen ist noch heute ganz frisch und unveraltet. Aber obgleich der Aglaophamos eine befreiende Tat war, hat er doch auf zwei Menschenalter hinaus die Religionsforschung in gewissem Sinne gelähmt. Der nüchterne Rationalist hatte nämlich im Grunde gar kein Verhältnis zur Religion, am allerwenigsten zu den einfachen Grundgedanken der Volksreligion, und so bleibt denn nach seiner Darstellung in den Mysterien schließlich überhaupt kein religiöser Kern übrig. „Wenn man alle Schlupfwinkel der Geheimnisse durchstöbert (so sagt er S. 146), so findet man nichts als Kulthandlungen (actus sacrificales) und erdichtete Legenden und dazu mannigfache, unbestimmte Vermutungen phantasievoller Leute“. Die Frage, welcher Art denn diese „actus sacrificales“ gewesen seien, ob man von ihnen aus nicht zum Verständnis der religiösen Grundidee der Mysterien vordringen könne, liegt ihm ganz fern, „man kann kaum zweifeln,“ sagt er einmal (S. 56 f.), „daß auch in den eleusinischen Mysterien Götterbilder von alter Heiligkeit, oder vor alter Zeit gestiftete Weihgeschenke oder gewisse heilige Geräte (divina utensilia) zur Verehrung dargeboten wurden“. Die ethische Wirkung der Mysterien, die dem Zeitalter der Aufklärung die selbstverständliche Hauptsache erschien, berührt Lobeck überhaupt nicht. Das unleugbar gewaltige Ansehen, das die eleusinischen Mysterien im ganzen Altertum, auch bei gebildeten Römern wie Cicero, genossen, beruht nach Lobeck im Grunde auf geschickter Priestermache und auf dem Lokalpatriotismus attischer Schriftsteller wie Isokrates, die die heimischen Mysterien als etwas Besonderes preisen. Wenn man seine gelehrten scharfsinnigen Ausführungen ganz durchgearbeitet hat, so ist der ernüchternde Gesamteindruck — um es einmal stark zu sagen: „Die ganze Geschichte ist Schwindel.“ — Dieser Eindruck lag jahrzehntelang wie ein heimlicher Bann auf der Wissenschaft und erzeugte eine Stimmung, die, wie Albert Dieterich einmal hübsch gesagt hat (Kl. Schriften 428), „jeglichen Mysterien und jeder Betonung des Einflusses von Mysterien kreuzeschlagend aus dem Wege ging“. Es ist sehr merkwürdig, daß auch Erwin Rohde, der für religiöse Triebkräfte ein soviel tieferes Verständnis besaß als Lobeck, sich diesem Bann nicht hat entziehen können, das Kapitel über die eleusinischen Mysterien ist das am wenigsten befriedigende seines herrlichen Buches Psyche. Freilich hat er einen Hauptpunkt ganz anders in den Vordergrund gestellt als Lobeck, die Frage: Was erwarten die Mysten selbst als Wirkung ihrer Einwirkung, was bieten die My-

sterien? Die Antwort darauf wird von einer ganzen Reihe von Zeugen aus den verschiedensten Jahrhunderten mit voller Bestimmtheit gegeben: Die Mysterien verbürgen den Geweihten ein besseres Los im Jenseits. Schon unser ältester Zeuge, der homerische Demeterhymnus, fügt der Erzählung, wie Demeter den eleusinischen Landeskönigen die Begehung der heiligen Handlung gezeigt habe, die klare Verheißung hinzu (V. 480 ff.):

Selig, wer diese Weihen geschaut, von den irdischen Menschen,
Wer aber ungeweiht und nicht mit ihnen begnadet,
Der hat als Toter ein anderes Los im modrigen Dunkel.

Dieser selbe Gedanke kehrt immer wieder. Pindar singt (Fr. 137a Schr.):

Selig, wer diese Weihen gesehen, wenn er eingeht unter die Erde,
Er kennt des Lebens Ziel,
Er kennt den gottgegebenen Anfang.

Und noch deutlicher spricht Sophokles Fr. 753:

O dreimal selig sind die Sterblichen,
Die diese Weihen schauten, ehe sie
Zum Hades wandern, denn für sie allein
Gibt's dort ein Leben, für die andern ist
Dort alles schlimm.

Und um neben den Dichtern auch einen Prosaiker anzuführen, Platon läßt es seinen Sokrates im Phaidon (69 C.) als Verheißung der Mysteriengründer aussprechen, „daß wer ungeweiht in den Hades kommt, dort im Schlamm liegen, wer aber gereinigt und geweiht dorthin gelangt, mit den Göttern wohnen wird“ und noch einmal (81 A): „von den Geweihten sagt man, daß sie in Wahrheit das künftige Leben mit den Göttern verbringen“. Unumwunden erkennt Rohde an, diese Zeugnisse seien viel zu bestimmt und übereinstimmend, „als daß wir glauben könnten, hier die Ergebnisse irgendwelcher Ausdeutung vieldeutiger Vorgänge, etwa die umdeutende Übertragung einer aus Anschauung der Erlebnisse der Gottheit gewonnenen Ahnung auf ein ganz anderes Gebiet, das des menschlichen Seelenlebens, vor uns zu haben. Es muß ganz unumwunden, ganz handgreiflich das, was jene Zeugen schlicht und ohne sonderliches „Mysterium“ mitteilen: die Aussicht auf jenseitiges Glück, den Teilnehmern an den Mysterien dargeboten worden sein.“ Von diesen Sätzen Rohdes kann man jedes Wort unterschreiben, aber er wagt es nicht recht, mit seinen Forderungen Ernst zu machen, weil er das Symbol scheut, und so sind denn die Mittel der handgreiflichen Darbietung, die er schließlich vorschlägt, unzulänglich: „Die Standbilder der Göttinnen wurden in strahlendem Lichte sichtbar; der Gläubige ahnte (also doch die vorher abgelehnte Ahnung!) an diesem Gnadenfeste der Erinnerung an ihre Leiden, ihr Glück und ihre Wohltaten, ihre unsichtbare Gegenwart.“

Erst Albrecht Dieterich hat den Bann des Aglaophamos gebrochen. Bei Hermann Usener hatte er gelernt, die Wichtigkeit des Ritus, der heiligen Handlung, zu würdigen, deren leisere Stimme den eigentlichen Sinn einer religiösen Institution oft so viel treuer kündet als der Mythus, die heilige Geschichte, die eben als Geschichte viel stärkeren Umwandlungen zu unterliegen pflegt. Deshalb stellt Dieterich die Lobeck so gleichgültigen „actus sacrificales“ und die dazugehörigen sakramentalen Formeln in den Mittelpunkt seiner Untersuchungen über die eleusinischen Mysterien, die sich in seinen beiden schönen Büchern „Mithrasliturgie“ und „Mutter Erde“ verstreut finden. Eine zusammenhängende Behandlung gerade der eleusinischen Mysterien hat D. leider nie gegeben. Auf demsel-

ben Wege, aber mehr von den Denkmälern ausgehend, ist auch ein Archäologe, Heinz Gerhard Pringsheim[1]), unabhängig von Dieterich zu einem wichtigen Ergebnis für die Mysterien gelangt. Er wies nach, daß man die Myesis, die Aufnahme, streng scheiden muß von der Telete, der Begehung des sakramentalen Akts. Beide stehen zueinander etwa wie in der christlichen Religion die Taufe zum Abendmahl. Die Taufe ist ein einmal zu vollziehender Aufnahmeakt, die Vorbedingung zum Genuß des Sakraments, an dem dann der einzelne so oft teilnimmt, als sein religiöses Bedürfnis ihn treibt. Wie die Taufe ist auch die Myesis ein Reinigungsakt, die Ähnlichkeit geht sogar sehr weit, denn auf einem schönen von Pringsheim veröffentlichten eleusinischen Relief aus der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts gießt Kore über den Kopf des klein gebildeten Mysten eine Schale aus, eine Tätigkeit, die bei der wirklichen Myesis ein besonderer, Hydranos „der Bewässerer" genannter Priester vollzogen haben wird. Die Myesis, die nicht auf diesen Wasserguß beschränkt war, sondern verschiedene kathartische Handlungen umfaßte, scheint in verschiedenen andern Mysterien, z. B. den bakchischen, ziemlich ähnlich gewesen zu sein, nicht sie enthält das eigentliche Geheimnis der eleusinischen Mysterien, sondern die Telete. Die Myesis kann, wie wir aus Inschriften ersehen, zu jeder Zeit im Heiligtum vorgenommen werden, die Telete ist an das große Mysterienfest im Monat Boedromion (Oktober-November) gebunden. Was geht nun bei den großen Mysterien vor, worin besteht die „Vollziehung", die Demeter nach dem homerischen Hymnus die eleusinischen Landeskönige lehrte? Das ist die Hauptfrage, die sich Dieterich mit Recht stellte. Er hatte erkannt, daß ein jedes Mysterium die Verbindung des Menschen mit der Gottheit durch einen sakramentalen Akt bezweckt. Demeter, die Mutter Erde, ist die Mutter alles Lebens, sie allein kann auch bei den Unterirdischen neues Leben geben. „Aus dem Glauben an die Muttergottheit", sagt Dieterich, „geht das Bedürfnis des einzelnen hervor, sich das Mysterion der Kindschaft zu sichern, d. h. durch sakramentalen Akt Kind dieser Mutter zu werden für ein zweites Leben." Nur auf einen sakramentalen Akt kann sich die feste Zuversicht der Geweihten auf ein besseres Los im Jenseits gründen. Daß in diesem Akt die oft erwähnten, aber nie beschriebenen „Heiligtümer" von Eleusis eine Rolle spielen, ist zweifellos, denn sie stehen im Mittelpunkte aller äußeren Veranstaltungen der großen Mysterien. Die Heiligtümer werden aufbewahrt in der vielberühmten Cista mystica, von deren Aussehen und Größe uns Denkmäler und Inschriften eine klare Vorstellung gewähren. Nach Pringsheims überzeugenden Darlegungen ist sie eine mäßig große runde Schachtel, anscheinend aus festem Flechtwerk. Als ihre Besitzerin wird auf Reliefs und Votivgemälden Demeter gern dadurch charakterisiert, daß sie eben auf ihr sitzt. Die Cista mystica samt den in ihr enthaltenen Heiligtümern kann nicht sehr schwer gewesen sein, denn wir wissen durch eine attische Inschrift des Jahres 421 v. Chr., daß die Priesterinnen sie bei der großen Mysterienprozession zu Fuß die 22 Kilometer von Athen nach Eleusis trugen. Es ist also gar keine Rede davon, daß die Heiligtümer etwa Kultstatuen der Göttinnen gewesen sind, das würden auch schon die Abmessungen

1) Archäologische Beiträge zur Geschichte des eleusinischen Kults. München 1905.





ihres Behälters verbieten. Nur verhältnismäßig kleine und leichte Gegenstände können den Inhalt der mystischen Kiste gebildet haben. Die Überführung der Heiligtümer von ihrem ständigen Aufenthalt, dem Mysterienheiligtum in Eleusis, nach Athen am 14. Boedromion bildet den Auftakt der großen Mysterien. In der Stadt vergehen mehrere Tage mit reich ausgebildeten Zeremonien. Der Hierophant erläßt in der Stoa Poikile die feierliche Verkündigung, welche alle von dem Feste ausschließt, „deren Hände nicht rein und deren Sprache nicht verständlich ist", die Mysten nehmen ein reinigendes Bad im Meer, es werden große Opfer dargebracht, und erst am 19. findet die feierliche Rückführung der Heiligtümer in großer Prozession auf der noch heute teilweise kenntlichen heiligen Straße statt. Auch diese Prozession ist wieder durch zahlreiche religiöse Begehungen an einzelnen Stationen belebt und muß sehr anstrengend gewesen sein. Stark erschöpft und noch stärker erregt durch Fasten, Singen, Tanzen und die ständig gesteigerte Erwartung kommen die Mysten gegen Abend in Eleusis an, und dort bringt die heilige Nacht endlich die eigentlichen Weihen. Daß auch hier mit starken Mitteln auf das Sinnen- und Empfindungsleben gewirkt wurde, mit Dunkelheit und plötzlichem Licht, liturgischen Gesängen, anscheinend auch dramatischen Vorführungen, für die freilich das eleusinische Telesterion ein sehr ungeeigneter Raum war, das läßt sich nach unsern Zeugnissen nicht bezweifeln, aber das alles bildet doch nur den stimmungsvollen Rahmen für den eigentlichen sakramentalen Akt, so gut wie Orgelspiel, Gesang, Weihrauchduft und Kerzenglanz nur den Rahmen für das Meßopfer in der katholischen Kirche abgeben. Diese heilige Handlung wird nie ausdrücklich beschrieben, aber der christliche Apologet Clemens Alexandrinus hat uns die sakramentale Formel, das Losungswort der eleusinischen Mysten, erhalten: „Ich fastete, ich trank den heiligen Gerstentrank (Kykeon geheißen), ich nahm aus der Kiste, ich vollzog die Handlung, ich legte wieder in den Korb und aus dem Korb in die Kiste." Hier scheint nur der neben der Kiste ganz überflüssige Korb (Kalathos) aus der alexandrinischen Filiale des eleusinischen Heiligtums, wo er nachweislich eine Rolle spielte, eingeschwärzt zu sein, sonst liegt kein Grund vor, an der Zuverlässigkeit der Angaben Clemens' zu zweifeln. Der Myste nahm also etwas aus der Kiste, vollführte mit diesem Gegenstand eine Handlung und legte ihn dann in die Kiste zurück; das klingt noch immer dunkel und rätselhaft, gestattet aber doch weitere Schlüsse. Sicher ist zunächst, daß die vorgenommene Handlung etwas Anstößiges gewesen sein muß, denn Clemens schließt die entrüsteten Worte an: „Das ist ein schönes Schauspiel und passend für eine Göttin. Würdig der Nacht sind diese Weihen und des Feuers und des hochherzigen, oder vielmehr hohlköpfigen Erechteïdenvolks und der andern Hellenen, die im Tode erwartet, was sie nicht zu denken wagen." Dieterich meinte nun, der aus der Kiste genommene Gegenstand sei ein Phallos, ein männliches Glied, gewesen, mit dem der Myste den eignen Leib berührt und dadurch eine sakramentale Ehe mit der Gottheit vollzogen habe. Etwas ganz Ähnliches kommt tatsächlich in den Sabaziosmysterien vor, dort wird eine Schlange durch den Schoß des Mysten gezogen und hiermit eine mystische Ehegemeinschaft des Gottes mit dem

Mysten begründet. Aber ganz mit Recht hat Pringsheim Dieterich eingewendet, daß doch die Muttergottheit Demeter nun und nimmer in einem Phallos verkörpert werden konnte, mag auch sonst der Mensch dem Gotte gegenüber unbeschadet seines Geschlechts als der weibliche Teil empfunden werden. Aber man kann weitergehen: Die Ehegemeinschaft ist freilich eine der gar nicht zahlreichen, in den verschiedensten Zeiten immer wiederkehrenden Formen, in welche religiöses Denken die ersehnte Vereinigung mit der Gottheit kleidet, aber hier paßt sie durchaus nicht. Der Mensch will doch gar nicht Gemahl oder gar Gemahlin der Erdenmutter werden, sondern ihr Kind, nicht um eine sakramentale Ehe, sondern um eine sakramentale Adoption muß es sich handeln. Man braucht bloß Dieterichs Gedanken, die kurz vor dem Ziel gleichsam aus der Bahn ausgebrochen sind, konsequent zu Ende zu denken, um zu einem andern, befriedigenden Ergebnis zu kommen. Wir wissen aus Diodor (V 39), daß die Adoption des Herakles durch Hera in der Weise vorgenommen gedacht wurde, daß Hera sich auf eine Kline legte und den Adoptivsohn durch ihr Gewand zur Erde gleiten ließ, und ausdrücklich fügt Diodor hinzu, dieser Adoptionsritus sei bei den Barbaren noch in seiner Zeit üblich. Berührung mit dem Mutterschoß der Frau, als deren Kind der Adoptierte gelten soll, sichert ihm symbolisch die Kindschaft, also nahm der Myste aus der Kiste keinen Phallos, sondern eine Vulva, eine Nachbildung des weiblichen Geschlechtsteils und ließ diese über seinen Leib gleiten, dadurch wurde er zum rechten Kinde der Erdenmutter. Diese Hypothese, zu der ich, ohne Belege zu haben, gelangt war, wird nun entscheidend bestätigt durch verschiedene bisher weniger beachtete Zeugnisse christlicher Schriftsteller. Theodoret sagt nach Aufzählung einer ganzen Anzahl von heidnischen Götterfesten: „Bei diesen Festen wurde jede Art von Sittenlosigkeit dreist gewagt. Denn die Weihen und Orgien enthielten rätselhafte Anspielungen hierauf, Eleusis den weiblichen Geschlechtsteil, die Phallagogie den männlichen.“ Und Clemens Alexandrinus nennt unter den geheimen Symbolen der Ge Themis, womit er hier nach Ausweis des Folgenden die eleusinische Demeter meint, „die weibliche Muschel, das ist fromm und mystisch gesprochen der weibliche Geschlechtsteil“. Wenn so zwei voneinander unabhängige, gut unterrichtete Zeugen den weiblichen Geschlechtsteil als das eigentliche Rätsel von Eleusis bezeichnen, so kann es kaum einem Zweifel unterliegen, daß er zu den Heiligtümern der Cista mystica gehörte und bei dem sakramentalen Akt eben die Rolle spielte, die wir auf anderm Wege hypothetisch erschlossen hatten.

Vortrefflich fügt sich diesem Ergebnis eine weitere Nachricht, die wir einem andern christlichen Schriftsteller, Hippolytos, verdanken. „Der Hierophant“, so erzählt er unter ausdrücklicher Berufung auf geweihte Mysten, „ruft, wenn er in Eleusis nachts unter vielem Feuerschein die großen geheimen Mysterien vollzieht, mit lauter Stimme: Einen Heiligen gebar die Hehre, einen Starken die Starke.“ Das Alter dieser Formel wird schon durch die ganz unverständlichen Wörter für den Schluß „Brimo Brimon“ gewährleistet. Die Hehre, Starke ist natürlich die eleusinische Göttin, aber vergebens hat man sich bemüht, aus dem Mythos ein Kind der Demeter nachzuweisen, dessen Geburt im Mittelpunkte der Mysterien stehen konnte. Nicht ein mythi-

scher, sondern ein mystischer Sohn ist gemeint, eben der durch Berührung ihres Mutterschoßes von der Göttin wiedergeborene Myste. Noch ein letztes Symbol teilt uns derselbe Hippolytos am gleichen Orte mit, „den Epopten wurde dort schweigend das große, wunderbare, vollendete Geheimnis gezeigt, eine abgeerntete Kornähre". Dieses sprechendste Zeugnis für die nimmer ruhende lebenspendende Kraft der Erdenmutter, die alles Leben und alle Saat in sich aufnimmt und neues Leben hervorsprießen läßt, ist die letzte Besieglung für die Zuversicht des Mysten, daß die Mutter, deren Kind er durch die heilige Handlung geworden, auch ihm ein neues Leben im Jenseits zu gewähren vermag.

Ich glaube, daß wir hiermit die einfachen, aus uraltem, naivem Volksglauben hervorgewachsenen religiösen Gedanken der eleusinischen Mysterien und ihre sakramentale Ausgestaltung erfaßt haben.

Als ich vor 5 Jahren diese im Archiv für Religionswissenschaft (Bd. XVIII, 1915, 116ff.) veröffentlichte Erklärung des sakramentalen Kerns der eleusinischen Mysterien dem geistvollen Historiker Alfred Dove, meinem alten Bonner Lehrer, dann Freiburger Kollegen, vorlegte, schrieb er mir umgehend: „Sie werden schon recht haben, aber ich sage: Pfui Deibel! — ich habe sofort das eleusische Fest wiedergelesen." Daß der sakramentale Akt in seiner sinnlichen Handgreiflichkeit auf modernes ästhetisches Empfinden abstoßend wirkt, gebe ich ohne weiteres zu, aber auch andere sakramentale Handlungen, in denen die Vereinigung mit dem Gott symbolisch vollzogen wird, darf man nicht ästhetisch betrachten — ist vielleicht das Verspeisen des Gottes, das in vielen Religionen wiederkehrt, ästhetisch befriedigender? Inhaltlich aber drückt die eleusinische heilige Handlung ziemlich genau das aus, was Schiller ahnend seine Göttin fordern ließ:

> Daß der Mensch zum Menschen werde,
> Stift' er einen ew'gen Bund
> Gläubig mit der frommen Erde,
> Seinem mütterlichen Grund,

Bei der Bewertung eines Mysteriums kommt es nicht auf die Form der Gottesvereinigung an, sondern auf die Wirkung, die der Genuß des Sakraments auf das Seelenleben der Gläubigen ausübt.

Haben nun die eleusinischen Mysterien irgendwelchen Einfluß ethischer Art ausgeübt und ausüben wollen? Für Schiller so gut wie für Creuzer war ein solcher Einfluß einfach selbstverständlich, aber seit Lobeck wird er meist durchaus in Abrede gestellt. Lobeck selbst wirft die Frage überhaupt nicht auf, Rohde und Paul Foucart, dessen großes Werk Les Mystères d'Eleusis (Paris 1914) viel Beachtenswertes enthält, wenn es auch die eigentlichen Rätsel der Mysterien nicht löst, leugnen ausdrücklich jede ethische Wirkung der Mysterien. Man wird da scheiden müssen: In den ältesten Zeiten, als die eleusinischen Mysterien nichts waren als ein privater Besitz gewisser eleusinischer Geschlechter, wird man an eine Beeinflussung des ganzen Menschen durch die Teilnahme an den Weihen kaum gedacht haben. Damals genügte die Bürgschaft eines besseren Loses im Jenseits, die durch das Kindesverhältnis zur Erdenmutter gewonnen war. In einer bestimmten Richtung freilich muß auch damals ein starker ethischer Einfluß anerkannt werden. Die Gewißheit eines seligen Lebens im Jenseits befreit die gläubigen Mysten von der Furcht vor dem Tode, und die Bekämp-

fung der Todesfurcht ist ein Ziel, das Religion und Philosophie sich immer wieder gesteckt haben, um dadurch die menschliche Moral zu heben. Wenn der Tod seine Schrecken für ihn verloren hatte, war der gläubige Myste unmittelbar ein innerlich freierer Mensch als seine ungeweihten Mitmenschen, mag diese innere Sicherheit gegenüber dem Tode in der älteren Zeit auch noch nicht zu der schwärmerischen Exaltation gesteigert gewesen sein, die uns in der Inschrift eines Hierophanten aus dem 3. Jahrhundert n. Chr. entgegentritt:

Wahrlich ein schönes Geheimnis, ein göttliches ist's für die Menschen,
Daß kein Übel der Tod künftighin, sondern ein Glück.

Diese Saite des menschlichen Gefühlslebens gab ohne Zweifel den Grundton ab, solange die Mysterien bestanden. Aber daneben lehren ganz unzweideutige Zeugnisse, daß in der klassischen Zeit, als die edelsten Geister der Hellenen, später auch der Römer sich weihen ließen, eine sittliche Beeinflussung des ganzen Menschen erwartet und vorausgesetzt wurde. Ich nenne zuerst Cicero, den gewiß niemand religiöser Schwärmerei oder kritikloser Verherrlichung hellenischer Einrichtungen zeihen wird. Im zweiten Buch seiner Gesetze sagt er selbst zu dem Freunde Atticus, der gleich ihm in Eleusis geweiht war: „Vieles Hervorragende und Göttliche scheint mir dein Athen erzeugt und in das menschliche Leben eingeführt zu haben, nichts Besseres aber als jene Mysterien, durch die wir aus einem bäurischen, rohen Leben zur Menschlichkeit herangebildet und besänftigt worden sind; und wie sie Einweihung (initia) heißen, so haben wir in Wahrheit die Grundlagen des Lebens erkannt, und nicht nur eine Lehre freudigen Lebens, sondern auch hoffnungsvolleren Sterbens gewonnen."

Also die Wirkung, die Cicero an sich selbst empfunden haben will, geht weit hinaus über die Jenseitshoffnungen, das ganze Leben ist von ihr durchdrungen. Seine Worte berühren sich teilweise mit denen des ältesten Gewährsmannes, den wir für den inneren Wert der Mysterien besitzen, mit Pindars schon angeführten Versen, der Geweihte „kennt des Lebens Ziel, er kennt den gottgegebenen Anfang".

Das Bewußtsein, die im Mysterium gewonnene Kindschaft der Erdenmutter verpflichte zu einem sittlichen Leben, klingt deutlich durch in dem schönen Gebet, das Aristophanes in den Fröschen seinen Aischylos vor Beginn des Wettkampfes mit Euripides sprechen läßt:

Demeter, die du auferzogen meinen Geist,
Gib, daß ich würdig deiner heiligen Weihen sei.

Und in demselben Stück singt der Chor der Mysten (454)[2]) in der Unterwelt:

Denn uns allein ist Sonnenschein
Und frohe Tageshelle,
Die einst wir die Weih'n empfahn,
Gut waren mit jedermann,
Dem Fremdlinge wohlgetan
Und dem eigenen Landsmann.

Da ist das sittliche Verhalten gegen die Mitmenschen selbstverständliche Voraussetzung für die Mysten.

Und geradezu als eine Forderung der Mysterien kann der Redner Andokides die Gerechtigkeit gegen jedermann aussprechen. Er verteidigt sich wegen Mysterienentweihung vor einem aus lauter Mysten zusammengesetzten Gerichtshof und fügt einer Mahnung an die Heiligkeit des geschworenen Richtereides noch die weitere Mahnung hinzu: „Ferner aber seid ihr in die Mysterien ein-

2) Nach Droysens Übersetzung.

geweiht und habt die Heiligtümer der Göttinnen geschaut, auf daß ihr die Gottlosen straft, die Unschuldigen aber rettet."

Unmöglich konnte Andokides vor dem Gerichtshof von Geweihten solche Worte gebrauchen, wenn nicht nach allgemeiner Auffassung sittliches Handeln von den Mysten gefordert wurde.

So wird man als die im Altertum vorherrschende Auffassung unbedenklich auch für die eleusinischen Mysterien in Anspruch nehmen dürfen, was Diodor von den samothrakischen berichtet: „Man sagt, daß die Teilnehmer der Mysterien auch frömmer, gerechter und besser als vorher würden."

Gegen die Annahme, daß von den eleusinischen Mysterien überhaupt sittliche Wirkungen erstrebt und erzielt werden, pflegt eine Anekdote des Diogenes ausgespielt zu werden, die mehrfach, z. B. bei Plutarch, überliefert ist: Als jemand das glückliche Los der Mysten im Sinne der Sophokles-Verse pries, sagte er: „Was sprichst du da? Soll der Dieb Pataikion im Tode ein besseres Los haben, weil er geweiht ist, als Epameinondas?"

Damit ist ja wirklich ein wunder Punkt getroffen, die eleusinischen Mysterien verbürgen ein besseres Los im Jenseits nur denen, die das Sakrament der Kindschaft empfangen haben. Wer nicht geweiht ist, genießt das Glück im Jenseits nicht, mag er auch tausendmal tugendhafter sein als mancher Myste. Aber diese engherzige Ausschließlichkeit ist notwendigerweise allen Religionen eigen, die Jenseitshoffnungen an den Genuß ihrer Sakramente knüpfen. Wieviel Schmerzen und Kopfzerbrechen hat es nicht den christlichen Theologen alter und auch neuerer Zeit gemacht, daß die großen tugendhaften Heiden nicht in den christlichen Himmel eingehen können, weil sie nicht die Sakramente empfangen haben! Wenn ein Kind im Alter von 3 Tagen, ehe von einer sittlichen Haltung bei ihm die Rede sein kann, stirbt, dann ist sein Los im Jenseits nach Überzeugung vieler Millionen frommer Christen wesentlich verschieden, je nachdem, ob es das Sakrament der Taufe empfangen hat oder nicht — wird es aber deshalb jemand wagen, dem Christentum die sittliche Wirkung und den sittlichen Willen abzustreiten?

Auch die Tatsache, daß der Dieb Pataikion unter den Geweihten war, kann unmöglich gegen die ethischen Ziele und Wirkungen der Mysterien angeführt werden. Es ist leider das Schicksal aller Religionen, daß sie ihre sittlichen Ziele immer nur bei einem Bruchteil ihrer Bekenner zu erreichen vermögen. Für die Geschichte der griechischen Religion aber ist es von höchster Wichtigkeit, daß überhaupt eine sittliche Wirkung von der Teilnahme an den eleusinischen Mysterien erwartet wurde.

Die christlichen Apologeten haben wohl gewußt, warum sie die Mysterien mit so besonderem Haß verfolgten: nicht nur in ihren Verheißungen, auch in ihren Wirkungen waren die Mysterien dem Christentum verwandter als andere heidnische Kulte und darum gefährlicher.



Der Realismus in der französischen Literatur des 19. Jahrhunderts.

Von Hanns Heiss.[1])

Wie sonst in Europa verläuft auch in Frankreich die Literatur des 19. Jahrhunderts in drei großen Bewegungen: Romantik, Realismus und die an der Jahrhundertwende mit Symbolismus und Neuromantik einsetzende Bewegung, die heute noch im Fließen ist. Der Realismus umspannt etwa ein Drittel des Jahrhunderts, da er vom Anfange der 50er Jahre bis gegen 1890 herrschte. Das Drama von Augier und Dumas fils bis Henri Becque wird ihm zugerechnet, ebenso die Versdichtung der Parnassier mit Leconte de Lisle an der Spitze, und der Roman und die Novelle von Flaubert bis zu den Brüdern Goncourt, bis Zola und Maupassant. Es genügt, diese paar Schriftsteller zu nennen, um sich klar zu werden, daß nicht von einer Schule die Rede sein kann, nicht einmal von einer sehr einheitlichen Gruppe. Außer der zeitlichen Entwicklung in drei Jahrzehnten hat der Realismus verschiedene Prägung erhalten je nach den einzelnen Gattungen und mehr noch je nach den einzelnen Persönlichkeiten, die sich zu ihm bekannten. Für zwei Spielarten haben sich ja auch eigene Bezeichnungen eingebürgert: man spricht von naturalistischem und von impressionistischem Realismus. Das Wort Realismus ist dehnbar und vielsagend wie die meisten unserer literarhistorischen Begriffe. Seinen Inhalt näher zu bestimmen, indem wir die wichtigsten Wandlungen realistischer Literatur verfolgen — das soll die Aufgabe meines Vortrages sein.

1) Antrittsrede, gehalten an der Universität Freiburg i. Br.

1.

Die Entwicklung zum Realismus bahnt sich schon in der Romantik an. Das Ringen um treue Wiedergabe der Wirklichkeit, das Treffenwollen (*attrapper*, wie Edmond de Goncourt in der Vorrede zu Les Frères Zemgano sagt) wird eine der richtunggebenden Absichten des 19. Jahrhunderts. Man bemüht sich, die Wirklichkeit immer lückenloser zu erobern, alle Vorurteile und Zaghaftigkeiten, die etwa im Wege stehen, moralische wie ästhetische, zu unterdrücken. Man bemüht sich, die Wirklichkeit mit immer feineren Werkzeugen zu erfassen; die Sinne, vor allem das Auge, schulen sich, werden für die Farben und Formen der Außenwelt empfänglicher, wobei die Literatur auch die Entdeckungen der zeitgenössischen Malerei verwertet. Zugleich bemüht man sich, die sprachlichen Ausdrucksmittel zu bereichern, um alles, was die Sinne einfangen, noch in den flüchtigsten Abschattungen, buchen zu können. Bis dann am Ende des Jahrhunderts, nachdem ein Gipfel erreicht worden war, über den hinaus sich kaum mehr eine Steigerung denken ließ, ein scharfes Umkippen eintritt, auf Wiedergabe der Wirklichkeit und Treffen überhaupt verzichtet wird und ganz neue Absichten auftauchen.

Der schwerste Vorwurf, den die Romantiker gegen den Klassizismus auf dem Herzen haben, ist: daß ihm die Wahrheit, das Leben fehle. Sie wollen eine Kunst mit mehr Wirklichkeitsgehalt bieten. Und zwar quantitativ mehr, d.h.

nicht zugestutzte Natur und einen engen Ausschnitt, sondern das Leben in seiner breiten, bunten Fülle mit dem Häßlichen neben dem Schönen, dem Gemeinen neben dem Erhabenen. Und qualitativ mehr, d. h. genauere Nachzeichnung, namentlich durch Herausarbeitung des Individuell-charakteristischen, das der Klassizismus vernachlässigt oder ausgemerzt hatte, da er die Wahrheit im Allgemeinen, Typischen, Ewigen suchte. Wenn es trotz solcher Vorsätze, die bereits im Manifest der romantischen Revolution, in V. Hugos Cromwell-Vorrede, eindeutig verkündet sind, damals noch nicht zu einem Realismus in dem Sinn gekommen ist, den wir mit dem Wort verbinden, so liegt das an vielerlei Umständen.

Der Hang zum Ungewöhnlichen, Märchenhaften läßt die Romantiker den Alltag, die Durchschnittswirklichkeit als ästhetisch reizlos und schal verschmähen. Sie flüchten lieber in entfernte Länder und Zeiten (daher die Mode der exotischen und historischen Romane und Dramen) oder müssen sich die bürgerliche Gegenwart erst genießbar machen, indem sie sie mit den Ausgeburten ihrer fiebernden Einbildungskraft bevölkern. Vor allem empfinden sie zu egozentrisch, um sich die Sachlichkeit und selbstverleugnende Hingabe an den Gegenstand abzuringen, die der Realismus voraussetzt. Die französische Romantik war ihrem Ursprung nach eine gewaltige Explosion des im vorhergehenden rationalistisch-klassizistischen Zeitalter geknebelten Subjektivismus, ein Aufbäumen des Individuums, das als sein Recht beanspruchte, sich zu behaupten und zu offenbaren. Da die Romantiker künstlerisch nichts so sehr interessiert wie ihr eigenes Ich, da sie in Roman und Drama nur einen Rahmen für lyrische Beichten und Ergießungen erblicken, werden auch ihre Geschöpfe nur verzerrte Spiegelungen ihrer selbst und (wieder unter dem Druck ihrer Sehnsucht nach dem Absonderlichen) Gestalten von unnatürlichem Wuchs, die ein stürmisches Schicksal in atemraubender Hetzjagd von Abenteuer zu Abenteuer peitscht.

So bringt es die Romantik nur zu einem Oberflächenrealismus, der bestenfalls treu das Äußere von Dingen und Menschen abpinselt, der aber auch dabei weniger auf Echtheit als auf das malerisch oder emotiv Effektvolle achtet, auf das Grelle oder Schauerliche, dem es weniger um Ehrlichkeit zu tun ist als darum, zu blenden — einem Oberflächenrealismus, der zwar seine Anstrengung für die Zukunft nicht nutzlos vergeudet, da er die Beschreibungstechnik zu einer bis dahin unbekannten Vollendung entwickelt, der aber leer bleibt, da ihn kein innerer Realismus in Handlung und Handelnden ergänzt.

Nur für einen gilt diese Einschränkung nicht, für Stendhal, der überhaupt im schroffsten Widerspruch zu seiner Generation steht. Sonst ist keiner auszunehmen, auch Balzac nicht durchaus, obwohl die Realisten, ein Zola z. B., sich auf ihn als auf ihren Ahnen und Lehrmeister berufen durften. Im Gegenteil, gerade Balzac veranschaulicht die Hemmungen, die die Ausbildung realistischer Kunst verzögerten. Er erzählt zwar vom zeitgenössischen Frankreich, und seine Betrachtungsweise des Menschen streift schon dicht an die spätere heran: dem Physiologischen im Menschen mißt er hohe Wichtigkeit bei und unterstreicht seine Abhängigkeit vom sozialen Milieu. Dieses Milieu schildert er bereits, auf sorgfältige Studien gestützt, mit einer peinlichen Ausführlichkeit im einzelnen, die selbst die Goncourt oder Zola kaum mehr überbieten. Und da er zudem die Gabe besitzt, seinen Geschöpfen Leben

einzuhauchen, so fügt sich bei ihm zum äußeren auch seelischer, psychologischer Realismus. Aber sein Romantikertemperament, das er nirgends zügeln kann, verführt ihn zu maßlosen Übertreibungen und Vergrößerungen und erfüllt sein Werk mit einer beklemmend schwülen Luft, in der es unaufhörlich von stärksten Spannungen und Entladungen gewittert. Man kann sagen, die beobachtete Wirklichkeit bedeutet für ihn weniger einen Gegenstand, den er abschreiben will, als vielmehr einen Brennstoff, mit dem er seine Phantasie heizt, um Rauschgesichte und Halluzinationen zu erzeugen, und die sind es dann, die er festhält.

2.

Der Weg zum Realismus führt durch die Niederungen des Feuilletonromans, über Schriftsteller, die wie Sue krasse Elendschilderungen in sentimentale Afterromantik hineinverweben. Die Etikette Realismus kommt um 1850 in Mode. Das meiste trug dazu ein Maler bei, und der Lärm, den er mit seinen Bildern und aggressiv vorgetragenen Theorien machte: Courbet. 1852 fand die Uraufführung der Kameliendame des jüngeren Dumas statt. Im selben Jahr erschienen, mit einer programmatischen Vorrede, die Poèmes Antiques von Leconte de Lisle. Fünf Jahre später folgte der erste Roman, in dem die Ausscheidung romantischer Elemente konsequent vollzogen ist: Flauberts Madame Bovary. Das sind die Werke, in denen sich die zweite große Welle des 19. Jahrhunderts ankündigt.

Gemeinsam ist ihnen als entscheidender Grundzug das Ideal einer objektiven Kunst, die nicht mehr in der inneren Welt im Dichter selbst, in dem, was er fühlt und leidet, ihren vornehmsten Gegenstand sieht, sondern in der Welt außerhalb seines Ich. Die die menschliche Persönlichkeit des Dichters als Thema aus seinem Werk verbannen will. Und nicht bloß als Thema, sondern sogar im Reflex seiner Anteilnahme am Stoff. Die (im Interesse einer unverfälschten Wiedergabe der Wirklichkeit) vom Dichter fordert, daß er leidenschaftslos gestalte, seine Erregung dämpfe, daß er (wie die von Leconte de Lisle geprägten Schlagworte lauten) auf Unpersönlichkeit, auf Neutralität und auf *impassibilité,* d.h. Unerschütterlichkeit bedacht sei.

Am fühlbarsten mußte sich diese Umstellung in der Lyrik auswirken. Nicht nur, daß Lyrik jetzt überhaupt zurücktritt, nicht mehr wie während der Romantik die repräsentative Gattung darstellt, in der alle Kunstleistung gipfelt. Sondern der Begriff Lyrik verliert seinen ursprünglichen Sinn. Die romantische Ichlyrik brandmarkt Leconte de Lisle als würdelose Prostitution. Was er und auf seinen Spuren die kleineren Dichter des Parnaß bringen, ist nur selten Bekenntnis, und wo sich eines entringt, wird es hinter Symbolen und Masken verschleiert, wird objektiviert, episiert. Die Versdichtung drängt dazu, eine Zwittergattung zwischen Lyrik und Epik zu werden. Oder sie drängt geradezu zum Epos hin, bzw. zum Gemälde, zum Relief, zur Statue. Leconte de Lisles Gedichte enthalten in der Mehrzahl neben Gedanklichem Landschaftsschilderungen und Ausschnitte aus der Geschichte. Es sind knappe Epen, also beschreibende, erzählende Kunst wie in den Romanen Flauberts.

Flaubert predigt, womöglich noch unduldsamer, dasselbe Ideal und verwirklicht es mit einer Selbstzucht, die um so heldenhafter ist, als auch ihm unausrottbar der Romantiker im Blut saß und sich unbändig auszutoben ver-

langte, wie er sich in seinen Jugendversuchen ausgetobt hatte. *„L'auteur dans son œuvre doit être comme Dieu dans l'univers, présent partout et visible nulle part."* D.h. überall soll der Schöpfer im Werk zu spüren sein an der Art, wie der Stoff gemeistert ist. Aber sichtbar darf er nie werden. Denn der Mensch im Schaffenden ist gleichgültig. Fesseln kann nur, was er schafft. Und die Illusion des Lebens wird er nur erzielen, wenn es ihm gelingt, aus seinem Ich zu schlüpfen, um in anderen aufzugehen. Es wäre unmöglich, aus Flauberts Werk ein Bild seiner Persönlichkeit zu gewinnen. Es wäre schwer zu ahnen, wie stark er z.B. in Emma Bovary gelebt hat. Noch schwerer zu ahnen, mit welchem Ekel an dem kleinbürgerlichen Provinzdasein er sich in jahrelanger Fron diesen Roman abgetrotzt hat. So energisch hat er auf Selbstbespiegelung, auf Äußerung von Sympathien und Antipathien verzichtet. So losgelöst, so neutral wollte er über seinen Geschöpfen schweben: (wie er einmal sagt) gleich dem lieben Gott, der von oben herab zuschaut.[2])

Der schroffe Bruch mit dem Subjektivismus der Romantik erklärt sich nicht bloß aus der Ausleierung der Ichpoesie und der Übersättigung mit ihr. Er ist auch undenkbar ohne die Wandlung, die sich um 1850 allgemein unter dem wachsenden Einfluß der Wissenschaften, besonders der Naturwissenschaften, anbahnte und die sich literarisch im Realismus ausdrückte, wie außerhalb der Literatur im Erkalten der religiösen und metaphysischen Bedürfnisse, im Erstarken diesseitsbewußter, positivistischer und materialistischer Weltanschauungsrichtungen. Literatur und moderne Wissenschaft treten in enge Berührung. Die Literatur will sich mit ihrem Geist durchtränken, sich ihre Methoden und Einzelerkenntnisse aneignen. Die Ausschaltung des Persönlichen, Subjektiven ist nicht weniger ein wissenschaftliches Ideal als die Verwerfung irgendwelcher Hintergedanken, als der moralische Indifferentismus und die unbedingte Zuverlässigkeit der Dokumentierung, zu denen der Dichter verpflichtet werden soll.

Flauberts Auffassung vom Menschen ist streng deterministisch. Während er Emma Bovary formt, sieht er als Aufgabe vor sich, ihr Schicksal als notwendiges Ergebnis verwickelter psychologischer, physiologischer und außerhalb der Heldin liegender Ursachen zu begreifen, zu deren Erhellung er seine medizinischen Kenntnisse wieder auffrischt, um sich nach den Bedingungen ihrer Konstitution, Vererbungsvorgängen, Krankheiten usw. zu fragen. In den vielen Jahren, wo er seinen Karthagerroman Salammbô ausbrütet, sitzt er tage- und wochenlang in Bibliotheken, liest sich durch Hunderte und aber Hunderte von Schmökern, moderne Forschung und alte Quellenwerke, Inschrifteneditionen, Polybius usw., häuft die Exzerpte zu Bergen — kurz, er arbeitet, wie ein Historiker arbeiten würde. Wenn ihm nachher Sainte-Beuve oder ein Orientalist von Fach Irrtümer vorwerfen, kann er sie mit einer Flut von Belegen überschwemmen. Und die Gelehrsamkeit genügt ihm noch nicht. Er reist selber nach Afrika, um sich mit der Landschaft, der Atmosphäre vollzusaugen. Leconte de Lisle verfährt nicht anders. Die tropischen Landschaften, die er schildert, sind ihm aus seiner Heimat und von Reisen her vertraut. Für seine Fresken aus der Vergangenheit benützt er das Material, das ihm die Geschichtsforschung, die Anthropo-

2) Correspondance II 155 u. 142 (1852).

logie, die Archäologie, die Philologie, die vergleichende Religionswissenschaft liefern. Studium aller erreichbaren Informationsquellen und, wo es möglich ist, unmittelbare Beobachtung werden die Grundlage der künstlerischen Arbeit, wie sie die Grundlage der wissenschaftlichen sind.

„Kunst und Wissenschaft, die so lange durch die auseinanderstrebenden Anstrengungen der menschlichen Vernunft gespalten waren, müssen danach trachten, sich eng zu verbinden, wenn nicht zu verschmelzen", heißt es im Vorwort zu den Poèmes Antiques. Dieselbe Erwartung drückte Flaubert in einem Brief desselben Jahres 1852 und noch öfter aus.[3]) Ihr Wunsch hat sich insofern erfüllt, als noch zu ihren Lebzeiten der Naturalismus ein ziemliches Stück in dieser Richtung weiterschritt.

3.

Die Naturalisten trennt trotz des neuen Namens, den sie für sich einbürgerten, nichts Entscheidendes vom Realismus. Keinen von ihnen, weder Daudet noch Maupassant, noch Zola, der ihre massigste Persönlichkeit war, der kampflustigste Führer, der redseligste Theoretiker, noch die Brüder Goncourt, die mit ihren vor Zolas Anfängen erschienenen Romanen Sœur Philomène (1861) und Germinie Lacerteux (1864) als die eigentlichen Pfadfinder gelten dürfen. Der Naturalismus bringt im wesentlichen die Verschärfung und Übertreibung gewisser Züge, die bereits im Realismus vorhanden waren. Er bringt keinen Bruch, sondern nur Abbiegungen. Allerdings ein paar Abbiegungen so folgenschwer, daß Flaubert nur mit sehr gemischten Gefühlen die Entwicklung derer verfolgte, die Publikum und Kritik als seine Schule etikettierten, und sich mehr als einmal polternd gegen die Zuschiebung der Vaterschaft wehrte.

Eine solche Abbiegung ist bedingt durch das Verhältnis zur Gegenwart als Stoff. Darin beharren Flaubert und Leconte de Lisle in der reinen Überlieferung der Romantik. Ihre Zeit widert sie an, ethisch wie ästhetisch. Flaubert behandelt zwar auch moderne Stoffe. Aber er muß sich dazu zwingen, stöhnend, voll Heimweh nach der glühenden Pracht exotischer und heroischer Visionen, in denen er schwelgen möchte, von vornherein entschlossen, alles um sich herum rachitisch, erbärmlich, trostlos zu finden, mit einem Haß, in dem seine politischen Meinungen, sein Pessimismus und sein Paganismus zusammenfließen. Es war wohl schon vorher versucht worden, die Moderne für die Literatur zu erobern, in Nachahmung Balzacs und unter dem Einfluß der Begeisterung für die Industrie, die der Sozialismus saintsimonistischer Richtung verbreitete. Aber der mächtige Antrieb, der nötig war, kam erst mit den Naturalisten, besonders mit Zola. Erst ihm half (trotz mancher innerer Widerstände) der sozialistische Glaube und die Ehrfurcht vor menschlichem Sichmühen, die dichterischen Werte der Gegenwart auszugraben und in seinen Epen vom Warenhaus, vom Bergwerk, von der Eisenbahn, von den Markthallen einer Großstadt, vom Proletariat, vom Lohnkampf die Werkstätten und Werkzeuge modern-europäischer Arbeit zu gestalten, das moderne Leben überhaupt, und zwar gerade in seinen eigentümlichen Erscheinungsformen und Konflikten, die einen Flaubert am unangenehmsten abstießen.

Die Erweiterung, die das Stoffgebiet so erfuhr, wurde dadurch noch beträchtlicher, daß sich die Aufmerksamkeit mehr und mehr dem Sinnlich-Wahr-

3) Correspondance II 92 u. 200 (1853).

nehmbaren zuwandte. Die malerische Technik der Romantik wird ausgebaut. Wie zur Wissenschaft stellen sich rege Beziehungen zur Malerei ein, außer zu Courbet zu Manet. Zolas Malerroman L'Œuvre und die Manette Salomon der Goncourt spiegeln den eifrigen Austausch, die Kampfgenossenschaft zwischen Atelier und Schreibzimmer um 1860. Eine bezeichnende Tatsache ist das Eindringen der Stillebenmode. Bis dahin hatte die Literatur hauptsächlich das Portrait gekannt, daneben das Interieur, das Straßenbild, das Architekturbild und (ja von alters her) die Landschaft. Gleich einer der frühesten Romane Zolas, Le Ventre de Paris von 1873, enthält eine Menge Stilleben, zu denen der Schauplatz der Handlung und die Figur des jungen Malers Claude Veranlassung gaben. Besonders zwei sind hervorzuheben, ein großes Obststilleben und ein großes Käsestilleben — beides schlagende Beispiele der Übertragung betont koloristischer Absichten ins Literarische, die als Malerei und als detaillierteste, mit den schärfsten Ausdrucksmitteln bewältigte Wiedergabe eines nur die Sinne, den Geruch und vor allem das Gesicht interessierenden Stückchens Außenwelt alles übertrumpfen, was die französische Dichtung bis dahin auf diesem Gebiet geleistet hatte.

Zu solchem Erhabensein über den Stoff, das nur die Mache (in gutem Sinn) gelten läßt und auf jede Wertstaffelung der Gegenstände verzichtet, hatten sich weder Flaubert noch Leconte de Lisle emporgeschwungen. Der Grundsatz war zwar schon in der Romantik ausgesprochen worden, deutlich von V. Hugo, der 1829 in der Vorrede der Orientales schrieb: „Alles ist Gegenstand, alles gehört in die Kunst ... Wir wollen nur prüfen, wie einer gearbeitet hat, nicht worüber und warum." Aber in seinem Mund ist das nur eine revolutionäre Phrase. Erst der Naturalismus wagt die Konsequenzen zu ziehen und er geht bis ans äußerste Ende, indem er überall die Scheidewände umwirft, nicht bloß die zwischen poetisch und unpoetisch, literaturfähig und nicht literaturfähig, sondern auch die zwischen schicklich und unschicklich, sittlich und unsittlich.

Ihr Wahrheitsideal verbietet den Naturalisten, aus der Natur auszuwählen. Und wenn Auswahl unvermeidlich ist, wollen sie lieber wählen, was vorher aus Scham und Zartgefühl nicht gewählt wurde. Jetzt wird Courbets herausfordernde Losung verwirklicht: *il faut encanailler l'art!* Und es handelt sich nicht bloß um Kühnheit in erotischen Dingen, sondern darum, Anstößiges, Unerfreuliches jeder Art auszubreiten, Krankenhausekelhaftigkeiten z. B. in einem Roman ebensowenig zu unterschlagen wie den Gestank der schmutzigen Wäsche in Gervaisens Bügelladen. Und es handelt sich auch nicht bloß um verstreute Brutalitäten an der Oberfläche. Sondern aus Angst, in die süßliche Verlegenheit hergebrachter Schönfärberei zu verfallen, auch aus Trotz und um den Bürger zu ärgern, versteift der Naturalismus sich darauf, grau in grau Bilder von körperlichem, moralischem, sozialem Elend und nur Elendsbilder aneinanderzureihen, nur die Bestie im Menschen aufzuzeigen, das traurige gequälte Tier oder das bösartige quälende Tier, das Tier in seiner Abhängigkeit von Magen, Darm und Geschlechtstrieb.

4.

Eins liegt den Naturalisten am fernsten: schmeicheln zu wollen. Gleichviel, ob man an die Bücher der Gon-

courts denkt mit ihrem Chirurgenernst oder an die Maupassants mit ihrer eisigen Menschenverachtung oder an die Zolas mit ihrem Unterton galliger Empörung — es ist überall derselbe Anblick, ringsum Gesindel und Krapüle, und das Krapülehafte gerade da überwuchernd, wo es sich nach außenhin am sorgsamsten unter der Tünche der Ehrbarkeit verbirgt.

Es ist lehrreich, sich zu vergegenwärtigen, wie die einzelnen Gesellschaftsschichten in der modernen Literatur vertreten sind. Balzac schildert Adel und Bürgertum, aber daneben schon außer Bohèmegestalten und anrüchigen Spekulanten den Auswurf der Großstadt. Was Flaubert schildert, ist die Mittelschicht bis ins Kleinbürgertum hinein. Wo er ein Dienstmädchen zur Heldin macht (Un Cœur Simple), streift er kaum und nur nebenbei, daß sie einer geknechteten Klasse angehört. Den Bürger verschönert er nicht. Er haßt ihn aufs Blut wie Zola. Aber nicht aus antikapitalistischen Stimmungen, sondern als Geistesaristokrat mit dem Romantikerhaß gegen den amusischen, ungeistigen Spießer. Die Feindseligkeit des Naturalismus gegen die Bourgeosie wurzelt tiefer. Gewiß kommen bei Zola Bauern und Arbeiter nicht besser weg. Seine Schau der Menschheit von heute duldet nirgends Lichter. Aber wo er Volk schildert, klingt doch Mitleid an, nicht bloß Ingrimm.

Mit dem Kolportage- und Kriminalroman, mit Sue und Gaboriau hatte schon vor Flaubert das Proletariat die Literatur überflutet. Und nicht nur das arbeitende, sondern die Horde der Gauner, Zuchthäusler, Dirnen, Zuhälter, denen die romantische Vorliebe für den Outlaw die Bahn geöffnet hatte. Von Germinie Lacerteux an wird das Proletariat beinahe ähnlich vorherrschend wie im 17. Jahrhundert der Adel und der Hof. In der klassischen Tragödie war nur Platz für Fürstlichkeiten und ihr Gefolge. Die Plebs, auch das Bürgertum, durfte sich nur in der komischen Literatur bewegen, um durch Tölpelhaftigkeiten zum Lachen zu reizen. Im naturalistischen Roman des 19. Jahrhunderts ist für den Adel und das besitzende Bürgertum, für die im Staat immer noch mächtigsten Klassen, kaum anders Platz als am Pranger, wo sie dem Spott und der Entrüstung preisgegeben werden.

Die Goncourts mit ihrer feinen Witterung in Kunstdingen haben früh begriffen, daß diese Erweiterung der Literatur, der sie selbst mit dem Beispiel vorangegangen waren, zugleich eine Verengung bedeutete und die Gefahr der Verarmung, der Verpöbelung. Edmond de Goncourt, der sich allein und mit seinem Bruder in mehreren Romanen zu Ausflügen in die elegante Welt aufraffte, setzte 1879 in der Vorrede zu Les Frères Zemgano seine Bedenken auseinander. Die wahre Entscheidungsschlacht, die dem Naturalismus zum Sieg verhelfen soll, kann nicht mit Proletarierromanen wie Germinie Lacerteux und L'Assommoir geschlagen werden, meint er. Sondern erst, wenn dieselbe unerbittliche Analyse auch auf raffinierte und distinguierte Menschen in reichen Milieus angewendet wird. Er persönlich zaudert vor den langen Vorstudien, die nötig sind. Aber die Hindernisse, die ein naturalistischer Roman der Eleganz zu überwinden hat, lauern nicht bloß da, wo Goncourt sie vermutete. Viel ernster waren die Schwierigkeiten, die aus dem Wesen des Naturalismus selbst erwuchsen, aus seinem sozialen und sozialistischen Ethos und mehr noch aus seiner einseitigen Überschätzung des Physiologischen, die ihn

verwickelteren psychologischen Aufgaben, vor denen seine Methoden versagt hätten, instinktiv ausweichen ließ.

Flaubert bemühte sich noch ernst, in die geistige Atmosphäre vorzudringen, *peindre le dessus et le dessous*[4]), lebte sich z.B. für die Education Sentimentale durch ausgedehnteste Lektüren in alle Strömungen der 40er Jahre, auch in die religiösen und philosophischen ein. Die Naturalisten machen es sich leichter. Goncourt legt, ohne es zu ahnen, den Finger auf die Blöße der naturalistischen Dokumentierung, wenn er erklärt, ein vornehmer Salon sei weniger einfach aufzunehmen als die arme Stube eines Arbeiters, bei der schon ein einziger Besuch genüge, um sie zu erforschen. Hier wird eine zweite Gefahr sichtbar, die drohte, neben der Verpöbelung die Veräußerlichung.

Und noch eine Gefahr drohte. In bewußter Abkehr von der Romantik wollten die Naturalisten nur schlichtes Alltagsdasein darstellen, mit Durchschnittsmenschen als Handelnden, die keinerlei Nimbus umflimmert, ohne blendende Exotik, ohne haarsträubende Abenteuer. Aber je entschlossener sie den Schlamm der untersten Menschheitstiefen aufwühlten, desto mehr entgleisten sie aus ihrem Vorsatz. Die Milieus, die Zustände und Geschehnisse, die sie am liebsten anpacken: Schlupfwinkel schmutzigster Armut, lichtscheue Laster, Verbrechen, Unflätigkeiten, stechen von der normalen Wirklichkeit, in der der bürgerliche Leser und Dichter atmen, ähnlich ab, sind mit ihr verglichen ähnlich märchenhaft wie die märchenhaftesten Fabeln Hugoscher Dramen, ähnlich exotisch wie der Orient oder die grauenhafte Höhle, wo Hugos Han d'Islande das Blut seiner Opfer aus

4) Correspondance II 200.

einer Hirnschale schlürft. Wenn sich dann gar die Sprache durch Einstreuung von Argot sprenkelt, wird die antibürgerliche Fremdartigkeit noch unterstrichen. Es entsteht, wie schon Edmond de Goncourt als helläugiger Selbstzergliederer durchschaute[5]), ein Surrogat für den in Verruf geratenen Exotismus. So führt die erstrebte Gleichgültigkeit gegen das Stoffliche zu unerwarteten Folgen. Spannung, Wunderbares strömt von neuem herein, und der Widerspruch ist um so auffallender, je geflissentlicher die Naturalisten versichern, daß sie nichts bieten wollen als einen Fetzen Menschenleben, der nur durch seine Echtheit wirken soll.

5.

Da die Naturalisten moderne Stoffe wählen, wird die unmittelbare Beobachtung an Ort und Stelle das wichtigste Hilfsmittel. Wie pedantisch gewissenhaft Zola verfuhr, davon gibt das Material zu L'Assommoir, das aus seinem Nachlaß veröffentlicht wurde[6]), einen Begriff. Es enthält außer ausführlichen Exzerpten über den Alkoholismus und die verschiedenen Stadien des Säuferwahnsinns Aufzeichnungen über das Arbeiterviertel, in dem sich die Handlung hauptsächlich abspielt, mit Planskizzen der Straßen und der weiten Mietskaserne, in die er seine Handelnden pfercht, mit genauen Einzelheiten über die Läden, die Kneipen, die Zahl der Fenster an einer Hausfront usw. Mit Einzelheiten über die Einrichtung eines Waschhauses, die Preise für heißes Wasser, Laugenwasser usw. Über den Tagelohn einer Wäscherin, einer Plätterin. Über die verschiedenen Bügel-

5) Journal des Goncourt IV 365.
6) H. Massis, Comment Zola composait ses romans. D'après ses notes personnelles et inédites. Paris 1906, S. 91 ff.



eisen (mit den Fachnamen). Über die Art, ein Häubchen zu bügeln oder ein Männerhemd mit Falten usw. Man kann sich danach ausrechnen, wieviel geduldige Forschungsreisen mit dem Notizbuch in der Hand Zola (von den Lektüren abgesehen) unternommen haben muß, um soviel Kenntnisse zusammenzutragen.

Bei den Goncourts steigert sich die Jagd auf das, was sie document humain nennen, zur Leidenschaft und manchmal beinahe zum Martyrium, da sie sich dazu zwingen, auch wo ihre sensitiven Nerven sich empören wie bei Studien im Krankenhaus und Operationssaal. Sie kamen zum Roman auf dem Umweg über historische Arbeiten und waren gewöhnt, ihre Bilder aus dem 18. Jahrhundert mosaikartig aus kleinen Zügen zusammenzusetzen, die sie in allen möglichen Quellen, Akten, Briefen, Memoiren, auch Gemälden, Kupfern usw. aufstöberten. Ebenso wollen sie auch in der Literatur keinen Schritt tun, ohne festen Boden unter sich zu spüren. Als Edmond de Goncourt die Monographie eines jungen Mädchens plante, wandte er sich ein paar Jahre, ehe er begann, im Vorwort zu einem anderen Roman (La Faustin) an seine Leserinnen mit der Bitte, ihn durch anonyme Beichten über ihre Jugend in die geheimsten Untergründe weiblichen Lebens einzuweihen. Mit welcher Wißbegierde sie die Erkrankung ihrer alten Dienerin verfolgten und Edmond das Hinsiechen seines jüngeren Bruders, obwohl er an ihm mit inniger Liebe hing, ist aus ihrem Tagebuch bekannt.[7]) Was daran herzlos und unmenschlich anmutet, ist in gleichem Maß bezeichnend für ihren Wahrheitsfanatismus wie für den Fanatismus, mit dem sie sich der Kunst opferten. Sie sind so durch und durch Künstler, daß sie das ganze Dasein nur mehr als Rohstoff für ein Kunstwerk empfinden. Und um ihr Ideal einer ganz aus dem Studium der Natur gespeisten Wirklichkeitskunst zu erreichen, züchten sie den Willen zum Beobachten so hypertrophisch in sich, daß auch in den schmerzlichsten Stunden das Menschliche in ihnen nicht mehr imstande ist, den Beobachter zurückzudrängen.

Mehr als die anderen trachten die Goncourts auch danach, den Momentaufnahmen, die sie gesammelt haben, soviel als möglich von der ursprünglichen Frische zu erhalten. Dabei wird ihnen eine Not zur Tugend: ihre Kurzatmigkeit, ihre nervöse Unfähigkeit, sich auf die Dauer zu konzentrieren. Sie schreiben sprunghaft und reihen, nur wenig retouchiert, ihre Pleinairstudien (wie man sagen könnte) aneinander, während Zola die seinen zu durchkomponierten Fresken ausmalt. Auch ihre mühselige stilistische Arbeit zielt in dieselbe Richtung. Ihre Sprache ist außerordentlich gefeilt, aber niemals geglättet. Im Gegenteil! Ihr bunter, von Neubildungen wimmelnder Wortschatz, ihr ausgerenkter Satzbau will durchaus unakademisch sein, um den Eindruck nicht abzustumpfen, um (wie es in der Vorrede zum Tagebuch heißt) in einer Art glühender Stenographie die fließende Menschheit in ihrer Augenblickswahrheit zu gestalten, *l'ondoyante humanité dans sa vérité momentanée.*

Damit ist zugleich eine andere Neigung des Naturalismus angedeutet, die im Goncourtschen Roman besonders ausgeprägt erscheint. Die Romantik wollte im Gegensatz zum typisierenden Klassizismus das Individuelle, Einmalige am Objekt erfassen. Die Realisten und Naturalisten suchen beides zu verbinden. Sie heben gerne hervor, daß ihren Romanen typische Wahrheit inne-

7) Journal II 37ff. u. III 325ff.



wohnt. Wie sehr ihnen aber daran lag, über dem Universellen, Ewigen ja nicht das Individuelle, Wechselnde zu vergessen, beweist am besten die Art, wie Flaubert den jungen Maupassant förmlich dressierte, an jedem Ding und Menschen, an einem Hausmeister, der seine Pfeife raucht, einem Baum oder Droschkengaul zu erkennen, was ihnen allein eigen ist. Im Geringsten steckt Unerforschtes, Unbekanntes, und das gilt es zu finden, schärfte er seinem Schüler ein.[8])

Unerforschtes, Unbekanntes, d.h. das Einmalige. Das Einmalige sowohl als Individuell-charakteristisches wie als Momentan-charakteristisches, das was ein Objekt, einen Baum z.B. in einem bestimmten Augenblick, einer bestimmten Beleuchtung von allen anderen derselben Kategorie und von sich selber in allen anderen Zuständen unterscheidet. Das Einmalige, das sich am Objekt nur entdecken lassen wird, wenn das Subjekt, der Beschauer, frühere Erfahrungen und überliefertes Wissen um den Gegenstand abstreift, statt aus ihnen heraus den Augenblickseindruck zu korrigieren und zu ergänzen, wenn wir selber individuell und schöpferisch, gleichsam mit neugeborenen Augen schauen.

Man nennt die Goncourts geläufig die Begründer des Impressionismus in der Literatur. Es ist mir sehr zweifelhaft, ob das Problem des literarischen Impressionismus und seines Verhältnisses zum malerischen trotz mancher wertvoller Untersuchungen schon gelöst ist[9]), ob man die Entsprechung zum malerischen Impressionismus nicht erst später, in der auf die Goncourts und den sogenannten impressionistischen Naturalismus folgenden Dichtung zu suchen hat. Aber jedenfalls sind die Goncourts (Daudet könnte man etwa noch neben sie stellen) von ihrer Generation am konsequentesten zu impressionistischem Schildern vorgestoßen — vielleicht weil ihre Sinne besonders fein organisiert waren und ihr Auge erzogen durch die Vertrautheit mit der bildenden Kunst, mit den Japanern insbesondere, sicher deshalb, weil ihr Wille zu einer neuen Optik und zu neuem Ausdruck ungewöhnlich kühn und hemmungslos war.

Mit den Goncourts erreicht der Realismus, mindestens im Deskriptiven, ein Maximum des Treffens, ein Maximum in der Vortäuschung unmittelbarer, bewegter, unversteinerter Lebendigkeit. Aber damit langt die französische Literatur auch bei einem Subjektivismus an, der zwar von dem in lyrische Selbstentblößung mündenden Subjektivismus der Romantik entfernt ist, der sich aber nicht ohne Widerspruch mit dem realistischen Ideal wissenschaftlicher Unpersönlichkeit und strenger Unterordnung unter den Gegenstand verträgt. Und zugleich bei einem Relativismus, der sich bewußt wird, daß wir von der Wirklichkeit nichts gewahren als trügerische Erscheinungen und auch die nur in ihrer Spiegelung im betrachtenden Individuum, so daß jeder sie anders gewahrt und auch ein und derselbe verschieden je nach dem Augenblick. Die Welt als Eindruck und Erlebnis des Dichters —

8) Vorrede zu Maupassants Pierre et Jean.

9) Ich hebe nur hervor: M. Spronck, Les artistes littéraires (1889, bes. 158 ff.); R. Hamann, Der Impressionismus in Leben und Kunst (Köln 1907); K. Lamprecht, Zur jüngsten deutschen Vergangenheit (I 1902, bes. S. 214 ff. und 464 ff.); B. Fehr, Studien zu O. Wildse Gedichten (1918, S. 175 f.) und O. Walzel, Die deutsche Dichtung seit Goethes Tod (1919, S. 170 ff.), der die bisher gründlichste Auseinandersetzung bietet, vor allem schärfer als jemand vor ihm die Zusammenhänge mit der Entwicklung in Weltanschauung und Philosophie prüft.

hier setzt die wichtigste der Brücken ein, die zur nachnaturalistischen Dichtung laufen.

6.

Die Naturalisten wollen nichts bieten als einen Fetzen Menschenleben, sagte ich oben. „*Faire mouvoir des personnages réels dans un milieu réel, donner au lecteur un lambeau de vie humaine, tout le roman naturaliste est là.*"[10]) Diese Formel Zolas, die er und die Goncourts oft variierten, ist sehr ernst gemeint. Sie möchten jede Aufmerksamkeit ausschalten, die nicht dem Treffen gilt. Nur keine Schürzungen und Verwicklungen, keine künstliche Abrundung. Edmond de Goncourt bedauert im Alter, daß seine Bücher häufig mit dem Tod schließen; wenn er von vorn beginnen könnte, würde er ihn als ein verächtlich theatralisches Mittel verbannen. So weit geht die Abneigung, daß ihm wie Zola der Name Roman mißfällt, weil man davor unwillkürlich an die Bücher früheren Schlages denkt, die keinen höheren Ehrgeiz hatten als zum Zeitvertreib drauflos zu fabulieren.[11])

Der naturalistische Roman ist aber seinem Wesen nach nicht erfundene Dichtung, sondern Analyse und Protokoll, Bruchstück einer *enquête générale sur la nature et sur l'homme*.[12]) Ende der 60er Jahre, während er sich den Kopf mit allerhand angelesenen naturwissenschaftlichen Theorien vollpfropft, reift in Zola der Plan zu seinem Lebenswerk, dem Rougon-Macquart-Zyklus, in dem er die soziale und physiologische Geschichte einer verzweigten Familie unter dem zweiten Kaiserreich schreiben will, um (wie er 1871 im Vorwort zum einleitenden Roman erklärt) die Gesetze der Vererbung zu erforschen und das doppelte Problem der Temperamente und des Milieus zu lösen. Es soll nicht mehr die Wissenschaft der Kunst dienstbar gemacht werden. Sondern die Kunst selbst soll Wissenschaft werden, wissenschaftliche Arbeit leisten und deren Ergebnisse zur Verfügung stellen. Darin biegt der Naturalismus am entschiedensten vom Realismus ab. Er ändert die Auffassung von den letzten Aufgaben der Kunst.

Flaubert und der Parnaß sind exklusiv Nurkünstler, die bloß Kunst um der Kunst willen gelten lassen und jede außerästhetische Absicht als Entweihung verwerfen. Die Naturalisten muß das l'art pour l'art-Ideal in manchem locken; aber seine Konsequenzen sind für sie unannehmbar. Schon in der Formfrage gabelt sich der Weg. Théophile Gautier hatte den Begriff der *impeccabilité*, des untadeligen Kunstwerkes ohne Schlacken, zu Ehren gebracht. Orthographie, Grammatik, Metrik sind für Baudelaire und Leconte de Lisle ebenso Fetische wie für Flaubert, dem jede Seite, jede Zeile die mühseligsten Geburtswehen kostete, bei dem die Suche nach rhythmischen und melodischen Wirkungen und die Stilkasteiung zur Manie ausartete, bis er (nach dem schönen Bild Zolas, das auch für den Parnaß paßt) langsam von den Beinen zum Rumpf und dann bis zum Kopf zu Marmor erstarrte.[13])

Die Naturalisten sind keine Verächter der Form, die Goncourts mit ihrer gepflegten *écriture artiste* schon gar nicht. Auch Zola richtet das Stück Wirklichkeit her, das er vorsetzt. Er achtet zum mindesten sehr auf die Komposition. Aber ungleich wichtiger als die Form, die er gern als bloße Ange-

10) Le roman expérimental S. 208.
11) Goncourt, Vorrede zu Chérie und Journal VI 250; Zola, Le roman exp. S. 224.
12) Le roman exp. S. 37.

13) Les romanciers naturalistes S. 215.

legenheit der Rhetorik abtut, scheint ihm der Inhalt. Für den Naturalismus ist die Form nur Hilfsmittel zum Treffen. Selbst die Stilkunststücke der Goncourts sind nicht einfach Ästhetenraffinement, sondern ein Ringen um den genauesten, suggestivsten Ausdruck. Kein Ideal der Vollendung an sich beherrscht mehr den Formwillen. Er ordnet sich dem Wahrheitswillen unter.

Aber auch die Wahrheit, das Treffen bedeutet nur das nächste, nicht das oberste Ziel. Dahinter erhebt sich noch ein höheres. Mit der l'art pour l'art-Auffassung sind sich die Naturalisten einig im Amoralismus, in der betonten Gleichgültigkeit gegen sittliche Werturteile und Erwägungen, in dem noch betonteren Abscheu vor moralisierenden Nutzanwendungen. Auch Zola möchte um keinen Preis unmittelbar belehren und erziehen. Aber er verneint praktische Zwecke nicht unbedingt. Schon im ersten Entwurf zu den Rougon-Marquart merkt er sich an, daß er nur konstatieren will, ohne zu predigen, fügt jedoch sofort hinzu: „Dann steht es den Sittenlehrern und Gesetzgebern frei, mein Werk zu nehmen, die Folgerungen daraus zu ziehen und auf die Heilung der Wunden zu sinnen, die ich aufzeige."[14]) Auch die Goncourts spielen sich als Reformatoren auf, die aus mitleidiger Liebe schreiben, um die Sache der Elendesten vor dem Gesetzgeber zu plaidieren.[14]) Realismus und Naturalismus wollen beide die seiende Wirklichkeit nachzeichnen. Aber der Naturalismus zeichnet sie nach mit dem Wunsch, ihre Änderung, Verbesserung, die Weltkorrektur vorzubereiten.

Gekrönt wurde dieses Bestreben durch Zolas Erfindung des Experimentalromans, die seiner Meinung nach eine Erneuerung der Kunst verursachen sollte, einschneidender als je eine war. Wie der Botaniker z. B. mit einer Pflanze, so experimentiert der naturalistische Dichter mit Menschen, indem er ein Individuum von bestimmter Veranlagung auf bestimmte Einflüsse, bestimmte Ereignisse reagieren läßt, um den menschlichen Mechanismus, den individuellen wie den sozialen, aufzudecken. Wieviel naive Mißverständnisse dabei unterlaufen, besonders dadurch, daß Zola fertige Formeln aus Claude Bernards Introduction à l'étude de la médecine expérimentale herübernimmt, das steht auf einem Blatt für sich. Ebenso die Begriffsverwirrung, in der er befangen ist, da ihm nie die Ahnung aufdämmert, daß dem, was er Experiment nennt, gerade die wesentlichen Merkmale eines Experiments fehlen, daß der Versuch sich ganz in der Phantasie des Dichters abwickelt und nichts ist, als was Dichter von jeher taten. Charakteristisch bleibt, daß eine solche Absicht überhaupt auftaucht.

In dem Geschlecht, das die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts einleitet, lebt die Überzeugung von der Zauberkraft und den unbegrenzten Möglichkeiten der Wissenschaft, von ihrer *omnicompétence*. Es war die Zeit, wo Comtes Philosophie Wurzeln schlug und die himmelstürmende Hoffnung des Discours sur l'esprit positif (1844): *savoir pour prévoir*, d. h. wissen um vorauszuwissen, um vorherzusehen, in den klügsten und kühlsten Köpfen einen neuen, oft schwärmerischen Glauben entfachte. Die Zeit, wo Renan in seinem 1848 entstandenen L'Avenir de la Science von der Wissenschaft die Umbildung der Menschheit erträumte. Wo Taine die Kunst- und Literaturbetrachtung in den Bau einer allgemeinen Menschheits-

14) Massis l. c. S. 18 und Goncourt, Vorreden zu Germinie Lacerteux und La fille Élisa.

wissenschaft eingliedern wollte, um Kunstwerke nur mehr als Dokumente zu prüfen, denen sich wertvolle Einsichten in die Gesetzmäßigkeit des Geschehens abfragen lassen. Diese Gesetzmäßigkeit kennenzulernen, das ist das große Problem. Wenn wir sie kennen, wird es einmal gelingen, das Geschehen selbst zu beeinflussen, vielleicht sogar, es nach Menschenwillen zu lenken. Daß der naturalistische Roman dazu helfen kann, darin liegt für Zola die Mission, die ihn adelt. Er ist (wie Zola ausführt, auf Seiten, die beinahe verzückt-hymnisch klingen wie ähnliche Seiten Taines) die Frucht und der notwendige Ausdruck des Zeitalters der Wissenschaften. Er arbeitet mit dem ganzen Jahrhundert an dem ungeheuren Werk der Unterwerfung der Natur und der Vervielfachung menschlicher Macht.[15])

Auch hier setzt eine wichtige Brücke zur nachrealistischen Bewegung ein: der Pessimismus der Realisten wird überwunden und die Literatur findet sich aus der lebenverneinenden, egoistischen Absonderung im Elfenbeinturm des l'art pour l'art heraus zum Ideal einer altruistischen Kunst, die auf die Zukunft vertraut und ihr dienen will.

7.

In dieser flüchtigen Übersicht wurde bis jetzt das Drama kaum erwähnt. Man muß unter den ersten Äußerungen des Realismus die Kameliendame nennen, weil das Stück seinerzeit wie die Verheißung einer mit dem romantischen Melodram brechenden Kunst wirkte. Aber die Entwicklung zum Realismus wurde sofort unterbunden. Sowohl durch das platt lehrhafte Moralisieren, das sich bei Augier und Dumas fils vordrängte. Wie durch den Zwang der sogenannten *pièce bien faite,* des sich seit Scribe einbürgernden Dramenschemas, das vom Dramatiker nichts als Fingerfertigkeit in der künstlichen Verschlingung und Entwirrung spannender Handlungen verlangte. Die Realisten haben wohl, von Flaubert angefangen, alle ihr Glück auf der Bühne versucht und nicht bloß mit Dramatisierungen von Romanen. Aber keinem war Erfolg beschieden, nicht einmal dem einzigen unter ihnen, den es von innen heraus zum Drama trieb, der kein in die Kulissen verirrter Epiker war: Becque.

Ende der 80er Jahre tat sich zwar dem Naturalismus in Antoines Théâtre Libre, das schnell der Ausgangspunkt einer europäischen Bewegung wurde, eine verständige, zu Reformen und Experimenten bereite Bühne auf. Aber es war damals in Frankreich schon zu spät. Kurz nach 1890 kam mit den ersten Dramen Maeterlincks schon eine betont antirealistisch gerichtete Kunst zum Wort. Der Realismus war auf allen Gebieten ins Wanken geraten und dem Zusammenbruch nahe. Und so stark auch zunächst die Gärung und Verworrenheit war, eins zeichnete sich doch inmitten der Strömungen von vornherein ab: daß der Sinn der beginnenden Umwälzung bestimmt war durch die beiden Haupttatsachen der Jahrhundertwende, das Wiedererwachen des Spiritualismus und das Wiedererwachen des Idealismus.

1891 zog Huysmans, der Persönlichste aus der engeren Gruppe um Zola, in Là-Bas die Bilanz des Naturalismus, an dem er Türen und Fenster hin zum Jenseitigen und Übersinnlichen vermißte und dem er zur Weiterbildung Dichter wünschte, die *puisatiers de l'âme* wären, Brunnengräber des Seelischen. Weil die junge, um 1870 geborene Generation, die inzwischen erwachsen war, dasselbe

15) Le roman exp. z. B. S. 24 u. 29.

vermißte wie Huysmans, wandte sie sich von Flaubert und Leconte de Lisle wie von Zola und Maupassant ab. Und wenn die Goncourts für den Augenblick weniger verdunkelt wurden, verdankten sie das nur den mancherlei Eigenschaften, die an ihrem Werk über den Realismus hinaus gewiesen hatten und worin ihr Einfluß mit dem eines längstverstorbenen Dichters verschmelzen konnte, der in einigem zum Parnaß gehörte, aber in wesentlichem sich besondere Wege abseits gebahnt hatte: Baudelaire.

Gewiß hat der Realismus sein Ende überdauert und nicht bloß in vereinzelten Nachzüglern. Noch heute lassen sich auffallende Spuren im Schaffen so fernstehender Dichter wie Claudel ablesen. Aber wie tief seine Wirkung reicht, wird erst die Zukunft beurteilen können. Sie kann auch erst die Frage beantworten, für die uns noch der Abstand fehlt: was von den Werken des Realismus dichterisches Eigengewicht genug hat, um nicht nur den späteren Historiker als Zeugnis für die Geistigkeit einer verflossenen Epoche zu interessieren, sondern lebendiger Besitz der Menschheit zu bleiben.

Matthew Arnold.

Von Phil. Aronstein.

Das Bewußtsein der nationalen Besonderheit, welches im 19. Jahrh. das moderne Europa geschaffen, seine staatliche Gestaltung und mannigfaltige Kultur gebildet hat, und durch das es in den letzten Jahren, wie wir es schaudernd miterlebt haben, an den Rand des Abgrunds geführt worden ist, tritt nirgends stärker hervor als in England. Unter den Nationalismen der Neuzeit ist der englische ohne Zweifel der naivste, seiner selbst sicherste und derjenige, der am festesten in dem gesamten Bewußtsein des Volkes von seinen höchsten Spitzen bis zu seinen breiten Grundlagen gegründet ist. Daß die Engländer als Volk allen anderen Völkern überlegen, daß sie zur Herrschaft über sie von der Vorsehung bestimmt sind, ist ein Glaubenssatz, an dem weder der Lord noch der Fabrikarbeiter, weder der Oxforder Professor noch der Londoner Droschkenkutscher ernsthaft zweifeln. Begründet ist dieses Nationalbewußtsein einesteils in der abgeschlossenen insularen Lage des Landes, anderenteils in dem Charakter des Volkes und seiner beispiellos erfolgreichen geschichtlichen Entwicklung.

Und dieser Nationalstolz trägt einen ganz besonderen, von dem anderer Völker verschiedenen Charakter. Er sucht sein Wesen und seine Wurzeln nicht in einer fernliegenden, halb mythischen Vergangenheit, nicht in gemeinsamem Ursprung, Rasse und Art. Dieser rückschauende, romantische Patriotismus gehört schon der Zeit der Königin Elisabeth an, als die epischen Dichter wie Spencer, Drayton und Warner, und auch die Dramatiker ihre Stoffe gern der alten und der sagenhaften Geschichte des Landes entnahmen, neben den Königen des Mittelalters die Gestalten aus Gottfried von Monmouths „Historia Britanniae", Brutus, den Enkel des Äneas, König Artus und seine Tafelrunde, den Propheten Merlin u. a. behandelnd. Das heutige Gefühl des Engländers gegenüber der Vergangenheit bezeichnet am besten die sprichwörtliche Redensart: „so tot wie Königin Anna"; er bringt ihr als solcher wenig Pietät entgegen. Sein Nationalstolz nährt sich von den Errungen-



schaften der Gegenwart, der besonderen englischen Freiheit, die er hochhält, dem Reichtum und Wohlstande des Landes, dem großen Weltreiche, das England gegründet hat.

Eine andere Eigentümlichkeit des englischen Nationalbewußtseins liegt in seinem umfassenden Charakter. Ausschließend bis zur Intoleranz gegenüber jeder anderen Nation — der englische Schuljunge dankt schon Gott in einem bekannten Gassenhauer, daß er nicht a Prussian, an Italian, or a Russian ist, sondern ein Engländer —, ist es einschließend, umfassend gegenüber allen, die den Willen haben, Engländer zu sein. Schon Defoe hatte 1709 in seiner Satire The true-born Englishman, „Der echte Engländer", in Zurückweisung der Angriffe auf die Fremden, in diesem Falle die mit Wilhelm III. herübergekommenen Holländer, darauf hingewiesen, daß die Engländer und besonders ihr Adel ein Mischvolk, ein Sammelsurium von Normannen, Sachsen, Schotten, Iren und noch anderen Rassen seien, und seinen Landsleuten geraten, Toleranz gegeneinander zu üben. Und diesen Rat haben sie befolgt. Die Sprache — man spricht in England gern zusammenfassend von englischsprechenden Völkern — und der politische Wille sind dem Engländer genügende Kriterien der nationalen Gemeinschaft; eine Verketzerung der eigenen Volksgenossen aus Gründen der Abstammung ist ihm unbekannt. Als im Jahre 1850 Lord Palmerston, der „Feuerlord", Griechenland blockierte und griechische Schiffe wegnahm, weil einem englischen Bürger, dessen Haus vom Pöbel zerstört worden war, nicht die geforderte Genugtuung zuteil wurde, wobei er im Parlament jene berühmte Rede hielt, in der er das Civis Romanus sum auch für jeden britischen Untertan in Anspruch nahm, da handelte es sich um einen portugiesischen Juden Don Pacifico, der als Eingeborener von Gibraltar das englische Bürgerrecht besaß.

Als dritte Eigentümlichkeit des englischen Nationalgefühls können wir wohl die Tatsache bezeichnen, daß es mehr als irgendein anderes Kritik verträgt, ja verlangt. Ein gefestigtes Selbstbewußtsein — das gilt von Völkern wie vom einzelnen — ist weniger empfindlich gegen und empfänglicher für Tadel und Spott, ist geneigter, sowohl die Kritik anderer zu ertragen und zu nützen als besonders auch sich selbst kritisch zu betrachten, die eigenen Fehler und Beschränkungen zu erkennen. So ist die Selbstkritik in England lebendiger und wirksamer als bei irgendeinem anderen Volke, eine Selbstkritik, die sich gründet auf eine der hervorragendsten Eigenschaften des englischen Charakters, den starken Individualismus, die Pflege und Anerkennung der Persönlichkeit, wie sie die Erziehung in Schule und Haus, das private und öffentliche Leben beherrscht. Diese Selbstkritik wirkt nützlich als ein Korrektiv des hochgespannten Nationalbewußtseins, als ein Element des Fortschrittes, bewahrt das Engländertum vor Erstarrung und Isolierung und befruchtet es immer wieder von neuem, indem es Gewässer vom Strom der europäischen Zivilisation auf seine Gefilde lenkt.

* * *

Unter den Männern, die in diesem Sinne gewirkt, an dem Engländertum eine scharfe Kritik geübt haben und mit Erfolg bestrebt gewesen sind, es mit dem kontinentalen Gedankenkreise, besonders mit dem Deutschlands und Frankreichs, zu verknüpfen, steht in erster Linie der Dichter und Kritiker Matthew Arnold (1822—1888). Matthew Arnold ist einer Familie von Gelehrten, Geistlichen und höheren Beamten entsprossen, einer Kulturfamilie von eigener geistiger Tradition.



Er hat sich immer als Fortsetzer des Wirkens seines Vaters gefühlt, und seine eigene Tätigkeit lebt in ihrer charakteristischen Besonderheit weiter in den Romanen seiner Nichte Mrs. Humphry Ward, deren berühmtestes Werk Robert Elsmere gerade in seinem Todesjahre erschien.

Dr. Thomas Arnold (1795—1842), dessen ältester Sohn Matthew Arnold war, ist schriftstellerisch heute nur noch bekannt durch das Fragment einer römischen Geschichte, die sich an Niebuhr anschließt, aber er hat einen bleibenden Einfluß ausgeübt einesteils durch seine Tätigkeit als Rektor der großen öffentlichen Schule zu Rugby, andererseits als charaktervoller Vorkämpfer der sog. „breitkirchlichen" — wir würden sagen freisinnigen oder liberalen — Richtung des Anglikanismus, die sowohl im Gegensatz steht zu der romantisch-romanisierenden sog. Oxforder Bewegung mit ihrer Hinneigung zum Katholizismus als zu der pietistischen Richtung der sog. Low Church. Er war eine starke, in gewissem Sinne heroische Persönlichkeit, sowohl in Sachen der Erziehung als in Kirche und Staat ein echt englischer konservativer Reformer, der nicht von abstrakten Ideen, sondern von dem Bestehenden ausging und auf diesem weiterzubauen versuchte. Auch Matthew Arnolds Mutter, die im Jahre 1873 als 82jährige Greisin starb, war eine hervorragende Frau; sie nahm, wie ihre Korrespondenz mit ihrem Sohne bezeugt, an allen geistigen und künstlerischen Bestrebungen der Zeit lebhaften und verständnisvollen Anteil.

Das äußere Leben Matthew Arnolds verlief sehr glücklich, wenn auch keineswegs im gewöhnlichen weltlichen Sinne glänzend oder erfolgreich. Nach den Universitätsstudien in Oxford war er kurze Zeit Lehrer in Rugby, dann mehrere Jahre Privatsekretär des Präsidenten des Geheimen Rats Lord Lansdowne und wurde im Jahre 1851 zum Schulinspektor ernannt, ein Amt, das er 35 Jahre lang ausübte. Es war mäßig besoldet und keine Sinekure. Er hatte Prüfungen an Elementarschulen vorzunehmen, nach deren Ausfall diesen — so war das damalige System in England — ein größerer oder geringerer Staatszuschuß gewährt wurde, Probelektionen der angehenden jungen Lehrer, der sog. pupil teachers, zu beurteilen, die Lehrerbildungsanstalten zu inspizieren und eine Unmasse von Prüfungsarbeiten zu korrigieren. Der Beruf war mit anstrengenden und aufreibenden Reisen verknüpft, die aber für ihn den Vorteil hatten, ihn mit verschiedenen Klassen der Bevölkerung in Berührung zu bringen. Sein humanes und freundliches Wesen und seine große Gewissenhaftigkeit in der Ausübung eines Amtes, dessen vielfach kleinliche Pflichten sein versatiler hochstrebender Geist oft drükkend empfand, erwarben ihm die Liebe der Kinder und das Zutrauen der Lehrer und Schulunternehmer, sowie auch die Anerkennung der Unterrichtsbehörde. Allerdings blieben mehrere Versuche, auf der amtlichen Leiter zu steigen und einen weniger beschwerlichen und einträglicheren Posten im Staatsdienste zu erhalten, erfolglos. Der Grund lag wohl darin, daß er kein politischer Parteimann war und daher in einem von Parteien regierten Lande die offiziellen Gewalten nicht hinter sich hatte. Dagegen erlangte er bald den Ruf einer Autorität auf dem Gebiete des Schulwesens. Und als etwa um die 60er Jahre sich in England immer stärker die Erkenntnis Bahn brach, daß eine gründliche Reform des Schulwesens eine dringende Notwendigkeit sei, wurde M. Arnold mehrmals als Regierungskommissar auf den Kontinent geschickt, um das Schulwesen dort zu studieren. Seine erste Amtsreise, die die Elementarschulen



betraf, führte ihn im Jahre 1859 nach Frankreich, Holland, Belgien und Piemont; eine zweite, die auch Deutschland umfaßte und den höheren Schulen und Universitäten gewidmet war, fand im Jahre 1865 statt, und eine dritte, die wieder das Elementarschulwesen in Deutschland, Frankreich und der Schweiz zum Gegenstand hatte, im Winter 1885/86. Seine Berichte, die namentlich die deutschen Methoden sehr lobend hervorheben, sind für die Entwicklung des damals noch sehr mangelhaften Schulwesens in England von großer Bedeutung gewesen. Namentlich war er mit Erfolg bestrebt, das alte englische Mißtrauen gegen Staatsintervention zu bekämpfen. Und sicherlich ist auch sein geistiger Anteil an dem Elementarschulgesetz von 1870, durch welches sein Schwager William Forster als Unterrichtsminister den Schulzwang in England einführte, kein geringer gewesen.

Besondere Bedeutung hatten aber für Matthew Arnold diese Reisen auch dadurch, daß sie den ihm schon von seinem Vater überlieferten Trieb stärkten, über sein Volk hinauszuwachsen, die Ideen und das Wesen fremder Völker zu erkennen und geistig zu erleben. Er wurde Weltbürger, nicht in dem abstrakten, das Nationale leugnenden Sinne des 18. Jahrhunderts, sondern als ein Mann, der in der allgemeinen europäischen Kultur lebt, „ein guter Europäer", wie Leslie Stephen es ausdrückte, und er betrachtete von diesem Standpunkte aus sein Vaterland. Die fremde Geisteswelt, namentlich die deutsche und die französische Literatur, war ihm vertraut. Goethe verehrte er als sein großes Vorbild, namentlich als Kritiker und Denker; er nennt ihn „den klarsten, umfassendsten, hilfreichsten unter den Denkern der Neuzeit". Von Heine empfing er wichtige und wertvolle Anregungen. Mit einigen der literarischen Größen Frankreichs, Prosper Mérimée, Villemain, Guizot, Edmond Schérer und besonders mit Sainte-Beuve unterhielt er persönliche Beziehungen. Mit dem letzteren war er befreundet und strebte ihm nach; er wollte der englische Sainte-Beuve werden. Auch sonst reiste er viel auf dem Kontinent, vor allem in Frankreich, Belgien, der Schweiz und Italien. Die Größe der Alpenwelt und die italienische Kunst waren ihm eine Quelle des höchsten Genusses. Im Jahre 1883, als sein Ruhm als feinsinniger Dichter und origineller Denker begründet war, folgte er einer Einladung, in den Vereinigten Staaten Vorlesungen zu halten, wie das Dickens und Thackeray mit so großem Erfolge getan hatten. Er fand eine freundliche Aufnahme, wenn auch nicht vor so großen Kreisen wie jene, da seine Darlegungen, die die Frage der Demokratie, der allgemeinen Bildung und den amerikanischen Weisen Emerson behandelten, sich hauptsächlich an die Denkenden und Gebildeten wandten.

Matthew Arnolds Persönlichkeit, wie sie in den zwei Bänden seiner Briefe klar vor uns liegt, bietet das Bild einer harmonischen, heiteren und ernst strebenden Natur. Musterhaft als Sohn, Bruder, Gatte und Vater, patriotisch ohne Chauvinismus, ein gewissenhafter Beamter ohne Pedanterie, als Schriftsteller unabhängig und einzig von idealen Beweggründen geleitet, lebte er ein reiches, glückliches Leben, das ihn langsam, aber stetig zu den Höhen allgemeiner Anerkennung und eines über die Grenzen seines Vaterlandes weit hinausreichenden Ruhms brachte. Äußerlich war sein Erfolg gering. Noch im Jahre 1870 schätzte er sein Einkommen aus literarischen Quellen auf £ 200 und nannte sich einen „nichtpopulären Schriftsteller". Aber an Anerkennung fehlte es ihm doch nicht. Im Jahre 1857 wurde er zum Professor



der Poesie in Oxford ernannt, eine 10 Jahre lang dauernde Stellung, die nur £ 100 jährlich einbrachte, für die er aber auch nur drei Vorlesungen im Jahre zu halten hatte. Im Jahre 1869 übertrug ihm der König von Italien die Erziehung seines Sohnes, des Herzogs von Genua, der ein Jahr lang zu beiderseitiger Zufriedenheit in seinem Hause weilte. Eine Anerkennung, die er höher schätzte als diese Ehre und den Orden, den sie ihm einbrachte, war die Ernennung zum Ehrendoktor seiner Universität Oxford im Jahre 1870. Im Jahre 1883 endlich bot ihm der Premierminister Gladstone „als öffentliche Anerkennung der Dienste, die er der Poesie und Literatur geleistet hatte", eine Pension von £ 250 an, die er nach einigem Zögern auch annahm. Das Bild seiner Persönlichkeit wäre unvollständig, wenn wir nicht seine Liebe zur Natur erwähnten. Er trieb mit Eifer Botanik und hegte eine innige Liebe zu den Tieren; seine letzten Gedichte sind dem Gedächtnis dreier seiner Hausgenossen, zweier Hunde und eines Kanarienvogels, gewidmet. Er war ein eifriger Bergsteiger und suchte seine Erholung auf der Jagd und besonders im Fischfang. Voll Liebe für die englische Landschaft — er lebte immer auf dem Lande —, hing er mit besonderer Zärtlichkeit an dem Seendistrikt, wo sein Vater an der Rotha bei Grasmere das Haus Fox How als Ferienaufenthalt der Familie erworben hatte, in dem seine Mutter und Schwester lebten. Das besonders durch das Andenken an Wordsworth geweihte Land der englischen Romantik, das er jedes Jahr besuchte, blieb bis zuletzt die Heimat seiner Seele, und das Andenken an den großen Dichter, mit dem ihn freundschaftliche persönliche Beziehungen verbanden, war eins der bestimmenden Elemente seines Lebens. „Nicht umsonst", schreibt er in einem Essay über Wordsworth, „ist man in der Verehrung eines Mannes erzogen worden, der so wahrhaft Ehrfurcht verdiente, nicht umsonst hat man ihn gesehen und gehört, in seiner Nähe gelebt und seine Heimat gekannt." Mit Wordsworth verbindet ihn nicht nur die Grundrichtung seiner Poesie, sondern auch die tiefe Innerlichkeit seines Wesens, das allem Streite und aller Heftigkeit abhold war und sich in stillem Schaffen, „sein Leben verbergend", zu verwirklichen suchte.

* * *

Matthew Arnolds poetische Produktion gehört größtenteils der ersten Hälfte seines Lebens an. Seine Gedichte sind in verschiedenen Sammlungen von 1849 bis 1867, zuerst anonym, dann unter seinem Namen erschienen. Dann schließt sein Dichten im wesentlichen ab. Der Umfang seiner poetischen Leistungen ist nicht groß, und der Erfolg derselben kam sehr langsam und blieb auch dann auf den engen Kreis der Gebildeten und Denkenden beschränkt. Arnold definiert in einem oft zitierten Satze die Poesie als „Kritik des Lebens unter den Bedingungen, die einer solchen Kritik durch die Gesetze der dichterischen Wahrheit und der dichterischen Schönheit gestellt sind." Wie in dieser Definition von charakteristischer Einseitigkeit und Enge — „was ist da viel zu definieren," sagt Goethe, „das lebendige Gefühl der Zustände und die Fähigkeit, es auszudrücken, macht den Dichter" — so überwiegt auch in seiner Dichtung das intellektuelle Moment, der Gedanke. Tiefes Gefühl, Glanz der Phantasie, gewaltige Leidenschaft, das Hochgefühl der Liebe, alles Unmittelbare und Triebhafte suchen wir in seiner Poesie vergebens, aber sie hat doch ihren eigenen Reiz und ihre eigene Musik, Klarheit und Fülle des Gedankens mit Schönheit der Form vereinigend, wo das Gedankliche sich nicht zu sehr vordrängt.



Die Kritik des Lebens, die er übt, ist im allgemeinen eine Kritik der Ideen, der philosophischen und religiösen Kämpfe seiner Zeit. Der Wert und der Unwert des Lebens, das Sehnen nach innerem Frieden und Vollkommenheit, die Eitelkeit menschlichen Hastens und Strebens und die Tugend der Selbstbesinnung, der Besitz der eigenen Seele im Getümmel des Tages — das sind die Gegenstände, die er behandelt. Auch die Natur behandelt er mit Zartheit und Tiefe der Empfindung; seine Naturbilder atmen Ruhe und Frieden und Befreiung von den Leidenschaften. Als echter Engländer liebt er besonders das Meer und die nicht erhabene und großartige, aber anmutige und reizvolle englische Landschaft. Am reinsten und vollsten entfaltet sich seine Kunst in seinen gewöhnlich dem Andenken eines Verstorbenen gewidmeten Elegien. Eine sanfte Trauer weht darin, eine Trauer, die nicht kalt und unfruchtbar ist, sondern ernst und verheißend, die siegende Melancholie des Sommers in seiner vollen Pracht, die schon an den Herbst gemahnt, und ausgewachsener Seelen. Auch in der epischen Dichtung hat er sich versucht. Seine Epen, Tristran und Isolde, Sohrab und Rustem und Baldurs Tod, zeigen dieselben Vorzüge wie seine Lyrik und auch deren Beschränkung. Sie geben stimmungsvolle Naturschilderungen, zeichnen sich aus durch eine vollendete Wiedergabe des Kolorits, des Tons und der Farbe der fernsten Zeiten und Völker, und eine hohe Kunst ruhiger Erzählung, aber die Darstellung wilder Leidenschaft und gewaltiger seelischer Konflikte ist ihm versagt. Daher sind auch seine dramatischen Versuche — er hat ein klassizistisches Drama über den beliebten Stoff der Merope und mehrere dramarische Fragmente hinterlassen — ganz mißlungen.

Matthew Arnold war gewiß kein großer Dichter. Dazu fehlte ihm die Kraft des dichterischen Temperaments, Leidenschaft und Tiefe. Aber er hat doch seine eigene Note in dem Kreise der englischen Dichter des 19. Jahrhunderts. Seine Poesie ist der aufrichtige Ausdruck einer originellen Persönlichkeit, die mitten in den Geisteskämpfen ihrer Zeit steht und Ruhe und Selbstbesinnung in dem Hasten und Treiben des Lebens lehrt — calm ist das Lieblingswort, man möchte sagen, das Motto seiner Poesie —, und der feine poetische Ausdruck dieser Geistesstimmung wird für gleichgerichtete Naturen immer seinen Reiz und seine Anziehungskraft bewahren.

* * *

Seine eigentliche Bedeutung als Lehrer und Erzieher seiner Nation hat Matthew Arnold auf dem Gebiete der Kritik erworben. Die englische Kritik, die im 17. und 18. Jahrhundert bedeutende Namen, wie Ben Jonson, Addison, Dryden und Samuel Johnson aufzuweisen hatte, blieb im Anfange des 19. Jahrhunderts gegenüber dem Aufschwung der Poesie zurück. Die Ursache dieser Erscheinung liegt in dem Überwiegen des politischen Geistes. Organisiert in großen und wichtigen Zeitschriften, die im allgemeinen nach Parteigesichtspunkten geleitet wurden, der Edinburgh Review, dem Organe der Whigs, der Quarterly Review, dem der Tories, und einer Reihe von anderen Wochen- und Monatszeitschriften, war sie nur allzu geneigt, die Dinge des Geistes durch die Parteibrille zu sehen und die Dichter nach ihrem politischen und religiösen Standpunkte zu be- und zu verurteilen. Das Leben, Kämpfen und Leiden eines Byron, Shelley und Keats und so mancher anderer Dichter bieten abschreckende und in einigen Fällen tragische Beispiele dieses beschränkten Gei-

stes, der manches junge Genie geknickt — man denke nur an Keats — andere verbittert hat. Gegen diesen Parteigeist in der Kritik kämpft Arnold zunächst. Er betrachtet es nicht als seine Aufgabe, der Vorschmecker des Publikums zu sein, seine Ansicht über aktuelle Neuerscheinungen zu geben; Tageskritik hat er nie getrieben. Er weist der Kritik eine weit höhere Aufgabe zu. In einem Essay über die Aufgabe der Kritik in der Gegenwart (1865) legte er sein Programm dar. „Unser Zeitalter, sagt er, ist im wesentlichen ein kritisches. Sein Bestreben ist, die Dinge zu sehen, wie sie wirklich sind. Das aber ist gerade die Sache der Kritik; sie ist „das Streben, das Beste zu wissen, was in der Welt gewußt oder gedacht wird ohne Rücksicht auf Praxis, Partei, Politik und dergleichen". Kritik ist also für Arnold gleichbedeutend mit Kultur, mit Bildung. In England stehen aber einem solchen freien Spiele des Geistes namentlich zwei Hindernisse im Wege, einmal der vielgerühmte praktische Geist der Engländer, der gewohnt ist, alles vom Standpunkte der praktischen Anwendung zu betrachten, und dann ihre Selbstüberschätzung und Selbstüberhebung. Deshalb empfiehlt er seinen Landsleuten einerseits eine uneigennützigere, interesselosere Betrachtung der Dinge, die nicht gleich mit jeder Idee oder halben Idee auf die Straße läuft, um sie zu verwirklichen, andererseits das Studium fremder Gedanken, besonders der deutschen und französischen Wissenschaft und Literatur. Er will sie jene keine unmittelbaren Zwecke verfolgende Freude an den Dingen des Geistes lehren, wie sie uns Deutschen die große geistige Blüteperiode des 18. und des Anfangs des 19. Jahrhunderts als kostbares Erbe hinterlassen hat, während die Engländer uns Vorbild sein können in dem Streben, die geistigen Errungenschaften und Erkenntnisse auch praktisch in der Gestaltung des Lebens, der äußeren Kultur, den politischen und gesellschaftlichen Formen zu verwirklichen. Und er will seine Landsleute einführen in den europäischen Kulturkomplex, den er mit dem alten Goethe, der sein Lehrmeister ist, wie er der Carlyles gewesen war, als eine Einheit betrachtet.

Die ersten kritischen Essays Arnolds beschäftigen sich daher ausschließlich mit Personen und Einrichtungen des englischen Auslands, und zwar nicht bloß mit Literatur, sondern auch mit Philosophie, Religion und Ethik. Die bedeutendsten unter ihnen sind die „über den literarischen Einfluß der Akademien" und über „Heinrich Heine". Eine Geschichte der französischen Akademien veranlaßt ihn zu fragen, warum England kein solches Institut habe, und daran eine Vergleichung des französischen und des englischen Geistes zu knüpfen. Die Vorzüge des englischen Geistes sind nach seiner Ansicht Energie und Ehrlichkeit, und darum leistet er das Höchste in der Poesie und in der höchsten Wissenschaft, wie die Namen Shakespeare und Newton beweisen. Was ihm aber im Gegensatz zum französischen Geiste fehlt, das sind die Eigenschaften der Intelligenz: Offenheit und Klarheit des Geistes, rasche Auffassung, Formsinn, Methode, Genauigkeit und Sinn für geistige Autorität; darum hat England auch kein geistiges Zentrum und keine geistige Tradition. Die Fehler, an denen infolgedessen die englische Literatur leidet, Roheit, Exzentrizität, Unklarheit und Gewaltsamkeit, faßt er unter dem Namen „Provinzialismus" zusammen und ermahnt seine Landsleute, in sich zu gehen und sie zu bessern, statt sich einer vulgären und schädlichen Selbstverherrlichung hinzugeben.

Diese scharfe und unerhörte Kritik des eigenen Volkes setzt Arnold fort in dem Aufsatze über Heine. Heine ist nach ihm



„ein glänzender und hervorragender Soldat im Freiheitskriege der Menschheit". Sein Kampf gilt dem Philistertum und den Philistern. Ein Philister, in eigentlichem Sinne „ein starker, hartnäckiger, unaufgeklärter Widersacher des auserwählten Volkes, der Kinder des Lichts", ist in übertragenem Sinne ein Feind der Veränderung, des geistigen Fortschritts, der Ideen, und ein Anhänger des Alten, der Überlieferung, der Vorurteile. In England hat sich der Fortschritt immer auf mechanische Weise durch Abstellung unerträglich und unbequem gewordener Mißstände vollzogen, und weil diese Methode Erfolg gehabt hat, hat sie die ideenfeindliche Denkweise verstärkt. Aber dieser Mangel an Idealismus kann dem Lande schließlich verhängnisvoll werden, und deshalb kämpft Arnold gegen diesen Geist, den Macaulay in seiner Geschichte Englands verherrlicht und gegenüber dem französischen gepriesen hatte. — Essays über Spinoza, Mark Aurel, die französischen Schriftsteller Maurice und Eugénie de Guérin und Joubert, eine Betrachtung über „heidnisches und mittelalterliches religiöses Gefühl" und über „ein persisches Passionsspiel" zeigen den weiten Horizont seiner geistigen Interessen, sein Bestreben, den Gesichtskreis seiner Landsleute zu erweitern; die Behandlung ist in jedem Falle geistvoll und dringt von dem besonderen Falle zum Allgemeinen vor.

Im letzten Jahrzehnt seines Lebens kehrte Arnold noch einmal zur literarischen Kritik zurück und behandelte dieses Mal fast ausschließlich englische Dichter. Allerdings sind es nicht Zeitgenossen, die er bespricht, sondern ältere Dichter, Thomas Gray, Keats, Wordsworth, Shelley, Byron, und daneben als einzige Ausländer Leo Tolstoi und den Genfer Philosophen Amiel. Voran geht diesen Essays ein feinsinniger Aufsatz über „Das Studium der Poesie". Als echter Engländer legt Arnold bei der Poesie den Hauptnachdruck auf ihren humanen, ethischen, philosophischen Gehalt, auf den Zusammenhang zwischen Kunst und Leben. Er befindet sich im Einklang mit dem herrschenden Grundzug der englischen Poesie von Chaucer bis zu Tennyson und Meredith. Wie Lessing stellt er keine Ästhetik auf, sondern mißt die Dichtungen an den großen Vorbildern, sucht über die historische und persönliche Schätzung eines Dichters zu seiner wirklichen zu gelangen. Von den einzelnen Essays ist der über Byron von besonderem Interesse. Arnold konstruiert das Charakterbild Byrons vorzugsweise aus Goethes Bemerkungen über ihn in den Gesprächen mit Eckermann. Er faßt Byron auf als einen leidenschaftlichen und furchtlosen Kämpfer gegen das englische Philistertum und so gewissermaßen als seinen eigenen Vorgänger. Er ist immer der Betrachter, wie Oscar Wilde sagt, den die Kunst spiegelt.

* * *

In diesem Kampfe, einem Kampfe der Befreiung und Aufklärung, dem die übrigen sich mit sozialer, politischer und religiöser Kritik beschäftigenden Schriften Arnolds gewidmet sind, ruft er neben dem heute noch im Lande des Cant verlästerten und verketzerten Dichter des Don Juan besonders die deutsche Literatur und Wissenschaft als Bundesgenossen an. Arnold empfand keine persönliche Zuneigung zu deutschem Wesen; seine Häßlichkeit und Gewöhnlichkeit, wie er sich einmal ausdrückt, stieß ihn ab. Aber er gehört zu den wenigen bedeutenden Engländern, die, wie Coleridge und Carlyle, die geistigen Großtaten unserer Denker und Dichter gekannt und gewürdigt haben. In einem Buche über „Das Studium der keltischen

Literatur", das die Bedeutung des keltischen Elements in der englischen Dichtkunst behandelt, vergleicht er auch die Engländer mit den Deutschen. Nennt er als charakteristische Eigenschaften des englischen Geistes Energie und Ehrlichkeit, so schreibt er dem deutschen Ehrlichkeit und Beständigkeit (steadiness) zu — in der Tat wird ja schon im Mittelalter die stæte als Haupttugend der Deutschen gepriesen — und leitet hieraus als Vorzug der Deutschen ab die Wissenschaft, als Mangel das Gemeine, das Fehlen von Schönheits- und Formsinn, die Schwerfälligkeit der Sprache, die allgemeine Häßlichkeit und Einfachheit des Lebens. Die deutsche Poesie bezeichnet er als die einzige bedeutende moderne Poesie, weil sie von einem unabhängigen Standpunkte eine sittliche Deutung des Menschen und der Welt versuche; dagegen fehlt es ihr nach Arnolds Meinung an Zauber, Stil und Macht der Persönlichkeit. Jedenfalls hat er aus deutschen geistigen Arsenalen einen großen Teil der Waffen geholt, mit denen er seinen „Kulturkampf" in England kämpft; von der deutschen Literatur, besonders von Goethe, hat er wie Carlyle den Weg zur Politik und zum öffentlichen Leben gefunden.

Seine Anschauungen über Staat und Gesellschaft sind zusammenfassend niedergelegt in einem Buche mit dem Titel „Kultur und Anarchie" (1869), das an der eigenen Nation in einer Weise Kritik übt, wie sie vorher noch nicht gesehen worden war. Diese Kritik richtet sich in erster Linie gegen den Puritanismus, dessen besondere Träger heute die englischen Dissidenten, d. h. die protestantischen, nicht der Staatskirche angehörigen Sekten sind, der aber seit der Revolution des 17. Jahrh. das ganze englische Leben beherrscht; dem Puritanismus mit seinem einseitigen Streben nach moralischer Vollkommenheit, den er mit einem Heine entlehnten Ausdruck als „Hebraismus" bezeichnet, stellt er als befreiendes, intellektuelles Prinzip den „Hellenismus" gegenüber, das Streben, den Menschen durch allseitige Erkenntnis und durch harmonische Entwicklung aller Tätigkeiten und Kräfte, durch Bildung (culture) zu vervollkommnen. Und auch die Art der geistigen Kämpfe soll eine andere werden. Ist die Methode des Puritanismus der erbitterte Kampf der Tagesmeinungen mit seinem Haß, seiner Schärfe und Brutalität, so empfiehlt Arnold an ihrer Stelle mit einem Swift entlehnten Ausdruck, der durch ihn zu einem geflügelten Worte geworden ist, „Süßigkeit und Licht", d. h. sanfte Überredung und Intelligenz, Aufklärung, und er hat diese Methode selbst mit Meisterschaft geübt. Sein Kampf gegen den Puritanismus ist von anderen, namentlich von Swinburne, Meredith und Oscar Wilde mit verschiedenen Mitteln fortgeführt worden. Von Bedeutung ist ferner seine Kritik der englischen Freiheit, dieses großen Abgotts der Engländer, als dessen Bollwerk die englische Verfassung gepriesen wird. Da die alten Ideen und Gewohnheiten der Unterordnung, wie sie im Feudalstaate bestanden, ausgestorben sind, und eine Staatsidee, wie sie das Altertum hatte und wie sie auf dem Festlande noch besteht, in England fehlt, was ist die Freiheit da schließlich anders, so meint Arnold, als die Freiheit zu tun, was man will, sich zu versammeln, zu schreien, zu drohen, zu zertrümmern, wie und wo und was man will, ohne zu wissen, was man will, ohne über dem zufälligen Selbst der Leidenschaften und Begehrlichkeiten ein „bestes Selbst", das Prinzip der Vernunft anzuerkennen? Im Sinne Goethes, dessen Ideen über Freiheit (vgl. besonders die Gespräche mit Eckermann u. d. 18. I. 1827) auf ihn ein-



gewirkt haben, bekämpft Arnold die Überschätzung der äußeren Freiheit, die ja mit innerer, wahrer Freiheit durchaus nicht verbunden sein muß, und das Mißtrauen gegen den Staat, wie es namentlich dem damals herrschenden manchesterlichen Liberalismus eigen war. Ob es allerdings heute eine andere und wirksamere Art gibt, das „beste Selbst" zu verkörpern, als den Parlamentarismus mit allen seinen Mängeln, darüber bleibt uns Arnold, wie vor ihm Carlyle in ähnlichen Betrachtungen, die Antwort schuldig.

Berühmt ist aus dieser Schrift noch Arnolds Charakteristik der drei Klassen des englischen Volkes, der Aristokratie, des Mittelstandes und der Arbeiter als Barbaren, Philister und Pöbel. Sie ist einseitig und selbst mit den Einschränkungen, die er ihr anfügt, kaum richtiger, als solche kurze Schlagwörter zu sein pflegen, aber sie zeigt, was ein angesehener Schriftsteller, der auf den Schlössern der „Barbaren" ein gern gesehener und häufiger Gast war und mit den „Philistern" in seiner Eigenschaft als Schulinspektor in die nächste Berührung kam, sich in England gestatten konnte. Schießt er hier über das Ziel hinaus, so legt er seinen Finger auf eine schwache Stelle der Demokratie, wenn er ihr vorwirft, daß sie nicht an die Autorität der Vernunft, des besseren Selbst glaube, sondern der Ansicht sei, daß aus dem Konflikte der Ideen und Äußerungen unserer gewöhnlichen Natur durch eine natürliche Tendenz der Dinge oder der Vorsehung das Vernünftige von selbst zur Geltung komme. Er nennt das die besondere britische Form des Atheismus und Quietismus und findet Beweise dafür unter anderem auf seinem Spezialgebiete, dem der Erziehung, wo man ohne Ende experimentiere, ohne, wie in Frankreich und Preußen, einfach vernünftige Grundsätze anzuwenden. In der Tat arbeitet der Parlamentarismus, wo es sich nicht um Partei- oder Machtfragen handelt, sehr langsam und schwerfällig.

Diese Schrift, die der Majestät des souveränen Volkes so unerschrocken die Wahrheit ins Gesicht sagt, ist von diesem mit Nichtachtung bestraft worden; sie hat bis heute nicht einmal einen Neudruck erlebt. Sie ist aber heute noch, mehr als 50 Jahre nach ihrem Erscheinen, interessant und anregend und kann auch uns Deutschen mancherlei zu denken geben.

* * *

Der letzte Kampf Arnolds galt religiösen Problemen. Er hatte sich vom Dogmenglauben losgelöst und wollte das, was ihm als das Wesentliche der Religion schien, ihren ethischen Gehalt, aus dem Zusammenbruch für sich und Gleichgesinnte retten. Denn wir brauchen die Religion als Grundlage der richtigen Lebensführung, die, wie er sagt, drei Viertel des menschlichen Lebens ausmacht. Ein selbständiger wissenschaftlicher Forscher ist er nicht. Er stützt sich auf die deutsche Forschung. Aber er empfand tiefe Sympathie für den religiösen Gedanken in seinen mannigfaltigen Verkörperungen, schätzte die Religionen als Formen der Religion. So vereinigt er in merkwürdiger Weise vollständige Freiheit von religiöser Bindung mit tiefer Verehrung für die Bibel und den religiösen Geist, wie er sich in der Geschichte der Menschheit in wechselnden Gestaltungen verkörpert hat. Seine theologischen Schriften, von denen namentlich das Buch „Literatur und Dogma" (1873) einen großen Erfolg hatte, sind nicht die Erzeugnisse eines Gelehrten, sondern eines Dichters und intuitiven Denkers. Es sind Aufklärungs- und Bekenntnisschriften, die durch das zu wirken suchen, was er als den Charakter der

Lehren Jesu im Vergleich zu den Propheten bezeichnet, die epieikeia, die „sanfte Vernünftigkeit“, die jede Lehre auf ihre Vernunft, ihre innere Berechtigung zurückführt. Matthew Arnold ist einer der Hauptvertreter der religiösen Aufklärung in England.

* * *

Die Engländer bezeichnen Arnold wohl mit halbspöttischer Anerkennung als einen Miniatur-Goethe. In der Tat hat er, wie Goethe von sich selbst sagt, darnach gestrebt, sein Volk innerlich zu befreien. England hat seine äußere Freiheit und Blüte nicht umsonst gehabt; es hat sie erkauft mit einer inneren Unfreiheit im Vergleich zu den anderen Kulturvölkern Europas. Eine Periode des inneren Aufbaues auf allgemein menschlichen Grundlagen und der Selbstbesinnung, wie sie das deutsche Volk am Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrh. durchgemacht hat, hat dem englischen Volke in seiner Jagd nach Macht und Wohlstand gefehlt. Die Arbeit unserer großen Dichter und Denker war um die Mitte des 19. Jahrh. in England noch zu tun. In dem Kampfe um diese geistigen Güter steht Matthew Arnold, „der Prophet der Kultur“, wie er auch genannt wird, mit Carlyle und Ruskin in erster Linie. Sein Ziel war, sein Volk geistig aufzuklären, es von den Schranken der Nationalität und der Tradition zu befreien, es aus seiner Isoliertheit zu erlösen und in die allgemeine europäische Kultur einzuführen. Der Weg zu diesem Ziele war das Eindringen in die Psyche der anderen Hauptkulturvölker, der Vergleich ihres Charakters mit dem der eigenen Nation, wodurch er einen Standpunkt und die Möglichkeit der Beurteilung fand. Denn beurteilen heißt vergleichen, an anderen messen. So erlangte er jene Europäergesinnung, die ihn über die Streitigkeiten des Augenblicks auf einen höheren Standpunkt hinaushob. So wurde er aber auch ein geistiger Dolmetscher zwischen seiner Nation und der französischen und deutschen, namentlich auch der deutschen, an deren größtem und weitestem Geiste er sich, wie Carlyle, gebildet hat.

* * *

Sein Streben lag in derselben Richtung wie das, was man bei uns als Auslandsstudium, Nationenwissenschaft bezeichnet. Was wir nach deutscher Weise durch Organisation, durch wissenschaftlich geordnete Betrachtung zu erreichen suchen, geschieht in England durch eine bedeutende Persönlichkeit in bewußtem Gegensatze zur öffentlichen Meinung. Aber das Ziel ist dasselbe, innere Erkenntnis des fremden Wesens und dadurch Erweiterung des eigenen, Gewinnung eines wirklichen Maßstabes für die Selbsterkenntnis und Selbstbeurteilung statt kritikloser und schädlicher Selbstverherrlichung, Europäergesinnung und Völkerversöhnung statt des nationalen Chauvinismus und blinden Hasses. Wie er in dieser Beziehung als Vorbild dienen kann, so auch in seiner von jeder Verketzerung und Herabsetzung der Gegner, jeder Schärfe und Bitterkeit freien Behandlung religiöser, politischer und sozialer Kontroverse, jener Methode sanfter leidenschaftloser Überredung, die er selbst als „sweetness and light“ bezeichnet hat, und die gerade in unserer Zeit, wo die inneren und äußeren politischen Kämpfe sich in so gehässigen und abstoßenden Formen vollziehen, um so höher zu schätzen ist.

Eine neue Shakespeareübersetzung.

Von Albert Ludwig.

Es wird immer merkwürdig bleiben, wie zahlreich die Übertragungen Shakespeares ins Deutsche sind und wie zur eigentlichen Geltung doch nur eine gekommen ist — die sogenannte Schlegel-Tiecksche. Was für glänzende Namen gibt es da unter den Übersetzern (Herwegh, Heyse, Freiligrath, Gildemeister, Vischer, um nur einige zu nennen); ist es doch kaum eine Übertreibung, daß in den fünfziger und sechziger Jahren jeder rechtschaffene deutsche Dichtersmann den Ehrgeiz des Shakespearedolmetschers in sich trug: neulich erst haben wir es noch von Fontane gehört! Aber lebendig ist von alledem so gut wie nichts geblieben; das Ergebnis der Hochflut war für lange Zeit die Alleinherrschaft Schlegel-Tiecks. Sie hat bis ins zwanzigste Jahrhundert gedauert, und wenn sie durch die sehr eingreifende Revision Hermann Conrads, dann vor allem durch Gundolfs großes Unternehmen angefochten wurde, so ist immer noch die Frage, ob sie praktisch erschüttert worden ist.

Dabei ist diese Stellung des Schlegel-Tieck eigentlich mehr geschichtlich gegeben als in sich begründet. Kein Zweifel zwar, daß Schlegels Arbeiten zu den Höchstleistungen deutscher Übersetzungskunst gehören, kein Zweifel, daß Hamlet und Falstaff, Porzia und Julia in seinen Worten zu uns reden, aber was unter Tiecks Namen geht, die Verdeutschungen Baudissins und Dorothea Tiecks, kann solchen Rang nicht beanspruchen: es ist tüchtige Arbeit, zur klassischen Geltung aber erst durch die Verkoppelung mit Schlegels Anteil gekommen. Freilich sprachen wiederum diese kleineren Geister die Sprache, die sie Schlegel gelehrt hatte; eine gewisse Einheitlichkeit des Tones ist also dem ganzen Werke nicht abzusprechen, und darauf beruht neben der Eindruckskraft der Formel Schlegel-Tieck nicht zuletzt seine Stärke.

Und selbst Schlegels Leistung kann nicht unbedingt als ein Letztes gelten. Als er seine Arbeit begann, steckte die Shakespearewissenschaft in den Kinderschuhen. Nicht nur daß der Text des Dichters noch lange nicht mit der philologischen Sorgfalt hergestellt war, deren es bedurfte, nicht nur daß die Erforschung der Sprache seiner Zeit auch in England noch nicht angefangen hatte — in Deutschland mangelte es fast an jedem brauchbaren Werkzeug, um die Schwierigkeiten einer solchen Aufgabe zu überwinden: was Schlegel trotz alledem kraft eines genialen Einfühlungsvermögens vollbrachte, verdient um so mehr Bewunderung; aber es ist auch selbstverständlich, daß die unermüdliche Arbeit, die das neunzehnte Jahrhundert auf philologischem Gebiete geleistet hat, sich darin zeigen muß, daß eine Übersetzung, deren beste Teile mehr als hundert Jahre alt sind, nicht mehr dem Stande unseres Wissens entspricht. Wenn nun der Urtext selber sich durch Säuberung von falschen Lesarten, durch die sprachlich richtige Deutung soundso vieler Stellen gegenüber früheren Zeiten verändert hat, soll die Übersetzung stehen bleiben? Und wenn auch Schlegels Werk durch seine besonderen Vorzüge, durch die glückliche Prägung allbekannter Stellen, durch seinen geschichtlichen Einfluß auf unser geistiges Leben einen Anspruch hat, etwa wie ein Denkmal unserer Entwicklung sorgsam erhalten zu werden, Dorothea Tieck und Baudissin haben doch wohl kein Recht, solche besondere Rücksicht für sich zu fordern.





So ähnlich mögen die Erwägungen gewesen sein, aus denen schon vor dem Kriege der Plan hervorging, Shakespeares Werke in Einzelausgaben neu zu veröffentlichen — drei Bände liegen jetzt vor; geschmackvoll ausgestattet, auf Friedenspapier und in gutem Druck, bietet sie der Inselverlag dar; der Preis ist angemessen, und da jedes Drama für sich erscheint, ist jeder in der Lage, sich allmählich ein vollständiges Exemplar zusammenzustellen oder sich auf seine Lieblinge zu beschränken. Anmerkungen und ein Nachwort folgen dem Text, beides aufs knappste gefaßt, denn es handelt sich nicht um eine kommentierte Ausgabe, sondern um die nötigsten sachlichen Auskünfte und um Winke für solche Leser, die sich weiter über die Dinge unterrichten wollen. Erschienen sind bisher „Hamlet" und „Othello" (herausgegeben von Max J. Wolff) und „Macbeth" (von dem inzwischen verstorbenen H. Conrad); fernerhin sind an dem Unternehmen Marie Gothein, Ludwig Fränkel, Rudolf Imelmann, Max Förster beteiligt.

Sehen wir, wie die Aufgabe angefaßt worden ist. Hamlet erscheint „nach der Übersetzung A. W. Schlegels bearbeitet" Schon bisher hatte sich kaum ein Herausgeber ängstlich an den Buchstaben des großen Übersetzers gehalten, sondern hatte in Einzelheiten, wo es sich um offenbare Fehler, aufgegebene Lesarten u.ä. handelte, geändert; hier ist ein Schritt weiter gegangen: nicht nur das Unerläßliche, sondern was dem Herausgeber notwendig erschien, um das Ziel einer zeitgemäßen Erneuerung von Schlegels Text zu erreichen, ist getan. Dabei hat Schlegel selbst geholfen, indem seine Urhandschrift zum Vergleich herangezogen wurde — einst hatte er es seiner Frau überlassen, den Druck zu überwachen: Karoline aber hat der Versuchung nicht widerstehen können, sich auch ein wenig als Übersetzerin zu bewähren, was ihr aber nicht gerade in ausgezeichneter Weise gelang. Daß die neue Revision sich gelegentlich mit der vorangegangenen, ähnliche Ziele verfolgenden Conradschen berührt, ist ebenso selbstverständlich, wie daß sie vollkommen unabhängig davon ist.

Worauf erstrecken sich nun die Änderungen? Zunächst ist zu sagen, daß Schlegels Sprache bei allen Vorzügen einen gewissen Hauch von einem besonderen Übersetzungsdeutsch hat, das sein Recht eben nur seiner Leistung verdankt. So übernimmt er gewisse Eigentümlichkeiten der englischen Dramatikerrede wie etwa die Art, den König schlechtweg durch den Namen seines Landes zu bezeichnen (Dänemark = Hamlets Vater oder Oheim), ein Gebrauch, der uns fremdartig geblieben ist. Er hat ferner für gewisse englische Wörter wörtliche Übertragungen verwandt, die sich in den deutschen Zusammenhang schwer hineinfügen oder seinem Ton widersprechen (z.B. Rosencrantz und Güldenstern sind Hamlets „Laune" *[humour]* und Jugend nahegeblieben, Hamlet spricht vom „Pfriemen" *[bodkin]*, mit dem man seinem Leben ein Ende machen könne u.ä.). Hierhin gehört auch die Neigung, artikellose englische Substantive ebenfalls so zu gebrauchen, um der Gedrungenheit des Shakespearischen Verses nahezukommen; zum selben Zweck bedient sich auch Schlegel sehr häufig des Apostrophs, um die Wörter zu verkürzen: die Folge ist eine gewisse Künstlichkeit der dichterischen Rede. Diese selbst hat sich ihrerseits seit hundert Jahren in manchen Beziehungen (wenn schon nicht so stark wie die Prosa) geändert: Schiller und Goethe müssen und sollen bleiben, wie sie waren — der Landfremde Shakespeare hat ihnen ge-



genüber, wie man es nehmen will, den Vorteil oder den Nachteil, daß sein Kleid sich den Anforderungen der Zeit anpassen kann.

Es ist klar, daß eine solche Bearbeitung, wenn sie folgerichtig durchgeführt wird, einen recht beträchtlichen Teil der Schlegelschen Verse ändern muß; wer die beiden Fassungen vergleicht, wird finden, daß wir einen leichter lesbaren, selbstverständlicher deutsch klingenden Hamlet erhalten haben, der dabei doch den vertrauten Charakter der uns liebgewordenen Fassung bewahrt hat. Man darf dabei nicht erwarten, daß bei jeder Einzelheit jeder einzelne die neue Form ohne weiteres als die bessere erkennen wird; der Nachprüfende darf nicht vergessen, daß eine derartige Revision Stückwerk bleibt, wenn sie nicht grundsätzlich erfolgt; die Änderungen müssen also da, wo alte und neue Form sich für den persönlichen Geschmack die Wage zu halten scheinen, ihre Rechtfertigung in der Rücksicht auf das Ganze finden. Dabei ist nicht zu vergessen, daß auch der englische Text sein Wort mitzusprechen hat: Schlegel erlaubte es sich gelegentlich, wenn er an der knappen Art Shakespeares verzweifelte, einen Vers zuzulegen; die neue Ausgabe will die Übereinstimmung Vers für Vers, wenn irgend möglich, durchführen; dabei kann gewiß die wortreichere Wiedergabe uns einschmeichelnder klingen — aber sie ist die weniger shakespearische.

Am schwierigsten Punkt halten wir da, wo Schlegels Prägung zum geflügelten Wort geworden ist und eine Änderung doch aus diesem oder jenem Grunde erwünscht erscheint. „So macht Gewissen Feige aus uns allen", heißt es im berühmten Monolog; das artikellose Gewissen ist nicht sehr schön, vor allem aber meint Shakespeare gar nicht, was wir so nennen; zu seiner Zeit hatte *conscience* noch eine andere Bedeutung, und diese ist jetzt eingesetzt — wir sollten uns daran gewöhnen, mit Wolff (und Conrad) zu sagen: „So macht das Denken Feige aus uns allen". In dem berühmten „Du kommst in so fragwürdiger Gestalt" hat Schlegel unserer Sprache Gewalt angetan; er meint in einer Gestalt, die würdig ist gefragt zu werden, was Shakespeares *questionable* noch hieß, unser fragwürdig aber niemals bedeutet hat; auch hier sollte Wolffs „fragheischende Gestalt" die andere Fassung verdrängen. Wird das aber auch bei dem Anfang jenes großen Monologs, dem „Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage" gelingen? „Hier" ist Schlegelsches Flickwort und ist gefährlich, weil es Hamlets Erwägungen, die allgemein sein sollen, einengt — die Übertragung „Sein oder Nichtsein, ja, das ist die Frage" vermeidet freilich die Charybdis, aber ist die Szylla, daß nämlich das „ja" seinen Charakter als Flickwort gar zu deutlich zeigt, nicht ungefähr ebenso bedenklich?

Freier konnten sich die Herausgeber bei „Othello" und „Macbeth" bewegen: „auf Grund der Übertragung Ludwig Tiecks [d. h. Baudissins] übersetzt", lautet bei jenem die Formel Wolffs; also Baudissins Wortlaut gilt als Material, aus dem etwas Neues geformt wird. Es lag kein Grund vor, um jeden Preis neu zu sein und unmittelbar vom Urtext ausgehend eine Übersetzung zu schaffen, aber ebensowenig gab es eine Veranlassung, sich auf bloße Säuberung und Glättung zu beschränken. Das Verfahren ist das des Baumeisters, der aus Steinen und Balken des alten Hauses, soweit sie verwendbar sind, ein neues aufführt. Dabei ist natürlich auch all das geschehen, was bei Schlegel hervorgehoben worden ist, darüber hinaus ist aber die Gesamtrhythmik der Verse er-




neuert. Je reifer Shakespeare wurde, ein desto freieres, jeden Ausdrucks fähiges Werkzeug wurde sein Blankvers; um so mehr mußte es Pflicht des Übersetzers sein, sich möglichst seinem Gang anzuschmiegen. Hier aber weist Baudissin ganz andere Mängel als Schlegel auf, und Wolff hat reichlich zu tun gehabt, um Abhilfe zu schaffen. Ein paar Beispiele aus dem Anfang des „Othello" mögen zeigen, was gemeint ist; mit Willen sind sie so gewählt, daß der Wortlaut der Übersetzungen an sich keinen Vorzug für eine von ihnen bedeuten würde. Rodrigos zweite Rede hieß früher „Du hast mir stets gesagt, du hassest ihn", jetzt: „Du sagtest mir, er wäre dir verhaßt"; man vergleiche den englischen Vers *„Thou toldst me, thou didst hold him in thy hate"*, und man wird nicht zweifeln, wo die rhythmische Bewegung getreuer wiedergegeben ist. Oder die beiden unvollständigen Verse Jagos ebenfalls gleich zu Beginn *„and in conclusion"* und *„and what was he?"* lauteten bei Baudissin „Und kurz und gut", bzw. „Und wer ist dieser?". An Sinn und Satzform ist natürlich nichts auszusetzen, aber der Vers, der englisch mit einer tonlosen Silbe ausgeht, endet deutsch betont und umgekehrt; bei Wolff steht mit „Und als Ergebnis", „Und wer ist das?" das rhythmisch genau Entsprechende.

Auch in anderer Beziehung war Baudissin geneigt, von Shakespeares Ton abzuweichen. Othello an Desdemonas Leiche nennt sie „bleich wie dein Tuch", sich selbst sieht er von den „Furien" erwartet. Bei Shakespeare heißt es *„pale as thy smock"* und die gelehrten Furien sind schlichte *fiends* — gegenüber solchen unberechtigten Milderungen und Verschönerungen will die Neuausgabe auch inhaltlich den Shakespearischen Ton treffen und dabei doch dem Geist der deutschen Sprache treuer sein als Baudissin. Hier handelt es sich nun nicht nur darum, die recht häufigen nur übersetzten Wörter durch wirklich einheimische zu ersetzen — darauf ist schon bei Schlegel hingewiesen worden — der nicht selten dem Englischen nachgebildete Satzbau mußte durch Zerlegung in beigeordnete Satzteile deutsch gemacht werden — in Summa: wir haben einen neuen Othello, der doch eng genug mit dem alten zusammenhängt, um jene berührte Verwandtschaft des Tones mit der Schlegelschen Übersetzung zu bewahren.

Hermann Conrad hat von Dorothea Tiecks Macbethtext etwas mehr stehen lassen, als es im Othello geschehen ist, grundsätzlich ist er aber von denselben Gesichtspunkten ausgegangen. Und das scheint mir nun für den Erfolg, der dem neuen Unternehmen zu wünschen ist, eine große Hauptsache zu sein: es gilt den einheitlichen Charakter, der Schlegel-Tieck zum Siege geführt hat, nach Möglichkeit zu bewahren. Die Zahl der Mitarbeiter ist nicht klein und erinnert in ihrer Zahl ein wenig an die Ausgaben der sechziger Jahre, zu denen Bodenstedt und Dingelstedt einen gar erlesenen Kreis vereinigt hatten — nur übersetzte jeder für sich und schaute nicht nach dem Nebenmann. Auch hier wird keiner der Mitarbeiter seine Selbständigkeit um eines andern aus dem Kreise willen, der als Musterübersetzer zu gelten hätte, aufgeben; aber der wenn auch freie Anschluß an das Übersetzungswerk der Romantik kann an die Stelle des Vorbildes treten. Wird das erreicht, so mag diese erneuerte Form des Schlegel-Tieck den Wettbewerb mit der alten mit guter Aussicht auf Erfolg aufnehmen. So sei denn dem mühevollen Werk ein guter Fortgang beschieden.

Nachrichten und Mitteilungen.

Das Osteuropa-Institut in Breslau.

Karl Krumbacher hat vor 12 Jahren in dieser Zeitschrift mit energischen Worten auf die Notwendigkeit, die slawische Welt mehr als bisher in den Bereich der wissenschaftlichen Forschung zu ziehen, hingewiesen: „Wer heute zwar mit germanischen und romanischen Sprachen und der in diesen ausgedrückten Kultur vertraut ist, sich aber der slawischen Welt gegenüber taub verhält, hat einen Mangel in der geistigen Ausbildung und ist nicht imstande, die geschichtlichen Zusammenhänge, die politischen, religiösen und sozialen Strömungen, die literarischen und künstlerischen Bewegungen unserer Zeit zu überblicken und abzuschätzen." Krumbachers Weckruf hatte nur den Erfolg, daß an der Universität München ein Lehrstuhl für slawische Philologie errichtet wurde. Im übrigen blieb die wissenschaftliche Erforschung des slawischen Ostens auf die wenigen Fachgelehrten beschränkt.

Die Neubelebung des Auslandsstudiums, die insbesondere dem Staatssekretär Professor Dr. Becker zu verdanken ist, mußte auf den östlichen Kulturkreis Rücksicht nehmen. Die Anregung Eduard Sprangers, nicht Auslandsinstitute, sondern Kulturkreisinstitute in systematisch organisierter Weise zur wissenschaftlichen Forschung zu errichten, ist auch in Breslau auf fruchtbaren Boden gefallen. Die Erkenntnis, daß die wirtschaftliche Erschöpfung Deutschlands durch die reichen Bodenschätze und Rohstoffquellen des Ostens wieder zur Gesundung gebracht werden könne, daß ferner das gegenseitige Verstehenlernen der Völker auf allen geistigen und kulturellen Gebieten gefördert werden müsse, führte am 8. April 1918 zur Gründung des Osteuropainstituts. Der Anschluß an die Schlesische Friedrich-Wilhelm-Universität und die Technische Hochschule sollten die wissenschaftlichen Grundlagen gewährleisten: „Das Osteuropainstitut hat den Zweck, die Grundlagen und Entwicklungsbedingungen des geistigen und wirtschaftlichen Lebens in Osteuropa und den angrenzenden Gebieten zu studieren und die dabei gewonnenen Ergebnisse für den akademischen Unterricht, die Verwaltung und die wirtschaftliche Praxis nutzbar zu machen." Zur Ausführung dieser Arbeiten sind folgende Forschungsabteilungen gebildet worden: „1. Recht (mit besonderer Beratungsstelle); 2. Wirtschaft (mit besonderer Beratungsstelle); 3. Land- und Forstwirtschaft; 4. Bergbau und Hüttenkunde (angegliedert an das Oberbergamt zu Breslau); 5. Industrie; 6. Geographie und Landeskunde; 7. Religionswissenschaft; 8. Sprachwissenschaft und Literatur.

Als allgemeine Aufgabe sämtlicher Forschungsabteilungen ist in erster Linie die Sammlung des Materials für die wissenschaftlichen Arbeiten vorzunehmen. Leider ist der Bücherbestand an originalen Werken über osteuropäische Länder in den deutschen Bibliotheken ein sehr geringer. Die Bibliothek des Instituts hat zunächst einen alphabetisch und einen systematisch geordneten Zettelkatalog angelegt, um die in den elf großen preußischen Bibliotheken seit 1899 angeschaffte osteuropäische Literatur nachweisen zu können. Weiter wird die Anlegung eines alphabetisch und eines systematisch geordneten Zettelkatalogs aller Zeitschriften, die sich mit den Fragen des Ostens befassen, sowie der in deutschen und ausländischen Zeitungen und Zeitschriften erschienenen Aufsätze über osteuropäische Fragen für wissenschaftliche Arbeiten willkommene Hilfe leisten. Denn die Anschaffung russischer Bücher und Zeitschriften wird auch nach Anbahnung geregelter Beziehnngen kaum möglich sein, weil eine große Zahl russischer Buchhandlungen durch die Bolschewiki zerstört und auch zahlreiche Privatbibliotheken vernichtet worden sind; da die meisten russischen Bücher im Selbstverlage erschienen, wird für immer eine lückenlose Sammlung russischer Literatur ausgeschlossen sein. Nur die unversehrt gebliebenen russischen Universitätsbibliotheken werden diesen unersetzlichen Verlust einigermaßen gutmachen können.

Da wissenschaftliche Arbeit nur auf Grund der originalen und primären Quellen zu erreichen ist, muß die Kenntnis der osteuropäischen, besonders der slawischen Sprachen, die erste Voraussetzung sein; selbst die besten Übersetzungen bleiben nur ein Notbehelf. Da indes zunächst nur eine kleine Zahl von Gelehrten mit osteuropäischen Sprachen vertraut ist, wird



durch Übersetzungen die einschlägige Literatur zugänglich gemacht werden müssen. So plant die Rechtswissenschaftliche Abteilung die Herausgabe von Gesetzes-Texten in guter Übersetzung.

Das Archiv des Instituts hat sich als Hauptaufgabe die Sammlung und Sichtung von Zeitungsausschnitten, Akten, Bestandsaufnahmen, Denkschriften und sonstigen Dokumenten gesetzt. Mag auch besonders in der Jetztzeit das Zeitungsmaterial als zweifelhafte Quelle betrachtet werden, so gibt es doch immerhin Material, das natürlich sehr sorgfältig und kritisch gesichtet und verwertet werden muß.

Die Aufgaben der einzelnen Forschungs-Abteilungen auch nur kurz zu skizzieren ist nicht möglich. Die Aufzählung der bisher erschienenen und im Erscheinen begriffenen Arbeiten gibt bereits ein ungefähres Bild der Tätigkeit der einzelnen Abteilungen. In den „Quellen und Studien“, Verlag B. G. Teubner, sind bereits erschienen: Dr. Wlad. W. Kaplun-Kogan: Russisches Wirtschaftsleben seit der Herrschaft der Bolschewiki. 1. und 2. Auflage 1919. Justizrat H. Klibanski: Die Gesetzgebung der Bolschewiki 1920. Dr. Konstantin von Dietze: Stolypinsche Agrarreform und Feldgemeinschaft 1920. Prof. Dr. Goebel: Entwickelungsgang der russischen Industriearbeiter 1920. Dr. Koehler: Die russische Industriearbeiterschaft von 1905 bis 1917, 1920. Dr. Flegel: Die wirtschaftliche Bedeutung der Montanindustrie Rußlands und ihre Wechselbeziehungen zu Deutschland 1920. Mit einem Vorwort von Berghauptmann Dr. Schmeißer. Prof. Dr. Cloos und Dr. Meister: Bau und Bodenschätze Osteuropas. Dr. Behrend: Kupfer- und Schwefelerze von Osteuropa. Dr. v. zur Mühlen: Die Baltischen Ölschiefer und die Ölschiefer aus den übrigen Gebieten des europäischen Rußlands. Dr. Korczok: Die Griechisch-Katholische Kirche in Galizien. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. Haase: Die Aufgaben der osteuropäischen Religionswissenschaft.

Als „Vorträge und Aufsätze“ sollen populärwissenschaftliche Schriften herausgegeben werden. Mit der „Gesellschaft zum Studium Osteuropas“ und anderen Instituten, die gleiche Ziele verfolgen, schweben Verhandlungen wegen einer Zeitschrift. Sie soll ein Zentrum der wissenschaftlichen Erforschung Osteuropas werden; sie wird alle Fragen des osteuropäischen Lebens behandeln, in erster Linie jedoch die allgemein wirtschaftlichen und rechtlichen Probleme.

Für den wissenschaftlichen Betrieb kommt ferner der hochschulmäßige Unterricht in Form von Semesterkursen, Ferienkursen und seminaristischen Übungen in Betracht. In den Auslandsvorlesungen des Osteuropa-Instituts wurden bisher von allen Abteilungen Vorlesungen gehalten. Um das Interesse und das Verständnis für die Vorlesungen zu beleben, werden durch das Institut besondere Sprachkurse (zunächst polnische, russische und tschechische) abgehalten.

So darf das Osteuropa-Institut, das nunmehr auch ein eigenes Haus bezieht und dadurch größere Bewegungsfreiheit erhält, hoffen, die wissenschaftlichen Grundlagen zu geben für die Erforschung und Erschließung des Ostens.

Breslau, Prof. Dr. Felix Haase,
Generalsekretär
des Osteuropa-Instituts.

Jahresbericht des Nordischen Instituts der Universität Greifswald.

Das vergangene Jahr stand auch für unser Nordisches Institut noch unter dem Drucke des unglücklichen, von den Gegnern ja einseitig fortgesetzten Krieges. Das Wort Frieden, das sonst auch für den Unterlegenen einen gewissen Zauber birgt, auch ihm Ruhe und Segnungen, Gedeihen in aufstrebender Arbeit, verheißt, ist von unsern Feinden ja jetzt völlig entweiht und zum Gegenteil entwürdigt. Noch jetzt, nachdem bereits zwei Jahre die Waffen ruhen, geht der Krieg grausam und verheerend weiter, nur ist es nicht mehr der offene Kampf, sondern ein hinterhältiger tückischer Vernichtungskrieg gegen den der Waffen beraubten Gegner.

In den Zeiten äußeren Niederganges darben auch die Wissenschaften: inter arma silent musae. In Deutschland aber hat man den aufbauenden Wert der geistigen Arbeit auch in der Not erkannt und mehrfach gerade in bedrängten Zeiten nach dieser Richtung Großes unternommen. Wir sind unserm Kultusministerium und namentlich dem auf dem Gebiete der Universitätsverwaltung so ganz besonders verdienten Manne, dem Staatssekretär C. H. Becker, tiefen Dank dafür schuldig, daß trotz aller Schwierigkeiten der Zeitverhältnisse man nicht davor zurückschreckte, auf dem Gebiete der Auslandsforschung ganz neue Bahnen einzuschlagen.

Das Verständnis für die Bedeutung dieser Aufgaben ist noch nicht überall lebendig, und nicht selten begegnet man Mißverständnissen. Oft hört man noch jetzt Klagen, wir seien zu nachgiebig und unselbständig dem Ausländischen gegenüber, zu willfährige Nachahmer des Fremden in Sitte und Kultur. Und sicherlich ist vieles richtig an diesen selbstkritischen Vorwürfen. Zu einseitig und unselbständig haben wir uns in mancher Hinsicht dem Fremdartigen zugewandt: insofern ist die dem entgegenwirkende Bewegung unserer Tage erklärlich und berechtigt. Aber ebenso schlimm wäre der entgegengesetzte Fehler: sich abzuschließen von dem Großen und Guten der übrigen Welt.

Zu allen Zeiten, in seinen glücklichen und unglücklichen Tagen, ging das Denken und Trachten unseres Volkes in die Weite. Es entspricht dem kosmopolitischen Drange des Deutschen, Geist und Gemüt zu bereichern durch die Erkundung der Umwelt, fremde Länder zu erforschen, die leblose und die lebende Natur, namentlich das Denken und Treiben der Menschen: wenn möglich den gesamten Erdball umfassend.

Auch heute in unserem Unglück müssen wir, dieser unserer eigenen Art voll bewußt, fortfahren, das Gute zu nehmen, wo wir es finden: im Sinne unserer großen Vergangenheit auf den verschiedensten Gebieten der Wirtschaft und Technik, der Künste und Wissenschaften, im Sinne unserer großen Dichter und Denker, das bedarf keiner weiteren Ausführung: das Auge eines Goethe beschränkt durch die staatlichen Grenzen ist uns gar nicht vorstellbar. Die von unsern Feinden immer neu genährte völkerentweihende niedere Gehässigkeit darf in diese Sphäre der Kulturbestrebung nicht eindringen. Sie hat uns selbst während der erbittertsten äußeren Kämpfe nicht wesentlich beeinträchtigt, während sie unsere Gegner nur zu sehr erniedrigte.

Wir Deutsche müssen und dürfen uns treu bleiben. Wir haben durch unsere Art etwas geleistet für die Menschheit und erreicht in der Welt, wenn uns auch augenblicklich äußeres Unglück niederdrückt. Nur wenn wir das erhalten, was uns groß gemacht hat, werden sich uns auch die Pforten der Zukunft wieder öffnen.

So drängen uns in dieselbe Richtung das kulturelle Vorwärtsstreben und die Erwägungen der politischen Nützlichkeit. Hier sind die Lehren der jüngsten Vergangenheit so blutig stark, daß ihnen gegenüber Worte keine Bedeutung haben, sie kaum noch bekräftigen können. Wir wissen, wie sehr es unserer Politik geschadet hat, daß unsere Diplomaten vielfach wie unwissende Fremdlinge in die auswärtigen Staaten kamen und als solche in ihnen lebten, daß sie nicht vertraut waren mit den geistigen, wirtschaftlichen und politischen Strömungen, sehr wenig eingedrungen in das intimere kulturelle Leben der fremden Mächte. So manche Überraschungen mußten sie erleben, und wir mit Blut und Gut, ja fast mit unserm ganzen nationalen Sein für diese Schwächen büßen.

Wenn wir nun unsere Blicke in das Ausland richten: müssen uns die Regungen unseres Gemütes wie die Interessen unseres Geistes am meisten den uns so nahe verwandten Stämmen des skandinavischen Nordens zuwenden.

Die uns an Rasse, Sprache, Sitte und Kultur so nahestehenden skandinavischen Völker haben ganz selbständig und getrennt von uns eine ganz eigene Entwicklung durchlebt. Aber eben weil sie unserer Art sind, zeigt sich soviel Ähnliches und Verwandtes trotz aller Selbständigkeit. Im ganzen läßt sich sagen, daß sie die Eigentümlichkeiten des germanischen Charakters viel getreuer bewahrten und viel ausgeprägter noch jetzt sie offenbaren, so daß manches dort in den Einrichtungen und Sitten einem noch eigener und heimatlicher anmutet als die Verhältnisse unseres im Zentrum des engen, volkreichen Europa lebenden, den Einwirkungen und Beimischungen fremder Rassen mehr ausgesetzten Volkes. Namentlich gilt dieses auf juristischem Gebiete. Das Recht der skandinavischen Staaten hat sich aus den Urquellen des germanischen Denkens und Empfindens heraus rein, ungestört durch fremde Einflüsse, entwickelt, ganz im Gegensatze zu unseren heimatlichen Verhältnissen. Unser einheimisches deutsches Recht, an seelischen und geistigen Gehalten reich, aber zu buntscheckig und zersplittert, vermochte ja bekannntlich im Mittelalter dem straff logisch durchgebildeten, geschlossenen Rechtssystem der Römer gegenüber nicht standzuhalten. Es unterlag und wurde lange Zeit völlig unterdrückt und verdrängt durch die uns an sich so wesensfremde römische Rechtskultur. Ebenso zeigen sich auf den anderen Kulturgebieten die mannigfachsten überein-

stimmenden oder abweichenden, immer aber für uns besonders interessanten und lehrreichen Erscheinungen. Daß uns dann fernerhin unsere persönlichen Sympathien gerade zu den skandinavischen Völkern hinlenken, daß bei allem wissenschaftlichen, wirtschaftlichen und sonstigen Denken Herz und Gemüt uns ganz besonders nach dem Norden ziehen, ist naturgemäß nicht zuletzt eine wesentliche Förderung unserer Bestrebungen.

Unser Nordisches Institut hat nun die Aufgabe, die sich aus meinen Ausführungen eigentlich schon ergibt: uns die Kultur der nordischen Völker näherzubringen: zunächst durch wissenschaftliche Arbeiten und Veranstaltungen, die dann aber naturgemäß auch praktisch: wirtschaftlich und politisch, nicht ohne Wert sein können.

Mit Befriedigung dürfen wir trotz aller Not der Zeit auch auf das vergangene Jahr zurückblicken. Nur das Wichtigste von seinem Inhalte kann ich hier kurz hervorheben:

Es wurden Vorlesungen bzw. Übungen veranstaltet auf den verschiedensten wissenschaftlichen Gebieten: Recht und Wirtschaft; über die nordischen Sprachen und Literaturen; Geschichte, Geographie, Paläontologie. Sprachkurse wurden abgehalten für Deutsche und deutsche Übungen für Skandinavier. Außer den Dozenten der Universität waren wirksam ein schwedischer, seit Beginn dieses Semesters auch ein norwegischer Lektor.[1])

In diesen regelmäßigen Gang des Lehrbetriebes konnten mehrfach außergewöhnliche Veranstaltungen eingeschoben werden:

Am 24. Oktober 1919 sprach zu uns Professor Dr. von Wrangel aus Lund über: „Die Anfänge der christlichen Kunst Schwedens."

Am 25. Oktober derselbe Gelehrte über: „Die kunsthistorischen Beziehungen zwischen Norddeutschland und Schweden im Mittelalter und während der Renaissance." Zwei sehr lehreiche und interessante Lichtbildervorträge.

Am 24. Januar 1920 hielt Professor Dr. Pohl-Rostock einen Vortrag über das Thema: „Die völkerrechtliche Stellung der Alandsinseln."

Am 9. Juni 1920 sprach der Vater unseres Lektors, Herr Professor Dr. Joh. Bergman aus Dorpat, über: „Das heutige Estland und die Universität Dorpat."

Am 9. Juli 1920 endlich hielt uns Herr Pfarrer Günther von der evangelischen Gemeinde in Kristiania einen Vortrag über: „Das Deutschtum in Norwegen."

Ein wesentlicher Punkt unseres Programms ist ferner die Veranstaltung wissenschaftlicher Exkursionen. So wurde Pfingsten dieses Jahres von Professor Braun mit schwedischen und deutschen Studenten eine Exkursion durch Hessen und die Rhön veranstaltet, daran sich anschließend von Professor Philipp eine geologische Exkursion durch Thüringen.

Das wichtigste Ereignis aus der letzten Zeit ist die Forschungsreise unseres Kollegen Braun nach Finnland, die zur Errichtung einer finnischen Abteilung des Instituts eine wertvolle Grundlage gelegt hat.

1) Vorlesungen im Wintersemester 1919—1920:

Die Rolle der skandinavischen Staaten in der europäischen Politik:	Dr. Glagau
Einführung in das Recht der skandinavischen Staaten:	Dr. Coenders
Einführung in die schwedische Sprache:	Lekt. Bergman
Schwedische Übungen (für Vorgerückte):	Lekt. Bergman
Gustaf Fröding:	Lekt. Bergman
Arbeiten auf dem Gebiete der drei nordischen Länder im geographischen Praktikum:	Dr. Braun

Vorlesungen im Sommersemester 1920:

Einführung in das Recht der nordischen Staaten:	Dr. Coenders
Skandinavische Wirtschaftsprobleme:	Dr. Kähler
Das Ostseegebiet. Für Hörer aller Fakultäten:	Dr. Braun
Die erste Besiedlung Norddeutschlands und der nordischen Länder:	Dr. Klinghardt
Altnordische Übungen (Bandamannasaga):	Dr. Ehrismann
Einführung in die schwedische Sprache:	Lekt. Bergman
Sprechübungen für Anfänger:	Lekt. Bergman
Svenska övningar. — Für Vorgerückte:	Lekt. Bergman
Carl Michael Bellman:	Lekt. Bergman
Deutsche Übungen für Skandinavier: Wortgebrauch und Stilistik mit schriftlichen Arbeiten:	Dr. Heller

In seiner Begleitung, als sein Assistent, nahm der Student der Geographie Rudolf Wilhelm Credner an der Reise teil. Diese Unternehmung ist in jeder Hinsicht eine sehr erfolgreiche gewesen. Die Bestrebungen unseres Instituts haben in Finnland freudigen Widerhall gefunden. Dank der Unterstützung durch Fachgenossen konnte Professor Braun die Verhältnisse Finnlands in einem Maße kennen lernen, wie es sonst schwerlich in so kurzer Zeit einzelnen Reisenden möglich ist. „Weitgehende Gastfreundschaft," so heißt es in seinem Bericht, „großzügiges Bereitstellen der erforderlichen Verkehrsmittel (Auto, Extrazug, Extradampfer), dazu die Gunst dauernd schönen Wetters gestalteten die dreiwöchige Reise zu einem wissenschaftlichen und menschlichen Erlebnis, von dessen Ergebnissen hier noch oft die Rede sein wird.

In den folgenden Wochen war ich in Helsingfors und der zweiten Universitätsstadt des Landes, Åbo, überall mit großer Gastfeundschaft aufgenommen und von wissenschaftlichen Gesellschaften sowie der Universität Helsingfors wiederholt in sehr ehrenvoller Weise zu Vorträgen veranlaßt. Ich nahm in dieser Zeit mit einer sehr großen Zahl führender Männer der Wissenschaft, Diplomatie, aus Handel und Industrie Fühlung, und überall war man von Herzen gern bereit, unsere Bestrebungen, deren Bedeutung für Deutschland und Finnland man voll anerkannte, zu unterstützen. So konnte ich denn mit einer in 16 Kisten verpackten Bibliothek hierher zurückkehren mit der Aussicht, bald einen Lektor für Finnisch hier anstellen zu können und mich der Verbindung mit einem Ausschuß hoch angesehener Männer erfreuend, die es sich zum Ziel setzten, die Abteilung Finnland des Nordischen Instituts moralisch und materiell dauernd weiter zu unterstützen. Unsere Doktoranden, Doktoren und jüngere Gelehrte sind eingeladen, in Finnland den dortigen Fachgenossen bei der Durchführung wissenschaftlicher Arbeiten zu helfen, man will ihnen die Überfahrt und den Aufenthalt erleichtern — und so fühlte ich mich berechtigt, finnländischen Studierenden auch die Wege nach Greifswald zu bahnen, und daß sie beschritten werden, davon zeugen schon zahlreiche Einreisegesuche.

Auch unser Assistent Dr. Balk weilte zu Studienzwecken in Finnland. Ihm und mehreren Studenten konnte ferner ein längerer Ferienaufenthalt in Schweden vermittelt werden, um dessen Zustandekommen unser Lektor Herr Bergman sich in dankenswertester Weise sehr verdient gemacht hat.

Unserer Bibliothek und unsern Sammlungen hat das vergangene Jahr eine wertvolle Bereicherung gebracht. Wenn auch unsere Bücherei noch viele empfindliche Lücken aufweist, der Valutastand uns gerade hier eine schmerzliche Bedrückung ist, so können wir doch schon jetzt sagen, daß sie auf verschiedenen Gebieten schwerlich von einer anderen deutschen Bibliothek erreicht, geschweige denn übertroffen wird. Das meiste verdanken wir Zuwendungen namentlich aus den nordischen Staaten, und ich kann auch diese Gelegenheit natürlich nicht hingehen lassen, ohne den hochherzigen Spendern unsern wärmsten Dank auszusprechen.

Größere Zuwendungen in Geld aus Schweden und Finnland stehen bevor. Der Betrag von 25000 Reichsmark ist uns bereits von finnischer Seite für die finnische Abteilung unseres Instituts zur Verfügung gestellt. Für die norwegische Abteilung hat unser Lektor Herr Schjelderup-Ebbe einen Betrag von tausend Kronen gestiftet, desgleichen Herr Professor Gjelsvik in Kristiania den Betrag von 500 Mark.

Ein baltischer Freund unseres Instituts, Herr Graf Mellin, stellte ihm eine soeben aus Reval hier angekommene Bibliothek und Urkundensammlung zur Verfügung. Der hiesige Student der Geologie Dr. von Bülow schenkte zwei Steinsammlungen, die er auf einer Forschungsreise in Lappland selbst zusammengestellt hat. Von dem dänischen Großkaufmann L. D. Egelund aus Kopenhagen wurde uns eine Bronzestatuette des dänischen Philosophen Kierkegaard soeben geschenkweise überwiesen. Allen diesen und auch den nicht ausdrücklich genannten gütigen Spendern sage ich im Namen des Vorstandes nochmals herzlichsten Dank.

So hat die Entwicklung unseres jungen Instituts auch im vergangenen Jahre wieder rüstige Fortschritte gemacht. Allerdings ist naturgemäß vieles noch in den Anfängen und bedarf noch des weiteren Ausbaues. Aber es sind Anfänge, die zu tatkräftiger Weiterarbeit ermutigen und die schönsten Erfolge versprechen.

Greifswald, 11. Dezember 1920.

Prof. Dr. Albert Coenders.



Ehrengabe deutscher Wissenschaft. Dargeboten von katholischen Gelehrten, herausgegeben von Franz Feßler. XX und 858 S. mit 34 Bildern. Freiburg, Herder.

Wie der 1873 verstorbene König Johann von Sachsen als Gelehrter und Dante-Übersetzer (Philalethes) angesehen war, so haben von seinen Enkeln zwei ein lebhaftes wissenschaftliches Interesse bewiesen, Prinz Max, der Priester wurde und namentlich mit Studien über die morgenländischen Kirchen hervorgetreten ist, und sein Bruder Johann Georg, dessen Arbeiten der christlichen Archäologie gelten. Zum 50. Geburtstag dieses Fürsten haben angesehene deutsche Katholiken die vorliegende Festschrift herausgegeben, die zunächst durch ihr Äußeres ein ehrenvolles Zeugnis dafür ist, daß trotz der Not der Gegenwart umfängliche Werke dieser Art in vornehmer Ausstattung bei uns erscheinen können. Natürlich hat private Opferwilligkeit dazu mitgeholfen. Am Inhalt des Buches ist die Naturwissenschaft nur durch einen Aufsatz des bekannten, dem Jesuitenorden angehörigen Forschers Wasmann über ideale Naturauffassung einst und jetzt beteiligt, der angesichts der neueren Umbildungen des Darwinismus für das Recht religiöser Naturbetrachtung eintritt. Daß Rechts- und Staatswissenschaften fehlen, obwohl sie im deutschen Katholizismus eifrig betrieben werden, ist wohl Zufall. Daß den Hauptinhalt des Werkes geschichtliche, theologische und kunstwissenschaftliche Beiträge bilden, entspricht dem Interessenkreis des Prinzen. Aus den geschichtlichen seien erwähnt der Nachweis von Cardauns, daß man in Rom schon sehr bald Hontheim als den pseudonymen Febronius ermittelt hat, der von Grauert, daß zwei Briefe über Luthers angeblichen Stammtischbesuch gefälscht sind, ein Bericht Schnütgens über die eigentümliche Stellung eines Kölner Nuntius in der Aufklärungszeit — der Kurfürst-Erzbischof empfing ihn lange überhaupt nicht —, endlich einige von Martin Spahn mitgeteilte Jugendbriefe Hertlings. Halb geschichtlich, halb programmatisch ist Rademachers Aufsatz über die Görres-Gesellschaft. Die theologischen Beiträge, eingeleitet durch mehr religiös-praktische einiger Bischöfe, enthalten zwischen gelehrtem Material einiges, was dem Nichtkatholiken sehr fremd bleiben wird, z. B. Pohles Versuch, die Elektronentheorie für die katholische Lehre vom Wunder der Brotverwandlung in der Messe zu verwerten. Allgemeineren Interesses sind dagegen einige der kunst- und literaturgeschichtlichen sicher, so der von Krebs über Erlebnis und Allegorie bei Dante (gegen allegorische Deutung der Beatrice), von Muth über Goethes Stellung zur bildenden Kunst u. a.

H. Mulert.

Duhamels „Entretiens dans le tumulte" (Chronique contemporaine 1918—1919).

Ton und Inhalt dieses neuen Buches sind dem früheren: *Vie des martyrs* gegenüber vollkommen gewandelt (vgl die Besprechung Jahrgang 14, Sp. 595ff.). Duhamel hat sich Barbusse mehr genähert. War früher das Leiden ganz unpolitisch, als Ausdruck der Spannkraft und Größe französischer Kraft gefaßt und in den Dienst eines — allerdings abgedämpften — Patriotismus gestellt, so drängt sich in dem neuesten Buche die Frage vor: Wozu haben wir Franzosen gelitten? Die „Unterhaltungen im Getöse" setzen mitten im Kriege ein und enden 1919, lange nach dem Waffenstillstand — das Getöse, der Kriegslärm dauert also auch nach dem tatsächlichen Aufhören des Waffenlärms weiter. Die 15 gebildeten Menschen, die sich zwanglos, an einem Nirgendwo-Schauplatz, der örtlich nicht abgegrenzt ist, in rhapsodischen Monologen oder jäh prasselnden Zwiegefechten unterhalten — es scheinen Offiziere zu sein, die den Sinn des Weltgeschehens besser zu enträtseln vermöchten als die Mannschaften des Spitals und der Feuerlinie —, sie sprechen in gleichem Tone während des Krieges und nach dem Friedensschlusse: düster, nebelumsponnen, trostlos sind ihre Worte, düster und geheimnisschwer lastet ihr Schweigen. Was sie ausdrücken, ist — der Katzenjammer des Sieges, den Frankreich feiert. Wenn man unsere Zeitungen liest, so glaubt man entweder an ein jubilierendes Frankreich, das nur rhetorische Orgien, pomphafte Siegesfestzüge, patriotische Verbrüderungen feiert — oder an ein rachsüchtiges, eifersüchtiges, hysterisches Frankreich, das für den Osten nur Mißgunst übrig hat. Bei Duhamel erleben wir das moralisch unbefriedigte, um seine Ideale betrogene, unter dem Kommerzialismus der „Könige" schmachtende, dabei die Wunde seiner Heucheleien ohnmächtig selbst zerfleischende bessere Frankreich, das melancholisch und ironisch die inneren Erfolge des Krieges im



Sand zerrinnen sieht und sein Haupt trauernd verhüllen möchte angesichts der Entweihung der erhabenen Gedanken, die rhetorisch vorgetragen worden waren. Duhamels letztes Werk ist wie das Märtyrerbuch ganz auf Innerlichkeit gestellt, auf Abkehr von Phrase, auf Wahrheit. Haarscharf mit schneidend kühlem Skalpell wird das Lügnerische der Nachkriegs„kultur" bloßgelegt, dabei aber das Empörende, das Unerträgliche mit einer ironischen Ergebenheit, mit einer skeptischen Passivität hingenommen, als ob es selbstverständlich wäre; und diese verhaltene Empörung wirkt noch vulkanischer als die ausbrechende. *C'est comme ça* heißt ein Kapitel, das die an das Geheimnisvolle streifende Unergründlichkeit der Gründe militärbureaukratischer Verfügungen geißelt: So ist's und fertig! Es besteht weiter die Tyrannie des *guichet*: das ist bekanntlich, nach der Wörterbücherdefinition, eine kleine Tür in einer großen — für Duhamel ist es das Symbol der Beschränkungen, die Brotneid und Schlechtigkeit aufrichten, um dem Nebenmenschen einen „Zugang" zu erschweren: man defilierte vor Schaltern im Krieg, man defiliert vor Schaltern bei der Demobilisierung, der Schalter verteilt Tod und Leben, nach seinem Gutdünken und man denkt nicht daran, ihn einzudrücken. *C'est comme ça* ... Der Krieg ist aus, aber schon sinnt bourgeoiser Kapitalismus auf Kriege in Rußland, die durch Nichtkapitalisten („*pauvres bougres*") geführt werden. *C'est comme ça*. Die Haudegen (*les reîtres*) sind im Krieg auf ihre Rechnung gekommen: das sind Leute, die kräftige Muskeln und eine gute Portion Faulheit besitzen — nun, es ist dafür gesorgt, daß sie zu tun kriegen: sie werden vielleicht in den Dienst eines nach Afrika schielenden Imperialismus gestellt werden. Der Völkerbund — er besteht nur auf einem Friedhof der Kriegszone, wo die Angehörigen der verschiedensten und auch der kriegführenden Völker verscharrt wurden — und selbst da gibt es bureaukratische Abteilungen und Absonderungen nach Nationalitäten. Der „große Patriot" ist es *a posteriori* — ob Clémenceau der Große oder Caillaux der Verworfene heißen soll oder umgekehrt, das entscheidet sich erst nach dem Ausgang der Ereignisse. Die Republik leidet an einem geheimen Krebsschaden: sie ersehnt den König, den gallischen „Hahn" auf dem Geflügelhof, den Duhamel mit einer an Rostand gemahnenden Vertierung menschlicher Verhältnisse malt.[1]) „*Voici qu'elle comble de faveurs un oiseau âgé qui a bien des points de commun avec le coq*". Die Phantasielosigkeit der politischen Drahtzieher zeigt sich in der raschen Demobilisierung der Illusionen, die sie zur Stütze des Durchhaltewillens doch so gründlich mobilisiert hatten: „*Nul ne vous demande, ô maîtres du monde, d'être de grands cœurs et d'honnêtes gens. Ayez seulement le courage et la pudeur de rester, jusqu'au bout, de spirituels comédiens.*" In diesem „*Nul ne vous demande* ...", das als Selbstverständlichkeit — die menschliche Schwäche erklärt, liegt der ganze ironische Verzicht einer entzauberten, katzenjämmerlichen Epoche. Und Duhamel macht in seiner blasphemischen Parodie auch vor dem köstlichsten Gut der Christenheit, der Bergpredigt, nicht halt: in die ewigen Formeln des Erlösers, in denen ein D'Annunzio das Nationalbekenntnis seines größeren Italien festgelegt, gießt Duhamel das Ätzgift seines entgeisterten Spottes, und die gefährlichen Entschlüsse schachernder Diplomaten werden höhnisch eingerahmt von den Seligsprechungen des Nazareners: „*Heureux ceux qui, sur la fin de leur existence, organisent le monde futur, car ils n'auront point à souffrir personnellement de leurs erreurs*" ... „*Heureux ceux qui ont de petites infirmités, car ils pourront sans inconvénient estimer nécessaires les interventions en Russie et ailleurs.*" Wir erleben bei Duhamel einen furchtbaren Kladderadatsch des moralischen Selbstvertrauens Frankreichs, wenn wir die ruhige Gefaßtheit und Beherrschtheit des kriegewollten Leidens der „Märtyrer" mit dem selbstzerstörenden Wühlen in den Niedrigkeiten des Nachkriegs, des *tumulte*, vergleichen: es ist die Verzweiflung an der messianischen Kraft Frankreichs, die ihn mit dem „*irréductible*", dem Unlösbaren, kämpfen heißt, die Waffenstreckung vor dem, was uns alle bändigt, dem Gemeinen.

Bonn. **Leo Spitzer.**

---

1) Die „Hahnenhaftigkeit" Frankreichs geißelt neuerdings auch Rolland in den „Gallipoulets" seines grotesken Lesedramas „Liluli".

Für die Schriftleitung verantwortlich: Professor Dr. Max Cornicelius, Berlin W 30, Luitpoldstraße 4.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.



INTERNATIONALE MONATSSCHRIFT
FÜR WISSENSCHAFT KUNST UND TECHNIK

15. JAHRGANG HEFT 5 APRIL 1921

Präsidium und Ausschüsse der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft.

Im Anschluß an unsere früheren Veröffentlichungen über die Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft bringen wir heute eine Zusammenstellung ihres Präsidiums, des Hauptausschusses und der Fachausschüsse. Der Hauptausschuß ist von den Mitgliedern nach § 11 der Satzungen in der Sitzung am 23. Oktober v. J. gewählt worden. Die Mitglieder der Fachausschüsse sind nach § 9 erstmalig auf die Dauer eines Jahres von den Akademien und dem Verband der deutschen Hochschulen ernannt.

Die Geschäftsstelle der Notgemeinschaft befindet sich bis auf weiteres Berlin NW 7, Universitätsstr. 8 III.

Präsidium:

Staatsminister Dr. F. Schmidt-Ott, Exzellenz, Berlin-Steglitz, Vorsitzender.
Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. F. Haber, Berlin-Dahlem, 1. Stellvertreter.
Geh. Rat Prof. Dr. W. von Dyck, München, 2. Stellvertreter.
Wirkl. Geh. Rat Prof. D. Dr. A. von Harnack, Berlin-Grunewald; Mitglied des Präsidiums als Vorsitzender des Hauptausschusses (§ 4 der Satzungen).

Hauptausschuß:

Exzellenz Wirkl. Geh. Rat Prof. D. Dr. von Harnack, Berlin-Grunewald, Kuntz-Buntschuhstraße 2, Vorsitzender.
Geh. Rat Prof. Dr. Friedrich von Müller, München, Bavariaring 47, 1. Stellvertreter des Vorsitzenden.
Geh. Reg.-Rat Prof. Dr.-Ing. Müller-Breslau, Berlin-Grunewald, Kurmärkerstr. 8, 2. Stellvertreter des Vorsitzenden.

Mitglieder:	Stellvertreter:
Exz. Wirkl. Geh. Rat Prof. D. Dr. von Harnack, Berlin-Grunewald, Kuntz-Buntschuhstraße 2.	Prof. Dr. Tillmann, Rektor der Universität, Bonn a. Rh., Hohenzollernstr, 3.
Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Hergesell, Lindenberg, Kr. Beeskow.	Prof. Thilenius, Rektor der Universität, Hamburg, Abteistr. 16.
Geh. Oberreg.-Rat Prof. Dr. Paul Kehr, Berlin-Dahlem, Archivstr. 3.	Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Brandi, Göttingen, Herzberger Landstr. 44.
Geh. Rat Prof. Dr. von Müller, München, Bavariaring 47.	Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Ritter von Hertwig, München, Schackstr. 2.
Geh. Reg.-Rat Prof. Dr.-Ing. Müller-Breslau, Berlin-Grunewald, Kurmärkerstr. 8.	Exz. Staatsrat u. Wirkl. Geh. Rat Prof. Karl von Bach, Stuttgart, Johannesstr. 53.
Prof. Nägel, Dresden-A., Zellesche Str. 29.	Prof. Dr. Fr. Schwerd, Hannover, Podbielskistraße 14.
Geh. Hofrat Prof. Dr. E. Sievers, Leipzig, Schillerstr. 8.	Geh. Oberbaurat Prof. Dr.-Ing. e. h. Rehbock, Karlsruhe, Weberstr. 4.
Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. M. Planck, Berlin-Grunewald, Wangenheimstr. 21.	Geh. Rat Prof. Dr. von Kries, Freiburg i. Br., Goethestr. 42.
Kanzler, Staatsrat Prof. Dr. Max von Rümelin, Tübingen, Biesingerstr. 9.	Prof. Conrad Matschoß, Berlin, Sommerstr. 4a.
Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. R. Schenck, Münster i. W., Körnerstr. 4.	Geh. Konsistorialrat Prof. D. Dr. Seeberg, Berlin-Halensee, Joachim-Friedrich-Str. 52.
Geh. Hofrat Prof. Dr. E. Schwartz, München, Rambergstr. 4.	Geh. Oberreg.-Rat Prof. Dr. Diels, Berlin-Dahlem, Am Erlenbusch 6.



Fachausschüsse.

1. Staatswissenschaften.

Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Sombart, Berlin, Vorsitzender.
Prof. Dr. Fuchs, Tübingen.
Prof. Dr. Hesse, Königsberg.
Prof. Dr. Prion, Cöln.

2. Alte und orientalische Philologie.

Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Eduard Meyer, Berlin, Vorsitzender.
Geh. Hofrat Prof. Dr. Boll, Heidelberg.
Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Littmann, Bonn.
Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Lüders, Berlin.
Prof. Dr. Ranke, Heidelberg.
Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Wissowa, Halle.
Geh. Hofrat Prof. Dr. Wolters, München.

3. Geschichte.

Prof. Dr. Breßlau, Heidelberg, Vorsitzender.
Geh. Archivrat Prof. Dr. Bailleu, Berlin.
Prof. Dr. Cichorius, Bonn.
Geheimer Rat Prof. Dr. Ritter von Grauert, [München.
Geheimer Rat Prof. Dr. Marcks, München.
Geh. Hofrat Prof. Dr. Seeliger, Leipzig.
Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Wilcken, Berlin.
Prof. Dr. Hoetzsch, Berlin.

4. Biologie.

Geh. Rat Prof. Dr. von Goebel, München, Vorsitzender.
Prof. Dr. L. Diels, Berlin.
Prof. Dr. Kallius, Breslau.
Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Korschelt, Marburg.
Prof. Dr. Mollier, München.
Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. zur Strassen, Frankfurt a. M.

5. Mathematik, Astronomie, Geodäsie.

Geh. Oberreg.-Rat Prof. Dr. Klein, Göttingen, Vorsitzender.
Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Bauschinger, Leipzig.
Geh. Hofrat Prof. Dr. Krazer, Karlsruhe.
Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Krüger, Potsdam.
Prof. Dr. Schur, Berlin.

6. Physik, Geophysik, Astrophysik.

Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Runge, Göttingen, Vorsitzender.
Prof. Dr. Gaede, Karlsruhe.
Prof. Dr. Hartmann, Göttingen.
Direktor Prof. Dr. Schmauß, München.
Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Stark, Würzburg.
Prof. Dr. Westphal, Berlin.
Geh. Hofrat Prof. Dr. Wiener, Leipzig.

7a. Mineralogie, Geographie, Geologie.

Geh. Hofrat Prof. Dr. Linck, Jena, Vorsitzender.
Prof. Dr. Broili, München.
Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Philippson, Bonn.
Prof. Dr. Stille, Göttingen.

7b. Völkerkunde, Prähistorie, Anthropologie.

Prof. Dr. Meinhof, Hamburg, Vorsitzender.
Prof. Dr. Fischer, Freiburg i. Br.
Direktor Prof. Dr. Lauffer, Hamburg.
Prof. Dr. Martin, München.
Direktor Prof. Dr. Seger, Breslau.
Direktor Prof. Dr. Weule, Leipzig.

8. Neuere Philologie.

Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Schröder, Göttingen, Vorsitzender.
Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Appel, Breslau.
Prof. Dr. Berneker, München.
Geh. Hofrat Prof. Dr. Schick, München.
Prof. Dr. Sommer, Jena.
Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Thurneysen, Bonn.

9. Philosophie.

Geh. Hofrat Prof. Dr. Maier, Heidelberg, Vorsitzender.
Prof. Dr. Spranger, Berlin.
Geh. Rat Prof. Dr. Stumpf, Berlin.

10. Kunstwissenschaften.

Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Wiegand, Berlin, Vorsitzender.
Prof. Dr. Abert, Leipzig.
Prof. Dr. Curtius, Heidelberg.
Prof. Dr. Dragendorff, Berlin.
Geh. Rat Prof. Dr. von Duhn, Heidelberg.
Prof. Dr. Joh. Ficker, Halle a. d. S.
Prof. Dr. W. Pinder, Leipzig.
Geh. Hofrat Prof. Dr. Wölfflin, München.

11. Theologie.

Geh. Konsistorialrat Prof. D. Dr. A. Deißmann, Berlin-Wilmersdorf, Vorsitzender.
Prof. D. Dr. von Dobschütz, Halle a. d. S.
Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Ehrhardt, Bonn.
Prof. Dr. Eichmann, München.
Prof. Dr. Hehn, Würzburg.
Geh. Rat Prof. Dr. Kittel, Leipzig.
Geh. Kirchenrat Prof. D. Dr. Lietzmann, Jena.
Prof. Dr. Sickenberger, Breslau.
Prof. D. Dr. Schreiber, Münster.

12. Jurisprudenz.

Prof. Dr. Partsch, Bonn, Vorsitzender.
Prof. Dr. von Heck, Tübingen.
Prof. Dr. Kohlrausch, Berlin.
Prof. Dr. Neubecker, Heidelberg.
Prof. Dr. Nußbaum, Berlin.
Geh. Rat Prof. Dr. Schmidt, Leipzig.
Prof. Dr. Smend, Bonn.

Geh. Justizrat Prof. Dr. Stammler, Charlottenburg.
Geh. Justizrat Prof. Dr. Stutz, Berlin.
Prof. Dr. Radbruch Kiel.

13. Medizin.

Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Bumm, Berlin, Vorsitzender.
Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Bier, Berlin.
Prof. Dr. Garten, Leipzig.
Geh. Rat Prof. Dr. Ritter von Gruber, München.
Geh. Rat Prof. Dr. Krehl, Heidelberg.
Geh. Rat Prof. Dr. Marchand, Leipzig.
Prof. Dr. Spielmeyer, München.

14. Chemie.

Prof. Dr. Stock, Berlin-Dahlem, Vorsitzender.
Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Anschütz, Bonn.
Prof. Dr. Foerster, Dresden.
Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Pschorr, Charlottenburg.
Geheimrat Prof. Dr. Willstätter, München.
Prof. Dr. Wislicenus, Tübingen.
Prof. Dr. Woehler, Darmstadt.
Geh. Reg.-Rat Prof. Nernst, Berlin.
Prof. Dr. C. Neuberg, Berlin-Dahlem.

15. Maschinen — Ingenieurwesen.

Prof. Dr. Heidebroek, Darmstadt, Vorsitzender.
Prof. Dr. Oesterlen, Hannover.
Prof. Dr. Striebeck, Stuttgart.

16. Bergbau und Hüttenwesen.

Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Wüst, Düsseldorf, Vorsitzender.
Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Borchers, Aachen.
Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Fischer, Mülheim.
Prof. Dr. Goerens, Essen.
Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Schwemann, Aachen.

17. Elektrotechnik.

Geheimer Rat Prof. Dr. Goerges, Dresden, Vorsitzender.
Geheimer Rat Prof. Dr. Ossanna, München.

18. Bauingenieurwesen.

Prof. Dr. Spangenberg, München, Vorsitzender.
Prof. Dr. Ammann, Karlsruhe.
Geh. Reg.-Rat Prof. Schulze, Danzig.

19. Hochbau und Architektur.

Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Bestelmeyer, Charlottenburg, Vorsitzender.
Prof. Dr. Bonatz, Stuttgart.

20. Landwirtschaft und Forstwirtschaft.

Prof. Dr. Falke, Leipzig, Vorsitzender.
Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Aereboe, Hohenheim.
Prof. Dr. Brinkmann, Bonn.
Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Eberlein, Berlin.
Geheimer Rat Prof. Dr. Endres, München.
Prof. Dr. Fröhlich, Halle.
Prof. Dr. Mießner, Hannover.
Prof. Dr. Moeller, Eberswalde.
Geheimer Rat Prof. Dr. Vogel, München.

Unsere Kriegsliteratur in französischer Vorstellung und in der deutschen Wirklichkeit.

Von Eduard Wechssler.

I.

La littérature allemande pendant la guerre: unter diesem Titel erschien im vergangenen Jahr von Maurice Muret eine kritische Betrachtung über die deutsche Kriegsliteratur von 1914—19. (Paris, Payot et Cie. 1920.) Abgeschlossen wurde die Schrift, wie das Vorwort zeigt, Ende 1919. Der Verfasser hat sich vorgenommen, die „hauptsächlichsten Werke zu prüfen, die von 1914 bis 1919 in den deutschen Buchläden ausgelegt waren". Er faßt sein Endurteil dahin zusammen, daß keines dieser Werke, künstlerisch betrachtet, etwas bedeute, und nur einige wenige im Geistig-Sittlichen und Politischen, worauf es ihm bei dieser Betrachtung allein ankomme, sich über den kläglichen und trostlosen Tiefstand eines Volkes emporheben, das sich noch vor einem Jahrhundert das Volk der Dichter und Denker genannt habe (*à peine quelques rayons lumineux dans ces ténèbres morales);* so daß er sich versucht fühlt, Dantes Warnung am Höllentor vorauszuschicken: *Lasciate ogni speranza voi ch'entrate!* Und inmitten des Buches, dort, wo er von der

Prosa zu den Versen übergeht, steht der Satz: *Si la prose de guerre allemande est peu délectable, la poésie de guerre est purement détestable* (S. 212).

Zwar bezeichnet Muret seine kritischen Betrachtungen als bloße Plauderei. Aber er beansprucht, ein treues und zuverlässiges Bild geben zu wollen: *montrons, aujourd'hui, l'Allemagne d'aujourd'hui, telle qu'elle est.*

Der Verfasser, ein gebürtiger Welsch-Schweizer, geht aus von der ihm als erwiesen geltenden Behauptung, daß die böswillige deutsche Regierung die Brandfackel in das friedliebende Europa frevlerisch geworfen habe. Er scheint nichts zu wissen von den längst herausgegebenen Geheimberichten des Berliner belgischen Gesandten und seiner Regierung über die Politik Frankreichs und Rußlands, ebensowenig von den Enthüllungen des Suchomlinowprozesses. Und er scheint die Augen zu verschließen vor der seit 1905 nie rastenden Kriegsvorbereitung und Kriegshetze der französischen Nationalisten, deren Äußerungen vor und während dem Kriege kürzlich Joachim Kühn mit mehreren Mitarbeitern in einer erdrückenden Belegsammlung (Berlin, Paetel 1920) vorgelegt hat. Diese Sammlung jedenfalls sollte jeder im In- und Ausland gelesen haben, bevor er die Schuldfrage am Krieg einseitig gegen das deutsche Volk entschieden haben will.

Doch sehen wir von dieser grundsätzlichen Anklage ab, gegen die immer wieder Verwahrung eingelegt werden muß. Unsachlich wird die Auswahl, Anordnung und Beurteilung der beigebrachten Zeugnisse schon dadurch, daß der Verfasser auch die Legende vom alten guten und neuen schlechten Deutschland als geschichtliche Wahrheit voraussetzt und demgemäß in unserer Kriegsliteratur nur zwei Einstellungen kennt: die militaristisch-preußisch-alldeutsche und die pazifistisch-europäisch-weltbürgerliche. Dort werden als Zeugen Thomas Mann eingereiht mit seinem Buche „Friedrich und die große Koalition" und den „Betrachtungen eines Unpolitischen", Gustav Frenssen, Fedor von Zobeltitz, Walter von Molo, Otto Soyka, Max Böttcher und die Schriftstellerinnen Nanny Lambrecht, Anselma Heine und Gabriele Reuter. Hier unter dem *„défaitisme"* werden zusammengestellt Heinrich Mann, Andreas Latzko, Leonhard Frank, Hans von Kahlenberg und Clara Viebig. Jenen wird schärfster Tadel, Hohn und Spott zuteil, diesen spärliches und eingeschränktes Lob.

Wer auch nur einigermaßen aufmerksam unsere Kriegsliteratur verfolgt hat, wird erstaunen über die Enge und die sichtliche Zufälligkeit dieser Auswahl, die vergänglichen und wertlosen Lesestoff mit einigen wenigen bemerkenswerten Arbeiten vereinigt und gerade das durch Gedanken und Gesinnung Wertvollste beiseite läßt. Noch weniger Glück hat der Verfasser mit den Proben unserer Verskunst gehabt. Das eine Gedicht „Krieg" von Stefan George, die eingestreuten Lieder Richard Dehmels in seinem Kriegstagebuch, mit Ernst Lissauers Haßgesang gegen England, und des auf Sumatra vom Krieg überraschten Max Dauthendey schmerzlich sehnsüchtige Klagen vor dem nahen Sterben: dieses wenige und ganz vom Zufall ihm Zugetragene muß dem Verfasser genügen, um das oben angeführte Verdammungsurteil zu fällen.

La littérature allemande pendant la guerre schreibt der Verfasser über sein Buch und kennt von unserem Dehmel nicht sein Kriegsbrevier (im Insel-




verlag 1917), sondern nur sein Kriegstagebuch. Dieses aber enthält ganz persönliche Aufzeichnungen, die zuerst nur für seine Frau bestimmt waren, und gehört nicht eigentlich zur Literatur. Von Lissauers höchst ernsthaftem und beachtenswertem Lebenswerk kennt er aus neuerer Zeit nur den Haßgesang: Dieser aber ist nicht deutsch.

So reichen denn die besprochenen Texte in keiner Weise aus, um auch nur einen oberflächlichen und notdürftigen Überblick und Einblick in das geistige Deutschland während des Weltkrieges zu vermitteln. Schlimmer aber noch wirkt es, daß gelegentlich die vorgefaßte antithetische Meinung des Verfassers den unmittelbaren sprachlichen Wortlaut und gedanklichen Sinn verkennt, mißdeutet und entstellt. Das erweist sich besonders an der „Luise" Walters von Molo. Der bekannte Erzähler läßt (bei Langen in München) eine Trilogie historischer Romane erscheinen, deren erster „Fridericus" den Charakter des großen Königs mit strengster Sachlichkeit schildert und von der Zensur während des Krieges am Erscheinen verhindert worden ist. Im zweiten Teil „Luise" tritt dem mißtrauischen und kleinmütigen, willensschwachen und engen Friedrich Wilhelm III. seine Gattin als wohlmeinende und opferwillige Schützerin geistiger Freiheit und vaterländisch-deutscher Gesinnung gegenüber, als eine edle Fürstin, die nach jahrelangem nichtigem Tändeln sich aufrafft und einen unfähigen Fürsten zur rettenden Tat und Befreiung des zugrunde regierten Preußens mitzureißen bemüht ist. In beiden Werken wird der scharfsichtigste Philologe schwerlich ein parteiisches Wort gegen die Franzosen oder Napoleon finden und keine Spur entdecken können von Rachegefühl oder dem von den Franzosen Revanche genannten Verlangen, in einem neuen Waffengang vom Sieger Genugtuung zu fordern. Dergleichen wird ebensowenig zu entdecken sein in dem dritten, abschließenden Werk: „Das Volk wacht auf", einer Schilderung aus den Befreiungskriegen, die, wie mir der Verfasser mitteilt, demnächst nachfolgen soll. Maurice Muret aber bezeichnet diese von warmem, keineswegs herausforderndem Glauben an unser Deutschtum getragene Trilogie als *triptyque chauvin* und überschreibt den Abschnitt, worin er die „Luise" bespricht: *le roman de la revanche.* Man traut seinen Augen nicht, wenn man das liest. Aber gerade darum ist diese Beurteilung für uns Deutsche wertvoll und lehrreich. Es scheint Maurice Muret schwer genug gefallen zu sein, dergleichen wie Chauvinismus und Revanche, für die es im Deutschen keine Übersetzung gibt, in einer anderen Quelle aufzutreiben. Ich will nicht sagen, daß die ganze deutsche Kriegsliteratur, die mir nicht Satz für Satz bekannt sein kann, von gleichgestimmtem Widerhall auf die seit der Marokkokrise immer vernehmlichere Revancheforderung Frankreichs frei geblieben sei. Aber das wird jeder vorurteilslose Leser versichern, daß diese Erzählung alles andere eher als ein Revancheroman genannt werden kann. Hier hat wieder einmal ein Beurteiler im Spiegel sein eigenes haßerfülltes Angesicht gesehen, nichts weiter.

Willkürlich zeigt sich des Verfassers Auswahl und Urteil gleich zu Anfang, wo als Belege für „die Art, wie sie vom Elsaß sprechen", ein Roman von Anselma Heine und einer von Max Böttcher beigebracht sind. Hier wird den eingewanderten Altdeutschen vorgeworfen, daß sie sich über Eigenhei-



ten der elsässischen Bevölkerung lustig gemacht hätten. Der Verfasser scheint ganz vergessen zu haben, daß vor 1870 der Elsässer mit seinem alemannischen Eigentümlichkeiten und seinem rauhen Französisch geradezu einer der komischen Typen der französischen Literatur schlechthin geworden war. Hier aber fragt man erstaunt, warum Annette Kolb nicht genannt wird mit ihren Briefen einer Deutsch-Französin (Berlin, Erich Reiß 1916) und ihrem Zarastro (S. Fischer 1920). Annette Kolb, die schon zuvor in *L'âme aux deux patries* (München, H. Jaffe) den Zwiespalt einer Seele aufgedeckt hatte, die mit ihrem tiefsten Gefühl in Deutschland wurzelt und durch Lieben und Fürchten hindurch von Frankreich nicht zu lassen vermag. Man vermißt auch Friedrich Lienhards „Westmark" und mehr noch die bedeutsamen und mannigfachen Dichtungen eines René Sckickele, des Herausgebers der „Weißen Blätter" und Dichters des Hans im Schnakenloch.

Nein, wir Deutsche haben die Franzosen nicht gehaßt, weder vor noch während dem Kriege. Unsere Feinde mögen sagen, was sie wollen: ohne Haß sind die deutschen Offiziere und Wehrmänner gegen Frankreich gezogen. Das hat auch Romain Rolland in Genf immer wieder aus Deutschland vernommen, und bekundete es ehrlich und offen mit dem Zusatz, daß es ihn selber in Erstaunen gesetzt habe.

Ernst Lissauers Haßgesang steht ganz für sich. Er ist von alttestamentlichem Rachegefühl, nicht von eigentümlich deutschem Kriegermut eingegeben und richtet sich überdies gegen unsere vermeintlichen englischen Vettern, deren Kriegserklärung den meisten bei uns eine unbegreifliche Überraschung und vielen ein tiefer menschlicher Schmerz gewesen ist. Unter den mehr als 6 Millionen deutschen Kriegsgedichten wird man nur äußerst wenige Lieder des Hasses gegen Frankreich finden, nur ganz vereinzelt den Ausdruck eines Herzens, das nach Rache verlangt. Man vergleiche mit diesem wenigen die Massen von gehässiger Verleumdung und bis zum Sadismus gesteigerter Verfolgungswut, die sich von französischer und englischer Seite über Zeitung und Bühne, Kino und Literatur vor und während dem Weltkriege ergossen und alles beschimpft haben, was einen deutschen Namen trug. Der Tag wird erscheinen, wo die ruhiger gewordene Nachwelt vergleicht: wir sehen ruhig diesem Tag entgegen. Nein, Völkerhaß liegt nicht in des Deutschen Art, wo nicht ein dauernd feindseliger Nachbar ihn gewaltsam dazu erzieht. Unser gesammelter Wille, der im August 1914 nach einem Ziele einig war, ersehnte und erwirkte Abwehr der ringsum drohenden gewaltigen Übermacht. Es gab einmal Zeiten, wo auch mitten im Krieg der Gegner dem Gegner Achtung erwies. Der deutsche Bauer und Handwerker, Kaufmann und Student hat im Dienste der Kriegsmaschine genau dasselbe getan wie der französische Bauer und Handwerker, Kaufmann und Student. Georges Duhamel, der Dichter der Seele, schrieb seine *Vie des martyrs;* und bei uns dichtete Heinrich Lersch, der frühere Arbeiter, die frommen Verse:

Wie Heilige wandern im bestaubten Kleid,
Barfuß und hungernd, doch vereint mit Gott,
So tragen sie des Lebens Glück und Leid,
Und fragen nicht nach Huldigung und Spott.

Noch immer gilt des vortrefflichen Jakob Burckhardt schlichter Satz: „Wenn schon in alten Zeiten einer für andere das Leben hingab, so ist man seither darüber nicht mehr hinausgekommen."



Muret redet uns Deutschen ins Gewissen und erwartet unsere Reue *(remords)*. Ich weiß nicht, ob gerade dieses Buch, ob Inhalt und Gesinnung dieses Buches ihn, den Welsch-Schweizer, dazu vor andern ermächtigen. So viel aber glaube ich zu wissen, daß drüben in Frankreich, wo eben jetzt Georges Duhamel „das Königreich der Seele" als höchsten menschlichen Besitz verkündet und mit diesen edelgesinnten Büchern viele Tausende von Lesern findet, nicht alle im Lager des Verfassers stehen. Unmittelbar und geradezu weiß ich aber das eine, daß wir Deutsche, als Volkstum und als einzelne, Anrecht und Anspruch haben, gehört zu werden. Die Völker draußen, feindliche und freundliche, sollen unsere Kriegsliteratur, sollen die Zeugnisse unseres Seelentums und unserer Geistigkeit in diesen schwersten Jahren erkennen und prüfen. Unsere Selbstachtung verbietet uns, frühzeitig und voreilig um Liebe zu werben. Aber an die *intelligence* wenden wir uns, die der Franzose immer als sein unveräußerliches Erbe betrachtet hat. Unsere Kriegsliteratur ist wesentlich anders, als Muret sie gesehen hat. Dies festzustellen lohnt wohl die Mühe vor Mit- und Nachwelt; und nicht zuletzt für die eigenen Landsleute, die von jähem Wandel und Einsturz betroffen stehen und zur Stunde vielleicht selber nicht immer das Lebendige vom Toten, das Abgestorbene von dem, was wächst und künftige Frucht verheißt, zu unterscheiden wissen. Dazu sei hier ein erster Versuch gewagt: denn einmal muß auch hier die Wahrheit an den Tag.

II.

Der Weltkrieg traf Deutschland in einer tiefen geistig-sittlichen Umbildung, in einer Zeit, wo Altes sich zersetzte und selber zermürbte, indes Neues und Junges auf allen Gebieten mühsam, aber kraftvoll zum Licht gedieh. Kriegerische Angriffslust beherrschte nur wenige, nicht ausschlaggebende Kreise: das eine Buch des Generals von Bernhardi wird durch zwei Dutzend ähnlicher Werke reichlich aufgewogen, worin zwischen 1871 und 1914 hohe französische Offiziere nachdrücklich einen Revanchekrieg gefordert haben. Es war überhaupt nicht die Frage nach Krieg oder Frieden, was bei uns in den letzten Jahrzehnten die Gemüter erfüllte und die Geister erregte. Sondern das tiefinnerliche Bemühen der edelsten Herzen und besten Köpfe ging bei uns dahin, Deutschland von innen heraus zu erneuern und zu verjüngen. Denn die wenigsten, wenn sie ehrlich gegen sich selber waren, fühlten sich mit dem damaligen offiziellen Deutschland einverstanden, das in so vielem, ohne daß seine Lenker es ahnten, den verhängnisvollen Weg des zweiten französischen Kaiserreichs beschritten hatte.

Dieses offizielle Deutschland war allzusehr geneigt, äußeren Glanz und Sicherheit des Auftretens höher zu stellen als Einfachheit und Überzeugungstreue, und große Worte und Gebärden für politische Taten anzusehen. Das Unglück war, daß dieses offizielle Deutschland zur neuen Kunst und Geistigkeit keines oder ein feindliches Verhältnis hatte.

Dieses offizielle Deutschland bestimmte die Schicksale des ganzen Landes mit Hilfe einer Bureaukratie, deren Auswahl und Erziehung, zunächst in den Spitzen und damit nach unten, es selbstherrlich bestimmte. Diese Bureaukratie war nicht auf die Zivilverwaltung beschränkt, sie hatte allmählich auch im Heerwesen um sich gegriffen. Und hier wirkte die Unterschätzung und

Unbeliebtheit selbständig männlicher Gesinnung und Entschlußfähigkeit und alles eigentlich Schöpferischen auf die Dauer besonders unheilvoll. Noch war von alters her in der älteren Beamtenschaft und im älteren Offizierstand ein reicher Schatz an erprobter Erfahrung und wirklichen Fähigkeiten vorhanden. Aber dieses kostbare Gut schmälerte sich in dem Maße, wie der Nachwuchs durch die Wahl zwischen Auszeichnung und Zurücksetzung mehr und mehr zur Anpassung an die richtunggebenden Launen und Einfälle sich hindrängen ließ. Und als dann der jahrelange Krieg aus den Fähigsten und Unentbehrlichsten große Opfer forderte und die Auslese immer nachsichtiger wurde, da erwies sich in den Trägern dieser Bureaukratie Seele immer seltener, Geist immer spärlicher. Die ganze ungeheure Maschine mit ihrem Instanzengang wurde täglich schwerfälliger und hilfloser und stellte sich als eine Welt für sich außerhalb jeder vernünftigen Wirklichkeit. „Wir haben zuletzt den Krieg mit Schreibmaschinen geführt", äußerte sich ein Offizier, der Einblick hatte.

Neben diesem offiziellen Deutschland, das in allen Stilarten ohne Kompaß hin- und herirrte, herrschte durch Zeitung, Bühne und Buch im öffentlichen Leben ein Literatentum, dem es an Geist und Witz nicht gebrach, wohl aber an Stetigkeit und Treue gegen sich selbst. Dieses Literatentum hatte feine Witterung für alles Geistige und Künftige; aber es vergaß, oder suchte vergessen zu machen, daß alles, was echt ist und groß und die Menschheit zu fördern geeignet, sich nur schwer durchdenken und nur mit Entsagung verwirklichen läßt. Dieses Literatentum verstand aus dem Höchsten, was neuerdings in Deutschland oder sonstwo ein schöpferischer Mensch aus harter Seelennot und Gewissensqual geboren, eine Sensation für spielerisches Genießen und eine Reklame für gute Geschäfte zu machen.

Mit dem offiziellen Deutschland stand dieses Literatentum, das ja durchaus modern und fortschrittlich sein wollte, auf Kriegsfuß, wenn es nicht vorzog, seine Dienste zur Verfügung zu stellen. Im tiefsten Grunde waren ja diese beiden Deutschland, die für sich zusammen die Bühne des öffentlichen Lebens nach innen und mehr noch draußen beherrschten, wesens- und gesinnungsverwandt. Zwar blickte das offizielle Deutschland nach rückwärts auf altheilige und längst entseelte Formen, und das Literatenhafte nach vorwärts auf aussichtsreiche Möglichkeiten. Aber hier wie dort schwelgte man gern in Superlativen und nahm das Kolossale und Massige für das Denkmalmäßige und Machtvolle; hier wie dort verwechselte man Theaterstil mit Lebensstil, Aufmachung mit Wesenheit, seelenlose mit seelenhafter Geistigkeit, staatliches Prestige mit staatlichem Willen und Glauben. Hier wie dort war man, trotz aller nationalen Schlagworte, dem wurzelhaften Deutschtum als einem heiligen Vermächtnis von alters her und einer heiligen Aufgabe für die Zukunft längst entfremdet, liebäugelte mit ausländischen Göttern, dachte auf Französisch, Englisch oder Russisch; und war nicht weltbürgerlich im Sinne Goethes, sondern international im Sinne der Kosmopolis. Sie vertrugen sich am Ende nicht allzu schlecht miteinander, die beiden öffentlichen Deutschland: die Fanfarenstöße des einen klangen nicht viel anders als das Posaunenschmettern des andern. Und, wer deutsches Sprachgefühl hat, kann von beiden nicht wohl anders denn in Fremdwörtern reden.

Das Schlimmste aber war dieses, daß



das öffentliche Deutschland mit seinen Theaterkulissen dem Staatsbürger wie dem Ausländer den Einblick in das arbeitende Deutschland nahezu wehrte. Auf der Gediegenheit dieses eigentlichen und wirklichen Deutschland, das Gelehrte und Beamte, den Offizierstand, die Bürger und Bauern, Handwerker und Fabrikarbeiter umfaßte, beruhte das damalige Gedeihen und beruht auch künftig noch solche Möglichkeit. Aber in diesem arbeitenden Deutschland verwandte jeder an seiner Stelle Kraft und schöpferischen Blick allein auf tüchtige Arbeit in Fach und Beruf. Der Fehler war, daß die weitaus meisten die Sorge für die notwendige Weiterbildung von Bismarcks Gebäude, wenn sie regierungstreu waren, den „verantwortlichen" Leitern des Staates überließen, oder wenn sie deren Ziele und Wege mißbilligten, den „verantwortlichen" Volksvertretern. Ebenso selten kümmerte man sich in diesen Kreisen um die großen und tiefen Angelegenheiten des seelischen und geistigen Bewußtseins, um die eigentlichen Grundlagen aller Gemeinschafts- und Einzelbildung. Man förderte Fachwissen und Fachkönnen, Technik und Organisation, leistete — damals noch überwiegend — vortreffliche Berufsarbeit und genoß nach des Tages Mühe bürgerliches Behagen. Über die Schäden des Staatswesens und auch der Häuslichkeit ließ man sich hinwegtäuschen durch Fanfarenstöße und Posaunenschmettern. Die einen lasen unsere Klassiker, andere Gartenlaube und Daheim, wieder andere den neuesten Ullsteinroman, andere gar nichts. Wieder einmal machte sich unheilvoll geltend die durch eine jahrhundertlange Geschichte begünstigte Neigung des Deutschen, über einem still beschaulichen, ob auch nachdenklichen Leben die große Gemeinschaft und gemeinschaftliches Werden durch gemeinsame Handlung und Tat zu versäumen. Hier war eingetreten, was Nietzsche schon in einer Jugendarbeit vorausgesagt hatte: „Je besser der Staat eingerichtet ist, desto matter die Menschheit."

Grundfehler und Grundübel im bisherigen Deutschland war dieses: mit einer guten Verwaltung wähnte die preußisch-deutsche Regierung gute Staatsgesinnung automatisch zu erzeugen und schöpferischen Geist entbehrlich zu machen. Technik und Organisation galten damals, und gelten leider noch heute bei den meisten als Anfang und Ende aller Weisheit. „Theoretiker" und „Idealisten" werden als Kinder belächelt oder als Starrköpfe mundtot gemacht.

Noch im Zeitalter der Gründerjahre und bis in die Regierung Wilhelms II. hinein ragte bei uns geistige und sittliche, wissenschaftliche und künstlerische Größe aufrecht vor den Augen der Welt. Diese Männer, die das neue deutsche Kaiserreich geschaffen und vorbereitet hatten, wurzelten ihrerseits noch in der echtdeutschen Erziehung und Geistesbildung des alten philosophisch-metaphysischen Deutschland, in einer Geistigkeit, die den festen Zusammenhang mit dem Zeitalter unserer klassischen Dichtung und Idealphilosophie bewahrte und pflegte. So verdankte noch die Zeit Wilhelms II. ihren tatsächlichen Reichtum an äußeren und ihren scheinbaren Reichtum an inneren Gütern vorzugsweise den überlebenden Angehörigen einer früheren Altersgemeinschaft. Ähnlich war es unter Napoleon III., ähnlich unter dem vierzehnten Ludwig gewesen, der an den großen Männern seiner ersten Regierungszeit so unschuldig war wie nur irgendein Fürst. Aber mit dem Ablauf des Jahr-

hunderts schieden die letzten aus dem Leben einer Volkseinheit, in der sie sich kaum noch heimisch fühlten, die Bismarck und Moltke, Hans von Marées und Feuerbach, Leibl und Menzel, Mommsen und Treitschke, Richard Wagner und Johannes Brahms. Schon vor ihrem Weggang geschah in der Gesamtheit ein Bruch mit der echtdeutschen Vergangenheit, ein ungeheilter, unheilbarer Bruch. Damals unterwarf sich das neudeutsche Denken, soweit es über Facharbeit und Fachwissen hinausreichte, rückhaltlos den fremden Mächten, dem englischen Empirismus eines Mill und Spencer, dem französischen Positivismus eines Comte und Taine, dem amerikanischen Pragmatismus eines James. Der Opferdienst vor diesen neuen Göttern wurde nicht durch wurzelhafte Selbstachtung und hellsichtige Lebensklugheit gemäßigt. Wie von Wahnsinn geblendet, beging das offizielle, das literatenhafte und ein großer Teil des arbeitenden Deutschland freiwillig einen scharfen Bruch mit unserer edelsten Überlieferung.

Schon seit den Gründerjahren hatte es an getreuen Warnern nicht gefehlt. Friedrich Nietzsches Unzeitgemäße Betrachtungen, Friedrich Theodor Vischers Neue Kritische Gänge und Paul de Lagardes Deutsche Schriften deckten die beginnende Verarmung und Verödung auf. Später, gegen Ende des Jahrhunderts, mehrten sich die Führer, die geboren waren, um die Sehnsucht einer darbenden Jugend zu erfüllen. Im fachwissenschaftlichen Deutschland versteckte sich die seelische Not zunächst noch hinter dem Kampfruf: Zurück zu Kant! zu Schelling! zu Hegel! Aber was man wollte und vollzog, war ein Weiterschreiten auf den Wegen und zu den Zielen, die jene Erzieher eines geistigen Deutschtums gewiesen hatten. Voran ging der Marburger Kreis mit Cohen und Natorp, der Heidelberger mit Kuno Fischer, Windelband und Rickert, der Berliner mit Dilthey und Simmel, der Jenaer mit Liebmann und Eucken. Im Reich der Phantasie und künstlerischen Lebensgestaltung erschienen Stefan George, in der Musik Hugo Wolf und Anton Bruckner, in der Baukunst Alfred Messel, in der Politik Friedrich Naumann; Lietz, Wyneken und Gurlitt in der Erziehungskunst; zuletzt Franz Marc in der Malerei, Lehmbruck und Barlach in der Kunst der Körpergestaltung. Auch Städtebau und Buchausstattung zeugten von dem neuen Stilgefühl. Alle waren sie untereinander verschieden, diese Führenden, mancher sah im andern den Feind, und alle waren sie einig! Ihrer jeder erlebte, erkannte, verkündete die schöpferische und wollende Seele als die Lebenseinheit, die allein ist und wirkt und erhält, ohne die keine echte und ehrliche Geistigkeit sich entfaltet, ohne die keine menschliche Gemeinschaft dauernd besteht. Noch glaubte die herrschende Meinung alles mit äußerer Organisation bezwingen und leisten zu können. Und wurde in diesem Glauben nicht getäuscht durch die damals noch altüberlieferte Gewissenhaftigkeit der tiefsten Volkskreise. Aber immer unerträglicher wurde den nachgeborenen Altersgenossen der Druck der gewaltigen Verwaltungsmaschinen im Heere und in der Beamtenschaft, die sich längst nicht mehr als Mittel, sondern als Selbstzweck fühlten und in religionsloser Zeit in einem auf Religion angelegten Volke wie ein Heiliges religiöse Andacht und Verehrung genossen oder verlangten. Jene Führer und die Jüngeren, die ihnen anhingen, setzten immer aufs neue und auf allen Gebieten dem Seelenlosen das




Seelenhafte, dem Mechanischen das Organische, der Verwaltungsbehörde den Geist, selbstherrlicher Obrigkeit den selbstherrlichen guten Willen des freien Staatsbürgers, der Verzweiflung an Glaubenswerten eine neue Gläubigkeit entgegen. Echt deutsches Bewußtsein richtete gegen fremdes aufgenötigtes Gesetz das Eigenrecht des auch im Sittlichen schöpferischen Menschen auf; gegen das Teil- und Fachmenschentum, gegen Teildinge und Fachbegriffe ein ersehntes und von fern geschautes Geistbildnis des Menschen; gegen tote Buchstaben die belebende Tat, gegen Risse und Brüche, Zerspaltung und Zersplitterung der Seele gewollte Einheit und Vereinfachung. Die tiefsten geistigen und sittlichen Grundlagen unserer gesamten Kultur waren erschüttert. Ein Wendepunkt war es und ist es, wie noch selten in der Geschichte unseres Volkstums.

Waren die Älteren von außen nach innen gegangen, vom Stoff zum Geist vorgedrungen, so wollten die Jüngeren von innen nach außen, vom Geist aus den Körper erfassen. Wurde früher Grammatik mit Rechtswissenschaft, Theologie und Staatswissenschaft in Formenlehre aufgelöst und zergliedert, so erkannte man jetzt in diesen Formen bloße Formeln, im System ein bloßes Schema, im Lehrgebäude ein bloßes Hilfsgerüst.

Sie hatten es schwer genug, diese Führer der Jugend: denn sie waren bald in den Verdacht der Staatsfeindlichkeit geraten. Bekennermut und Überzeugungstreue machten sie den Behörden und Literaten gleichermaßen unheimlich. Auch viele im arbeitenden Deutschland hielten es lieber mit den Mächten, die sich früher einmal erprobt hatten und denen man zutraute, daß sie sich auch künftig erproben würden: gediegenes Fachwissen und Facharbeit, so glaubte und glaubt man dort, ersetze das Ringen um eigene geistige Einheit aus der Kraft der Seele. Nur wenigen in diesem arbeitenden Deutschland ging Erkenntnis davon auf, daß es hier nicht einfach auf den Gegensatz von Jung und Alt und auf eine Umwertung der Werte ging, vielmehr auf ein Weiterwachsen und Erstarken aus denselben sittlich-geistigen Wurzeln, die unsere klassische Dichtung und Idealphilosophie emporgetrieben hatten. Nur wenige ahnten, daß das, was diese Erwecker und Propheten wollten und meinten, nichts anderes war als des arbeitenden Deutschlands eigener Kern, Wesen und Art, daß dieses junge, seelenhafte Deutschland dem arbeitenden gesinnungs- und wesensverwandt war, genau so wie das literatenhafte dem offiziellen. Trotz aller Mißverständnisse und Hemmungen, trotz gefährlicher Gleichgültigkeit kämpfte sich das vierte Deutschland ans Licht. Mühsam und langsam drang es durch. Es drang durch in den Herzen der nachgeborenen Jugend, in den Gewissen der nächstfolgenden jungen Altersgemeinschaft. Hier wurde Seele nicht gesagt, sondern gelebt, hier war Seele nicht klingendes Wort, sondern schweigsame Tat. Seele, die man nicht suchen und wollen kann, Seele, die sich nur finden, wahren und bergen läßt: Seele, dein Name ist Keuschheit.

Von diesem Riß, der tiefer als sonst eben damals die Angehörigen verschiedener Altersgemeinschaften trennte, zeugten die zahllosen Romane, die nach Art von Goethes Wilhelm Meister den Werdegang einer Jugend schilderten: Asmus Semper, Peter Kamenzind und viele andere.

Davon zeugten später die gedankentiefen Schauspiele, worin immer neu der



Gegensatz von Vater und Sohn, Lehrer und Schüler abgewandelt wurde: Heinrich Schnabel tat es in der „Wiederkehr" (1912), Richard Sorge im „Bettler" (1912), Georg Kaiser in der „Koralle", Hasenclever im „Sohn" (1914), Hanns Johst in „Der junge Mensch" (1916). Davon zeugte schon früher Richard Dehmels prachtvoll ehrliches Gedicht „An meinen Sohn".

Für die Stimmung dieser Zeit war bedeutsam auch dieses. Seit dem Streit um Marokko 1905 kam Europa nicht mehr zur Ruhe, da drohende Kriegsgefahr sich immer aufs neue verschärfte. Vielleicht hängt es damit zusammen, daß schon vor August 1914 einige Dichtungen veröffentlicht wurden, worin Seherblick Völkerverirrung vorausschaute oder der spätere Kriegszustand in Bildern aus der Vergangenheit vorausgenommen erschien. So schrieb Fritz von Unruh seine ersten Dramen: Offiziere (1912); Louis Ferdinand, Prinz von Preußen (1913); so Hermann Löns seine Erzählung „Wehrwolf" und Walter Flex „Wallensteins Antlitz"; beides Geschichten aus dem Dreißigjährigen Krieg. So schrieb in Vorahnung des drohenden Krieges René Schickele seinen Roman „Benkal der Frauentröster (1913). So wirkt auf uns heute als Voraussage kommender Leiden Franz Werfels Übertragung der „Troerinnen" des Euripides (1914) und mehr als eines der Lieder, die Stefan George der Warner in den „Stern des Bundes" (1914) aufgenommen hat.

III.

Als Ende Juli 1914 der Weltkrieg ausbrach, da war ganz Deutschland einig in dem Gefühl, ein ungewolltes und unabwendbares Schicksal stürze gleich einer Lawine vom Eisgebirge herab. Und einig war alles in der Abwehr dieser gemeinsamen Not. Alte Gegnerschaft verstummte. Viereinhalb Jahre hielt diese Abwehr stand gegen eine stetig wachsende Übermacht, bis die Hungerblockade von außen und die politische Uneinigkeit von innen Willen und Kraft langsam zermürbten.

Ahnungslos, ratlos und hilflos waren in jenen Tagen die entscheidenden Stellen des offiziellen Deutschland, drinnen und draußen. Von Anbeginn versagte durch ihr Tun und mehr noch ihr Unterlassen die unsichere und zaghafte staatliche Führung und verhinderte lange auch Hindenburgs sichere militärische Leitung. Was dieses Deutschland irgend an Erklärungen und Festreden, Proklamationen und Manifesten versuchte, das gründete nicht in der Tiefe des deutschen Gewissens und ließ den späteren Zusammenbruch schon damals erahnen.

Ebenso versagte die deutsche Presse. Denn dieses Literatentum war im deutschen Volkstum zu wenig verwurzelt und hatte zu wenig Fühlung mit dem vierten Deutschland, um ein gemeinsames geistiges Kampfziel oder auch nur einen Kampfruf zu finden, an dem alle Stimmen und Glieder des Reiches ihre Gemeinsamkeit erkannt und bekundet hätten. Und dieses Literatentum hat dann später durch unechte Begeisterung oder schwächlichen Kleinmut die Dinge verdunkelt und oft schweren Schaden getan.

Das Wunder des langen Widerstandes geschah vornehmlich durch das arbeitende Deutschland: durch die altgewohnte Arbeitstüchtigkeit und Gewissenhaftigkeit der Fach- und Berufsmenschen. Draußen im Feld, das haben alle Zeugen übereinstimmend bekundet, haben es die altgedienten Leute geschafft, aktive Mannschaften und Offi-

ziere, Landwehr und Landsturm. Sie waren es gewohnt, Befehle zu empfangen und auszuführen. Allzu vieles Nachdenken und Grübeln war nicht ihre Sache.

Tatenfroh bewährte sich das seelenhafte Jungdeutschland. Bis dahin im In- und Ausland unbekannt und verborgen, kam es auch bei Ausbruch des Krieges auf der Rednerbühne noch nicht zur Geltung. Eine kurzsichtige und engherzige Zensur verbot die Verbreitung seiner Werke, sogar einem Fritz von Unruh und einem Paul Ernst.

Furchtlos und treu drängte sich diese Jugend zu den Waffen, ohne kriegerischen Sinn — denn sie verließ nur schweren Herzens ihre liebgewordene Arbeit am Schreibtisch und in der Werkstatt —, aber freudig aus dem Pflichtgefühl deutschen Gewissens. Diese Kriegsfreiwilligen konnten alte Übung und Stählung auch durch ihre Begeisterung nicht ersetzen. Aber wo sie den guten Wille ihrer schöpferischen Seele in den Dienst straffer Organisation und Kommandogewalt stellten, da wurden sie unüberwindlich. Ihr Geist blieb siegreich und unsterblich, auch wo den Leib ein feindliches Geschoß in Stücke riß.

Aus den Reihen dieses verborgenen vierten Deutschland ist das Beste und Bleibende unserer Kriegsliteratur hervorgegangen. Die Dinge liegen ja nicht so, wie manche wähnen, daß Ereignisse an sich groß sind und darum große Menschen mit hervorbringen.[1]) Vielmehr ist es gerade umgekehrt so, daß äußere Ereignisse erst durch große Menschen Größe erlangen. Ganz ist freilich das ungeheure Erlebnis noch von keinem der zahllosen Dichter verarbeitet und ins Kunstwerk geklärt und gedeutet worden. Noch lastet und drückt der Rohstoff des Erlebten allzu schwer auch auf dem kühnsten und eigenwilligsten Geist.

Unter den sechs Millionen gedruckter deutscher Kriegsgedichte, die Julius Bab berechnet (allein im August 1914 täglich 50000), ist die Mehrzahl wertlos, weil hinter dem Schuß von Literaten oder Dilettanten gedichtet. Was übrig bleibt, ist wertvoll seltener durch selbständigen künstlerischen Ausdruck, häufiger durch unmittelbaren seelischen Inhalt, als aufrichtige Äußerung ringenden Menschentums. Darum taugen ihre Feldpostbriefe und Tagebuchblätter oft mehr als ihre Verse, worin der Zwang herkömmlicher Formensprache das Neue und Eigentümliche der Erlebnisse und Gedanken verdeckt und behindert.

In allen derartigen Äußerungen wird man selten Angriffslust und kriegerischen Kampfesmut finden, häufiger die Entschlossenheit zur Pflichterfüllung, die Läuterung tieferschütterten Menschentums, oder den Widerwillen gegen die neueren Kampfmittel, die unter der rohen Wucht tödlicher Massen gleich unabwendbarem Schicksal den Starken mit dem Schwachen zermalmen. Was man Soldatenblut nennt und Reitergeist mit der Freude am Wagnis und Abenteuer, so wie Detlev von Liliencron es kannte, das flammt bald trotzig, bald zartfühlend allein noch auf in des österreichischen Junkers Karl von Eisenstein „Liedern im Kampf".

Unter den deutschen Arbeiterdichtern

1) Dieser Gedanke, ist, wie mir scheint, in der an Zahl so geringen Literatur über die so zahlreiche Kriegsliteratur nicht scharf genug ausgesprochen. Nur über unsere Versdichtung gibt es zwei mir bekannt gewordene Bücher: Julius Bab, Die deutsche Kriegslyrik 1914—18. Eine kritische Bibliographie, Stettin 1920. Ferner Walther Brecht, Deutsche Kriegslieder sonst und jetzt, Berlin 1915. — Dagegen hat Frankreich schon länger eine für damals vollständige Zusammenstellung: Jean Vic, *La littérature de guerre*, 2 Bde., Paris 1918, Payot.



steht Heinrich Lersch voran, der katholische Kesselschmied aus München-Gladbach, der in der Art des alten Volksliedes oder auch mit ganz neu geschauten Bildern und Gleichnissen Gottgefühl und Naturgefühl, Opferdienst und kameradschaftlichen Sinn als die vier festen Pfeiler seines Soldatendaseins auferbaut.

Als Vertreter der zahllosen deutschen Studenten, die draußen für uns gefallen sind, hat vor anderen Walter Flex zu gelten, dessen Sammlung „Im Felde zwischen Tag und Nacht" freilich hinter seinen Prosaschriften zurückbleibt. Wer wird den „Wanderer zwischen beiden Welten" ohne tiefe Ergriffenheit aus der Hand legen, worin Flex seinen gefallenen Freund, den jungen Theologen, als das Urbild eines Deutschen geschildert hat, der mit klarem Blick und tiefer Freudigkeit der Seele hinwandelt zwischen der Hölle des Krieges und dem Himmel seines Gottes? Wer wird ohne echte Rührung das liebe „Weihnachtsmärchen" lesen und wer den „Wolf Eschenlohr", die unvollendete Lebensgeschichte eines gefallenen Studenten, die der Dichter in der Rocktasche trug, als ihn bei der Eroberung Ösels die tödliche Kugel durch diese Handschrift hindurch in die Brust getroffen hat?

Niemand auch wird ohne das Gefühl religiöser Ehrfurcht und Weihe von den Tagebuchblättern, Feldpostbriefen und Jugendgedichten des glänzend begabten Otto Braun scheiden können, die Julie Vogelstein (Berlin, Bruno Cassierer 1920) zusammengestellt hat. Dieser einzige Sohn des sozialistischen Schriftstellers Heinrich Braun und seiner Gattin Lily (Tochter des Generals von Kretschmann und Verfasserin der „Memoiren einer Sozialistin") drängte sich, noch nicht siebzehnjährig, zum Kriegsdienst, setzte seine früh erworbene tiefe und feine Menschenbildung und seinen früh geklärten Lebenswillen an die schicksalsmäßige Aufgabe und fiel durch einen Granatenvolltreffer, noch nicht 21 Jahre alt. Dazu nehme man die Feldpostbriefe und Tagebuchblätter der Brüder Gotthold und Heinz von Rhoden (Tübingen, Siebeck 1918), die in Marburg Theologie studierten, bis auch sie mit heller Freudigkeit sich zum Waffendienst schulten und auszogen, um nicht mehr heimzukehren. Wirkt bei Heinz von Rohden die gründliche philosophische Ausbildung nach, die er durch seinen Lehrer Natorp empfangen hatte, so packt uns angeborener Humor und angeborener Dichterblick bei Ludwig Finke, dessen „Stimmungsbilder aus Kriegsflandern im Winter 1914/15" sein Vater, der Freiburger Universitätsprofessor H. Finke als Privatdruck (Freiburg i. Br. 1916) herausgegeben hat. Dieser junge Student und Kriegsfreiwillige hat Landschaft und Menschen, Feuergefecht und Schanzarbeit, auch die Beziehungen von Vorgesetzten und Untergebenen so scharf gesehen und knapp ausgesprochen, daß mehr Poesie in diesen anspruchslosen Briefen steckt als sonst in dicken Sammlungen. Wer dazu noch die „Kriegsbriefe deutscher Studenten" nimmt, die Philipp Witkop (Leipzig, Teubner 1918) gesammelt hat, dem rundet sich ein Urbild deutscher Jünglinge, das gleich weit entfernt ist vom sagenhaften Helden der Vorzeit wie vom berufsmäßigen Kriegsmann der Landsknechts- und Soldatenlieder. Es ist der feinnervige deutsche Seelenmensch des 20. Jahrhunderts, der, schwer bepackt und fast überlastet von überlieferten Gütern des Wissens und Könnens, zu allem hin den Ekel der Millionenheere und die Fährlichkeiten





des Schützengrabenkrieges und Trommelfeuers bereitwillig auf sich nimmt, mit allem, auch mit der Unterordnung unter fremde Lebensanschauung, sich gütlich abfindet; dieses alles allein aus der unsterblichen Kraft einer feinfühligen Seele, aus diesem ewigen Nährquell still-bescheidener Größe. Nie werden diese jungen Dienenden am Vaterland ruhmredig für sich oder Kameraden und Heimat. Hier tönt kein Wort wie *la voie glorieuse* (der Titel einer Sammlung von Anatole France. Paris, Champion 1915). Jeder leistet, was sein Gewissen ihm als Pflicht vorschreibt, und hat nur die eine Sorge, es körperlich nicht aushalten zu können. „Bis jetzt haben wir keinen Befehl bekommen, der nicht ausgeführt wurde", schreibt der eine. „Ich sehe den Tod und rufe dem Leben", schreibt ein anderer. „Über all den großen Völkerbewegungen steht doch als Ewiges und Letztes das einfache einzelne Dasein als Mensch, als Vater, als Mutter, Mann oder Sohn", schreibt ein Dritter.[2])

Hinausgezogen und nicht heimgekehrt sind auch viele andere, die nicht wie diese Kriegsfreiwilligen erst im großen Erlebnis draußen über Altgewohntes hinausgewachsen sind, sondern schon zuvor als Mitstrebende jüngster deutscher Dichtung ihre eigenen Wege gegangen waren. Und ihre Art ist mannigfaltig genug. Ein neuer Sturm und Drang, eine neue Geniezeit war schon vor dem Krieg über das junge geistige Deutschland hingebraust. Darin waren sie mit ihren älteren Führern und Wegweisern einig, daß aus der seelischen Lebenseinheit heraus eine neue deutsche Geistigkeit und daraus ein neuer mehr geistiger Staat und eine neue deutsche Bildung hervorgehen müsse. Aber eine gemeinsame neue Kunstform war damit noch nicht gegeben, und uneins waren sie über diese Kunstform. Uraltes deutsches Eigenrecht des schöpferischen Einzelmenschen erneuerte aus uraltem geschichtlichen Vorrat bald dieses, bald jenes: den hellenischen und den gotischen Menschen, Klassizismus und Romantik, alte kultische Formen und Naturalismus, Märchen und Groteske, apollinische Klarheit und dionysischen Rausch.

Als kostbare Weihgabe reicht uns Wolf Przygode das Buch der Toten (Rolandverlag, München 1919). Hier sind aneinandergereiht mit Proben in Vers und rhythmischer Prosa sechs früh gefallene Dichter: Peter Baum, Gustav Sack, Alfred Lichtenstein, Ernst Wilhelm Lotz, Ernst Stadler der Elsässer, und Georg Trakl der Deutschöstreicher. Unter diesen sei hier Ernst Stadler genannt, der Freund von Charles Péguy und Übersetzer von Francis Jammes; seine frei hinströmenden Rhythmen glühen und leuchten von der Sehnsucht einer Seele, die alle farbenbunte, klangreiche und duftende Welt in sich hineintrinken, die sich an Menschen, Tiere und Landschaft hinschenken möchte und doch Einkehr und Frieden, Ewigkeit und Gott nur in sich selber zu schöpfen vermag. Nach jenen sechs wären noch andere zu nennen wie: Wilhelm Runge und Reinhard Sorge, deren Gang zur Reife der Weltkrieg jäh abgebrochen hat. Diese gehören nicht eigentlich in den Rah-

2) Über die inneren Zustände und geistigen Bestrebungen der deutschen Studentenschaft in den letzten Jahren unterrichtet am besten die Zeitschrift „Hochschule", die seit 15. Januar 1917 im Furcheverlag in Berlin erscheint und jetzt im vierten Jahrgang steht. Dazu vergleiche man die zusammenfassenden Arbeiten der beiden Herausgeber: Werner Mahrholz, Der Student und die Hochschule (ebendort 1919) und Hans Röseler, Akademische Selbstverwaltung (ebendort 1917).

men dieser Betrachtung: denn sie sind, soviel ich weiß oder vermute, durch das Kriegserlebnis eher gehemmt als entfaltet worden.

Wohl aber hat mit ganzer Seele als Freiwilliger am Kriege teilgenommen der Königsberger Dichter Walther Heymann, dessen Kriegsgedichte und Feldpostbriefe (bei Georg Müller, München) 1915 erschienen sind und zum Besten unserer Kriegszeugnisse gehören. Er hatte in guter Heimatkunst die ostpreußische Nehrung und Hügellandschaft mit dankbarer Liebe geschildert und so das Ästhetentum seiner Jugend überwunden. Nun, als das Vaterland bedroht war, war es ihm, dem Zweiunddreißigjährigen, ernste Mannespflicht, Frau und Kind zu verlassen und als Kriegsfreiwilliger nach Frankreich zu ziehen. Er fiel bei seinem ersten Sturmangriff gegen einen von Zuaven besetzten Graben bei Soissons. Das Einzigartige nicht seiner Kriegslieder, sondern seiner Briefe, ist dieses, daß hier ein wacher und scharfer Verstand, dem nichts entgeht, die ruhige Freudigkeit und Bescheidenheit einer gläubigen Seele in treuer Kameradschaft begleitet und niemals bedroht und bezweifelt. Auch ihm hat nicht Haß gegen Frankreich, sondern Liebe zu Deutschland die Waffen in die Hand gedrückt: das kündet mit anderem die Schilderung des zweiten Weihnachtstages 1914 mit der freundlichen Begegnung deutscher und französischer Soldaten.

Noch zwei andere unserer besten Heimatdichter haben sich dahingegeben: der Haidedichter Hermann Löns fiel gleich im September 1914 vor Reims; der plattdeutsche Erzähler Gorch Fock, der den Nordseefischer von Finkenwerder bei Hamburg entdeckt hat, versank mit der „Wiesbaden" am Skagerrak. (Schluß folgt.)

Der Kampf um Arabien und Indien im Altertum.

Von Ernst Kornemann.

Heinrich Friedjung nennt in seinem letzten Werk (Imperialismus I, S. 50) die Besetzung Ägyptens durch England im Jahre 1882 „das weltpolitisch wichtigste Ereignis zwischen der Gründung des Deutschen Reiches und dem Bau der deutschen Flotte". Sicher ist, daß seitdem die englische Politik eine große Schwenkung vollzogen hat. Die neue Erwerbung, in der Mitte gelegen einerseits zwischen dem Mutterland und Indien und andererseits zwischen Südafrika und Indien, wurde der Grund- und Eckpfeiler des größten Weltreiches, welches die Weltgeschichte gesehen hat[1]), gleichzeitig aber der Ausgangspunkt für eine neue Epoche des englischen Länderraubes, um den Indischen Ozean zu dem zu machen, was einst für die Römer das Mittelmeer gewesen war, zum *„mare nostrum"*. Der Suezkanal, einst gegen den Willen Englands gebaut, ward nun mit allen Mitteln zu beherrschen gesucht, und die Türkei, für die bis dahin England Schutz und Schild gegenüber Rußland gewesen war, bekam jetzt Englands Feindschaft zu spüren, an der sie schließlich zugrunde gegangen ist. Von Kapstadt zum Nil, vom Nil zum Tigris, vom Tigris über Persien nach Indien: das war der große

1) Jos. Partsch, Ägyptens Bedeutung für die Erdkunde. Leipzig 1905. S. 11. „Durch die Schutzherrschaft über Ägypten hat England den das ganze Gewölbe haltenden Schlußstein in den Kernbau seiner weitverzweigten Macht eingesetzt."



Weg, der zurückgelegt werden mußte. Auf dieser Bahn aber standen im Wege das deutsche Ostafrika, die türkischen Reichsteile Arabien und Mesopotamien, endlich ein selbständiges Persien. Wie England allmählich dieses Ziel erreicht hat, ist uns allen nur zu gut bekannt. Der wichtigste Kampf war, seitdem Südpersien im Jahre 1907 in die englische Interessensphäre einbezogen war, der um Arabien und Mesopotamien, das Vorland und Außenwerk Indiens, im Weltkrieg.

Auch das Altertum kennt einen ähnlichen Kampf um Arabien und den Indischen Ozean, weiterhin um Indien selber, und zwar beginnt dieser Kampf auch jedesmal dann, wenn Ägypten in die Hand einer nach höherer Weltgeltung strebenden Großmacht gelangt ist. Es zeigt sich dann jedesmal das Bestreben, über Arabien hinweg das Nilland und Indien miteinander in Verbindung zu setzen und womöglich durch Ägypten hindurch die Mittelmeerländer mit den reichen Produkten des Orients zu versorgen.

Die erste Großmacht, die diese Ziele verfolgt hat, war das Perserreich unmittelbar nach der Eroberung Ägyptens durch Kambyses im Jahre 525. Der Mann, in dessen Kopf ein solcher Plan zum erstenmal entsprungen ist, war Dareios I. von Persien, wie wir immer mehr erkennen, einer der größten Herrscher des gesamten Altertums. Eine der ersten Taten dieses Königs, nachdem er der inneren Wirren im Anfang seiner Regierung Herr geworden war, ist die Eroberung Indiens oder genauer gesagt der Induslandschaft gewesen, etwa im Jahre 517. Nach Herodot (IV 44) ließ Dareios hier wie in anderen Fällen seiner Eroberung eine Erkundungsfahrt vorausgehen. Führer derselben war Skylax von Karyanda, von dem es an der Herodotstelle heißt: „Er fuhr den Indus hinab und von der Indusmündung fuhr er durch das Meer nach Westen und kam im 30. Monat an die Stelle, von wo der Pharao Necho die Phönizier zur Umschiffung Afrikas ausgesandt hatte", d. h. nach Suez. „Nachdem die Fahrt des Skylax gelungen war, unterwarf Dareios die Inder und nahm das Meer in Benutzung."[2]) Dareios hat, wie wir wissen, den indischen Feldzug nicht selber ausgeführt, sondern seinem Vater überlassen, während er selbst um dieselbe Zeit in Ägypten weilte, wahrscheinlich um Skylax nach dem Gelingen der für damalige Zeiten sehr kühnen Seeunternehmung zu empfangen. An der Realität dieser großen Entdeckungsfahrt darf heute nicht mehr gezweifelt werden. Das Ergebnis war ein überaus großes. Arabien wurde umfahren, die Verbindung mit dem südarabischen Weihrauchland hergestellt[3]), vor allem aber hängt die Erbauung bzw. die Wiederherstellung des antiken Suezkanals durch das Wadi Tumilat von den Bitterseen westwärts zum Nil, wie die erhaltenen Inschriften des Dareios an dieser Stelle beweisen, mit der Öffnung des Seewegs nach Arabien und Indien zusammen. Mit vollem Recht sagt Ed. Meyer[4]): „Nirgends vielleicht tritt die Weltstellung des Perserreiches unter Dareios so großartig hervor wie in diesen Unternehmungen. Der Indische Ozean, die Südgrenze des Reiches, sollte eine große Handelsstraße werden, Indien, das bisher nur durch die Kabulpässe mit dem Reich in Verbindung stand, auch von Süden her erschlossen und dem großen Handels-

2) Ed. Meyer, Gesch. d. Altert. III. S. 99.
3) Herodot III 97 und darnach Plinius N. H. XII 80. Nach diesen Stellen lieferten die Araber jährlich 1000 Talente Weihrauch als Tribut an den Perserkönig.
4) Gesch. d. Altert. III S. 101.

gebiet angegliedert werden, das im Perserreich zu einem großen Kulturstaate mit einheitlicher Regierung, einheitlicher Münze und großen gesicherten Straßen zusammengefaßt war." Daß der große Perserkönig und sein Nachfolger noch viel weiter gehende Pläne gehabt haben, vor allem auch das Mittelmeer in das gewaltige Welthandelsgebiet einschließen wollten, ergibt sich aus der Aussendung des an den Perserhof gelangten griechischen Arztes Demokedes aus Kroton in sein Heimatland Unteritalien. Weiter hat Dareios' Sohn Xerxes den Achämeniden Sataspes zur Sühne eines Vergehens beauftragt, Afrika von Westen her zu umfahren, offenbar im Anschluß an die gleichartigen Unternehmungen der Karthager. Gerade aus dem letzteren Unternehmen geht hervor, wie weit westwärts im Mittelmeer die Perserkönige ihre Ziele gesteckt hatten. Wenn wir dies alles kombinieren, sehen wir, daß in der größten Zeit des Perserreiches das Problem einer Verbindung von Indien und Ägypten sowie die Ausfuhr der indischen Produkte über Ägypten hinaus ins Mittelmeer bereits zu lösen versucht worden ist. Den Niederschlag dieser großen persischen Reichspläne finden wir im Werke des Herodot. Bei ihm gehören die Araber zusammen mit den Indern und Äthiopen zu den äußersten Völkern des bewohnten Erdkreises, und seine Darstellung von Arabien und Indien wird von dem Gedanken beherrscht, daß die Randländer der Welt die kostbarsten Produkte hervorbringen, gewissermaßen als Ersatz für das ungünstige Klima, unter dem sie zu leiden haben.[5]) Wie Indien seine Goldschätze, hat Arabien seinen Weihrauch. Das äußerste Ostland ist Indien, den Südrand der Erdscheibe dagegen bilden Arabien und Äthiopien. Diese Kenntnisse stammen aus den Zeiten, da das bewegliche Ioniertum der kleinasiatischen Küste noch ein Glied des gewaltigen Perserstaates war und an der Weltkenntnis des größeren Volkes partizipierte. Hekataios von Milet, der erste Geograph und Historiker des Abendlandes, ist die Quelle des Herodot.

Diesem prächtigen Bilde aus der Glanzzeit des Perserreiches steht dasjenige gegenüber, das uns die folgende Epoche der griechischen Staatenwelt entrollt. Das Hellenentum macht sich mit seinen Kolonien zum Mittelpunkt der Welt des Mittelmeeres, und in dieser verengerten Welt ist das Zentrum Athen. Alle Außenmeere, wie das Schwarze Meer im Norden und das Rote Meer im Südosten, sind lediglich Annexe, und an den Rändern bröckelt natürlich allmählich die Kenntnis des Weltbildes ab. „Das geographische Wissen der Alten ist mit dem Verfall des Perserreiches stark zurückgegangen."[6]) In unserem Gebiet wird der Südausgang des Roten Meeres gegen den Indischen Ozean hin das Ende der Welt. Ganz wie „einer älteren Zeit der Griechen an der Straße von Gibraltar die Säulen des Herakles als Grenzpfeiler sicheren Seeverkehrs an der Schwelle des inneren Meeres erschienen waren", so sind jetzt die Inseln der heißen Straße von Bab el Mandeb „die Grenzmarken der Seefahrt und die Torsäulen einer undurchschreitbaren Pforte geworden".[7])

Eine neue Zeit hat wieder Alexander

5) Herodot III 106ff., dazu Jos. Partsch, Die Grenzen der Menschheit I. Die antike Oikumene, Ber. d. Sächs. Ges. d. Wiss., Phil.-hist. Kl. 68. 1916. 2. Heft, S. 3f.

6) Ed. Meyer, Gesch. d. Altert. III S. 102.

7) Ephoros bei Plinius N. H. VI 199 und dazu Partsch a. a. O. S. 39.

heraufgeführt. Der große Mazedonier war nicht nur der Überwinder des Perserreiches, sondern auch der Erbe der weitausgreifenden Pläne des Dareios. Alexanders Politik auf diesem Boden wird eingeleitet durch zwei Tatsachen, einmal durch die Gründung von Alexandreia im Jahre 332 und zweitens durch die Entdeckung des Seeweges von Indien zur Euphratmündung durch Nearchos im Jahre 325. Vor allem seit dem Gelingen der indischen Expedition schlägt Alexander ganz neue Bahnen ein.[8]) Er negiert nicht mehr das Meer und die Flotte, seines großen Vaters Philipp Lieblingsschöpfung, sondern faßt den Plan der Umsegelung Arabiens und der Herstellung einer direkten Verbindung zwischen den beiden Städten, auf denen fortan sein Großreich ruhen sollte, Babylon, dem Reichskriegshafen, und Alexandreia, dem Reichshandelshafen. Der Ausführung dieses großen Planes sollte, wie sich aus einer in seinem Nachlaß gefundenen Aufzeichnung ergibt, die Unterwerfung Karthagos und die Angliederung des karthagischen Kolonialreiches folgen. Man sieht deutlich die Ähnlichkeit mit den Gedanken des Dareios. Doch bleibt die Frage offen, ob Alexander bewußt an diesen angeknüpft hat. Das Neue bei ihm besteht darin, daß Ägypten, welches wieder den Grundpfeiler des ganzen Baues bildet, nach griechischer Sitte in einer einzelnen Stadt seinen Mittelpunkt erhält. Alexandreia wird neben das Ägypterland gestellt, und in ihm soll der Handel zwischen Ost und West, zwischen Indischem Ozean und Mittelmeer neben der Ausfuhr der ägyptischen Landesprodukte seinen Haupthafen erhalten. Der Schlußplan ist nicht zur Ausführung gekommen. Über den Vorbereitungen zu der arabischen Expedition ist der große König 323 zu Babylon gestorben. Welche Opfer er aber gerade diesem Unternehmen zu bringen gedachte, geht daraus hervor, daß er sich selbst, der seither überall der Führer in eigener Person gewesen war, so weit bezwingen wollte, daß er sich für die Seefahrt dem bewährten Admiral Nearchos unterordnete. Das große Opfer war unnötig. Es ist wahrhaft ergreifend, in den königlichen Tagebüchern, die uns gerade für die letzten Tage erhalten sind, zu lesen, wie Alexander den Kampf mit der todbringenden Krankheit führt, nur um diese seine große Idee der Gewinnung der Seeherrschaft über den Indischen Ozean noch ins Werk zu setzen, wie Nearchos und die übrigen Flottenkommandanten immer wieder vorgelassen werden, um Bericht über den Stand des Unternehmens zu erstatten, wie aber die Ausfahrt von Tag zu Tag hinausgeschoben werden muß, bis dann schließlich der Allüberwinder Tod auch diesen Großen und seinen letzten Riesenplan vernichtet.

Seine Haupterben wurden wie in allen Dingen so auch in diesem Punkte die Ptolemäer. Schon bei den großen Satrapienverteilungen nach Alexanders Tod läßt sich der schlaue Lagide außer Ägypten auch Libyen und Arabien zusprechen.[9]) Als König nimmt er dann das große Schlußproblem Alexanders, und zwar von der entgegengesetzten Seite, von Ägypten aus, in Angriff, da-

8) E. Kornemann, Die letzten Ziele der Politik Alexanders d. Gr. Klio XVI. 1920. S. 222ff.

9) Arabien heißt allerdings in damaliger Zeit auch das Land zwischen dem Nil und dem Roten Meer. Wenn dieses Gebiet gemeint ist, so liegt in der Nennung immerhin die Anwartschaft auf das Land jenseits des Meeres begründet, wie in der Nennung Libyens diejenige auf die afrikanischen Westländer. Hier steht bereits Ägypten als Zentralland eines größeren afrikanisch-asiatischen Reiches in der Idee wenigstens fest.

bei gleichzeitig anknüpfend an die großen Pharaonen des mittleren Reiches. Einer seiner Admiräle, Philon, dringt längs der ägyptischen Küste im Roten Meer weit südwärts vor. Des Reichsgründers Nachfolger, die Könige Philadelphos und Euergetes, schufen längs dieser Küste bis zur Straße von Bab el Mandeb eine ganze Reihe von Handelsfaktoreien sowohl als Schiffsanlegeplätze wie zur Ausbeutung der Hinterländer. An der äthiopischen Küste waren es vor allem Anlagen zum Abtransport des im größten Stil organisierten Elefantenfanges. Denn die Elefanten stellen im hellenistischen Heer die Artillerie dar oder sind der modernen Tankwaffe vergleichbar. Philadelphos ist es dann gewesen, der die von Alexander ungelöst hinterlassene Aufgabe, ganz Arabien zu umsegeln und den Seeweg nach Indien zu gewinnen, wieder aufgenommen hat. Wenigstens haben wir eine versprengte Notiz bei Plinius[10]), wonach ein gewisser Dionysios als sein Gesandter in Indien war. Am meisten aber beweist den weiten Blick gerade dieses Mannes die Tatsache, daß er den Kanal des Dareios durch das Wadi Tumilat wiederhergestellt hat, um Alexandreia zu Wasser wieder direkt mit dem Roten Meer in Verbindung zu setzen. Sicher ist, daß in der Hauptsache handelspolitische Ziele für diese Herrscher maßgebend gewesen sind. Die Ptolemäer waren selbst Unternehmer im größten Stile, die diesen Handel nach Südosten von Staats wegen monopolisierten und bedeutenden Gewinn daraus zogen. Aber wie es zu gehen pflegt, der Handel hat dann der auswärtigen Politik die Wege gewiesen. Der dritte Ptolemäer unternahm eine große Expedition gegen das Seleukidenreich bis tief nach Babylonien hinein, um auch den zweiten Zugang zum Indischen Ozean, den Persischen Golf, in ägyptische Hände zu bringen. Denn der Austritt aus dem Roten Meer muß ihnen trotz aller Anstrengungen versperrt geblieben sein, offenbar weil damals die Staaten in Südarabien noch zu mächtig waren und den indischen Handel selbst in Händen hatten. Wir besitzen eine Notiz des Eratosthenes aus der Zeit des dritten Ptolemäers, wonach zu seiner Zeit niemand über Südarabien und die Insel Sokotra hinausgekommen war.[11]) Im Gegensatz zu dem späteren Großverkehr, wie ihn Augustus dorthin erst einrichtete, betont Strabon an zwei Stellen[12]), daß vorher höchstens etwa 20 Schiffe im Jahre diesen Handel nach Südarabien während der Ptolemäerzeit vermittelt hätten. So kommen wir zu dem Schluß, daß ausschließlich doch nur das Rote Meer ptolemäische Schifffahrtsdomäne war. Hier erhoben die Herrscher von Ägypten einen Durchgangszoll für alle Waren, das *vectigal maris Erythraei*, der von den römischen Kaisern beibehalten worden ist. Das beweist der auf uns gekommene Zolltarif[13]) aus der Kaiserzeit, der in die ptolemäische Zeit hinaufreicht. Seine Anwendung fand er in zwei Hafen-

10) N. H. VI 58.

11) Eratosthenes bei Strabon XVII S. 769, dazu J. Beloch, Griech. Gesch. III 1, S. 293 und Joseph Dahlmann, Die Thomaslegende, Stimmen aus Maria-Laach, 107. Erg.-Heft 1912, S. 23. Wie selten noch direkte Indienfahrten unter Euergetes II. um 120 vor Chr. stattfanden, beweist die zweimalige Aussendung des Eudoxos von Kyzikos dorthin unter Führung eines nach Ägypten verschlagenen Inders, die Poseidonios bei Strabon II, S. 98f. u. 101 beschreibt.

12) II S. 118 u. XVII S. 798.

13) U. Wilcken, Chrestomathie d. Papyruskunde Nr. 273, dazu Archiv für Papyrusforschung III S. 185ff. und Rostowzew, ebenda IV S. 310ff.

plätzen des Roten Meeres, in Muza an der arabischen Küste und in Adulis auf der afrikanischen Seite beim heutigen Massaua. Hier mußten alle Schiffe zum Zweck der Erhebung des genannten Zolles anlegen.[14]) Hier war gewissermaßen der Eintritt in das ptolemäische Zoll- und Staatsgebiet, weshalb Euergetes in Adulis seinen großen Tatenbericht, das *monumentum Adulitanum,* zur Aufstellung gebracht hat. Ähnlich haben später die Seleukiden unter dem fünften Herrscher den Persischen Golf mit Beschlag belegt und an der Mündung des Euphrat eine Zollstation für ihr Reich errichtet.[15]) Unter dem Druck der beiden Großmächte haben dann die Araber ihrerseits den Handel zu Land nach dem Mittelmeer in größerem Umfang als seither ausgebildet, die Sabäer an der Küste des Roten Meeres nordwärts durch das Gebiet der Gebbaniten, welche den vierten Teil der Waren für den Durchgang sich zahlen ließen[16]), und vom Persischen Golf her die Gerrhäer, die ehemals zu Alexanders Zeit auf Schiffen zur Euphratmündung Frachten gesandt hatten[17]), quer durch Arabien nach Palmyra und Pera, der Hauptstadt der Nabatäer, von wo die Waren nach Gaza am Mittelmeer gebracht wurden. Dadurch gewann im sinkenden Seleukidenreich auch das nordarabische Gebiet ungeahnt an Bedeutung.

Diese Situation fanden die Römer vor. Ehe sie Ägypten beherrschten, war für sie nur hier im Norden bei den Nabatäern an den arabischen Handel heranzukommen. Schon Pompeius scheint aus diesem Grunde die Verbindung mit dem nabatäischen Reich sehr gefördert zu haben, um so das Vordringen Roms zum Roten Meer zu ermöglichen, und Augustus hat sehr bald nach der Eroberung Ägyptens vom Nabatäergebiet aus jene große Landexpedition nach Südarabien bis in das Sabäerland hinein durch Aelius Gallus im Jahre 25 in Szene gesetzt. Sie ist in der Hauptsache gescheitert, hat aber den neuen Herrn von Rom und Ägypten nicht gehindert, dem arabischen Problem weiterhin seine Aufmerksamkeit zu widmen. Sobald sein ältester Enkel und Adoptivsohn C. Caesar erwachsen war, hat Augustus im Jahre 1 v. Chr. bei Gelegenheit von dessen Orientzug gegen Armenien und Parthien eine neue weitausschauende Expedition gegen Arabien ins Auge gefaßt.[18]) Hierfür hat der gelehrte König Iuba von Mauretanien (Marokko), der mit einer Tochter des Antonius und der Kleopatra verheiratet war, ein besonderes Werk über Arabien verfaßt, das dem jungen kaiserlichen Prinzen gewidmet war und offenbar für die geplante Expedition das wissenschaftliche Rüstzeug bieten sollte.[19]) Bekanntlich ist der junge Prinz bei dieser Orientfahrt zugrunde gegangen, ehe er an die Bewältigung der arabischen Aufgabe gekommen ist. Trotzdem ist es Augustus gelungen, den von Ägypten ausgehenden Seehandel nach dem Orient sehr in Schwung

14) Nachweise hierzu und zum Folgenden bei E. Kornemann, Die hist. Nachr. des Periplus maris Erythraei, Ianus Heft 1, S. 55 ff.

15) Sie heißt nach dem Periplus *ἡ Ἀπολόγου* und liegt neben Pasinu-Charax.

16) Plinius N. H. XII 63 und 68, dazu Wilcken, Archiv III S. 199.

17) Strabon XVII S. 766.

18) Das geht aus mehreren Stellen des Plinius hervor, vgl. VI 141 u. 160, XII 55 f., XXXII 10, dazu Mommsen R. G. V 611, 1. Er nimmt an, daß die Expedition von der Euphratmündung ausgehen sollte. Es bleibt aber zu beachten, daß Gaius auch einen Abstecher nach Ägypten gemacht und am Roten Meer (sinus Arabicus) geweilt hat, Plinius N. H. II 168, vgl. Gardthausen, Augustus I. 3 S. 1136.

19) Plinius N. H. XII 56 u. XXXII 10.

zu bringen. Mit Stolz erzählt uns Strabon[20]), daß im Gegensatz zur ptolemäischen Epoche zu seiner Zeit jährlich an 120 Schiffe in Flottillen vereinigt nach Südarabien und zum Osthorn Afrikas (Sokotra) zu fahren pflegten, um von dort die indischen Waren zu holen. Mit anderen Worten, der Arabien- und Indienhandel, in der Ausdehnung, wie ihn der ptolemäische Staat getrieben hatte, ist unter Augustus zur höchsten Blüte gebracht worden, dagegen der direkte Handel mit Indien selber, wie ihn einst Dareios unterhalten und wie ihn Alexander wieder in die Wege zu leiten versucht hatte, ist auch von Augustus noch nicht eingerichtet worden. Das sagt uns Strabon an einer anderen Stelle (XV S. 686) klipp und klar, wo es heißt: „Die heute von Ägypten aus auf dem Nil und dann im Arabischen Golf (d. h. im Roten Meer) bis zum Indischen Ozean fahrenden Kaufleute sind der Küste folgend nur selten bis zum Ganges gekommen, und dies sind Privatleute, die nichts zur Kenntnis jener Gegenden beigetragen haben."

Wir wissen seit langer Zeit, daß dann eines Tages die Entdeckung des direkten Seeweges nach Indien, die Ausschaltung des südarabischen Händlertums und die Übernahme des Indienhandels in römische Regie erfolgt ist. Aber die Zeit dieses Ereignisses ist kontrovers, weshalb wir uns einen Augenblick damit beschäftigen müssen. Wir haben zur Ermittlung des historischen Tatbestandes zwei Quellen zur Verfügung, einmal ein Kursbuch für Indienfahrer, das uns Plinius erhalten hat und das von ihm als eben erst erschienen bezeichnet wird[21]), und zweitens den sogenannten *Periplus maris Erythraei*[22]), das Segelhandbuch des Indischen Ozeans[23]), verfaßt von einem alexandrinischen Kaufmann, der ebenfalls bis nach Indien gekommen ist und im letzten Jahrzehnt des ersten nachchristlichen Jahrhunderts geschrieben hat. Die seitherige Forschung hat den großen Fehler begangen, beide Quellen zu identifizieren und deshalb den Periplus vor Plinius entstanden sein zu lassen. An der Pliniusstelle, an welcher das erwähnte Kursbuch zitiert wird, werden vier Routen der Indienfahrer, die zeitlich aufeinanderfolgen, vorgeführt, die drei früheren nach König Iuba, die vierte und kürzeste nach dem Kursbuch. Der älteste Seeweg nach Indien war derjenige, den Nearchos unter Alexander entdeckt hatte, vom Euphrat zur Indusmündung. Dieser Küstenfahrt wird eine zweite Route gegenübergestellt, die in der hellenistischen Zeit benutzt wurde: vom syagrischen Vorgebirge an der Südküste Arabiens nach Patale im Indusdelta, und zwar mit Hilfe des Monsuns, der nach seinem Entdecker bzw. Wiederentdecker, einem Seefahrer namens Hippalos, dem Vasco de Gama des Altertums, *ventus hippalus* genannt wurde.[24]) Die eigene Zeit des Iuba, also die Zeit des Augustus, kannte einen näheren und sicherern Weg, von

20) II S. 118 und XVII S. 798.
21) N. H. VI 96 und 101.

22) Vgl. C. Müller in Geographi graeci minores I, S. 257ff., Sonderausgabe von B. Fabricius, Der Periplus des erythräischen Meeres von einem Unbekannten, mit deutscher Übersetzung, Leipzig 1883, neuerdings auch eine englische Ausgabe von W. H. Schoff 1912.

23) Die Alten hatten neben der uns geläufigen Bezeichnung der Meere im Umkreis von Arabien und Indien eine zweite, sehr verbreitete, nämlich mare Erythraeum = Indischer Ozean und sinus Arabicus = Rotes Meer. Diese letztere ist im Titel des Segelhandbuchs verwendet.

24) Darnach gehört die Entdeckung in die späthellenistische Zeit, vgl. Walter Otto bei Pauly-Wissowa R.-E. VIII Sp. 1661.

demselben Vorgebirge Arabiens nach dem indischen Hafen Sigerus unbekannter Lage. Diese beiden zuletzt genannten Routen sind nun so zu verstehen, daß die Indienfahrer bis zum erwähnten Vorgebirge der Küste entlang fuhren und von da ab dem offenen Meer sich anvertrauten. Wie sich aber aus Strabon ergeben hat, leisteten den Hauptverkehr auf diesen Routen die indischen und arabischen Händler. Allen seither betrachteten Routen stellt nun Plinius diejenige seines Kursbuches entgegen, welches Iuba noch nicht kannte, das also der Zeit zwischen Tiberius und Vespasian angehört. Die Entdeckung des neuen Seeweges wird als die Tat eines Kaufmanns bezeichnet, der selber im Indienhandel tätig war. Das Erscheinen des neuen Kursbuches, worin wahrscheinlich derselbe Kaufmann diese Route zum erstenmal publizierte, muß großes Aufsehen erregt haben. Das ergibt sich aus den Äußerungen des Plinius und weiter daraus, daß er in engstem Anschluß an seine Vorlage die ganze Fahrt von Ägypten bis Indien mit Angabe der Zwischenstationen und der Dauer der Reise auf den einzelnen Teilstrecken aufs genaueste beschrieben hat. Es ist wohl nicht uninteressant, dieses antike Kursbuch für alexandrinische Indienfahrer, das wie der Periplus in griechischer Sprache verfaßt war, zu rekonstruieren:

Ausgangspunkt: Alexandreia bzw. der 2 Meilen entfernte Vorort Iuliopolis. Von hier nach: Koptos (auf dem Nil) 309 M. 12 Tage, weiter nach Berenike (Landweg) 257 M. am 12. Tage. Zwischenstationen (Entfernungen von Koptos): Hydreuma 32 Meilen. In monte 1 T. Hydreuma II 85 M. In monte, Ad Hydreuma Apollinis 184 Meilen. In monte, Ad novum Hydreuma 236 M. Hydreuma vetus mit Kastell von 2000 Mann 240 M. Berenike 257 M. Abfahrt von Berenike vor Aufgang des Hundsterns oder bald darnach (zweite Hälfte des Juli) nach Okelis in Arabien 30 T., von da nach Muziris oder Nelkynda [25]) in Indien mit dem Südwestmonsun 40 T., im ganzen 94 T. Rückfahrt aus Indien Ende Dezember oder Anfang Januar mit dem Ostmonsun, so daß die Hin- und Herreise zwischen Ägypten und Indien nicht länger als $^3/_4$ Jahr gedauert hat.

Die Bezeichnung des Schriftchens als Kursbuch [26]) ist nach dieser Rekonstruktion wohl berechtigt. Es gibt wie unsere Kursbücher die Entfernung in Meilen oder Tagen an, vermerkt die günstigsten Abfahrtszeiten für die Hin- und Rückfahrt und verzeichnet die zu benutzenden Winde, was für die Segelschiffahrt unbedingt nötig ist.

Was den Zeitpunkt des Erscheinens dieses Kursbuches genauer betrifft, so ist zweierlei zu beachten. Plinius sagt (IV 101) von der in der augusteischen Zeit befahrenen Route, daß sie lange Zeit (diu) benutzt worden sei, und hebt

25) Eine Stadt, wie wir aus dem Periplus wissen, aber von Plinius infolge flüchtiger Benutzung seiner griechischen Vorlage zum Volksstamm (gens) gemacht. Dort befand sich, wie das Kursbuch weiter ausführt, das Königreich des Pandion mit der Hauptstadt Modura, und das wichtigste Ausfuhrprodukt war der Pfeffer, der auf eigentümlichen Fahrzeugen aus dem kottonarischen Gebiet (regio Cottonara) herausgebracht wurde. Die Fahrzeuge (ein Doppeleinbaum, an dem beide Schwimmbalken ausgehöhlt waren) beschreibt näher der Verfasser des Periplus (§ 60), der auch den einheimischen Namen Sangara = heute „jangar" nennt (Abbildung in Schoffs englischer Ausgabe des Periplus 1912, S. 243), vgl. Partsch, Grenzen der Menschheit S. 29f.

26) Das Vorhandensein solcher nautischer Tagebücher und Kursbücher im Altertum wird uns auch von dem Geographen Ptolemaios in der Darstellung Indiens ausdrücklich bezeugt, Dahlmann S. 29f.



dann weiter hervor, daß die neue Route wegen der Seeräubergefahr an der indischen Küste nur unter militärischer Bedeckung befahren wurde. Die erste Angabe führt auf eine Regierung, die ziemlich weit ab liegt von der augusteischen und näher der Abfassungszeit von Plinius' Naturalis Historia (77 n. Chr.). Die zweite paßt auf eine kriegerische Regierung, die vor allem im Orient offensiv gewesen ist. Beide Angaben zusammengenommen ergeben **die Regierung des Kaisers Nero** als die Abfassungszeit des Kursbuches.

Auf dieselbe Regierung werden wir geführt, wenn wir die zweite Quelle in Betracht ziehen, das Segelhandbuch für den Indischen Ozean. Dieses Büchlein, das man auch den eigentlichen „Führer durch den Indischen Ozean" genannt hat, enthält höchst interessante historische Nachrichten, die chronologisch noch nicht hinreichend festgelegt sind.[27]) Am Ende von § 19 weiß der Verfasser zu erzählen, daß in Leuke Kome (= Weißdorf) im äußersten Süden des Nabatäerreiches, von wo eine Handelsstraße nordwärts nach Petra führte, neben dem Landungsplatz ein Kastell sich befand, in welchem ein Centurio mit einer Truppenabteilung zum Schutze eines Zollamtes stationiert war. Es saß hier, wie weiter auseinandergesetzt wird, ein Steuereinnehmer, der den vierten Teil der importierten Waren, also einen ungeheuer hohen Eingangszoll, nahm. Daß es sich, wie schon der Titel des Offiziers zeigt, nur um eine römische Besatzung handeln kann, ist wohl sicher, obwohl auch das Gegenteil behauptet worden ist. Wann der Platz von den Römern besetzt wurde, vermögen wir allerdings nicht zu sagen. Möglicherweise liegt hier der äußerste Punkt des Vorstoßes der augusteischen Regierung nach Arabien hinein vor, möglicherweise stammt die Anlage des Kastells und der Zollstation erst aus späterer Zeit. Auf alle Fälle ist die Besetzung erfolgt zugunsten Ägyptens, um den größten Teil der arabischen zur See kommenden Waren durch einen hohen Schutzzoll nach den gegenüberliegenden Häfen abzulenken.[28]) Zwei andere Nachrichten des Periplus, die uns in diesem Zusammenhang mehr interessieren, betreffen die Beziehungen Südarabiens zum Römischen Reich. In § 23 wird von Charibael, dem König der Himyariten (Homeriten) und der Sabäer berichtet, daß er durch fortgesetzte Gesandtschaften und Geschenke ein Freund der römischen Kaiser war, und am Ende von § 26 heißt es vom heutigen Aden, damals Adane genannt, im Periplus auch mit dem Namen des Landes Eudaimon Arabia = „das glückliche Arabien" bezeichnet, daß ein römischer Kaiser nicht lange vor der eignen Zeit des Verfassers es unterworfen habe. Also darnach begegnen uns die Römer auch in Südarabien, und zwar das eine Mal als Freunde und das andere Mal als Sieger und letzteres bei einer Stadt, die zum Reiche des „Freundes" gehörte. Die zweite Notiz wird durch die Angabe „nicht lange vor unserer Zeit" chronologisch zu bestimmen gesucht. Wie weit wir genauer von der eigenen Zeit des Verfassers zurückgehen dürfen, dafür gibt uns einen Fingerzeig die erste Stelle. Deutlich wird hier auf einen römischen Freundschaftsvertrag mit dem Araberkönig angespielt, der die Regierung mehrerer Kaiser, offenbar der schnell aufeinanderfolgenden Herrscher der flavischen Dynastie, überdauert

27) Zum Folgenden meine Ausführungen Janus Heft 1, S. 60ff.

28) So richtig M. Rostowzew, Archiv für Papyrusf. IV, S. 307.



hat. Damit kommen wir mit beiden Ereignissen, die zeitlich nicht voneinander zu trennen sind, wiederum in die neronische Regierung. Die Römer haben sich ebensogut wie heute die Engländer nichts daraus gemacht, Freundschaftsverträge mit eingeborenen Fürsten abzuschließen und gleichzeitig wichtige Küstenplätze aus deren Reich sich abtreten zu lassen oder solche zu besetzen und ihren Zwecken dienstbar zu machen. Erinnern wir uns nun daran, daß nach Plinius die direkten Indienfahrten seiner Zeit unter militärischer Bedeckung unternommen wurden, und daß Kenner Arabiens oberhalb des heutigen Aden Reste eines Römerkastells gefunden haben wollen [29]), weiter, daß der Verfasser des Periplus (§ 30) auch am syagrischen Vorgebirge ein Kastell, allerdings ohne näheren Hinweis auf den römischen Ursprung, erwähnt, so folgt daraus für uns die ganz überraschende Tatsache, daß es eine römische Regierung gegeben haben muß, die mit Erfolg ihre Hand auch nach Südarabien ausgestreckt hat und in der Besetzung Adens die Vorgängerin Englands war. Da der direkte Seeweg nach Indien, den das bei Plinius erhaltene Kursbuch schildert, nach unseren obigen Ausführungen nicht früher als in der neronischen Zeit erschlossen worden sein kann, gehört nach dem eben Gesagten auch alles übrige, was wir durch den Verfasser des Periplus wissen, in dieselbe Zeit.

Dasselbe Resultat ergibt die Betrachtung einer anderen Tatsachenreihe. Wir wissen, daß auf dem Boden des heutigen Abessinien im Altertum zu Anfang unserer christlichen Zeitrechnung ein äthiopisches Großreich, das Reich der Axumiten, entstanden ist [30]), welches nach dem uns erhaltenen großen Tatenbericht des Reichsgründers [31]) sehr bald über das Rote Meer auf die mittlere arabische Gegenküste hinübergegriffen hat. Die Grenzen seiner Eroberungen dortselbst bezeichnet der Axumitenkönig im Norden mit Leuke Kome und im Süden mit dem Sabäerland, die beide außerhalb der äthiopischen Eroberung bleiben. Ein solches afrikanisches Großreich, das sich quer über das Rote Meer hinüber erstreckte, bedeutete aber, wie man sich leicht denken kann, eine nicht zu unterschätzende Gefahr für die Römer, die als Erben der Ptolemäer den Anspruch auf die Herrschaft über das Rote Meer und den dortigen Durchgangszoll erhoben. Nun ist uns bei Plinius (VI 181) die Nachricht erhalten, daß Nero an einen äthiopischen Krieg gedacht habe, für den er schon von Ägypten aus nilaufwärts Kundschaftertruppen bis nach Meroë, das in Abhängigkeit von den Axumiten stand, gesandt hatte. Was liegt näher, als an denselben Kaiser zu denken als denjenigen Mann, der auch auf der zweiten Südstraße jener Gegenden, dem Roten Meer, den Vorstoß nach Südarabien gemacht, dort einen Freundschaftsvertrag abgeschlossen und Aden besetzt hat, zumal auch die Öffnung des direkten Seewegs nach Indien in dieselbe Regierung gehört? Eine allgemeine Betrachtung stützt diese ganze Beweisführung. Keine Regierung seit Augustus ist im Orient so offensiv und expansiv gewesen wie die neronische, und keine hat für den Handel so großartige Unternehmungen in Szene gesetzt wie diese. Man denke nur an den

29) A. Sprenger, Die alte Geographie Arabiens S. 80.

30) Darüber zuletzt E. Littmann, Deutsche Aksum-Expedition I, 1913, S. 39f.

31) W. Dittenberger, Orientis graeci inscriptiones sel. I Nr. 199.



Versuch einer Durchstechung des Isthmos von Korinth, die wohl auch der Verkürzung des Seeweges von Italien nach Indien dienen sollte. Endlich: gelegentlich des Sturzes des Nero hat Sueton die seltsame Nachricht, daß dieser daran gedacht habe, in Rom abzudanken und sich nach Ägypten zurückzuziehen. Auch diese Nachricht spricht dafür, daß der letzte Kaiser der iulisch-claudischen Dynastie ein großes Interesse gerade für das Nilland gehabt hat. Dieses Interesse war nach allem Gesagten aber niemals so stark wie in den letzten Jahren des Kaisers. In diese Zeit gehört die im Geiste Alexanders des Großen arbeitende Orientpolitik seiner Regierung mit ihren ganz neuen Zielen[32]), am ehesten in das Jahr 67, als Nero in Griechenland bei den großen dortigen Nationalfesten sich produzierte und andere Männer die Politik leiteten. Natürlich hat auch diesmal wie in der Ptolemäerzeit der Handel der Politik die Wege gewiesen, d. h. ich nehme an, daß die Öffnung des direkten Seeweges nach Indien, wie ihn zum ersten Male das bei Plinius erhaltene Kursbuch beschreibt, das primäre Ereignis gewesen ist[33]), dem dann bald, und zwar kurz vor dem Sturz Neros, der vom Periplus überlieferte Vorstoß der Römer nach Südarabien gefolgt ist, um einen militärischen Stützpunkt zur Beherrschung des neuen Seeweges zu besitzen.

Welche bedeutsamen Folgen die weitblickende Politik der neronischen Regierung aber hatte, das hat niemand besser geschildert als der klarblickende Kaufmann, der das Segelhandbuch des Indischen Ozeans geschrieben hat. Er erzählt uns von Aden (§ 26): „Eudaimon" (das glückliche) „wurde der Platz, als er noch eine Stadt war, genannt, da er, solange man noch nicht von Indien nach Ägypten fuhr, noch auch von Ägypten in die draußen (d. h. außerhalb des Bab el Mandeb) gelegenen Plätze zu segeln wagte, sondern bis hierher gelangte, die von beiden Seiten kommenden Warenexporte aufnahm, wie Alexandrien sowohl die von auswärts als auch die aus Ägypten herbeigebrachten Waren aufnimmt. Jetzt aber ist es nur noch ein am Meere gelegener Flecken." Die alexandrinische Kaufmannschaft hatte also endlich über das südarabische Händlertum gesiegt, Alexandrien hatte die große Konkurrentin im fernen Südosten ausgeschaltet und sich selbst an die Stelle gesetzt. Die indischen Kaufleute erstreckten ihre Fahrten und Handelsunternehmungen seitdem bis nach Ägypten, wie die indische Kolonie in Alexandreia beweist (Dio Chrysostomos *oratio XXXII* und *XXXV*). Mommsen[34]) nennt das Ereignis, das er noch nicht zu datieren vermocht hat, ganz richtig ein Seitenstück zu der Zerstörung Korinths und Karthagos durch die Republik, weil dadurch dem römisch-ägyptischen Handel die Suprematie im Indischen Meere gesichert wurde. Die klugen Männer der neronischen Regierung sind also die Vollender der Politik Alexanders, der

32) Gerade damals war auch eine Reise nach Ägypten geplant, Sueton, Nero 19, 1, und ganz am Schluß der neronischen Regierung war jene Expedition ad Caspias portas ins Auge gefaßt, wofür eine neue Legion aus sechs Fuß langen italischen Rekruten ausgehoben wurde, quam Magni Alexandri phalanga appellabat. Hier haben wir die direkte Bezugnahme auf Alexander.

33) Dies bestätigt auch die Zusammenstellung der in Südindien im Hinterland des neuen Haupthafens Muziris gemachten römischen Münzfunde, die gerade aus der claudisch-neronischen Zeit am stärksten vertreten sind. Vgl. Rob. Sewell, Roman coins found in India, Journal of the R. Asiatic Soc. 1904, S. 591 ff., Dahlmann S. 53.

34) Röm. Gesch. V, S. 612.

seine größte Alexanderstadt schon zum bedeutendsten Hafen der damaligen Welt und an Stelle der arabischen Handelsmetropole zur Vermittlerin zwischen Abendland und Morgenland erheben wollte.

Allerdings für Rom selbst hatte die starke Steigerung des Indienhandels auch ihre großen Schattenseiten. Die Einfuhr diente zum großen Teil dem unerhörten Luxus, den vor allem der glänzende Hof Neros in der damaligen römischen Aristokratie verbreitete, und das brachte eine ungeheure passive Bilanz in diesen Teil des Außenhandels. Plinius erzählt uns an zwei Stellen[35]): Nach Indien flossen alljährlich laut niedrigster Schätzung 55 Millionen Sesterzen, das sind 12 Millionen Mark, ab, über die Ostgrenze überhaupt 100 Millionen Sesterzen = 22 Millionen Mark, und derselbe Schriftsteller macht an der einen Stelle die bittere Bemerkung: *tanti nobis deliciae et feminae constant,* „soviel kosten uns der Luxus und unsere Frauen". Ein neuerer Forscher (Nissen) bemerkt dazu[36]): „Nach unserer heutigen Bilanz erscheint die Summe von 22 Millionen Mark recht unerheblich: die jährliche Metallausfuhr aus Europa nach Indien und China betrug im 19. Jahrhundert das Zehn- bis Zwölffache. Allein den Römern kamen keine amerikanischen Silberminen, keine kalifornischen und australischen Goldfelder zugute, ihr Bergbau vermochte den Ausfall nicht zu decken. Der Ausfall hatte auch auf Jahrzehnte hinaus nichts Erschreckendes; aber nachdem er ein paar Jahrhunderte lang in steigendem Verhältnis angehalten hatte, führte er den Staatsbankerott und jenen völligen Mangel an Edelmetallen herbei, welcher die letzten Perioden der römischen Geschichte kennzeichnet." Dies ist meines Erachtens eine Übertreibung[37]) — die passive Bilanz des Indienhandels ist nicht die Ursache, sondern eine der vielen Ursachen, die das Geldwesen Roms ruiniert haben —, vermag aber dem Leser auch die Kehrseite der Medaille zu zeigen.

Auf Nero folgten die flavischen Kaiser, die mit dem Neuaufbau des Staates im Inneren vollauf beschäftigt, im Orient nicht so expansiv werden konnten wie der letzte Vertreter der alten Dynastie. Erst Traian hat wieder an Nero angeknüpft, und sein Kampf gegen die Parther in Mesopotamien zeigt wieder deutlich das Bestreben, den Anschluß an den Persischen Golf zu gewinnen, die zweite Pforte nach Indien, auf die Augustus schon einmal beim Orientzug des C. Caesar es abgesehen hatte. Während der Nachfolger diese traianische Eroberung wieder aufgab, ist dagegen Südarabien aus der römischen Interessensphäre nicht verschwunden. Der Kirchenschriftsteller Philostorgios nennt noch um 400 n. Chr. Aden einen römischen Handelsplatz (**ἐμπόριον Ῥωμαϊκόν**), und Aden war eine der drei südarabischen Städte, die unter Kaiser Constantius mit Erlaubnis des einheimischen Herrschers christliche Kirchen erhielten.[38]) Gelegentlich eines erneuten Übergreifens der Axumiten über das Rote Meer diesmal auch nach Südarabien, wurde nach der Tradition im Jahre 525 angeblich die Straße von Bab el Mandeb durch eine eiserne Kette

35) N. H. VI 101 u. XII 84. Vgl. auch Tacitus, annal. III 53.

36) Bonn. Jahrbb. 95, 1894, S. 19. Vgl. auch E. Speck, Handelsgesch. III, 2, S. 930 und Dahlmann S. 26f.

37) Zurückhaltender auch Friedländer-Wissowa, Sittengeschichte II⁹, S. 319ff.

38) Ed. Glaser, Skizze der Gesch. u. Geogr. Arabiens II, S. 171, F. Stuhlmann, Der Kampf um Arabien zwischen der Türkei und England, Hamburgische Forsch. I, 1916, S. 12.

aus strategischen Rücksichten gesperrt.[39]) Man wollte das Rote Meer und seinen Handel ausschließlich für Rom und Abessinien reserviert halten. Der große Konkurrent beider war damals das Neuperserreich der Sasaniden, das in jeder Hinsicht an die großen Ideen der Achämeniden wieder anknüpfte, jedoch ohne sie ganz verwirklichen zu können. Erst die Araber selber, die sich unter den Abbasiden mit den Geheimnissen der persischen Bureaukratie erfüllten, konnten als Besitzer Ägyptens den Siegeslauf nach Ost und West von neuem beginnen und das Mittelmeer mit den Wundern Indiens wieder in Verbindung setzen. —

Wir sind am Ende. Zweierlei hat uns diese Betrachtung gelehrt. Zum ersten zeigt sich nirgends so deutlich wie an diesem Problem die große Linie in der Entwicklung der Welt des Altertums. Die Achämeniden, die wir seither, solange wir die alte Geschichte durch die griechische Brille betrachteten, allzu lange und allzu stark unterschätzt haben, sie stehen hiernach am Anfang einer Entwicklung, in der höchstens noch die Assyrer vorangegangen sind, und unter ihnen erweist sich immer mehr als der größte Dareios. Sein bedeutendster Nachfolger wurde Alexander. Er hat mehr Respekt vor den Persern als vor den Griechen gehabt und daher den Gedanken eines iranisch-makedonischen Weltreiches verwirklichen wollen, in welchem neben Griechenland und Ägypten auch Karthago, Arabien und Indien einen Platz haben sollten. Seine Erben wurden die Ptolemäer, die von Ägypten aus im kleineren Rahmen Alexanders Pläne wieder aufnahmen. Von den Römern hat dann Augustus nach der Eroberung Ägyptens auch das arabische Problem wieder angefaßt, hinter dem immer seitdem als nächstes Ziel Indien stand. Nächst ihm ist es Nero gewesen, bzw. die klugen Männer seines Hofes, die Arabien, wenn auch in loser Form, dem Römerreich wahrscheinlich vor dem Untergang der iulisch-claudischen Dynastie angliederten und den direkten Weg nach Indien öffneten. Von Indien aus drang man im 2. Jahrhundert n. Chr. auch zu Wasser nach China vor, wohin man bis dahin nur zu Lande gelangt war.[40]) In der klassischen Zeit des Altertums hatten die Griechen einst das Mittelmeer und seine Nebenmeere mit einem blühenden Kranz von Kolonien besetzt. Jetzt waren es griechische Seefahrer, Kaufleute und Diplomaten, die im Dienste der hellenistischen Herrscher, später der römischen Imperatoren durch die Welttore im Westen und Osten vordrangen, um die Weltmeere hüben und drüben zu befahren und ihre Küsten zu erforschen. Von Skylax von Karyanda beginnt die Reihe jener glänzenden Entdecker des Altertums, die hinunter führt bis zu dem frommen, unter Justinian lebenden Mönch Kosmas Indikopleustes, der, obwohl er als Kaufmann weit gereist war, diesen Beinamen vielleicht schon zu Unrecht führt, da er bereits nicht mehr bis nach Indien gekommen ist.[41]) Das große Problem hat aber, wie man auch an diesen Männern sieht,

39) Stuhlmann S. 13.

40) Darüber zuletzt A. Herrmann, Die alten Verkehrswege zwischen Indien und Südchina nach Ptolemäus, Zeitschr. der Ges. f. Erdk. zu Berlin 1913, S. 771 ff., wo auch die ältere Literatur zu dem Thema verzeichnet ist.

41) Über Kosmas die klassische Abhandlung von Heinrich Gelzer, Kosmas der Indienfahrer, Jahrb. f. protest. Theologie IX, 1883, S. 105—141. Für die Ausdehnung der Reisen des Kosmas bis nach Indien tritt dagegen neuerdings wieder R. Garbe, Indien und das Christentum, Tübingen 1914, S. 151, ein.



die Welt des Altertums beschäftigt von Dareios bis Justinian; ihr Erbe wurde hier, wie in vielem anderen, das Arabertum seit den Tagen seiner religiösen Erneuerung durch Muhammed.

Das Zweite, was diese Betrachtung uns lehrt, ist die Bestätigung des Satzes, den wir schon im Eingang andeuteten. Sobald eine Großmacht oder ein Reich, das nach der Hegemonie strebt, in den Besitz Ägyptens sich gesetzt hat, sucht es von hier westwärts und ostwärts bzw. südostwärts auszugreifen. Die Lage des Nillandes auf dem Schnittpunkt der großen Land- und Seestraßen des Orients, zweier Kontinente und zweier Meere ist zu günstig, als daß sie nicht immer wieder große Herrscher angelockt hat, um von hier aus der Welt Asiens, Afrikas und Europas den Willen des Siegers aufzuerlegen.[42]) Die größten Männer der alten Geschichte haben sich, wie wir eben sahen, an dem Problem versucht, und von hier aus betrachtet wird es erst ganz verständlich, warum im Kopfe des jungen Bonaparte der glänzende Gedanke der ägyptischen Expedition erwuchs, um von hier aus Englands Weltstellung zu brechen. Seit dem Bau des Suezkanals ist die Bedeutung des Landes um ein Tausendfaches erhöht worden. Als der Kampf gegen Englands Weltherrschaftspläne wird dereinst auch der furchtbare Krieg, der hinter uns liegt, in der Geschichte erscheinen, und wie die Italiener in Europa, so haben die Araber im Orient uns an der vollen Entfaltung unserer Kraft gehindert. Die Erben Roms und die Landsleute Muhammeds sind die ungetreuen Völker geworden, welche, die einen wegen des Gegensatzes zu Österreich, die anderen aus Haß gegen die Türkei, das große Werk der Niederringung Englands und der Befreiung der Meere verhindert haben. Was beide durch ihre Untreue begonnen, haben dann Amerikas unbegrenzte Möglichkeiten im Westen, die indischen und australischen Söldnerscharen Englands im Osten vollendet. So sind die Araber und Inder auch in diesen letzten Kampf um die Weltherrschaft verwickelt worden. Beide orientalische Völker haben sich die Ketten selbst geschmiedet, die sie nun zu tragen haben, als Glieder des gewaltigen *imperium Britannicum* um den Indischen Ozean herum. Der deutsche Patriot aber, der heute in tiefster Trauer an der Bahre seines Vaterlandes steht, muß zugeben: England lebt und regiert die Welt, auf dem Indischen Ozean als der Erbe der Perser, Alexanders, der Römer und der Araber, die nacheinander, wenn auch auf engerem Raume, schon einmal ein ähnliches Problem zu lösen versucht haben.

42) Jos. Partsch, Ägyptens Bedeutung für die Erdkunde, S. 11f.: „So bietet Ägypten das von der längsten Erfahrung beleuchtete Beispiel der wechselvollen, immer neue Kräfte weckenden Macht einer bedeutsamen Weltlage."

Der Regionalismus in Spanien.

Von Gustav Diercks.

Der spanische Staat hat sich zwar an dem großen Weltkriege nicht beteiligt. Die leitenden Staatsmänner haben bei seinem Beginn wie dann auch während seiner ganzen Dauer in kluger und geschickter Weise allen den unermüdlichen Bestrebungen der Entente gegenüber, Spanien zu sich hinüberzuziehen und an ihrer Seite in den Krieg gegen Deutschland und seine Verbündeten einzutreten, erfolgreichen Wi-

derstand geleistet. Trotzdem hat auch Spanien mittelbar schwer unter den allgemeinen Wirkungen des Krieges gelitten, und der Staat hat in den verflossenen sechs Jahren viele ernste Krisen durchgemacht. Nicht unwesentlich hat zu den damit verbunden gewesenen großen äußeren Verwicklungen und Unruhen eine Frage der inneren Politik beigetragen, deren Grundursachen und Anfänge sehr weit zurückliegen und die auch schon vor dem Kriege den Staatsregierungen große Sorgen bereitet hat. Es ist dies die Angelegenheit der autonomistischen Bestrebungen, die sich im Laufe der Zeit in Spanien Geltung verschafft und namentlich in der Provinz Katalonien und im besonderen hauptsächlich in Barcelona manche äußerst bedenkliche Bewegungen hervorgerufen haben, die immer noch die Regierung, die Krone, die Politik und das öffentliche Leben des ganzen Landes auf das lebhafteste beunruhigen und deren Folgen, wie die soeben wieder von dorther eingetroffenen Nachrichten zu erkennen geben, noch nicht abzusehen sind.

1.

Um nun ein einigermaßen klares Bild der äußerst verwickelten Ursachen und Wirkungen dieser schwierigen Tagesfrage, die die öffentliche Meinung des ganzen Landes beständig auf das stärkste in Anspruch nimmt und sogar ernste Gefahren für die monarchische Verfassung in sich birgt, zu gewinnen, ist es erforderlich, etwas weiter auszuholen und wenigstens einen flüchtigen Blick auf die geschichtliche Entwicklung des spanischen Staatswesens zu werfen. Der Herd dieser für seine weitere Ausgestaltung so wichtigen weitgreifenden Bewegung ist Katalonien und ihre Leiter befinden sich in Barcelona. Katalanismus, Regionalismus, nationale pankatalanistische Autonomie bilden fortdauernd seit lange die aufregendsten Schlagwörter der spanischen Tagespresse und der politischen Literatur des Landes mit ihren zahllosen, die Einzelheiten charakterisierenden Nebenbegriffen, und das kann um so weniger überraschen, da sie der Gegenstand tiefgründigster wissenschaftlicher Untersuchungen geworden sind, die Sprachforscher, die Anthropologen und Ethnographen, die Literatur- und die Kulturhistoriker wie die Geschichtsforscher und Politiker Spaniens seit einem Jahrhundert in ausgedehntestem Maße beschäftigen. Denn die katalanistischen Gelehrten behaupten, der Katalanismus und der Regionalismus mit allen ihren typischen Erscheinungsformen seien so alt wie die politische und kulturelle Geschichte der Iberischen Halbinsel, und die kastilischen Forscher bieten all ihr Wissen auf, diese Anschauungen zu bekämpfen. Es handelt sich in diesem mit größter Erbitterung geführten Kriege der beiden feindlichen Brüder, durch den der Aktenstaub der ältesten Staatsarchive des Landes aufgewirbelt wird, im Grund um nichts anderes als um die Feststellung des biologischen Erstlingsrechts der früheren Geburt und um das sich daraus ergebende soziale und politische Recht einer Vormachtstellung auf dem gemeinsamen heimatlichen Boden, dem sie entsprossen sind.

Der spanische monarchische Einheitsstaat, wie er sich in den letzten Jahrhunderten entwickelt hat, ist eine Erscheinung jüngeren Datums, denn er besteht erst seit der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert infolge des Ehebündnisses der Erbin des kastilischen Staats Isabella I., der Katholischen, mit Ferdinand II. von Aragonien und Katalonien im Jahre 1469, und seit der An-



erkennung des Thronfolgerechts ihres Sohnes Karl (V.) durch die Cortes von Valladolid im Jahre 1506.

Zu den ältesten politischen Staatswesen, die nach der Vernichtung des Westgotenreiches durch die Araber westgotische Heerführer in den Pyrenäengebieten Nordspaniens gründeten, gehörte die 864 entstandene Grafschaft Barcelona. Unterstützt von Karl dem Großen und den fränkischen Germanen, vermochte sie sich rasch von der Herrschaft der Araber zu befreien und wurde als „Spanische Mark", die sich über einen beträchtlichen Teil der heutigen Provence erstreckte, in das deutsche Kaiserreich eingegliedert. Zu Anfang des 9. Jahrhunderts jedoch erlangte sie bereits völlige staatliche Unabhängigkeit, die sie sich trotz mancher Angriffe der Araber dauernd zu wahren wußte, während Leon, die 933 gegründete Grafschaft Kastilien und die anderen christlichen Kleinstaaten fortgesetzt jahrhunderlang um ihre Erhaltung schwer ringen mußten.

Unter hochbedeutenden Führern, im unumschränkten Besitz eines fruchtbaren Hinterlandes und eines vorzüglichen Hafens, von dem aus sie einen überaus lebhaften Schiffahrts- und Handelsverkehr mit allen Mittelmeerländern bis zum Orient betrieb, wo überall ihre Konsulate ihre Interessen wahrnahmen, erlangte die Grafschaft Barcelona sehr bald großen Reichtum und bedeutendes Ansehen. Ihr großes Handels- und Schiffahrtsgesetzbuch, das *„Consulado de mar"* wurde maßgebend für die ganze damalige Welt. Ihre *„Usatjes de Cataluña"* erlangten als hervorragendes Zivilgesetzbuch vorbildliche Bedeutung. Die Einrichtung von Konsulaten, Neuerungen im Geldverkehr durch Wechsel und zahllose andere Einrichtungen fanden überall Nachahmung. Die katalanische, der provençalischen auf das engste verwandte, von der kastilischen völlig verschiedene Sprache, nach der Ansicht der Katalanen die älteste Tochter des Lateinischen auf spanischem Boden, in der auch die angeblich ältesten bis jetzt bekannten literarischen Urkunden Spaniens abgefaßt sind, bildete ein bequemes wertvolles Bindeglied für den Verkehr mit den mittelländischen Großmächten Frankreich und Italien, deren in der Entwicklung begriffene Volkssprachen von dem katalanischen nur dialektisch verschieden waren. Die katalanischen Troubadoure wetteiferten erfolgreich mit denen der beiden anderen Länder; an ihren Turnieren nahmen die Dichter des Auslandes teil. Der Wohlstand des Landes ließ eine hohe Kultur entstehen.

Den Höhepunkt ihrer Macht erreichten die Grafen von Barcelona durch das förmliche Bündnis mit dem Königshause von Aragonien, mit dem sie durch eheliche Bande seit lange verknüpft waren. Ihre gemeinsamen Kriegsflotten und Heere dehnten ihre Macht seit dem 11. Jahrhundert bedeutend aus, sie eroberten die Balearen, Unteritalien und Sizilien, Griechenland und Kleinasien und unterstützten die übrigen von Kastilien geführten christlichen Kleinstaaten Spaniens im Kampfe gegen die Araber und Berber. Die schließliche völlige Vereinigung beider Länder unter der Krone von Aragonien, nach dem Aussterben der Grafen von Barcelona, gab dann allerdings dieser ein Übergewicht über Katalonien, ohne jedoch die staatliche und kulturelle Unabhängigkeit des letzteren irgendwie zu beeinträchtigen.

Der Verlust der ausländischen Besitzungen der Könige von Aragonien und Katalonien im 13. Jahrhundert beschränkte zwar räumlich ihre Macht-

fülle, doch war diese immerhin der Kastiliens weit überlegen und steigerte die seit jeher dort herrschende Eifersucht und Mißgunst dauernd, besonders gegen Katalonien, das sein Ansehen als eine der ersten See- und Handelsmächte der damaligen Welt durch seine Kriegs- und Handelsflotten zu wahren verstand und durch seine hochentwickelte Industrie, seinen Reichtum und seine Handelserfolge alle anderen Staaten Spaniens bei weitem überragte.

Als dann schließlich 1479 die endgültige Verbindung zwischen Kastilien und Aragonien vollzogen wurde, 1492 der letzte Stützpunkt der Araber fiel, Kolumbus, von Isabella I. mit Geld unterstützt, Amerika entdeckte, ein geeintes Königreich Spanien in die Erscheinung trat, das binnen weniger Jahrzehnte mit der Kleinstaaterei ein Ende machte, König Karl neben seiner Königskrone die Kaiserkrone des Deutschen Reiches erhielt, wurde auch Katalonien vom Range eines selbständigen Staates zu dem einer Provinz herabgedrückt. Barcelona, das mit seiner Handelsflotte das bisherige Weltmeer, das Mittelmeer, beherrscht hatte, verlor viel von seiner einstigen Bedeutung, nachdem dem Weltverkehr ganz neue Wege eröffnet waren und vollends nachdem Cadiz das ausschließliche Recht des Handelsverkehrs mit Amerika übertragen worden war. Kastilien hatte endlich über Katalonien gesiegt, und es nutzte seinen Vorteil aus, um das ihm verhaßte „Krämervolk" der Katalanen durch Steuern und durch Entziehung aller seiner alten Rechte und Vorrechte rücksichtslos zu demütigen. Daß diese Behandlung die Katalanen gegen die Zentralregierung Spaniens erbittern, ihre Verstimmung gegen die Kastilier erhöhen mußte, daß sie in der Folge daher jede Gelegenheit wahrnahmen, sich gegen die Dynastie Habsburg aufzulehnen, die Unzufriedenen im Lande zu unterstützen und für die Wiedererlangung ihrer Selbständigkeit und ihrer Rechte einzutreten, ist nach diesen kurzen geschichtlichen Darlegungen wohl verständlich. Ein Aufstand, den sie 1641 versuchten, wurde zwar niedergeschlagen, konnte aber ihre feindlichen Gesinnungen gegen Kastilien und seine Zentralregierung in Madrid, das 1560 von Philipp II. zur Landeshauptstadt erwählt worden war, nicht beseitigen, obgleich die Katalanen sich unter die Staatsgesetze beugen mußten und allmählich in einen Zustand von Apathie und Lethargie versanken. Trotz alledem blieben Katalonien und Barcelona, dank dem Fleiß und der Tatkraft ihrer rührigen Einwohnerschaft, was sie bisher gewesen waren: die unbestrittenen Hauptstätten des Handels und der Industrie in dem Königreich Spanien.

2.

Die große Freiheitsbewegung gegen die Herrschaft der Franzosen von 1808 erweckte auch Katalonien wieder zu neuem Leben und Streben. Die Katalanen wurden sich ihrer früheren Machtstellung wieder bewußt. Sie erinnerten sich ihrer alten Rechte; sie behaupteten mit Recht, daß ihr einst unabhängiger Staat als solcher beträchtlich höheres Alter besaß als Kastilien, daß ihre Sprache die des internationalen Verkehrs gewesen war, und so begann zunächst eine Bewegung, die darauf abzielte, Katalonien das Recht seiner alten Sprache als der amtlichen in ihrer Region zu erwirken. Rasch entstand eine bedeutende Literatur und Presse; die alten Blumenspiele des Mittelalters wurden wieder ins Leben gerufen. Ein starkes nationales Leben entwickelte sich.

Die Geringschätzung, mit der die Ka-



stilier diese Bestrebungen beurteilten und sie vor aller Welt als lächerliche romantische Auswüchse brandmarkten, ihre Bemühungen, das Katalanische als einen unentwickelten vulgären Dialekt der Provinzbewohner darzustellen und ihm das Recht einer selbständigen eines gebildeten Volkes würdigen Literatur- und Amtssprache zu versagen, mußten das Ehrgefühl und das Nationalbewußtsein der Katalanen schwer verletzen und sie um so mehr anreizen, ihrer Sprache immer weitere Anerkennung zu verschaffen. So konnte es nicht ausbleiben, daß dieser Gelehrtenstreit um die Bewertung des Katalanischen die ohnehin seit einem Jahrtausend bestehende Spannung zwischen Katalonien und Kastilien ständig steigerte, um die Mitte des Jahrhunderts allmählich politischen Charakter annahm und unter der Führung einer großen Zahl sehr bedeutender Männer wie Péy Margall, Balaguer, Prat de la Riba immer weitere Kreise zog. Es entstanden neben den rein linguistischen, literarischen und wissenschaftlichen Gesellschaften politische Vereine, Parteiverbände und Klubs, die gesamte Bevölkerung Kataloniens und des ganzen katalanischen Sprachgebiets, die sich auf etwa 4 Millionen beläuft, wurde in die schnell wachsende Bewegung gegen Kastilien und die Zentralregierung hineingezogen. Auf Grund der eingehenden geschichtlichen und ethnographischen Studien erhoben die Katalanen den Anspruch, als selbständige „Nation“ neben der kastilisch-spanischen betrachtet und behandelt zu werden. Puig i Catafalch gründete die Akademie des Institut d'Estudis catalans; regionale und nationale Verbände entstanden in allen größeren Städten und traten mit vollster Tatkraft für die Rechte und stetig steigenden Forderungen der Katalanisten ein. 1892 trat in Manresa ein Kongreß zusammen, der die *„Bases“*, die Grundlagen eines umfassenden Programms für die Politik der Katalanisten aufstellte, und bald wurde bei festlichen Gelegenheiten, so bei der staatlichen Genehmigung der Einführung der *„Mancomunidad“*, der Vertretung der verschiedenen Verwaltungskörper Kataloniens unter der Leitung eines Ausschusses von Patrioten und Vertrauensmännern aller Ordnungsparteien und unter dem Vorsitz von Puig y Catafalch am 20. Mai 1906 die nationale katalanische Fahne entfaltet.

Die engen Beziehungen, in denen Katalonien und die Grafschaft Barcelona von jeher mit Südfrankreich gestanden, hatten zur Folge, daß sich Franzosen dort auch in größerer Zahl als im übri- Spanien niederließen und ihrer Kultur Eingang zu schaffen suchten. Vor allem aber nahmen alle politischen Flüchtlinge und unzufriedenen Elemente Frankreichs in Barcelona Zuflucht. Die starken sozialen Bewegungen des Nachbarlandes, die republikanischen, sozialistischen, anarchistischen und sonstigen politischen Strömungen Frankreichs fanden in den niedrigen Massen der großen Hafen- und Industriestadt den besten Nährboden und verbreiteten sich von dort aus auch über das ganze Land. Der radikale Katalanismus erzeugte im besonderen in Valencia, auf den Balearen, im östlichen Aragonien ebenfalls starke Unruhe und gleichartige autonomistische Bestrebungen, wie sie ja auch bei den Basken stets bestanden hatten; und diese beiden Beispiele riefen ähnliche politische und regionale Bewegungen in Andalusien und Galizien hervor.

Sie alle dürfen wir unter dem Namen „Regionalismus“, worunter partikularistische Provinzialbestrebungen zur Erlangung politischer Selbständigkeit zu

verstehen ist, zusammenfassen. Sie hielten fortan die Madrider Regierung beständig in Atem und führten zur Gründung von geheimen Genossenschaften, wie der „Schwarzen Hand“ in Andalusien, zur Bildung entsprechender politischer Gruppen, die in Putschen, Streiks und Aufstandsversuchen ihren Zielen näherzukommen bemüht waren. Nirgends jedoch, selbst nicht in den baskischen Provinzen, wurden diese Bestrebungen mit solchem Eifer, so starkem Zielbewußtsein und solchem Kraftaufwand verfolgt wie in Barcelona und Katalonien, wo unermüdlich mächtige Parteiorganisationen an der Arbeit waren, um mindestens regionale Selbstverwaltung mit eigener Volksvertretung zu erzielen, und wo radikale Gruppen mit Hilfe zahlreicher französischer, russischer und anderer fremdländischer politischer Aufwiegler sich beeiferten, die Volksmassen aufzuputschen und Katalonien zu einem selbständigen Staatswesen auszubilden.

Daß damit nicht gesagt werden soll, daß die gesamte Bevölkerung Kataloniens an diesen Bewegungen teilgenommen, die Umsturzpläne gebilligt und unterstützt hätte, versteht sich von selbst. Aber die Macht geschickter Volksredner über die breiten ungebildeten Volksmassen ist doch dabei nicht zu unterschätzen und in den letzten Jahrzehnten drohte nur zu häufig die Gefahr der völligen Anarchie, so häufig, daß die Zentralregierung, wie z. B. in der Ferrerangelegenheit, alle Mittel aufbieten mußte, um das Äußerste zu verhüten. Verhängung des Belagerungszustandes, Aufhebung der Verfassungsrechte, Aufgebot von Truppen mußten in solchen Fällen angewandt werden, um die immer stärker werdenden republikanischen, anarchistischen, sezessionistischen Bewegungen mit Gewalt zu ersticken. Mehrere Ministerien sind im Laufe der letzten Jahre dem Katalanismus zum Opfer gefallen, der in den Cortes und selbst in den Regierungen durch seine tüchtigsten politischen und rednerischen Kräfte vertreten war und mit unerbittlicher Zähigkeit das autonomistische Programm der Katalanisten mit allen seinen Schlußfolgerungen verteidigte.

Daß der katalanische Regionalismus von vornherein antimonarchisch war, bedarf kaum der Erwähnung, da die Katalanen zu allen Zeiten demokratisch gesinnt waren. Die aus dem alten iberischen Clanwesen, der römischen Gemeindeverfassung, dem germanischen Individualismus und der Thingverfassung hervorgegangene Staatsverfassung der Grafschaft war stets im Grunde republikanisch. Die katalanischen Cortesabgeordneten waren daher zum mindesten stets Liberale, in neuester Zeit fast immer Republikaner, und sie gaben ihre Grundsätze auch nicht auf, wenn sie, wie Ventosa, Rodes und Cambó, als Mitglieder einiger der letzten Kabinette an der Regierung teilnahmen.

Die Madrider Zentralregierung hätte mit Leichtigkeit in den ersten Stadien der katalanischen regionalen Bewegung dieser Einhalt tun und ein Einvernehmen mit der außerordentlich leistungsfähigen und fleißigen Bevölkerung Kataloniens erzielen können, wenn sie sich beizeiten den früheren gemäßigten Forderungen der Katalanen gegenüber zu klugen Zugeständnissen hätte bereitfinden lassen. Sie hat jedoch bis vor kurzem, als es zu spät war, fast immer den alten Herrenstandpunkt Kastiliens Katalonien gegenüber eingenommen, viele schwerwiegende Fehler begangen, die Lehren der Geschichte dieser Provinz nicht beachtet, durch Befolgung einer im allgemeinen schroffen Machtpolitik und die Ausbeutung der arbeitsamen

wohlhabenden Bevölkerung Kataloniens durch schwersten Steuerdruck vielmehr zu wachsender Unzufriedenheit und zur Verschärfung des alten historischen Gegensatzes zwischen Kastilien und Katalonien und zu steter Steigerung der Forderungen der Katalanen, ohne Rücksicht auf deren völkische Eigenart, wesentlich beigetragen.

Katalonien dagegen hat als spanische Provinz anfänglich und noch bis in die letzten Jahre, bei dem starken Wunsch seiner Ordnungsparteien und seiner gemäßigt liberalen Handels- und Arbeiterbevölkerung, sich ausschließlich ihrer bisher so fruchtbar gewesenen Kulturarbeit zu widmen, die Möglichkeit zu friedlichen Vereinbarungen mit der Zentralregierung geboten. Als der radikale Sozialist Lerroux und die Republikaner Melquíades Alvarez und Pablo Iglesias schon die Fahnen des Aufruhrs entfalteten und die Forderung der völligen Abtrennung Kataloniens von Spanien stellten, haben die konservativen, monarchischen und gemäßigt liberalen Elemente der Provinz noch die Solidaridad und die Mancomunidad durchgesetzt, die dem Streben entsprachen, einen *modus vivendi* mit Kastilien für eine gemäßigte Autonomie zu schaffen und der Provinz damit die kommunale und wirtschaftliche Selbstbestimmung und Verwaltung zu sichern. Das zögernde Verhalten, die Unsicherheit der Regierung, ihre Unklarheit über das, was sie in der katalanischen Angelegenheit überhaupt tun sollte, ihre Abneigung, selbst in diese Dezentralisation der Verwaltung zu willigen, wirkten aber weiter verstimmend, und die radikalen Elemente erlangten darüber die Oberhand; sie bewogen die Volksmassen, sich mit diesem Erfolge nicht zu begnügen und auf der einmal betretenen Bahn zur Erlangung der völligen politischen Selbständigkeit der katalanischen Nation und ihres Volksstaats fortzuschreiten.

Der Weltkrieg bot den im trüben fischenden radikalen Parteien und Hetzern die denkbar günstigste Gelegenheit, ihre Pläne und Absichten zu fördern. Die Franzosen unterstützten diese Verhältnisse und Umstände auf das lebhafteste in der Hoffnung und zu dem Zwecke, auf diesem Wege vielleicht, unterstützt von ihren vielen Agitatoren, die das ganze Land bereisten, einen starken Druck auf die Regierung auszuüben und sie zu bewegen, ihre Neutralität zugunsten der Entente aufzugeben. Die infolge der allgemeinen Verhältnisse eingetretene enorme Teuerung, die Knappheit der Lebensmittel, die soziale und Arbeiterfrage mit ihrer Steigerung der Lohnforderungen gaben beständige Gelegenheit zur Erzeugung von Unruhen, von Streiks und Aufständen, und es war ein leichtes, die Volksmassen Kataloniens zu überzeugen, daß an allem Übel die Zentralregierung schuld war, daß nur die Lostrennung von ihr, die Befreiung von dem schwer lastenden Joch Kastiliens für Katalonien von Vorteil sein konnte. Nach dem Kriege haben sich nun die Syndikalisten und russischen Bolschewisten sogar noch Barcelona zum Arbeitsgebiet ausersehen.

So nahm denn die katalanische Bewegung ihren Fortgang. Erfüllt von ihrem starken nationalen Bewußtsein und gestützt auf das von Wilson und der Entente aufgestellte Nationalitätsprinzip, wonach jede Nation ihre Selbständigkeit verlangen konnte, versuchten sie sich an den Präsidenten der Vereinigten Staaten und an Frankreich wegen ihrer Anerkennung als „Nation“ zu wenden, die ihnen von der Madrider Regierung nicht zugestanden wurde. Sie hatten jedoch auch damit nicht den erwarteten Erfolg, denn Graf Romanones



hatte in Paris diesem Bestreben entgegengearbeitet.

Die Madrider Regierung entschloß sich endlich 1919 durch Vorlegung eines eigenen Autonomieprojekts, in dem der Grundsatz der Teilung Spaniens in Regionen, denen Selbstverwaltung bewilligt werden sollte, stillschweigend angenommen wurde, den Katalanen entgegenzukommen. Aber nun war es zu spät. Die Katalanisten verfaßten gleichzeitig ein Gegenprojekt in einem „nationalen Statut", in dem sie völlige staatliche Unabhängigkeit forderten, demgemäß das Verlangen nach eigenen nationalen Cortes stellten und die Souveränität des Königs von Spanien nicht anerkannten. Noch ist der Streit über diese beiden Projekte, über die Lösung der katalanischen Frage, über die von den Regionalisten geforderte Umgestaltung des spanischen Einheitsstaates in einen föderalen iberischen Staatenbund, in den gegebenenfalls auch Portugal einbezogen werden könnte, nicht geschlichtet.

So sehen wir denn, wie sich im Laufe von etwa 80 Jahren allmählich aus geringfügigen Anfängen und Anlässen, aus einer an sich harmlosen Forderung in der Sprachenfrage und aus einer romantischen literarischen Bewegung eine die größten Gefahren für den Fortbestand des monarchischen Einheitsstaats Spanien in sich bergende politische Streitfrage von allerhöchster Bedeutung entwickelt hat, deren Lösung bis jetzt noch nicht abzusehen ist. Aber der Schlachtruf „Katalonien den Katalanen" dürfte dieses Mal schwerlich wieder von diesen und ihren Führern aufgegeben werden.

Man hat den Regionalismus der Katalanen vielfach mit dem Partikularismus verglichen, der in Deutschland der Erzielung eines Einheitsstaats und seiner Erhaltung viele Schwierigkeiten bereitet hat. Dieser Vergleich mag wohl bis zu einem gewissen Grade für die Anfänge der katalanistischen Bewegung zutreffen, doch nicht für die Entwicklung in jüngster Zeit. Wie wir an der Hand der Geschichte der Ausgestaltung dieser Konfliktsfrage dargelegt haben, handelte es sich zuerst wohl um partikularistische Bestrebungen, sie haben dann aber im Laufe der Zeit doch geradezu separatistischen Charakter angenommen und drohen seit etwa zehn Jahren mehr oder minder offenkundig die Grundverfassung und den Bestand des Einheitsstaats zu erschüttern. Trotz den Zugeständnissen, die die Zentralregierung Madrids schließlich den Wünschen der Katalanisten gerade in der letzten Zeit gemacht hat, streben die demagogischen Elemente Kataloniens und im besonderen Barcelonas doch nun dahin, seine völlige Unabhängigkeit zu erlangen und auf Grund des Nationalitätsprinzips Wilsons und der Entente ein eigenes nationalrepublikanisches Staatswesen zu gründen, das über den föderalistischen Bundesstaat hinaus dahin abzielt, sich von dem übrigen Spanien loszusagen und seine eigenen Wege zu gehen.

Immerhin darf man hoffen, daß die konservativen monarchischen und gemäßigt liberalen Ordnungsparteien schließlich doch die Oberhand gewinnen werden, und daß der iberische Einheitsgedanke, der eines der Staatsideale weiter politischer Kreise des ganzen Spaniens bildet und der darauf abzielt, falls einzelne Regionen des Landes die Selbstverwaltung erlangen sollten, einen iberischen Staatenbund mit Einschluß von Portugal zu bilden, schließlich aus diesem Konflikt, der durch die radikalsten Elemente der katalanischen Separatisten, Anarchisten und Syndikalisten heraufbeschworen worden ist, siegreich hervorgehen wird.

Berlin-Steglitz, Nov. 1920.





Eine internationale Ehrung Arturo Farinellis.

Von Max Cornicelius.

1.

Arturo Farinelli ist den deutschen Forschern auf dem Gebiet der romanischen Literaturen ein wohlbekannter Name. Wie er 1892 in Berlin promoviert und dann in Innsbruck 1896—1904 als Universitätslehrer gewirkt hat, mit Vorlesungen, die er nicht nur in italienischer, sondern auch in deutscher und französischer Sprache zu halten vermochte, so hat er an der wissenschaftlichen Zeitschriftenliteratur, vor allem in der „Deutschen Literaturzeitung" und im „Archiv für das Studium der neueren Sprachen", eifrig wie kein anderer Italiener, wie überhaupt kein Ausländer neben ihm, sich beteiligt. Und noch über den Kreis der Fachgenossen hinaus richtete er in den „Süddeutschen Monatsheften", in der Münchener Allgemeinen Zeitung sein Wort an deutsche Leser, auch als Schriftsteller unsere Sprache wie einer der Unsern beherrschend. Die Internationale Monatsschrift hat 1913 und 1914 zwei längere Aufsätze seiner Feder gebracht: den einen, über Rousseau, ebenfalls deutsch verfaßt, den andern, über Menéndez y Pelayo, aus dem italienischen Manuskript übersetzt. Besonders diese Arbeit werden ihm die Leser gedankt haben; sie gibt ein lebendiges, mit kongenial sympathisierendem Verständnis gezeichnetes Bild des universalsten spanischen Literaturhistorikers unserer Tage — Menéndez ist 1911 vierundfünfzigjährig gestorben —, der gewiß bei uns vielen auch literaturhistorisch Unterrichteten nur in unsicherer Vorstellung vor Augen gestanden hatte.

Seit 1907 ist Farinelli Professor der deutschen Literatur in Turin. Hier hat er 1919 die fünfzigste seiner Semester- oder Jahresvorlesungen seit 1896 als Universitätslehrer gehalten, ein willkommener Anlaß für einige Freunde und Schüler, an ihrer Spitze Benedetto Croce und Giovanni Gentile, ihm eine besondere literarische Ehrung zu erweisen. Sie haben sich von Farinelli eine Auswahl aus seinen Lehrvorträgen erbeten und öffentlich im In- und Ausland zur Subskription auf den sie zusammenfassenden Band aufgefordert.[1]) Trotz der ungünstigsten Zeitverhältnisse ist dieser Ruf weithin auch außerhalb Italiens gehört worden; an 700 Namen zählt das dem Buche vorangestellte Verzeichnis der Subskribenten auf, darunter aus Deutschland Gelehrte, Sprach- und Literaturforscher, wie Hugo Schuchardt, Meyer-Lübke, Karl Voßler; aus England den Cervantes-Biographen Fitzmaurice-Kelly; Henry R. Lang in New Haven; den Franzosen Morel Fatio; den in Spanien heute führenden Epenforscher Menéndez Pidal; den Dänen Kristopher Nyrop.

Zwei Charakteristiken des Universitätslehrers leiten den Band ein. Von dem Professor in Innsbruck, dem Lehrer vorwiegend natürlich der dort studierenden österreichischen Italiener („Il maestro degl' irredenti") handelt F. Pasini. G. A. Alfero — kein Unbekannter unseren Lesern, die seine besonnenen, gediegenen Literatur- und Kulturberichte aus der italienischen Gegenwart in den Jahrgängen 1913 und 1914 noch in der Erinnerung haben — gibt ein anschaulich mit liebevoller Sorgfalt gezeichnetes Bild seines Turiner Lehrers. Wie wohlgetroffen es ist, bestätigen schon früher von Farinelli zum Druck ge-

1) Per il cinquantesimo corso di lezioni di Arturo Farinelli. L'Opera d'un maestro. Quindici lezioni inedite e bibliografia degli scritti a stampa. Torino 1920, Fratelli Bocca.

gebene Vorlesungen und lassen ebenso die für diesen Jubiläumsband von ihm ausgewählten Stücke erkennen. Ein leidenschaftlich rastloser Wissensdrang im Bereich der geistigen, vor allem der literarisch künstlerischen Kultur der Neuzeit, verbunden mit einem ebenso leidenschaftlich alle Schranken überfliegenden humanitären Idealismus, geben Farinellis Forschung ihren Grundcharakter und bestimmen sein Wirken auf dem Katheder. Denn diese seine idealistische Anschauung alles wissenschaftlichen wie künstlerischen Schaffens durch Beispiel und Lehre auf seine Schüler zu übertragen, ist ihm eine heilige Pflicht. Er weiß wohl, daß nüchtern praktische Realisten ihm solche Lebens- und Lehrauffassung verargen, daß sie ihnen ein ideologischer Traum ist — *folle sogno* nennt sie Farinelli selber ironisch in ihrem Sinne —; unerschüttert tritt er nur um so lauter, entschiedener öffentlich für sie ein. Nirgends überschwenglicher und zugleich mit so ganz persönlichem Ausdruck, in einer herausfordernden, dichterisch gehobenen Sprache, wie in der 1911 veröffentlichten Einleitung zu seinem Vorlesungskursus über die deutschen Romantiker.[2]) Sie vor allem, diese „erlesene Familie der ersten deutschen Romantiker", das *primo santo cenacolo*, das sich um das Athenäum der Schlegel zusammenschloß, ruft Farinelli auf als Befreier von der Veräußerlichung, Materialisierung, Mechanisierung unseres geistigen Lebens heute, wie anderwärts so auch in Italien. Ihm selber haben diese „kühnen Eroberer des Ich" stärkste Anregung für seine von ihm vorzüglich gepflegten individual-psychologischen Studien gegeben; besonders an ein Wort Novalis', des Dichters, „der ins Unendliche schaut", erinnert er wiederholt als eins, das ihm immerfort gebieterisch im Herzen ertöne: „Nach innen geht der geheimnisvolle Weg; in uns oder nirgends ist die Ewigkeit mit ihren Welten, die Vergangenheit und Zukunft." Aber auch das andere wesentliche Ziel seiner Wirksamkeit als Lehrer und Schriftsteller: ein übernationales Streben nach humaner geistiger Völkerverbindung fördern zu helfen, so wie es sein Schüler Cesare Battisti in den Worten ausgesprochen hat: „Für das Vaterland der Humanität; für die Humanität der Vaterländer" — auch dieses Ideal sucht sein Vorbild vorzüglich bei den deutschen Romantikern.

In gleicher Auffassung hat er in seiner Turiner Antrittsvorlesung 1907 seinen Schülern auch Herder vorgestellt, an dem er zugleich Drang und Begabung „sich in die Seele der Dichter aller Völker hineinzufühlen" bewundert[3]); und wenn unter seinen literarischen Porträts das von Menéndez y Pelayo gegebene[4]) eines der glücklichsten ist, so beruht diese Wirkung zwar auch auf anderen beiden Literaturkritikern gemeinsamen Zügen. Denn es bezeichnet ja durchaus Farinellis eigene Art, wenn er von dem spanischen Forscher und Darsteller sagt, Begriffsenge und methodische Starrheit seien ihm unerträglich gewesen; und ferner: verstehen habe für ihn „innerlichst nachfühlen" bedeutet, „sich in das Kunstwerk, das man prüft und in sich aufleben läßt, ganz hinein versenken und vergessen". Aber sicher ist es vor allem wieder der durch keine nationalen Schranken eingeengte geistige Weitblick, der Menéndez eigen war, wie er Farinelli selber so sichtlich auszeichnet, was diesen sympathisch zu seinem spani-

2) Il Romanticismo in Germania. Bari 1911, Laterza.

3) L'Umanità di Herder e il concetto della „razza" nella storia evolutiva dello spirito. Prolusione tenuta all' Università di Torino il 13 dicembre 1907. Catania 1908.

4) Int. Monatsschr. Bd. 8, Sp. 821 ff., 977 ff.



schen Mitforscher hinzieht, die gemeinsame Auffassung der Kritik als eine „hohe humanisierende Mission, die frei und heiter sich im Universalen ergeht". Auch die besondere Schätzung Deutschlands, die Farinelli an Menéndez hervorhebt, als der Nation, welche „die geistige Führung aller übrigen Völker" übernommen habe, teilt er ja selber ebenfalls.[5])

Über Farinellis eigene Universalität, den weiten Umkreis seiner literarhistorischen Lehrtätigkeit, ihre *varietà della materia, vastità degli orizzonti,* die auch die Urheber dieser Jubiläumsehrung hervorheben, unterrichtet das eine, das Innsbrucker, der beiden dem Bande beigegebenen Verzeichnisse seiner bisherigen Vorlesungen. In Turin mußte er nach seinem Lehrauftrage auf deutsche Literatur allein sich beschränken; nur Ibsens Dramen hat er noch hinzugefügt und — hier aber in Vertretung von Kollegen — die poetische Geschichte des Cid und die spanischen Romanzen. In Innsbruck dagegen, als Professor für romanische Literaturen und Sprachen, seinem eigensten Triebe völlig freigegeben, sehen wir ihn auch über dieses ganze weite Gebiet mit literarpsychologischer Erforschung und Erläuterung meist von Schriftwerken höchsten Ranges beschäftigt. Neben den heimischen Großen, von Dante herab bis Manzoni und Leopardi erscheinen Franzosen von Montaigne bis Chateaubriand und Mme de Staël; Spanier, diese ihm besonders vertraut und ebenso wie Deutsche und Franzosen auch in ihrer eigenen Sprache behandelt; Camoens' Lusiaden.

Die deutsche Literatur erfüllt Farinellis Vorlesungen von Lessing herab bis zur Gegenwart; ihre Lyrik sogar vom Mittelalter bis zu Goethe. Und wie unter den denkwürdigen Italienern auch Machiavelli mit seinem „Principe" auftritt, so bei uns Fichte mit den „Reden an die deutsche Nation". Von unsern Lyrikern findet man in dem vorliegenden Bande, neben dem in einem besonderen Vorlesungszyklus über seine Lyrik behandelten Goethe, Paul Gerhardt, Christian Günther und Albrecht von Haller; Drama und erzählende Prosa vertreten Heinrich von Kleist und Gottfried Keller, offenbar zu wohlbedachter Kontrastwirkung nebeneinandergestellt.

5) In seiner Prolusione über Herder nennt Farinelli die Deutschen eine Nation überreich an größten Geistern, die mit klarem und tiefem Blicke in die verborgenen Räume unseres irdischen Gefildes eingedrungen sind.

2.

Eine ganz eigene Art der Betrachtung und Darstellung ist es, der sich Farinelli als literarhistorischer Porträtist hingibt, nicht zu sättigen in seinem Drang, in immer neue Persönlichkeiten einzutauchen, in sie sich einzufühlen, einzudenken. „Wer bis in die persönliche Seele eines Künstlers hinabgestiegen ist" — so sagt er selber in jener Turiner Antrittsvorlesung über Herders „Humanität" —, „ihren lebenspendenden Hauch geatmet hat, der empfindet dann immer unwiderstehlicher das Bedürfnis, seine Forschung stetig auf andere Individualitäten auszudehnen, wie sie bald hier bald dort die Jahrhunderte hindurch auf die Weltbühne herabgeschickt worden sind." Auf Novalis' Spuren gehend, ist sich Farinelli gewiß, daß geistesmächtige und ganz selbständig aus eigner Kraft heraus denkende und handelnde Individuen die Treiber und Träger menschlichen Fortschritts sind: „Die einzigen Lebensquellen", sagt er, „entspringen aus den Tiefen der individuellen menschlichen Seele." Eine psychologische Methode der Betrachtung literarischen, künstlerischen Schaffens wie die Taines lehnt er als vorwiegend am Äußeren haftend.

mechanisch, materialistisch ebenso ab wie Menéndez und wie sie schon Sainte-Beuve, der unvergleichlich erfahrene und geübte Meister der literaturpsychologischen Biographie, abgelehnt hat.

Den Rassebegriff verwirft Farinelli überhaupt und ganz unbedingt, bekämpft nicht nur die Überspannungen und Verzerrungen, die er vorzüglich in Deutschland, in Nachfolge und Übertreibung Gobineaus, erfahren hat. Dessen Theorien nennt er schlechtweg verrückt (pazzesche), trotzdem er weiß, daß doch so gründliche Forscher wie Pott und Ratzel sie, wenn besonnen eingeschränkt, nicht schroff abgelehnt haben; ja er scheint nicht einmal die Annahme eines die Jahrhunderte hindurch sich erhaltenden Grundcharakters eines Volkes — was die Franzosen génie d'un peuple nennen — zulassen zu wollen, spricht von der *indole pretesa dei popoli*. Ihm bleibt allein die Erkenntnis der jedem Volke, für alle andern nutzbar, von der Vorsehung geschenkten schöpferischen Individuen ein wissenschaftlich klares und auf dem Gebiete literarischer Kunst ihn selber vor allem lockendes Forschungsziel. Solchen Genien das Geheimnis ihrer Persönlichkeit abzugewinnen, sieht ihn der Leser gleichsam mit eigenen Augen vor sich an der Arbeit. Es ist ein unablässiges Andringen, Zudringen, nicht wie nach einem methodischen Plane, sondern in einzelnen immer erneuten, auch auf dieselbe Stelle zurückkommenden Angriffen. Kenntnis der äußeren Biographie und der Werke, des Stoffes und der Dokumente solcher psychologischer Arbeit wird mehr vorausgesetzt als eigens vermittelt, nur diese Arbeit selber dargeboten mit dem zuversichtlichen Bewußtsein, daß sie zu leisten sei.

Das erste solcher von Farinelli für das Jubiläumsbuch ausgewählten Themen aus der deutschen Literatur ist Gottfried Keller.

Gottfried Keller ist gewiß den meisten Italienern, auch solchen von ausgebreiteter literarischer Bildung, noch immer ein etwas mythischer Name der deutschen Literatur. Diesen Zug trug schon seine Einführung in Italien noch zu seinen Lebzeiten, mit lebhaftem Unwillen in solcher Form von ihm selber vernommen.[6]) Dieser ersten Würdigung Kellers, zumal seiner Novelle „Romeo und Julie auf dem Dorfe", folgten „Spiegel das Kätzchen" 1891 und der gekürzte „Grüne Heinrich" 1905 übersetzt, aber unsorgfältig und mißlungen. Die erste beachtenswerte literarhistorische Schätzung brachte 1895 das Emporium, eine in Bergamo erscheinende Zeitschrift, aus der Feder Carlo Fasolas, der sie dann 1907, im ersten Band der von ihm geleiteten „Rivista di letteratura tedesca", als noch immer rechtzeitig kommend, in Florenz von neuem herausgab und eine eigene Übersetzung des „Schlimmheiligen Vitalis" hinzufügte. Zwei Jahre darauf erschien im „Fanfulla della domenica" eine kurze, prägnante, in die Kenntnis des Menschen und Dichters praktisch und geschickt einführende Charakteristik Rodolfo Reniers.[7]) Ihn hatte der Dichter dauernd so angezogen, daß er in seinem Aufsatz einleitend sagen konnte, er vermöchte ein ganzes Buch über Gottfried Keller zu schreiben, so viel habe er ihn und über ihn gelesen und nachgedacht.

Auf Renier ist dann Farinelli, jahre-

6) Brief an Adolf Exner vom 16. Mai 1876 (Ermatinger, G. Kellers Leben, Briefe u. Tagebb. Bd. 3, S. 168). Beiläufig, der Verfasser der phantastischen biographischen Angaben in der Nuova Antologia, „das Rindvieh", nach dessen Namen Keller Exner zu forschen bittet, war Emilia Viola-Ferretti.

7) „Alcunchè di Goffredo Keller". Aufgenommen in die Sammlung seiner „Svaghi critici", Bari 1910, Laterza, S. 441—463.





lang neben dem allzu früh Geschiedenen[8]) an der Turiner Universität lehrend, mit einem Kolleg über Gottfried Keller gefolgt, dessen zwei Einführungsvorlesungen von ihm in der vorliegenden Auswahl zum Druck gegeben sind. Für die Vorlesung selber hat er zur Charakteristik von Kellers Kunst sich nur ein Werk allein zur Behandlung gestellt, an äußerem Umfang das winzigste von allen: die „Sieben Legenden". Schwerlich würde selbst auf einem deutschen Katheder ein Dozent sie als Stoff eines ganzen Kollegs sich wählen, und etwas überrascht fragt sich zunächst wohl mancher Leser — denn Farinelli selber in seiner Einleitung äußert sich hierüber nicht näher —, was diesen zu solcher Wahl bestimmt haben möge. Die Natur des Kellerschen Ingeniums, seine „intuitive Kraft, den unerschöpflichen Reichtum seiner Erfindungsgabe" will Farinelli an ihnen seinen Hörern darlegen. Nun sind aber doch sicherlich Kellers vollste und reichste Schöpfung „Die Leute von Seldwyla", die vom Märchen bis zum sozialen Zeitbild das ganze Gebiet umfassen, das er beherrscht, mit der ersten Novelle noch an den „Grünen Heinrich" sich knüpfen und in der letzten schon auf „Martin Salander" vorausweisen; und so bieten sie auch in Sprache und Stil die mannigfaltigste Anschauung seiner Kunst. Daher bewundert auch Renier vor allem diese Novellensammlung. Nur eins der anderen Werke erscheint ihm künstlerisch gleichwertig: ebenfalls die Sieben Legenden; nirgendwo sonst, sagt er, hat Kellers Stil eine gleiche Transparenz erreicht. Das schmale Bändchen enthält in der Tat das sprachlich Stilvollste, was Keller geschrieben hat, das Wort im Sinne Anselm Feuerbachs[9]) und des als Künstler dem Märchen- und Legendendichter Keller nahverwandten Böcklin genommen, wonach Stil Weglassen des Unwesentlichen ist. Diese sparsame Ökonomie der Ausdrucksmittel, mit der der Dichter doch volles blühendes Leben zu schaffen vermag, gibt den „Sieben Legenden" Gottfried Kellers ihren dauernden, klassischen Wert. Als reines Kunstwerk, wenn man einige meist auf der Oberfläche bleibende humoristische Willkürlichkeiten übersieht, gehen sie an der Spitze seiner Dichtung. Zudem sind sie in Stoff und Gehalt, in ihrer Tendenz, den durch Mittelalter und Renaissance hindurchgegangenen Romanen und Germanen insgesamt gleich verständlich, nicht wie „Die Leute von Seldwyla" mit spezifisch nationalen Elementen durchsetzt; die Mehrzahl von ihnen besonders deutliche Zeugnisse von Kellers „Naturalismus", seinem optimistischen Glauben an das vorwiegend gedeihliche Walten des unverstümmelt natürlichen Menschenwesens und der ihm sich anpassenden sozialen Ordnungen. Mit Recht hebt Farinelli in seiner Charakteristik stark hervor, wie dieses Naturevangelium Kellers ganzes Schaffen als dessen Grundlage bestimmt.

Auch im übrigen hat bei Keller wie bei Heinrich von Kleist die Farinelli besonders eigene Art psychologischer Begründung, dieses „gemeinsame Hinabsteigen in den Kern des Eigenbewußtseins", wie er im Hinblick auf Keller sagt *(discendere con lui nella sua bella coscienza)* treffende Bemerkungen eingetragen: über Kellers ruhig geniales, nie künstlerisch aufgereiztes poetisches Schaffen; über die Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt seiner künstlerischen Arbeit; die aus seiner sicheren Naturanschauung auch für seine phantastischen, traumhaften Gebilde erworbene Gabe plastischer Gestaltung und man-

8) Zu R. Renier s. Alfero in der Int. Monatsschr. Bd. 7, Sp. 772ff.

9) „Ein Vermächtnis". Wien 1882, S. 8[illegible]

ches andere noch. Daß jeder mit Gottfried Keller vertraut gewordene Leser ihm hier überall beistimme, wird Farinelli selbst nicht erwarten. Nicht jeder wird den Charakter des großen Dichters so durchsichtig finden und in so sicheren Linien zu zeichnen; in ihm, im Gegensatz zu Heinrich von Kleist, die *tranquillità* und *serenità,* die *calma divina* als durchgehend herrschende Züge zu sehen vermögen; wird sie nicht nur im Verfasser des „Martin Salander" vermissen, sondern auch schon im Schöpfer des „Grünen Heinrich" in der Berliner Zeit, den schaffenskräftigsten Jahren des Dichters. Und wenn Farinelli diesen als den *educatore nato* seines Schweizervolkes hinstellt, und von dieser Erziehungsaufgabe als von einer in Kellers Bewußtsein lebendigen *sacra missione* spricht, so hat hier der Porträtist in seinem schönen Eifer unwillkürlich Züge des eigenen Wesens auf sein Modell übertragen; denn er selber faßt allerdings sein erziehendes Wirken als Universitätslehrer ganz in diesem Pathos auf.

Der Bildnisskizze Gottfried Kellers läßt Farinelli die noch schwierigere Arbeit einer Charakteristik Heinrich von Kleists folgen: die beiden Einleitungsvorlesungen eines Kollegs über die Dramen des Dichters. In Form und Inhalt ein rechtes Seiten- und Gegenstück zu jener. Aus dem großen Vorlesungszyklus über die Lyrik in Deutschland von Walther von der Vogelweide bis Klopstock sind mit glücklicher Hand neben Albrecht von Haller Paul Gerhardt und Christian Günther ausgewählt. Ihre Zeichnung erscheint besonders gelungen, Günthers zumal. Denn dessen Gedichte entsprechen ganz dem, was Farinelli von spontaner unverkünstelter Poesie verlangt, reiner fast noch als die Goethesche Lyrik, deren Betrachtung, in dem längsten Stücke, den Band abschließt.

3.

Farinellis Ästhetik deckt sich, wenn auch nicht ganz, doch größtenteils mit der seines Freundes Benedetto Croce. Alle wahrhaft poetische Schöpfung erhält Leben und Einheit allein aus dem Innern, aus dem Gefühl des Dichters; auch von ihr gilt das zitierte Novaliswort. Bis in die äußerste Konsequenz verficht Farinelli diesen Grundsatz. Je reiner die Lyrik unbewußt dem innersten Gefühl des Dichters entspringt, desto unverfälschtere Poesie ist sie ihm. „Lyrik", sagt er, „ist Instinkt, ist die regellose göttliche Phrenesie Günthers und Burns'." Nun ist aber alle Poesie für ihn wie für Croce [10]) lyrisch; unsere Kategorien: Episch, Dramatisch neben und gegenüber dem Lyrischen sind scholastische Erfindungen, willkürliche Zerteilung des Unteilbaren, darum auch Schranken, die immer wieder jede geniale, nur sich selbst gehorchende poetische Kraft mißachtet und überspringt. Goethes poetisch wertvollste Produktion gehört in Farinellis wie in Croces Schätzung der vorweimarischen Zeit an, jenen Jahren eines allerdings nicht selten besinnungslosen, „nachtwandlerischen" Dichtens, wie es der Eingang des „Ewigen Juden" so drastisch schildert und der Fortgang des fragmentarischen Gedichts selber dann kundtut: ein ganz unwillkürliches dichterisches Schaffen, von dem Goethe noch in „Dichtung und Wahrheit" sagt, auch er habe für so entstandene Poesien eine besondere Ehrfurcht gehabt, „weil ich mich doch ungefähr gegen dieselben verhielt wie die Henne gegen die Küchlein, die sie ausgebrütet um sich her piepsen sieht". Auch sonst hat Goethe bis in sein hohes Alter die Macht des Unbewußten in

10) Croce, *Il carattere lirico dell'arte* in Saggi filosofici Bd. 1 und *Breviario di Estetica* 44f.



allem geistigen Schaffen hervorgehoben, aber doch auch, etwa zur selben Zeit als er jene Stelle in „Dichtung und Wahrheit" schrieb, in den Noten zum Westöstlichen Divan [11]) ernstlich von der „Besonnenheit" gesprochen, die von dem Dichter gefordert werde, um die Form einer Dichtung ihrem Stoff und Gehalt anzupassen.

Was Farinellis Ästhetik besonders eigentümlich von der Croces unterscheidet, ist ein mystisch metaphysisches Element, auf das er selber in einer ausführlichen Besprechung der *Estetica* hingewiesen hat [12]), und das auch in seinen Vorlesungen wieder und wieder hervortritt. Am Schluß des Stückes über Gottfried Keller heißt der Himmel die Heimat der Kunst, und zu Beginn der Vorlesung über Goethes Lyrik sagt Farinelli in der einleitenden Gesamtcharakteristik, ein lyrisches Gedicht sei *un grido della coscienza dell' individuo, e un grido della divinità stessa che è entrata in quella coscienza.* Goethes lebendigstes Schaffen ist ihm eben von einer *divina frenesia* aufgeregt.

So ist die Erläuterung deutscher Poesie Farinelli auch noch Anlaß zur Darlegung seiner ästhetischen Grundüberzeugungen geworden. Außer Carlyle in seinen jungen Jahren hat gewiß kein Ausländer in seinem Lande so eifrig hingegeben und warm für die Kenntnis und Würdigung deutscher Literatur gewirkt wie Farinelli in Italien. Wie dem Schotten sind wir auch ihm zu ernstlichem Dank verpflichtet; das *Vagliami il lungo studio,* das Dante seinem Virgil zuruft, sollte ein deutscher Leser aus diesem Buche auch ungesagt zu vernehmen glauben.

11) „Eingeschaltetes".

12) Studien zur vergleich. Literaturgesch. Bd. 3, S. 382f.

Zeitschriften- und Bücherschau.

Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft.

Aus der „Zeitschrift für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft" hebe ich zunächst den Nachruf, den E. Utitz Georg Simmel als Philosophen der Kunst widmet, heraus.[1]) Er läßt den Verstorbenen zwar zum guten Teil mit dessen eigenen Worten sprechen, doch fügt er das in durchaus selbständiger Weise zu eignem Bilde, aus dem Simmels Persönlichkeit greifbar herausschaut. Er zeigt, wie Simmels ganzes Philosophieren aus dem Leben hervorwächst, wie es sogar einen spezifisch modernen Tick hat. Aus dieser Verwurzelung im Leben werden dann einige, für Simmel besonders charakteristische Züge, wie seine Vorliebe für das Prinzip der Beseeltheit, hergeleitet. Besonders an den Büchern über Rembrandt und Goethe wird Simmels kunstphilosophische Eigenart beleuchtet.

Kurt Theodor[2]) macht in seinem Aufsatz über die Darstellung auf der Fläche den Versuch, den Beziehungen zwischen der Fläche und den dargestellten Erscheinungen nachzugehen und ihre ästhetische Bedeutung zu erweisen. Er kommt dabei am Schlusse zu einer Festlegung des Begriffs des „Malerischen" als der „Beziehung zwischen körperlicher und flächenhafter Anschauungssynthese, ihres Gegensatzes und ihres Ausgleichs"; dagegen bezeichnet der Begriff des „Plastischen" das „Verhältnis zwischen Körperform und Seele". Wilhelm Wätzold[3]) geht der Begründung der deutschen Kunstwissenschaft durch Joh. Friedr. Christ und Winckelmann nach. An Christ wird außer seiner Lexikographie seine philologische Methode gerühmt, es wird seine Cranachmonographie besprochen, sodann seine Sammlungen gewürdigt. Vor allem, daß er ein künstlerisch empfindender Mensch war, hat weitergewirkt, wohl nur indirekt auch auf Winckelmann, der erst „aus Stoffsammlung Geschichtschreibung machte". Von Winckelmann heißt es, daß er dem deutschen Geist ein neues Organ, Kunst zu fühlen, gegeben habe; er führte die Welt der Kunst in unsere Nationalbildung ein. Eine kurze bedeutsame Charakteristik und ein Lebensabriß machen den Hauptteil der Arbeit aus.

1) Zeitschr. für Ästhetik, Bd. XIV, S. 1—41.

2) Ebenda Bd. XV, Heft 2, S. 129.

3) Ebenda S. 165.



Eine wertvolle Untersuchung über das Problem der anschaulichen Gestaltung in der Lyrik bietet W. Scherrer[4]) Er nimmt eine poetische Anschaulichkeit an, die eindeutig bestimmt ist durch die rhythmisch-melodische Wirkung, die innerlich gesprochenen Versen innewohnt. Ändert sich dieser akustisch-motorische Komplex, die Schallform, so ändert sich zugleich der Eindruck der Anschaulichkeit. Damit wird der Begriff der „Anschaulichkeit" allerdings vom gewöhnlichen, visuellen Gebrauch entfernt; gibt man das zu, wird man viel Interessantes in den folgenden Ausführungen finden. — In einer Untersuchung über eine sehr merkwürdige Linie in den Arbeiten von Kindern setzt G. Fr. Muth[5]) seine Forschungen über Kinderzierkunst fort. Er hat nämlich bei Durchmusterung kindlicher Tellerverzierungen eine gewisse einfache, gleichmäßig zwischen äußerem und innerem Tellerrand verlaufende, in sich zurückkehrende Linie gefunden, die sich in allen Altersstufen erhält. M. Bukofzer[6]) nimmt in seiner Abhandlung „Vom Erleben des Gesangstons" vom Standpunkt des Arztes Stellung zu einer ästhetischen Frage, und will dabei die mannigfache seelische Verwurzelung des Singens und des Gesanghörens aufdecken. Als besonders wichtig erscheint ihm dabei die „endotaktile Gehörsinterpretation", das heißt die das Erlebnis verstärkende Nachahmungstendenz und reale Nachahmungsbewegung.

Von den zahlreichen, in Buchform erschienenen Werken über Ästhetik und verwandte Gebiete erscheint mir die „Grundlegung der allgemeinen Kunstwissenschaft"[7]) von Emil Utitz als die wichtigste Leistung. Dieses Werk, dessen erster Band bereits 1914 erschienen ist, hat mit dem zweiten Bande nunmehr seinen Abschluß gefunden. Der neue Band gliedert sich in drei Kapitel: 1. Das Kunstwerk, 2. Der Künstler und 3. Die Kunst. — Im ersten Teil wird die Frage nach der „Gegenständlichkeit" des Kunstwerks aufgerollt. Für diese werden fünf Prinzipien aufgestellt: Material, Kunstverhalten, Darstellungsweise, Darstellungswert, Seinsschicht. — Den Hauptteil nehmen die Untersuchungen über das Wesen des Künstlers ein. Das künstlerische Schaffen zum Fundament der ganzen Kunstwissenschaft zu machen, hält Utitz mit Recht für ein unangängiges Verfahren. Um das Wesen des Künstlers zu ergründen, wirft Utitz die Frage auf, welche allgemein menschliche Anlage für die „Gestaltung auf Kunsterleben" er zeige. Utitz setzt dabei das künstlerische Schaffen in Beziehung zu Klatsch und Lüge, da auch dies Bewußtseinsformen sind, in deren Struktur ein Erleben abströmt; der Unterschied liegt in der Stellung zum Gegenstande und in der Befreiung von ihm. Wie Geschmack und Technik hinzutreten, wird in besonderem Kapitel behandelt, die Bedeutung der „Inspiration" und der verstandesmäßigen Arbeit gegeneinander abgewogen, der Unterschied zwischen Talent und Genie bestimmt. Im letzten Abschnitt „Die Kunst" rückt das Problem des Wertes in den Gesichtskreis des Buches. Es handelt sich dabei wesentlich um die theoretische Aufgabe, die Bedeutung der Kunst und eines Kunstwerks zu erkennen und allenfalls um die praktische, zum „richtigen" Erleben der Kunst und des Kunstwerks anzuleiten. Über das Problem des Wertes der Kunst überhaupt kommt Utitz zu dem Problem der Kunsterziehung, ferner wird der Ursprung der Kunst behandelt, die Frage nach der Kunstentwicklung und die damit zusammenhängenden Streitfragen. — Ich kann an dieser Stelle natürlich nur ganz kurz den reichen Inhalt des Werkes skizzieren, das mit starker kritischer Begabung und mit trefflicher Kenntnis der Literatur alle Fragen umsichtig erörtert. Es bietet durchaus, was es verspricht, einen wertvollen Unterbau für die Wissenschaft, deren Grundlegung in systematischer Form es beabsichtigte.

Eine wertvolle Untersuchung ist auch J. Volkelts Buch über „Das ästhetische Bewußtsein".[8]) Es ist eine Ergänzung zu des Verfassers mehrbändigem System der Ästhetik. Es beginnt mit dem Problem der ästhetischen Gegenständlichkeit und stellt dann in die Mitte eine eingehende Erörterung des „Einfühlungsbegriffs", wobei gegen mehrere andersdenkende neuere Autoren Volkelt seine eigene Meinung aus-

4) Archiv für die ges. Psychologie XI. Bd. Heft 3 und 4.

5) Zeitschr. für angew. Psychol. 1920.

6) Passow und Schäfers Beiträge zur Anatomie, Physiologie, Pathologie und Therapie des Ohres, der Nase und des Halses XV.

7) Stuttgart, Verlag F. Enke.

8) München 1920, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung.

führlich verteidigt. Es werden beide Seiten des Einfühlungsbegriffs: das Schlicht-Gegenständliche wie die Ichbeteiligung scharf gegeneinander abgegrenzt, und zwar werden zu diesem Zwecke die beiden Begriffe der „Gestaltqualität" und des „Implicite-Bewußten" eingeführt. So gelangt Volkelt auch zu einer neuen Charakterisierung der ästhetischen Gegebenheit, die nicht „Illusion" ist und doch als „Schein" charakterisiert werden darf, zugleich hochentwickelt und grundnaiv sei. Mit einem Abschnitt über die Mitwahrnehmung und die Phantasie im ästhetischen Erleben schließt die umsichtige und eindringende Arbeit ab.

Von Spezialuntersuchungen zu einzelnen Künsten hebe ich die gründliche und das schwierige Problem von allen Seiten, vor allem mit Hilfe der modernsten Psychologie in Angriff nehmende Arbeit: „Der romantische Charakter" von Fritz Giese[9]) hervor. Bisher liegt allerdings nur der erste Band vor, der das „Androgynenproblem" behandelt. Mit außerordentlicher Belesenheit werden zunächst die vorromantischen Theorien über die Psychologie von Mann und Weib dargelegt, bis dann die spezifisch-romantischen Gedanken und Lebensformen entwickelt werden. Da der Autor nicht bloß literarhistorisch, sondern auch in der neusten Psychopathologie und Psychoanalyse wohlbewandert ist, vermag er in der Tat ganz neue Streiflichter auf die interessanten Fragen zu werfen.

Aus dem Nachlaß des verstorbenen Schulmanns Friedrich Lippold[10]) haben seine Schüler „Bausteine zu einer Ästhetik der inneren Form" herausgegeben. Es handelt sich dabei vorläufig um die programmatische Grundlegung einer Kunstlehre, die weniger theoretischen als pädagogisch-praktischen Charakters ist. Indem Lippold den Goethischen Begriff der „inneren Form" in den Mittelpunkt des Kunsterlebens stellt, will er ein Verfahren gewinnen, um das Kunsterleben zu höchster Vertiefung und Steigerung zu bringen. Dies Verfahren besteht in der Anfertigung von „Stimmungsberichten". Leider bringt der bisher vorliegende Band ausschließlich theoretisch-programmatische Erörterungen, während die praktisch ausgeführten Stimmungsberichte in einem zweiten Band nachfolgen sollen.

9) Langensalza 1920, Wendt & Klawells Verlag.

10) München 1920, C. B. Becksche Verlagsbuchhandlung.

Man wird ein wirkliches Urteil erst dann formen können, wenn die Stimmungsberichte selbst vorliegen; denn die Probe auf ein Programm ist erst die Ausführung.

Für die psychologische Erforschung des Kunstschaffens ist sehr interessant eine Sammlung „psychopathologischer Dokumente", die Karl Birnbaum[11]) herausgibt und die aus den Tagebüchern, Briefen und andern Berichten mannigfaches Material für die Kenntnis seltsamer Seelenzustände schöpferischer Menschen zusammentragen. Das Buch, durch ausführliche Literaturangaben bereichert, kann ein sehr praktisches Nachschlagebuch werden.

Unter dem Titel „Der Dichter und das All" stellt Julius Kühn[12]) drei Aufsätze zusammen, die, von einzelnen Dichtern, Stifter, W. v. Scholz, Werfel, ausgehend, in feinsinniger Weise zu allgemeinen Problemen hinstreben. Bei Stifter wird das Verhältnis des Dichters zur Zeit, bei Scholz das Verhältnis des Dichters zum Raum, bei Werfel das Verhältnis des Dichters zu Gott behandelt. Alle drei Studien sind geistvolle Analysen, die zum Teil große Schönheiten aufdecken.

Ein interessantes Problem aus dem Gebiet der bildenden Kunst schlägt Hans Lorenz Stoltenberg[13]) in seinem Büchlein „Reine Farbkunst in Raum und Zeit und ihr Verhältnis zur Tonkunst" an. Das Ziel ist sozusagen die Schaffung einer „absoluten Farbenmusik", die nicht bloß das Nebeneinander der Farben, sondern womöglich auch ihr Nacheinander zu Kunstwirkungen zu bringen hätte. Er bejaht bedingungslos die Möglichkeit sowohl einer Farbraumkunst wie einer Farbzeitkunst und behandelt ausführlich das Verhältnis von Farbkunst zur Tonkunst. Ein Abschnitt über Farbspielzeuge schließt das Büchlein ab und läßt erhoffen, daß der Verfasser seine Ideen auch praktisch verwerten wird, wozu die Entwicklung des Kinomatographen vielleicht ungeahnte Möglichkeiten eröffnet. Das auch sprachlich originelle Buch kann lebhaftes Interesse erwecken.

Wenig gefunden habe ich dagegen in einem aus dem Englischen übersetzten Buche von Edwin Swift Balch und Eugenia Macfarlane Balch, „Kunst und Mensch, vergleichende Kunststudien

11) 1920, Julius Springers Verlag.

12) Gotha 1920, Riemannsche Hofbuchhandlung.

13) Leipzig 1920, Verlag Unesma.



(Deutsch von Erwin Volkmann)".[14]) Die Verfasser scheinen sich zwar ziemlich vielseitig mit allerlei Kunstfragen beschäftigt und sich besonders in primitiver Kunst umgesehen zu haben, aber diese Beschäftigung ist doch recht oberflächlich geblieben. Jedenfalls entspricht es nicht den Anforderungen, die wir in Deutschland an Methode und Stoffbeherrschung stellen. Es werden zwar eine Menge von Themen angeschlagen, aber nirgends dringt die Darstellung, trotz des Bemühens, möglichst verschiedenartige Kunst heranzuziehen, in die Tiefe. Wir haben in Deutschland bereits seit vielen Jahren Werke, die, wie Grosses „Anfänge der Kunst" oder Wundts „Völkerpsychologie", um nur ein paar der bekanntesten zu nennen, die Probleme in ganz anderen Tiefen packen und doch auch dem Laien zugänglich sind. Es soll nicht geleugnet werden, daß der Verfasser allerlei Ideen hat, die, gründlicher durchgedacht, bereichernd wirken können, aber in der Hauptsache war dieses Buch keine Notwendigkeit für uns.

Zum Abschluß sei noch kurz ein Werk erwähnt, das zwar nicht der Kunst ausschließlich gewidmet ist, das aber in interessanter Weise versteht, die gegenwärtige Kunst und Dichtung in große Zusammenhänge hineinzustellen. Ich meine das treffliche Buch „Das Weltbild der Gegenwart"[15]) von T. K. Oesterreich, das auf schmalem Raum wirklich einen außerordentlich weiten Horizont übersehbar macht.

Richard Müller-Freienfels.

Nachrichten und Mitteilungen.

Altbulgarische Kunst.

Bulgariens seit 1912 nur auf kurze Zeit unterbrochener Befreiungskampf, der die nationale Einigung des Volkes abschließen sollte, hat durch den Zusammenbruch der bulgarischen Front in Mazedonien im September 1918 einen unglücklichen Ausgang genommen. Nun muß sich das Königreich mit einem kleineren Territorium begnügen, als es vor seinem Eintritt in den Weltkrieg besaß, und Tausende von Volksgenossen bleiben außerhalb der Grenzen des verkrüppelten Nationalstaates. Ihm sind wie uns die Waffen aus der Hand geschlagen, und es bietet sich keine Aussicht, mit Gewalt eine Genesung der Verhältnisse herbeizuführen. Da ist es anerkennenswert, daß Bulgarien sich sofort bemüht, seine Lebensrechte auf anderen, friedlichen Wegen nachzuweisen. Trotz der Ungunst der äußeren Verhältnisse ist es einem rührigen Komitee von bulgarischen Künstlern und Gelehrten gelungen, das Werk des Direktors vom Nationalmuseum in Sofia Bogdan D. Filow über „Altbulgarische Kunst" in der Schweiz zur Drucklegung zu bringen.[1]) Es ist in deutscher Sprache geschrieben. Um so mehr erscheint es geboten, bei uns einem weiteren Publikum von ihm Kenntnis zu geben. Es ist auch wünschenswert, daß nach der Erkaltung der politischen Beziehungen zwischen den beiden Ländern seit dem bulgarischen Waffenstillstand wenigstens die wissenschaftliche Annäherung bestehen bleibt.

Der Verfasser geht stets von einer rein sachlichen Problemstellung aus, und wenn es ihm nicht gelingt, auf alle Fragen eine endgültige Antwort zu geben, so liegt das nicht an seinem Mangel an Scharfsinn, sondern an der heute notwendigerweise noch unvollständigen Kenntnis und Untersuchung der Denkmäler. Filow betont überhaupt, daß es ihm viel weniger auf die endgültige Feststellung des Entwicklungsganges in der bulgarischen Kunst ankäme, als auf eine erste Sammlung der Hauptzeugnisse und ihre Mitteilung an die westeuropäische, im besonderen deutsche kunstgeschichtliche Forschung. Daß dieser alle Mittel einer kritischen Stellungnahme an die Hand gegeben werden, dafür sorgen die überaus reichen Illustrationen des Werkes von hervorragender Ausführung.

Es ist nicht der Zweck dieser Zeilen, das Werk in allen seinen Einzelheiten kunsthistorisch zu würdigen, das überstiege die Zuständigkeit ihres Verfassers. Nur einige Hauptthesen von allgemeingeschichtlicher Bedeutung sollen herausgegriffen werden.

Die Zeit unserer Interesselosigkeit für Herkunft und Entwicklungsgang des bulgarischen Volkes ist mit dem Weltkrieg

14) Würzburg 1919, Memminger.

1) Altbulgarische Kunst. Mit 58 Tafeln und 72 Abb. im Text. Bern 1919, Verlag von Paul Haupt. Akademische Buchhandlung vorm. Max Drechsel.

15) Berlin 1920, E. S. Mittler & Sohn.

wohl endgültig vorüber. Nicht nur deutsche Forscher wie Dietrich Schäfer, Otto Hoetzsch und Ulrich v. Wilamowitz-Moellendorff haben uns durch Aufsätze belehrt, sondern auch Bulgaren haben sich in deutscher Sprache an uns gewandt. Ich erinnere an die Werke von V. Antonoff, „Bulgarien vom Beginn seines staatlichen Bestandes bis auf unsere Tage (679—1917)" und von W. N. Slatarski, und N. Staneff, „Die Geschichte der Bulgaren", 2 Bde.

Da erfuhren wir denn, daß die Bulgaren ein den Finnen verwandter asiatischer Volksstamm mit unbekannter Urheimat sind, daß sie aber im 6. nachchristl. Jahrhundert in Rußland an der Wolga (Bulgari < Wolgari) wohnten, von wo aus sie im folgenden Jahrhundert nach Süden aufbrachen, um 679 unter ihrem König Asparuch die Donau zu überschreiten und in der Dobrudscha einen Staat zu gründen, der sich später immer weiter nach Süden und Westen ausdehnte und als erstes bulgarisches Reich unter Zar Simeon 888—927 seine höchste Blüte erlebte. Die alten Bulgaren sollen dabei dem neuen Staatswesen nur den Namen und die kriegerischen Eigenschaften seiner Einwohner verliehen haben, während sie kulturell in sehr kurzer Zeit von für uns namenlosen slawischen Völkern assimiliert wurden, die unmittelbar vor ihnen (und nach den West- und Ostgoten) von Rußland her in die Balkanhalbinsel eingewandert waren und mit denen sie sich auch bald völkisch verschmolzen. Diese Darstellung wird von Filow in einem wichtigen Punkte auf Grund der kunsthistori- Überlieferung bestritten.

Die ältesten Kunstdenkmäler Bulgariens aus der Zeit nach 679 finden sich in der Nähe des Dorfes Aboba (im nord-östlichen Bulgarien), wo die alte bulgarische Hauptstadt Pliska lag; später im 9. Jahrhundert wurde sie nach Preslaw (ebenfalls im nord-östlichen Bulgarien) verlegt. Unmittelbar ist von den Zarenburgen an diesen alten Stätten nichts vorhanden. Jedoch haben Ausgrabungen ihre riesige Ausdehnung gelehrt und weisen auf die Großartigkeit der Anlagen hin. Auch die Bautechnik ist eine völlig eigentümliche. Während die altchristlichen Basiliken des 4.—7. Jahrhunderts, die sich auch auf bulgarischem Boden befanden, rein aus Backsteinen aufgeführt wurden, sind die Paläste in Pliska und Preslaw aus mächtigen, geschickt zusammengefügten Steinquadern erbaut worden. Die geringen ornamentalen Reste, die sich von ihnen und verwandten gleichzeitigen Bauten erhalten haben, weisen deutlich auf orientalischen Einfluß hin. Am schlagendsten ist dieser an dem Ornament eines Marmorkapitäls aus Stara Zagora (7.—8. Jahrhundert) zu erkennen, das einen von einem Greif angegriffenen Elefanten darstellt. Der stark deformierte Körper des Elefanten, aber die deutliche Ausprägung des Rüssels zeigen, daß dem Künstler für die alte ornamentale Form die unmittelbare Anschauung fehlte. Filow glaubt auf Grund dieser stilistischen Eigentümlichkeiten ihrer Bauten und deren Ornamentik den alten Bulgaren schon bei ihrem ersten Auftreten auf dem Balkan eine „selbständige" und „hochentwickelte" Kultur zuweisen zu können. Er leugnet ihre kulturelle Aufsaugung durch die slawischen, früher eingewanderten Bevölkerungsteile; „im Gegenteil, wenn die Bulgaren diese stark zersplitterte Bevölkerung so leicht in einem mächtigen Staate vereinigen konnten, haben sie dies nicht nur ihrer besseren staatlichen Organisation, sondern auch ihrer höher entwickelten materiellen Kultur, wie sie uns in den altbulgarischen Bauten entgegentritt, zu verdanken." (S. 4.) Wie es schon Filow selbst ablehnt, die neue Technik des Quaderbaues als bulgarische Leistung in Anspruch zu nehmen, sondern dafür weitere Forschungen fordert, so bleibt doch bei aller Anerkennung der Selbständigkeit und Eigentümlichkeit der Kunst des ersten bulgarischen Reiches die Tatsache der slawischen Sprache des Volkes bestehen. Würden die alten Bulgaren, wenn ihre kulturelle Überlegenheit über die Slawen wirklich so groß gewesen wäre, nicht vor allem ihre Sprache bewahrt haben?

Die kunstgeschichtlichen Dokumente, die Filow beigebracht hat, beweisen zwar mit voller Deutlichkeit, daß die alten Bulgaren vom Orient über Rußland nicht als rein kriegerisches Raubvolk, sondern mit bestimmten Kulturüberlieferungen gekommen sind, die sich noch geraume Zeit erhielten — das ist die wichtige Korrektur, die die bisherigen Anschauungen erfahren —; gegen den kulturellen Einschmelzungsprozeß durch die Slawen ist damit aber noch nichts bewiesen, wenn man sich diesen auch nicht mehr als allzu schnell vorstellen darf. Übrigens ist diese Frage für die bulgarische Kunst von viel minderer Bedeutung als für die bulgarische Literatur.



Denn für jene traten in der Folgezeit vielmehr die byzantinischen Einflüsse entscheidend hervor.

Für die Begriffsbestimmung der byzantinischen Kunst äußert Filow Gedanken, denen vielleicht einmal weiter nachzugehen wäre. Er meint, daß man sich die empirische Auswirkung des byzantinischen Stiles nicht etwa so vorstellen dürfe, als seien die Meisterwerke griechisch-byzantinischer Künstler überall sonst nur roh und unvollkommen nachgeahmt worden, als sei dieser Stil eine rein national-byzantinische Schöpfung; er stelle vielmehr die Leistung einer ganzen Reihe von Völkern dar, darunter auch der Bulgaren. Und wie man von deutscher, italienischer, französischer Romanik und Gotik spreche, müsse man auch griechische und bulgarische Byzantinik unterscheiden. „Die Bezeichnungen byzantinisch, romanisch, gotisch beziehen sich eben auf den Stil, nicht auf die innerhalb einer bestimmten Nation geschaffenen Kunstwerke.“ (S. 17.) Leider nur stützt Filow diese interessante These nicht durch seine späteren Ausführungen. Er erzählt uns, wie die bulgarische Kunst unter dem zweiten bulgarischen Reich, das 1186 gegründet, unter Zar Iwan Assen II. (1218—1241) seine höchste Macht erreichte und 1393 infolge der Eroberung von Tirnowo durch die Türken wieder unterging, eine neue Blüte erlebte. Er lehrt uns durch ausgezeichnete Abbildungen die malerische Architektur dieser Zeit kennen, die den nur noch kleinen Bauten, meist Kreuzkuppelkirchen dieser Zeit (in Tirnowo, Stanimaka, Ochrida und Mesembria) durch gleichzeitige Verwendung von kleinen, regelmäßig behauenen Steinquadern und roten Ziegeln in rhythmischer Abwechslung sowie Blendarkaden einen starken, ornamentalen Schmuck lieh; er führt uns die prachtvollen Fresken vom Jahre 1259 aus der Kirche von Bojana bei Sofia vor, die Porträts des Sevastokrators Kalojan mit seiner Frau Dessislava und des Zaren Konstantin Assen mit seiner Frau Irene; er macht uns bildlich mit dem Kunstgewerbe der Zeit bekannt, das sich namentlich an der Ikonostasis, d. h. an der mit Heiligenbildnissen geschmückten Wand, die in den orthodoxen Kirchen das Allerheiligste vom allgemeinen Kirchenraum abschließen, in ornamentaler Mannigfaltigkeit entwickelte. Aber wir erfahren nicht, was an diesen Schöpfungen des byzantinischen Stiles — von dem er einmal sagt, daß er „nie die Form als Selbstzweck betrachtet“, wie etwa die Antike, sondern daß für ihn „die Hauptsache ... der Inhalt“ sei (S. 31) — nun das spezifisch Bulgarisch-Byzantinische ist.

Daß in der Zeit der Türkenherrschaft die künstlerische Tätigkeit der Bulgaren zurückgehen mußte, leuchtet ohne weiteres ein. Trotzdem überrascht es, wieviel in unzugänglichen Gebirgsgegenden doch gebaut wurde (die Klosterkirchen von Poganovo und Batschkovo, vor allem aber das Rila-Kloster). Künstlerisch Neues wurde freilich weder in der Architektur noch in der Malerei geschaffen, sondern nur die alten absichtlich starren Formen ins Handwerksmäßige, Geistlose übersetzt. Dabei ist es an den Fresken auffallend, daß man im 17. Jahrhundert zwar zur Raumillusion fortschritt, niemals aber die Linearperspektive beherrschen lernte. Für das Kunstgewerbe bietet dagegen die ornamentale Verzierung der Ikonostasis ein sehr hübsches Beispiel, wie innerhalb des formstarren byzantinischen Stiles doch auch eine Entwicklung möglich ist: vom einfachen regelmäßigen Flechtband und der Flechtrosette im 15. Jahrhundert zu dem in unregelmäßige Gebilde verwandelten Flechtmotiv mit vegetabilischer Auflösung im 16. Jahrhundert, bis dann im 17. und 18. Jahrhundert Blütenmotiv und Blütenranke in freier Anordnung das geometrische Flechtornament völlig verdrängt haben. (Tafeln XXXVI—XL.) Es läßt sich hier aber nur für die Ornamentik ein Vorgang beobachten, den in den gleichen Jahrhunderten für die gesamte Kunstentwicklung von der Renaissance bis zum Rokoko auch Westeuropa sah, wenn auch die allgemeine Gebundenheit im Osten stets größer als im Westen war.

Es ist Filow zweifellos nicht geglückt, mit seinem Werk uns in allem eine klare Vorstellung vom Wesen der altbulgarischen Kunst zu geben; dazu bedarf es weiterer, eindringenderer Studien; aber er hat durch die bildliche Mitteilung so vieler wichtiger Kunstwerke die Aufmerksamkeit der Kunsthistoriker auf sein Gebiet gelenkt und damit der Wissenschaft wie seinem Vaterland einen großen Dienst erwiesen. Namentlich die vergleichende kunstgeschichtliche Forschung wird sein Werk mit Dankbarkeit begrüßen. **Fritz Kaphahn.**

Für die Schriftleitung verantwortlich: Professor Dr. Max Cornicelius, Berlin W 30, Luitpoldstraße 4.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.




INTERNATIONALE MONATSSCHRIFT
FÜR WISSENSCHAFT KUNST UND TECHNIK

15. JAHRGANG HEFT 6 MAI 1921

Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft.

Ergebnisse der ersten gemeinsamen Sitzung des Hauptausschusses und der Vorsitzenden der Fachausschüsse.

Am 8. und 9. April 1921 fand in Berlin die erste gemeinsame Sitzung des Hauptausschusses und der Vorsitzenden der Fachausschüsse der Notgemeinschaft statt, zu der das Reichsministerium des Innern und einige Hochschulländer ihre Vertreter entsandt hatten. Es galt die Richtlinien für die zweckmäßigste Verwendung des vom Reiche bewilligten Geldes festzulegen, und die Beratung so weit zu fördern, daß nunmehr baldmöglichst ein Eingreifen der Notgemeinschaft an allen bedrängten Punkten erfolgen kann. Zum 15. Mai werden die Vorsitzenden der Fachausschüsse eingehende Pläne über die Bedürfnisse ihres Fachgebietes aufstellen. Die Anforderungen der einzelnen Fachausschüsse sollen dann vom Hauptausschuß gegeneinander ausgeglichen werden. Wenn dann das Reich den vom Präsidium im Anschluß an die Hauptausschußberatungen festgestellten Haushaltsplan gebilligt hat, wird an die Unternehmungen der Notgemeinschaft herangetreten werden können.

Im Vordergrunde steht die Erhaltung des wissenschaftlichen Zeitschriftenwesens, der großen Fortsetzungswerke und der großen Unternehmungen, besonders auch der Akademien. Die Fachausschüsse haben die Aufgabe, die auf ihrem Gebiete für eine Weiterentwicklung der Forschung unbedingt notwendigen Zeitschriften festzustellen, die dann, wenn sie sich nicht selbst erhalten können, von der Notgemeinschaft gestützt werden sollen. Die Hilfe der Notgemeinschaft wird sich hierbei auf etwa 300 bis 400 Zeitschriften beschränken müssen, da es ganz unmöglich ist, daß das Zeitschriftenwesen in seiner alten, oft für die Entwicklung der Forschung nicht einmal gedeihlichen Breite fortgeführt wird. Während die wissenschaftliche Beurteilung völlig in den Händen der Fachausschüsse bleiben soll, wird die geschäftsmäßige Erledigung von einer Zentralstelle geleitet werden, der ein Ausschuß zur Seite steht, in welchem auch Verleger vertreten sind. Nur so kann erreicht werden, daß die Mittel der Notgemeinschaft in der wirksamsten Weise ausgenutzt werden. Die Notgemeinschaft wird darauf dringen müssen, daß seitens der Herausgeber der Zeitschriften eine scharfe Wertprüfung bei der Annahme der Veröffentlichungen stattfindet; immerhin soll trotz aller Strenge nach Möglichkeit auch jüngeren Gelehrten Gelegenheit bleiben, ihre wissenschaftlichen Arbeiten zu veröffentlichen.

In gleicher Weise wie die Zeitschriften werden auch Abhandlungsreihen, soweit sie für die Forschung unentbehrlich sind, von der Notgemeinschaft zu unterstützen sein, damit nach Möglichkeit auch größere Arbeiten, die für die Zeitschriften zu umfangreich sind, gedruckt werden können. Nur in Ausnahmefällen wird die Notgemeinschaft den Druck von Einzelwerken nach vorherigem Gutachten der Fachausschüsse fördern können.

Ein Bibliotheksausschuß ist be-



stimmt, die Beschaffung von Auslandszeitschriften in die Wege zu leiten. Dabei gilt es, zunächst einmal an ein oder zwei Stellen in Deutschland die Lücken, die der Krieg in die Zeitschriftenreihen gerissen hat, durch Kauf zu schließen. Außerdem sollen auch wissenschaftliche Spezialbibliotheken durch Ausfüllung der Kriegslücken in den Stand gesetzt werden, ihre Aufgaben wie bisher zu erfüllen. Die laufende Beschaffung der Zeitschriften auch für die Forschungsinstitute soll dagegen im Wege des Austausches durchzuführen versucht werden, da auch von seiten des Auslandes immer wieder Anregungen zur Einleitung eines Tauschverkehrs zwecks Vermeidung der Valutaschwierigkeiten angeregt worden sind. Es würde sich bei dem Kauf um insgesamt über 10000 Jahrgänge handeln, während die Beschaffung durch Tausch nach vorsichtiger Schätzung sich auf mindestens 3—4000 Zeitschriften erstrecken müßte. Den Bibliotheken als solchen unmittelbare Zuschüsse zu gewähren, liegt nicht im Bereich der Notgemeinschaft. Sie wird auch hier nicht über die dringendsten Anforderungen der Forschung hinausgehen können.

Für die experimentellen Wissenschaften bleibt eine Unterstützung bei der Beschaffung von Laboratoriumsbedarf vorbehalten. Dabei handelt es sich zunächst um eine einmalige Ausfüllung der Kriegslücken in beschränktem Umfange, wobei auch besonders die technischen Forschungsstätten berücksichtigt werden sollen. Die laufende Beschaffung von Präparaten und Instrumenten wird ein besonderer Ausschuß erwägen, und zwar ist daran gedacht, eine Art von Einkaufsgenossenschaft und eine angeschlossene Verleihstelle für einzelne Instrumente und teuere Stoffe einzurichten. In diesem Ausschuß werden alle Experimentalwissenschaften vertreten sein.

Dem besonderen Bedürfnis der medizinischen Forschung will die Notgemeinschaft durch Lieferung von Versuchstieren entgegenkommen. Angesichts der Verschiedenartigkeit der Anforderungen der einzelnen medizinischen Forschungsinstitute ist die Frage zu prüfen, ob die Tierbeschaffung durch einen oder mehrere Tierparks, in denen auch gleichzeitig biologische Forschungsstätten geschaffen werden könnten, oder durch einen Ausbau der bisherigen Wege am zweckmäßigsten durchzuführen ist.

Neben diesen über große Wissenschaftsgebiete hin gleichartigen Aufgaben, deren Verwirklichung natürlich von den zur Verfügung stehenden Mitteln und Hilfskräften abhängt, wird die Notgemeinschaft eine anregende Unterstützung von Einzelforschungen in beschränktem Umfange ins Auge fassen müssen. Daher sind auch für die Bewilligung von Einzelanträgen erhebliche Mittel in Aussicht genommen. Es handelt sich hierbei nicht nur um Druckunterstützungen, sondern nach Möglichkeit auch um Gewährung von Mitteln für besondere Forschungen, deren Grundlagen innerhalb des Rahmens der zentralen Beschaffung von Laboratoriumsbedarf nicht genügend sichergestellt sind. Auch für diese Bewilligungen ist das Gutachten der Fachausschüsse zunächst maßgebend. Die Notgemeinschaft setzt jedoch hier wie bei allen ihren Unterstützungen voraus, daß die Sorge für die wirtschaftlichen Grundlagen der Forschung staatlicher und kommunaler Institute wie bisher den Ländern sowie denjenigen Stellen überlassen bleibt, die für die in Betracht kommenden Institute verantwortlich waren. In besonderen Fällen werden an einzelne Gelehrte Forschungsstipendien gewährt werden müssen. In erster Linie wird es sich für die Notgemeinschaft um alle die Unternehmungen handeln, die unmittel-

bar vor dem Zusammenbruch stehen, da die vom Reiche in so dankenswerter Weise für die Notgemeinschaft ausgeworfenen Mittel angesichts der großen Ausdehnung des deutschen Wissenschaftsbetriebes doch nur sehr gering sind. Daher ist vor allen übertriebenen Hoffnungen zu warnen. Die Notgemeinschaft kann vorerst nur daran denken, dort helfend einzugreifen, wo durch eine weitere Verzögerung unheilbarer Schaden für das gesamte deutsche Volk erwachsen würde.

Unsere Kriegsliteratur in französischer Vorstellung und in der deutschen Wirklichkeit.

Von Eduard Wechssler.[1])

Diese Mitkämpfer alle haben an dem ungeheuren Erlebnis ihre gegebene Seelenverfassung betätigt und ihre Gestaltungskraft zum ersten oder wiederholten Male bewährt. Aber der neue Stoff verlangte einen neuen Stil, das unerhörte Schicksal eine noch unerhörte Geistigkeit. Einige wenige haben jenseits des Weltkrieges und der inneren Umwälzung festen Stand gewonnen und einen ersten Versuch gewagt, in neuer Kunst beides wahrhaft zu überleben und damit von innen zu überwinden.

Dafür war am besten Fritz von Unruh gerüstet, dieser Sproß eines alten Adelshauses, das bisher seinem Vaterland ausschließlich Offiziere gestellt hatte. Schon sein erstes Drama „Offiziere" (Berlin, Erich Reiß 1912) ließ einen Geist ahnen, der über die gleich Schicksalszwang drückenden zeitlichen Gegebenheiten kühn und sieghaft hinausdrängte. Zehn preußische Leutnants fügen sich, jeder auf seine Weise, gut oder schlecht in den Friedensdienst der Kaserne und des Kasinos. Am schwersten wird es dem Feuerkopf Ernst von Schlichting, den nach Gefahren und Taten verlangt, und Harry von Heuer, der gewohnt ist, alles auf den Augenblick zu setzen. Ernst ist mit seines Obersten Tochter Hedwig verlobt, Harry hat wegen Schulden den Abschied bekommen. Da verlangt der Aufstand der Herero in Deutschsüdwest freiwilligen Kriegsdienst. Die meisten der Offiziere haben sich gemeldet. Harry steht als Gemeiner, Ernst als Vorgesetzter auf einer Signalstation; da um ihn Mannschaften und Offiziere an Durst hinsterben, gibt Ernst, als zweiter Prinz von Homburg, auf eigene Verantwortung das Zeichen zum Angriff. Sachlage und Erfolg rechtfertigen diese Pflichtwidrigkeit, die tatsächlich Pflicht war. Aber er fällt von der Kugel eines Herero. Stirbt, noch gestützt auf die Schulter seiner Braut, die als Krankenpflegerin ihm nachgefolgt war.

Tief ins Preußentum griff er mit seinem nächsten Stück: Louis Ferdinand, Prinz von Preußen (1913). Falsch und trügerisch ist das beliebte gegensätzliche Schlagwort: Weimar oder Potsdam; Literaten haben es aufgebracht. Auch im Hohenzollernhause schlug die Lohe schöpferischen Geistes zu den Sternen empor. Sanssouci und Potsdamer Stadtschloß, Friedrich der Große und Friedrich Wilhelm I.: zwischen diesen Polen erfüllte sich Preußens Geschichte. In Louis Ferdinands schwärmerischem Feuergeist und Friedrich Wilhelms III. Gottesgnadentum zuckt noch einmal der alte Gegensatz auf. Napoleon droht und beschimpft.

1) Siehe Heft 5.



Der König fühlt sich von Gott verlassen, ordnet Mobilmachung an und hofft trotz allem den von Gott gewollten Frieden zu erhalten. Oberbefehlshaber wird der siebzigjährige Herzog von Braunschweig. Louis Ferdinand stürzt sich mit der schwachen Vorhut zu spät auf die angerückten Franzosen. Er rettet Ehre und Pflicht. „Unsere Seelen empor! Ihr Flügelschlag setze die weite Luft in Brand!“ Und die Königin spricht die letzten Worte: „Sucht Preußen! Es gibt keine Preußen mehr.“

Hernach zog der Dichter ins Feld und schrieb auf französischem Boden im Oktober 1914 „Vor der Entscheidung“. Ein Ulan und ein Freiwilliger begegnen sich im Kampfgebiet; der eine, aus dem der Dichter selber spricht, tief erschüttert von der sinnlosen Zerstörung edelsten Lebens, der zweite noch im ersten Rausch der Kampfbegeisterung: bei einem Zug Schwerverwundeter; beim Granatfeuer in der Lehmhöhle eines Schützengrabens; bei einer Schar flüchtiger Dorfbewohner; in einer brennenden Kleinstadt; in einer zerschossenen Kirche, wo eine alte Mutter zur Muttergottes betet und eine junge Witwe den Altar schmückt. Den Höhepunkt erreicht die symbolische Dichtung, als eine verhüllte Gestalt den Ulan auf einem Felsenpfad zur Tiefe und vor ein Grabgewölbe führt. Dort steht der Geist Kleists mit einem Flammenschwert und will beiden den Eingang verwehren. Aber die verhüllte Gestalt erzwingt den Eintritt und läßt den Ulan die Särge von vier Preußenherrschern, vom Großen Kurfürsten bis Friedrich Wilhelm IV. erschauen. Kleist fordert von dem jüngeren Dichter unbedingte Nachfolge. Aber dieser, so stark er sich ihm verwandt und verbunden fühlt, lehnt sein Haßgebot ab und will von Liebe und Versöhnung der Völker singen. Darauf spricht die verhüllte Gestalt zu dem Ulan:

> Eh' du nicht mit heil'ger Kraft
> In dein Innerstes gedrungen,
> Dich zerbrochen, dich bezwungen,
> Und dich um und um geschafft —
> Wird nicht deiner Seele Klang
> Rein im Weltall schwingen
> Und als ferner Lobgesang
> Jedes Werk durchdringen —
> Wirst du nicht berufen sein,
> Liebe zu vergeben,
> Wälzest nicht den Leichenstein
> Von ersticktem Leben.

Die Gestalt entschwindet. Und an edler Hoffnung reich, kann der Ulan den Schatten der Gefallenen, die ihn ruhelos hierher begleitet haben, versprechen, daß er sie im heiligen Kunstwerk zu neuer Gestalt wecken und von ihrer Qual erlösen werde.

Diesen Schritt hat der Dichter gewagt im „Opfergang“ (geschrieben im Feld Sommer 1916). Hatte er sich bisher an Kleist und zuletzt an Goethes Faust gebildet, hier schuf er sich einen neuen, einen eigenen, den für die heutige Schlacht angemessenen Stil. Hier erfüllte sich ihm die gewordene Verheißung. Eine Kompagnie in der Kriegsstärke von 300 Mann erhält Marschbefehl in der Richtung Verdun und empfängt die weißen Armbinden, dieses Zeichen der Sturmtruppen. Gewaltiges Schicksal starrt ihnen ins Angesicht. Sie recken und bäumen sich diesem Schicksal entgegen, jeder auf seine eingeborene Art, jeder geglüht und gehärtet wie zum Standbild von Stahl. Der Hauptmann von Werner, der alles voraussieht und in seinem Tagebuch gleich einem Dichter seine geheimste Furcht und Hoffnung niederlegt; der Leutnant Hartmann, Vikar der Theologie, der sich an Geschichte geschult hat; der Vizefeldwebel Lehrer Clemens, des Hauptmanns Freund und mit ihm sehnsüchtig nach neuem Frühling der Völker;

der Sergeant Lehrer Hillbrand, mit seinen Gedanken bei der jungen Gattin zu Hause und dem erstgeborenen Kind; der Kriegsfreiwillige Heinz, jugendlicher Begeisterung voll; der Tambourgefreite Preis, nie um einen Ausweg verlegen, ein Spaßmacher der Kompagnie; Fips, der schlaue Koch und witzige Kenner des Altertums; ein Kellner, der von allem Erlebten den Verstand verloren hat; der treue Pionier Kox, dessen Hilfe niemals versagt; der Humorist Cäsar Schmidt von der Nachbarkompagnie, sonst Vaterrollen in Görlitz. Die Kompagnie geht aus dem Schützengraben vor, stürmt das Dorf Beaumont. Seit fünf Tagen liegen sie ohne Rast im Kampf. Als erster ist der junge Vater Hillbrand gefallen, als zweiter der Hauptmann, geblendet irrt der Leutnant umher, ein Zurück ist unmöglich, Reserven nicht zu erwarten; vorwärts „aus dem Graben reißt Clemens den Rest seiner Mannschaft, vor — über drei Meter". Hier endet die Dichtung, und hier auch das Leben dieser Männer. Nichts Gemeines und Kleines, nichts Klägliches und Ekliches wird verschwiegen; nüchtern, scharf wie kühle Morgensonne an einem Wintertag, setzt der Dichter Leib und Seele ins Licht. Und doch erklingt und erschallt diese Geschichte einer Kompagnie vor Verdun wie fernes Heldenlied aus altgermanischer Vorzeit. Das neue, früher ungekannte und unerhörte Heldentum der heutigen Kriegsmannschaft richtet sich auf, unberührt von der Verwesung lügnerischer Worte, ganz Seele und Geist geworden durch einen Dichter, der trotz allem das Ewige und Weltüberlegene in dieser zertretenen Menschheit ahnt und fühlt, liebt und glaubt.

Weiter noch trug gestaltende Kraft den Dichter in der Trilogie „Das Geschlecht". Hier ist der Weltkrieg zum zeitlosen Mythos geworden. Sommer 1915—16 entstand ihr erster Teil, die Tragödie gleichen Namens. Hoch über das Tal, die Stätte des Kampfes, ragt ein begraster Berggipfel, der einen alten Kirchhof trägt. Eine Mutter steht dort, eine Witwe, am frischen Grab des liebsten ihrer vier Söhne; ihr zur Seite die klagende Tochter. Zwei Soldatenführer kommen aus dem Tal herauf und bringen ihre drei andern Söhne heran: den ältesten, der an einem Weib in Feindesland Gewalttat beging; dessen Zwillingsbruder, der sich geweigert hat zu töten; und den Jüngsten, der geschworen hat, die Brüder selbst zu bestrafen, aber es nicht vermag. Festgebunden stehen die beiden Verbrecher an den Torpfosten des Kirchhofs. Die Mutter naht, um selbst die beiden Söhne totzuschlagen. Die Tochter, heißblütig, lebensdurstig, dem Ältesten im Innersten verwandt, macht diesen frei. Der rast. Er schmäht und schlägt die Schwester und die Mutter. An allem irr geworden, verzweifelt er an Leben, Liebe und Natur, schreit nach schonungsloser Wahrheit, nach Freiheit, und stürzt sich von der Kirchhofmauer zu Tode auf ein Grab. Der Morgen naht und die Soldatenführer kommen zurück. Da tritt die Mutter, gänzlich umgestimmt, vor des Selbstmörders Leiche, entreißt der Herrschaft Stab dem einen Führer und verlangt in Verzückung für sich, die Mutter, Macht über die Welt. Der Staat ist schwer bedroht und fordert ihren Kopf. Der zweite Führer stößt sie tot auf eines der Gräber nieder. Die junge Mannschaft aber ist verwandelt und hebt den jüngsten Sohn auf ihre Schultern. Indes der erste der Soldatenführer das fremde Kleid von seiner Seele wirft und tief ergriffen diesem andern Bruder nachfolgt.

„Platz" heißt das zweite Stück der



Trilogie und nennt sich „Spiel" (geschrieben 1917—20). „Platz" heißt die Burg des Oberherrn, des Gottesgnadenkönigs, unweit der Hauptstadt, liegt fern vom Schlachtfeld. Es ist der Platz der Macht, wo des Machtgötzen hohes Bildnis steht. Von der Mannschaft geschultert, tritt der jüngste Sohn Dietrich dort auf; er hat geschworen, der Mutter Tod zu rächen, für alt Gesetz ein neues Recht zu schaffen. Sucht den geheimnisvollen Stab, den die Mutter sterbend in die Lüfte geschleudert hat; freihalten will er sich von aller Liebe und den Geboten der Natur. Aber schmeichelnd umfängt ihn der Friede und der Frühling im Park: „Kein Wort vom Kriege mehr!" Kaum angekommen auf dem Platz, erblickt er liebestrunken dort des Fürsten Töchterlein Irene. Vergißt Mutter, Schwur und seines Kommens Grund. Läßt sich sogar den Narrenkittel anlegen. Schwört durch Unterschrift den Aufruhr ab. Wird Irenens Gatte. Zerschlägt zwar den Platzgötzen Machtgeist, aber ist unfähig, ein neues Gesetz zu schaffen. Will Irene nach der ersten Nacht verlassen und der Mutter seinen Schwur erfüllen. Muß erkennen — und mit ihm die Schwester —, daß vor der allgemeinen Bruderliebe und Menschheitserlösung entsagende Liebe von Mensch zu Mensch als unüberwindliches erstes Naturgebot steht. Daß die Bande von Mann und Frau heilig und ewig sind wie die von Mutter und Kind: nur dort ist wahre Freude, Recht, Gesetz: „Liebeseinheit der wahre Weltenherr!"

Zwischen Unruhs „Opfergang" und „Geschlecht" steht nach Zeit und Stil mitteninne Reinhard Görings Seeschlacht (1917). Sieben Matrosen liegen des Nachts im Panzerturm eines Schiffes, das gegen Skagerrak fährt. Der erste, gottgläubig, besinnlich, erwartet von höheren Mächten Zeichen und Ahnung: „es ist etwas in der Luft; es ist über uns". Seine Seele läßt ihn nicht schlafen. Sieht als erster den Feind. Ruft in der Schlacht: „Besinnt euch, daß ihr Menschen seid!" Redet zuletzt von Schuld und kann sich der Angst nicht völlig erwehren. — Der zweite Matrose, ein lustiger Spötter, glaubt nicht an höhere Mächte, strebt mit heiterer Zuversicht dem Ruhm entgegen, fahrend und singend, redet als einziger ein einzigesmal von Heldentum. Reißt derbe Witze noch in der Schlacht, vom Kindermachen, Tanz, von Schweinen, die des Metzgers warten. — Der dritte Matrose, ein Schwärmer und Dichter, unerschrokken, durch nichts zu verblüffen, packt das Leben, wo und wie er es trifft, schwärmt von samoanischen Mädchen, die er gekannt, brennt ungeduldig der Kraftprobe mit der englischen Flotte entgegen, will aber, gutmütig, nachher mit den Feinden wieder gut Freund sein. Stirbt von der ersten Explosion im Turm als erster, wird von lieblichen Gesichten und süßen Klängen in Schlummer und Verzückung gewiegt. — Der vierte Matrose, unerschüttert in seiner Mannheit und seinem ruhigen Blut, tut seine Arbeit. Beugt sich der Pflicht. Will keine Worte hören und keine Betrachtungen. „Nehmt euch doch nicht so wichtig, Kerls!" Gebietet zweimal Ruhe, warnt vor Übereilung. Hat Vertrauen zu sich und den anderen allen. Bis er gegen Ende selber dem Wahnsinn nahe kommt und das Fleisch aus ihm schreit. — Endlich der fünfte, war sonst nicht gewohnt, viele Worte zu machen. Aber auch ihn läßt seine Seele nicht schlafen. Ist ein Grübler geworden und voller Bedenken. Fragt umsonst nach Sinn und Recht dieses Handelns: denn „wir selbst sind unser Schicksal; wer sich hat, der hat alles".

Aber „Dinge gibt es zwischen Mensch und Mensch, die zu erfüllen heiligere Pflicht dem Menschen ist als jeder andere Kampf". Ist entschlossen, in der Schlacht Gehorsam zu weigern. Aber als es anhebt und „etwas erwächst zwischen Männern", da erglüht er von Kampflust, peitscht sich und die andern zum Ausharren und lobt die Schlacht. Bis eine letzte Explosion die letzten im Turm sterbend zu Boden schleudert. — Wie diese fünf Matrosen der Seeschlacht entgegenfahren und wie ihre Seelen sich vor dem Tode enthüllen, wie die Gasmaske von ihrem Angesicht und die letzte Selbsttäuschung aus ihrem Herzen gerissen wird, das hat ein großer und echter Dichter geschaut und in spärlichen Worten festgehalten, deren jedes geglüht und gehärtet ist gleich geschmiedetem Stahl; und in riesenhafter Symbolik dehnt sich der Panzerturm zu einem ewigen Sinnbild des belagerten Deutschland, und seine Besatzung wächst empor zu geistleiblichem Bildnis der Millionen gefallener deutscher Wehrmannen.

Noch nicht rein im Geist überwunden sind die Erlebnisse des Krieges in den Gedichten und dramatischen Bruchstücken, die Paul Zech, der frühere Fabrikarbeiter, unter den Namen „Gelandet" und „Golgatha, eine Beschwörung zwischen zwei Feuern", erst 1919 und 1920 herausgegeben hat (München, Rolandverlag — Hamburg, Hoffmann und Campe). Unbezwungener Kraftwille wirft hier in harten und rauhen Rhythmen, in kühn und gewaltsam geballten Bildern alles das von sich aus, was ihm die Kehle mit Ekel und Abscheu beklemmt: männlich-menschliche Empörung über diesen Krieg der Physik und Chemie, der niederschlägt und zerreißt, verdreckt und verroht. Hier siedet das Blut eines echten und ehrlichen Revolutionärs, der umsonst nach einem Sinn dieser unseligen Vernichtungswut fragt. Hier aber, aus diesen Versen, wird der künftige Geschichtschreiber die tiefsten Ursachen des 9. November 1918 erfassen.

Gegen das, was diese drei formgewaltigen Mitkämpfer geleistet, wiegt leicht, was andere und schon bekannte Dichter zum Krieg geäußert haben. Ludwig Thoma und Owlglaß schrieben in den Simplizissimus wirksame Zeitgedichte. Ohne von ihrer bisher gewohnten Art abzugehen, sandten ihre Pfeile Franz Werfel (Einander 1915; Der Gerichtstag 1919) und Walter Hasenclever (Tod und Auferstehung 1917; Antigone 1918). Mancher andere bleibt wenigstens zu nennen: unter ihnen A. R. Meyer, R. A. Schröder, Albrecht Schäffer, Leo Sternberg, Joseph Winkler und die drei Arbeiter Barthel, Bröger und Petzold.

IV.

Eindringlicher und nachhaltiger als in diesen poetischen Versuchen wirkt das Doppelereignis des Weltkriegs und des Verfassungswandels nach in den tiefdurchdachten Werken einiger Denker und Erzieher, die als Führer jenes seelenhafte jüngere Deutschland darstellen und in sich zusammenfassen. Sie alle, von deren Wirken vornehmlich wir heute unsere Zukunft erwarten und erhoffen, haben ihre Lebensarbeit der neuen Weltlage entgegengesetzt und damit Kriegsliteratur im höheren und philosophischen Sinne geleistet.

Vielleicht hat kein Buch der letzten Jahre so viele zum Beifall hingerissen und ebenso viele zum Widerspruch gereizt wie Oswald Spengler, Der Untergang des Abendlandes. (I, Wien 1918). Hier liegt Altes und Junges, Überwundenes und Lebenskräfti-



ges in seltener Mischung beisammen. Mit Recht lehnt man ab und bekämpft die naturwissenschaftlich-biologische Anschauung von den vier Lebensaltern jeder Kultur und von der schicksalsmäßigen Unabwendbarkeit, die für die Zeiten des Niedergangs alle sittliche Freiheit aufzuheben droht. Um so wirksamer und überzeugender ist in dem Buche das Seelentum als die tiefe all—eine Wesenheit erkannt, von der alle Äußerungen und Betätigungen in Kunst und Wissenschaft, Staat und Kirche, Sitte und Recht, Wirtschaft und Technik als innerlich verwandte Wahrzeichen und Sinnbilder zeugen. Dieser erste Band war schon vor dem Weltkrieg vollendet und ist bis heute durch eine kleinere Schrift ergänzt, die mit ihren Ursprüngen noch vor diesen Band zurückreicht, aber als Abrechnung mit der Umwälzung vom November 1918 im vorigen Jahre erschien: Preußentum und Sozialismus. Diese beiden Ideen, so wird hier gezeigt, seien im Grunde ein und dieselben. Der echte Preußengeist der Bismarck und Hindenburg, der Stein und Scharnhorst, Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs II., auch der Schwaben Friedrich List und Georg Wilhelm Hegel gründe in dem Gemeinschaftsgefühl der Arbeit des Berufs und des Dienstes zum Wohle des Ganzen, mit der freiwilligen Unterordnung unter die Autorität. Dieser selbe echte Preußengeist hielt August Bebels sozialdemokratische Partei zusammen. Die echte deutsche Volkserhebung und der echte Umsturz des Staates war die wahrhaft sozialistische vom Jahre 1914. Was 1918 nachfolgte, war Verblendung und Narrheit und verdient nicht den Namen der Revolution: hier hat sich die von Marxens Ideologie verführte Parteilehre hilflos und ahnungslos kundgetan.

Mit Spenglers weltumfassendem Werk in vieler Hinsicht vergleichbar ist Leopold Zieglers gedankenschweres Buch: Gestaltwandel der Götter (Berlin 1920, S. Fischer; schon 1916 begonnen). Der Völker bange Sehnsucht nach dem Heil der Seele; der großen Schöpfer und Führer Gottsuchertum und Gotteskindschaft; die drei Mysterien von Schuld und Sühne, Opfer und Wiedergeburt, Schöpfung und Erlösung; der lange folgenreiche Weg von einer ringsum göttlichen, nur mit Ehrfurcht und Angst betretenen Welt bis zur Entgötterung des Alls und Vergottung der Seele: dieses ganze ungeheure Schicksal des religiösen Gedankens wird in glutheißen Bildern und Gesichten vor unseren Augen enthüllt. Es hebt an bei Homer und den Tragikern, geht über Platon und Aristoteles zu Christus, und über das Mittelalter und Luther zum naturwissenschaftlichen Weltbild von heute. Mit sichtlicher Herzensneigung werden gezeichnet Franz von Assisi und der Thüringer Meister Eckehart, zuletzt noch der Inder Gautama Buddha. Aus dessen geschichtlicher Tat, der Entdeckung einer Religion ohne Gott, gewinnt der Verfasser Mut und Hoffnung zu einer kommenden Religion allgemeiner Menschenliebe; nicht im Sinne des in der Geschlechtsliebe verwurzelten Eros und der Minne, vielmehr der paulinischen Agape; einer Menschenliebe, die nicht verwaschen kosmopolitisch aus begrifflicher Allgemeinheit hervorgeht, sondern aus dem tiefsten ganz eigenartigen und einmaligen Erlebnis der Seele. Wie jedes andere Volkstum, so will er, verkörpere auch das deutsche seinen Typ, und jeder einzelne sein platonisches Geistbildnis, wie auch sonst im bürgerlichen Dasein jeder für sich keinem kategorischen Imperativ, son-

dern seiner eigentümlichen Pflicht Genüge tue nach Rang und Beruf, Begabung und Können! Was Leopold Ziegler hier als die eine große Aufgabe des Geistes dargestellt hat, wird ergänzt und erläutert durch zwei kleinere Schriften von 1915 und 1916 (Berlin, S. Fischer 1916/17), die überschrieben sind: Der deutsche Mensch (darin das „unerkannte Volk", mit lichtvoller Gegenüberstellung der Franzosen) und „Volk, Staat und Persönlichkeit". Überall dringt der Verfasser auf Vereinfachung des unübersehbar Stofflichen und erwartet viel von einer geforderten Typologie und Charakterologie.

Einen neuen Weg zu bodenständiger, eigenwüchsiger Geistigkeit weist uns Kurt Hildebrandt in einem befreienden Werke, das in zwei Bänden und unter zwei verschiedenen Namen einen deutschen Platonismus verkündigt: Norm und Entartung des Menschen — Norm und Verfall des Staates (Dresden 1920, Sibyllenverlag; entstanden schon 1911—1916). In die angeblich wertefreie Naturwissenschaft, die sich eben darum über die Begriffe Norm und Entartung nie klar werden konnte, führt Hildebrandt als Träger der Norm statt des Durchschnittsphilisters den schöpferischen Menschen ein, als den Inhaber zeugender Kräfte in ihrer stärksten Dichte und Reinheit. Und dieser schöpferische Mensch ist ihm kein Begriff, kein Ergebnis logischer Abstraktion, sondern ein leibhafter Mensch in seiner ganzen gegenwärtigen und künftigen Fülle, eine platonische Idee, ein geistiges Urbild. Dieser Heros wird auch Bildner des Staats als einer geistigen Gemeinschaft, „der Traum des Heros wird Wirklichkeit im Staat". Moses, Platon, Christus und Mohammed sind Staatengründer geworden wie andererseits die Kaiser und Könige. Für jede staatliche Gemeinschaft ist grundlegende Erkenntnis dieses, daß die entscheidende Weiterbildung und Erhaltung nicht durch die generativen im Keimplasma durch Vererbung gegebenen Werte, noch durch die traditionellen, d. h. in äußeren Gegenständen und Einrichtungen niedergelegten Werte, erfolgt, vielmehr ausschließlich durch die aktuell lebendigen Kräfte, die jene beiden in sich umfassen und einschließen. Je mehr aber ein Staat sich räumlich und zeitlich ausbreitet, desto mehr wird seine Geistigkeit mechanisiert, desto mehr überwiegen und erdrücken schließlich die Traditionsgüter (die „objektive" Kultur) die Betätigung schöpferischer Kraft und Erschaffung neuer Güter aus ursprünglich eingeborenem seelischen Zusammenhang des adligen Menschen (die „subjektive" Kultur). Aber nicht diese Gedanken sind das eigentlich Neue und Wertvolle, sondern ihre grundsätzliche Begründung. Der Psychiater Kurt Hildebrandt, dem wir schon tiefgedachte Platonübersetzungen verdanken, gibt im ersten Bande eine Kritik der heute geltenden Vererbungslehre, im zweiten nichts Geringeres als eine neue Erkenntnislehre. Was der Verfasser dort gegen die abgespaltenen Begriffe und angeblichen Konkreta, was er für die Idee als die fünfdimensionale Wirklichkeit sagt, das ist freudwilligen Nachdenkens würdig und scheint geeignet, dem einzelnen wie der Gemeinschaft einen neuen Aufbau ihrer schöpferischen Lebenseinheit zu ermöglichen auf dem Grunde einer neuen Gesinnung und Verantwortlichkeit zur Tat.

Als ein Erzieher und Prophet, den meisten lebenden Deutschen durch seinen scharfen Blick für das Wirkliche



und Wirksame, für die wahrhaften Tatsachen weit überlegen, hat uns Graf Hermann Keyserling zu gelten, ein baltischer Edelmann, der als Abkömmling verschiedener Rassen und als Zögling verschiedener Kulturen doch mit seinem tiefsten Seelengrund unberührt und unerschüttert im deutschen Wesen ruht. Nach Art des alten gebildeten Adels hatte er auf weiten und langen Reisen die Schule des Lebens durchlaufen, hatte daneben Naturwissenschaften und Kantische Philosophie studiert und war schon lange vor dem Kriege mit Arbeiten hervorgetreten, die ihn als geborenen Führer erkennen ließen. Drei Jahre vorher trat er seine Weltreise an und arbeitete während des Krieges am „Reisetagebuch eines Philosophen", das er 1918 herausbrachte. Als Ergänzung dieses Hauptwerks erschien 1920 eine Sammlung von Reden und Aufsätzen aus den Jahren 1906—1919, zu denen man noch eine kleine Schrift „Deutschlands wahre politische Mission" (1919) hinzunehmen möge (alles bei Reichl in Darmstadt). „Philosophie als Kunst" nennt sich diese Sammlung, zutreffender hieße sie Philosophie als Tat. Denn auf Tun und Betätigung, auf Willensentscheidung und Verantwortlichkeit aus dem tiefverborgenen Heiligtum der Seele zielt sein ganzes Denken und Wollen. Bewundernswerter Scharfblick, der sich an so und so vielen fremden Kulturen anhaltend geschult hatte, entdeckte schon 1909 in einem „Mahnwort an diese Zeit" die „Entwicklungshemmungen", die eine klare Umbildung des heutigen Menschen bedrohen.

Bewundernswerter Weitblick und Weltblick schrieb im August 1918 über „Deutschlands Beruf in der veränderten Welt" und sprach im Januar 1920 über „Erscheinungswelt und Geistesmacht". Hier zumal deckte Graf Hermann Keyserling den tiefsten derzeitigen Grundfehler des deutschen Volkes auf: daß es den Glauben an den eigenen schöpferischen Geist verloren und den Willen zur Veränderung der äußeren Erscheinungswelt und zur Betätigung und Herausarbeitung seiner eigenen Seele aufgegeben hatte.

Dieses eine tut not: daß wir uns klar werden über unser eigenes Sein, daß wir uns nicht weiter täuschen mit bloßen Spiegelbildern von uns und den andern, daß wir nicht unsere Eigenheiten, sondern unsere Eigenschaften pflegen, nicht den empirischen, sondern den ideellen Deutschen uns zum Ziel setzen, unser Deutschtum nicht in Gut und Besitz, sondern in der Verpflichtung zu unserem Seelengrund erkennen: dieses eine tut not. „Von der Zukunft aus die Gegenwart überwinden; sich nicht an Vergangenes klammern, und sei dieses noch so ideal": dieses eine tut not. Nur dann wird der Deutsche in der Welt wieder zu Ansehen und Geltung gelangen, wenn er sich selbst wiedergefunden hat. Und die Entwicklung der nächsten Jahrzehnte wird, wenn Graf Keyserling richtig voraussagt, gerade dem Deutschen Gelegenheit zur Entfaltung seiner universalen und spiritualen Anlagen gewähren. Aber dieses nur, wenn er mit Tatsachensinn hinnimmt, was schon Ereignis geworden ist, und wenn er es sich selber schwer werden läßt und vor keiner Schwierigkeit zurückschreckt. Um an diesem hohen Ziel mitzuarbeiten, hat Graf Keyserling in Darmstadt eine Schule der Lebensweisheit gegründet und erteilt dort Unterricht wie einst die Weisen Griechenlands.

Wie wohl alle Vorkämpfer des jun-

gen, seelenhaften Deutschland hat sich auch Graf Hermann Keyserling an Friedrich Nietzsche genährt, diesem unerbittlichsten Liebenden deutschen Volkstums. Bei Kriegsende (Berlin 1918, Bondi) hat uns Ernst Bertram in Bonn einen „Nietzsche. Versuch einer Mythologie" geschenkt. Darin wird im denkmalmäßigen Stil ein deutscher Heros aufgerichtet, der in seinem Erdenwallen mit dem Deutschtum in ihm und außer ihm fast bis zur Erschöpfung gerungen hat, um ihm die Wege zur Selbstverwirklichung zu weisen. Des Buches Abschnitt „Das deutsche Werden" enthüllt uns tiefen Einblick in die Seele des Dichters wie in die unseres Volkstums, und wirkt und wuchtet wie eine unmittelbare Botschaft zu den Aufgaben kommender deutscher Geschlechter. Bedeutungsvoll verspricht auch eine „Geschichte der deutschen Seele" zu werden, an der Wilhelm Schäfer seit mehreren Jahren schon arbeitet. Das Werk soll noch in diesem Jahre erscheinen. Eingehend ausgesprochen hat sich der Verfasser über Veranlassung und Ziel in seinem Lebensabriß (München, Georg Müller).

Von manchen anderen wäre noch zu sagen, in denen das junge Deutschland gipfelt. Voran drei Politiker: der Liberale Leopold von Wiese mit seinen Gedanken über Menschlichkeit (Duncker und Humblot 1915); der Sozialist Paul Lensch mit seinem Buche Drei Jahre Weltrevolution (Berlin 1918, S. Fischer) und Möller van den Bruck „Der preußische Stil"

Wie edelgesinnte deutsche Frauen die Last des Weltkriegs auf sich genommen haben, davon zeugt rein, wirksam und wahrhaftig Gertrud Bäumer in zwei Schriften: „Weit hinter den Schützengräben" (1915) und „Zwischen Gräbern und Sternen" (1919; beide bei Diederichs in Jena). Hier erweist sich die Kraft und der Glaube zur Freiheit, die geheimnisvolle und doch bescheidene Kraft, in jedem Augenblick der Sammlung sich das gnadenvolle Königreich der Seele aufzubauen.

Diese alle, deren Bildnisse und Namen wir hier aneinanderreihen, wurden geweckt und erzogen, oder doch ermutigt und gefördert durch jugendlichgesinnte Angehörige der vorausgehenden Altersgemeinschaft. Hier steht mit anderen Paul Natorp voran, der bekannte Verfasser der Sozialpädagogik. Er gab ein Werk heraus: „Deutscher Weltberuf. Geschichtsphilosophische Richtlinien", dessen zweiter Band noch während des Krieges 1916 geschrieben wurde, aber erst 1918 (bei Diederichs in Jena) herauskam. „Die Seele des Deutschen" ist dieses Buches Gegenstand. Hier zeigt Natorp in anschaulich leuchtender Sprache, wie die deutsche Seele sich in Glaube und Philosophie, in Dichtung und Kunst bewährt und entfaltet hat durch Eckehart und Luther, Leibniz und Kant, Rembrandt und Beethoven. Und er deckt den nur scheinbaren Widerspruch auf, daß von jeher jeder echte Deutsche ebensowohl universal wie individual gedacht und gehandelt hat, indem er ein großes geistiges Ganzes zu erschaffen und erfassen bemüht war und dabei im Eigengesetz des schöpferischen Einzelmenschen Eigenrecht und Eigenkraft wahrte und nützte. Ganz in den Dienst der Zukunftsaufgaben hat sich der Verfasser gestellt in einem zweiten Werk: Sozial-Idealismus. Neue Richtlinien sozialer Erziehung (Berlin 1920, Springer), worin er, der anerkannte Meister der Erziehungslehre,

Wege zeigt zur Erlösung der Selbstkraft, zur beseelten Arbeit in beseelter Wirtschaft und beseeltem Staat, durch den innerlich freien, aufs Unendliche und Überendliche eingestellten Menschengeist.

Augenblickswert überdauern wird auch das, was Georg Simmel, der zu früh verstorbene Straßburger Philosoph, uns in seinen letzten Jahren als fertige Gabe geschenkt oder der Vollendung nahe hinterlassen hat. Der Verfasser der „Philosophie des Geldes“ war seine Zeit und Menschheit nicht sowohl als Seher zu leiten als mit tiefdringendem Kennerauge zu begleiten gewohnt. Wenige deutsche Denker der jüngsten Vergangenheit hat die eine dringendste Frage nächster Zukunft so tief beunruhigt und so anhaltend wacherhalten wie diesen: die Forderung der lebendigen Einzelseele als der allein schöpferischen Urkraft mit der Forderung dinghafter Festigung und sachlicher Gestaltung in Einklang zu bringen; mit anderen Worten die Aufgabe, Geistigkeit vor Erstarrung, Leben und Seele vor Tod zu bewahren; zugleich aber doch das zufällig und einmalig Bedingte ins Unbedingte zu erhöhen. Immer heller leuchtet diese Frage nach einem neuen deutschen Menschentum hervor aus den zahlreichen Reden und Aufsätzen Simmels zum Weltkrieg: das lassen schon die mit feinster Kunst geprägten Überschriften erkennen. „Der Krieg und die geistigen Entscheidungen“ (München 1917, Duncker & Humblot) vereinigt vier Deutungsversuche des Weltschicksals: Deutschlands innere Wandlung; die Dialektik des deutschen Geistes; die Krisis der Kultur; die Idee Europa. Es folgte: „Der Konflikt der modernen Kultur“ und das nachgelassene Werk: Lebensanschauung. Vier metaphysische Kapitel (beide ebendort 1918). Dieses kostbare Vermächtnis, worin ein kühner Gedanke sich auf klarem und scharfem Gange erprobt, beginnt mit der „Transzendenz des Lebens“: es ist das Wesen des lebendigen, endlos weiterstrebenden Geistes, seine Grenzen und Schranken in unendlicher Bewegung immer aufs neue zu überschreiten; und dieses Buch schließt mit dem „individuellen Gesetz“. Ergänzt wird dieser letzte und höchste Gewinn durch zwei Aufsätze in der Zeitschrift Logos „über die Gesetzmäßigkeit im Kunstwerk“ (VII, 1918, S. 213) und „aus dem nachgelassenen Tagebuch“ (VIII, 1919, S. 121). Hier finde ich die Sätze: „Nur in dem, was wir schöpferisch nennen, kommt das Leben eigentlich zu sich selbst“ und: „Weise ist die Erkenntnis, die, obgleich sie nur etwas Einzelnes betreffen mag, mit der Ganzheit des Lebens im Zusammenhang steht“.

Zwei Gelehrte sind hier anzureihen, deren Blick sich nicht nur auf Vollendetes rückwärts richtet, sondern in teilnahmsvoller Spannung dem Werdenden und Kommenden entgegenschaut; zwei Gelehrte, die als Geschichtschreiber das Stoffliche durchgeistigen und als Denker das Geistige in den Dingen und Menschen entdekken. Ich spreche von Ernst Tröltsch und Friedrich Meinecke. Beide haben den Weltkrieg mit wertvollen geschichtsphilosophischen Betrachtungen begleitet.

Der eine, Verfasser der „Soziallehren des Christentums“, hat zwei Aufsätze, deren erster die „deutsche Idee von der Freiheit“ behandelt, unter dem Namen „Deutsche Zukunft“ zusammengefaßt (Berlin 1916, S. Fischer), hat einen Vortrag über **Die**



Bedeutung der Geschichte für die Weltanschauung veröffentlicht (Berlin 1918, Mittler) und zuletzt in einem lesenswerten und erziehlichen Büchlein über „Deutsche Bildung" (Darmstadt 1919, Reichl) gegenüber denen, die von den letzten Weltereignissen völlig Neues erhoffen oder befürchten, die dauernden, unveränderlichen Aufgaben und Eigentümlichkeiten gerade des deutschen Volkstums wieder in ihre Rechte eingesetzt.

Friedrich Meinecke, der Verfasser von „Weltbürgertum und Nationalstaat", hat in Vorträgen und Aufsätzen „die deutsche Erhebung von 1914" (Stuttgart 1915, Cotta) beurteilt, über „Probleme des Weltkriegs" gehandelt (München 1917, Oldenbourg) und in einem umfangreichen Band „Preußen und Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert" (ebendort 1918) drei Aufsätze „aus der Zeit des Weltkriegs" angeschlossen, deren letzter die „Deutsche Freiheit" nach ihren Voraussetzungen und ihrer inneren Bestimmung abhebt von den Freiheitsideen der Westmächte. Und in einem weiteren kleinen Bande „Nach der Revolution" (ebendort 1919) hat Meinecke unsere gegenwärtige Lage mit klarem, geschultem Auge und warmem Herzen bestimmt und beurteilt. Mit den bisher genannten Beratern seines Volkes ist er einig in der Voraussage, daß nur eine geistige und seelische Erneuerung, genährt von dem festen Willen, unsere politische Freiheit im Rahmen der allgemeinen Völkerfreiheit früher oder später zurückzugewinnen, uns helfen und als Nation erhalten kann.

Wie bei diesem Geschichtsforscher und Denker, runden sich ruhig sachliche Erkenntnis mit ehrlichem Bekenntnis zum würdigen Ganzen auch in den Aufsätzen, die in zwei Sammelwerken vorliegen und künftig einmal, wenn die Stürme der Völkerverhetzung schweigen, auch draußen beachtet sein werden. Hier haben sich neben Meinecke und Tröltsch Adolf Harnack, Otto Hintze, Hans Delbrück, Hermann Schumacher mit weiteren Gelehrten vereinigt: Deutschland und der Weltkrieg (Leipzig 1916, Teubner) heißt die größere, „Deutsche Freiheit" (Gotha 1917, Perthes) nennt sich die kleinere Sammlung.

In dieser älteren, heute zur Stilreife gelangten Altersgemeinschaft sind auch zwei Dichter hervorgetreten, die nach erfolgreicher und abgeklärter poetischer Lebensarbeit sich nun als Politiker mutig und jugendlich an das Neue und Schwere des großen Völkerschicksals gewagt haben; beide ehrlich bemüht zu deuten und zu führen. Richard Dehmel meldete sich bei Kriegsausbruch, obwohl 51 jährig, als Freiwilliger, diente zum Leutnant auf und war erst in Frankreich, dann im Elsaß und in Kowno tätig. Er kam aus reiner und ehrlicher Begeisterung, schrieb für sich und seine Frau ein Kriegstagebuch nieder und gab es dann, kurz vor seinem Tode, seinem Volke heraus. „Zwischen Volk und Menschheit" (Berlin 1919, S. Fischer) schildert, wie Dehmel, der als Förstersohn die Natur, als Dichter die Menschenwelt kannte, zuerst von der Kameradschaftlichkeit und vielem anderen entzückt ist, wie er aber dann, als der Krieg sich in die Länge zieht, mehr und mehr sich von dem abwendet, was schließlich das Unheil Deutschlands wurde, von der entsetzlichen militärisch-bureaukratischen Verwaltungsmaschine mit ihrem Instanzengang und Distanzenzwang, mit ihrer Teilung und Abstoßung der sittlichen Verantwortung. Diese Maschine tat ihren Dienst mit erstaunlicher Sicherheit,

solange jedes einzelne Menschenrad mit Seele und Geist alles an die gemeinsame Aufgabe setzte; und sie versagte je mehr und mehr, als Seele und Geist mit ihren Inhabern ausschieden und in den noch verbleibenden langsam, aber rettungslos abgenützt und schließlich abgetötet wurden. Was Dehmel, wider Willen, im elsässischen Städtchen Markirch und im litauischen Kowno bei dem dortigen „Buchprüfungsamt" (S. 387 ff. und 453 ff.) miterlebte, das müßte jeder künftige deutsche Verwaltungsbeamte gründlichst überdenken. Aber erschütternd ist es zu lesen, wie des Dichters männliche und echt vaterländische Gesinnung sich am leidvollen Ausgang unerschrocken bewährt und das am Eingang bekundete Gefühl sittlicher Verantwortung aufs neue bekräftigt.

Wie Richard Dehmel ist auch der gleichaltrige Dichter Paul Ernst in seiner Reifezeit ein Erzieher zur echten Staatsgesinnung geworden. Beide haben gezeigt, daß klares Erkennen des Gegebenen und reines Wollen des Künftigen im Einklang den Poeten wie den Staatsmann schafft. Seine Schauspiele Preußengeist (Kattes Hinrichtung, 1915) und Yorck verkünden an Stelle der pflichtmäßigen die selbstgewollte Unterordnung unter das Staatswohl. Eines der merkwürdigsten und gehaltreichsten Bücher aus der Kriegszeit ist sein „Zusammenbruch des deutschen Idealismus. An die Jugend" (München 1918, Georg Müller; beendet schon Juni 1917). Die deutsche Seele ist von Wesen fromm und sucht Gott. Aber hat zur Zeit unserer klassischen Dichtung und Idealphilosophie noch keine ihr gemäße Form gefunden, keine geistige Bindung und Begrenzung. Die deutsche Seele, die des Höchsten fähig ist, hat ihre inneren Bewegungen damals nicht im künstlerischen Sinnbild oder im Gedankengebäude sichtbar werden lassen. Der deutschen Seele Lebensgefühl und Freiheitsgefühl waren irregeleitet durch verkannte oder ungeeignete Formen und Vorbilder: so bei Schiller, der nur in der Karlos- und in der Posatragödie sein eigenes großes Erlebnis zu gestalten unternahm, so auch bei Kant. Zu diesem harten und herben Tadel gelangte Paul Ernst, sobald er dieses vergangene Zeitalter deutschen Geistes nicht aus den damals gegebenen Möglichkeiten und Fähigkeiten, sondern aus den neuen und höheren Forderungen beurteilte, die ein Jahrhundert später die deutsche Seele an ihre Selbstdarstellung erhebt.

Eine neue Religion in den wenigen Selbständigen des Geistes erahnt auch dieser Dichter. Fortgesetzt und verschärft hat er die Abrechnung mit dem Vergangenen der neueren und neuesten Zeit in seinem „Zusammenbruch des Marxismus", und in einem „Aufruf zur Revolution": Geist werde wach! (ebendort 1919 und 1921). Beide Male redet er ganz einfach und schlicht, menschenkundig und lebenserfahren: jeder Stand und jedes Alter, alle unsere Regierenden müßten diese Seiten lesen und überdenken.

Dieses seelenhafte und gottsuchende Deutschland hat gegen unendliche Übermacht vierundeinhalb Jahre ausgehalten. Es ist nicht anders zusammengebrochen als wie der echte tragische Held mit dem vergänglichen Leibe fällt und mit der ewigen Seele sieghaft besteht

Ein Sonderfall, höchst seltsam und von beispielhafter Denkwürdigkeit, hat sich an zwei Stiefbrüdern ereignet, anerkannten Führern des intellektuellen und literarischen Deutschland, Heinrich und Thomas Mann. Heinrich, um ein weniges älter, der Verfasser

der „Herzogin von Assy" („Göttinnen"); Thomas, der Verfasser der „Buddenbrooks" und des „Todes in Venedig": beide hatten ihre Kunstform und Dichtersprache an den strengeren Vorbildern Frankreichs und Italiens geschult, beide bewunderten die west- und südeuropäische Geistigkeit und gehorchten mehr einem wählerischen Schönheitsbedürfnis als der schicksalsmäßigen Notwendigkeit einer schöpferischen Seele. Der Weltkrieg kam und riß die Brüder auseinander. In öffentlicher Aussprache und Zwiesprache, wie sie spannender und fesselnder nicht erdacht werden könnte, setzten Heinrich und Thomas ihre verschiedenen Auffassungen auseinander und gegeneinander. (H. Mann, Macht und Mensch, München 1919, Kurt Wolff: umfaßt Aufsätze von 1910 bis 1919. — Th. Mann, Betrachtungen eines Unpolitischen, Berlin 1918, S. Fischer). Dem älteren Bruder ist Frankreich das Land seiner Sehnsucht, und zwar nicht das neuere und neueste, sondern das der Aufklärung und der Revolution. Freiheit ist ihm soviel wie Gleichheit und Ausgleich, Wissenschaft ist ihm Wahrheit. Republik und Demokratie mit Presse und Parlament verbürgen ihm den Fortschritt des Menschengeschlechts und das Glück der Massen. „Wir lieben das Maß und den Nutzen." Der literarische Geist schafft Humanität und Gerechtigkeit und eine kosmische Welt. Ein Ziel für alle, auf verschiedenen Wegen von verschiedenen Völkern ersehnt und erkämpft: europäische Gemeinschaft und Gemeinbürgschaft. Dagegen wird ihm das Deutschland von gestern der Inbegriff alles Verächtlichen und Hassenswerten; er schilt und schmäht auf deutschen Adel und deutsches Bürgertum und bedenkt nicht, daß er durch Vater und Heimat selbst an diesem Deutschtum teilhat. Dabei bekundet er eine doppelte Unkenntnis: des neueren Frankreich wie des neueren Deutschland. Er rühmt als letzte Franzosen von Größe und Verehrungswürdigkeit Zola und France (aus der Altersgemeinschaft 1866). Ihre jetzige Literatur nennt er „stimmlos und ohne Kraft": „sie verstärkt das Leben nicht, weil sie es nicht ausdrückt, und macht keinem warm" (S. 38). Er scheint nichts zu wissen von den Altersgemeinschaften von 1885, 1894 und 1906 — diese sind hier umschrieben worden im Jahrgang 13, Heft 5 und 6 — und von der tiefen und tatsächlichen Erneuerung des französischen Geistes durch Charles Péguy und seinen Kreis und viele andere; ebensowenig von der fortschreitenden und gründlichen Befehdung des demokratischen Gedankens nicht nur bei Traditionalisten und Syndikalisten, sondern im ganzen jüngeren Frankreich. Nicht besser kennt Heinrich Mann sein eigenes Land. Zwar hat er nicht unrecht, wenn er das offizielle Deutschland Wilhelms II. mit dem offiziellen Frankreich des dritten Napoleon vergleicht; aber er hätte das literatenhafte Deutschland gleich hinzunehmen müssen. Und völlig verborgen und unbekannt sind ihm das ehrlich und schweigsam arbeitende, und das seelenhaft schöpferische Deutschland geblieben. Darum muß er auch die Volkserhebung vom Sommer 1914 verkennen und verkleinern. Und vollends das Wunder des langen und tatenreichen Widerstandes wird ihm unverständlich. Er fragt sich nicht: wie konnte dieses deutsche Volk so lange aushalten? Wie war es möglich, daß so starke Übermacht immer neue Hilfstruppen heranschleppen mußte und schließlich nur durch Amerikas unermeßliche Hilfsquellen siegte?



Er wirft den Deutschen von 1914 Nachahmung der Ausländer vor und bemerkt nicht, daß er selber in allem und jedem bloßer Nachahmer der Franzosen von 1866 ist. Er bedenkt nicht, daß jedem echten und urteilsfähigen Franzosen nur derjenige Deutsche beachtenswert erscheint, der als Mensch und Künstler die innere Bestimmung seines Volkstums verwirklicht. Er bemerkt nicht, daß jedem echten und urteilsfähigen Franzosen nichts so verächtlich vorkommt, wie das Wegwerfen der eigenen Würde und Art.

Diesen rednerischen Anklagen und selbstverleugnenden Schmähungen des älteren Bruders setzt Thomas Mann ein immer erneutes selbstquälerisches, grübelndes Bekenntnis entgegen. In immer neuen Wiederholungen sucht er sein Kriegserlebnis sich selber klarzumachen: die Gegensätze der deutschen und seiner eigenen Seele: „Deutschland als das geistige Schlachtfeld Europas." Helfen will er, ähnlich wie sein Altersvorgänger Paul Ernst, helfen als menschenkundiger Berater seines ratlosen Volks. Und mit wirksamer Ironie schildert er den „Zivilisationsliteraten", der sich wie ein Selbstmörder an fremde Geistesmächte ausgeliefert hat. Er schildert deutsche Bürgerlichkeit als eine dauernde Grundlage deutscher Geistesbildung und Kunst, seit den alten Reichsstädten und der Hanse, er entdeckt diese gediegen bürgerliche, gediegen handwerkliche Gesinnung und Arbeit und erkennt darin die gemeinsamen Grundlagen sogar eines Schopenhauer und Wagner, Nietzsche und seiner selbst. Und in der Tat begründet es einen tiefsten Wesensunterschied französischer und deutscher Geistigkeit, daß drüben Königshof und Höfling noch bis heute auch dem Kleinbürger und aufstrebenden Lohnarbeiter Lebensziel und Lebensstil vererbt haben, indes bei uns seit Jahrhunderten alle bodenständige und wahrhaftige Lebensgestaltung aus dem von Kirche und Schule geleiteten Mittelstand hervorwuchs. Sehr mit Recht wird die vom Zivilisationsliteraten eingeführte Gleichsetzung von Bürger und Bourgeois als eine gefährliche Fälschung zurückgewiesen. Sehr mit Recht werden die Deutschen als das zum eigentlichen und geistigen Sozialismus befähigte Volk anerkannt. Was muß der geschichtskundige Europäer denken, wenn er bei Heinrich Mann (S. 216) den Satz liest: „In Frankreich ist die größte der bürgerlichen Parteien sozialistisch durchsetzt." Richtiger wäre das Gegenteil: In Frankreich ist die größte der sozialistischen Parteien bürgerlich durchsetzt und durch die mitlaufenden Rentner und ihre Rentnerinteressen gelähmt. In einem aber, das sei gerne zugestanden, hat Heinrich Mann einen Kernpunkt getroffen: wenn er zu Eingang seines Buchs an den Franzosen die Fähigkeit rühmt, das im Geist Erkannte willenskräftig in die Tat umzusetzen. Die Zukunft deutschen Volkstums wird wesentlich davon abhängen, ob die zu Führern geborenen seelenhaft-schöpferischen Deutschen den Lebenswillen und die Lebenskraft zur Verwirklichung ihrer Sehnsucht und Hoffnung aufbringen werden. Der Hang zur weltabgewandten Beschaulichkeit und Selbstbetrachtung war oft genug des deutschen Geistes verhängnisvolles Erbteil. Hier aber auf dem Wege zur Selbstverwirklichung und mutigen Betätigung bedürfen wir keiner ausländischen Führung: Berater und Vorbilder können und sollen dem neuen Deutschland Fichte und Schelling, Hegel und Nietzsche werden: alle waren sie Prediger des Willens zur Tat.

Nietzsche beklagt es schon in einer seiner Jugendschriften, daß die große Mehrzahl der Deutschen zu sehr nach dem äußeren Erfolg ihr Urteil bestimme. Unterlegen im Kampf der Geister und der Waffen ist allerdings das offizielle Deutschland mit dem bureaukratisch-maschinellen. Unterlegen ist das literatenhafte, teils durch die Skrupellosigkeit seiner Gegner, teils durch eigene Schuld. Unterlegen ist auch der behaglich-genießerische Philister, der jeden Sieg als seinen Sieg bejubelte. Nicht unterlegen, sondern zusammengebrochen, erschöpft von der Hungerblockade, ist das ehrliche, gemäß seiner Pflicht arbeitende Deutschland.

Gesiegt aber im Sinne der Idee, im Sinne des tragischen Weltgefühls hat das junge seelenhafte Deutschland, das sich in Schützengraben und Lazarett, in Arbeitsraum und Verwaltungsstube mit seiner ganzen Begeisterung und opferwilligen Hingabe, dem Gewissen, nicht dem äußeren Gebot gehorchend, ohne viel Worte und Selbstlob, der ungeheuren Maschine des Widerstands einverleibt und eingehaucht hatte.

Von der Erinnerung des Fürchterlichen, was uns geschah, und von der bangen Erwartung des Fürchterlichen, was uns vielleicht noch geschehen wird, sind zur Zeit bei uns die Herzen und Köpfe so weit verirrt und so tief verwirrt, daß viele Denkende heute noch die Technik und Organisation über alles schätzen und von ihr allein Heilung erhoffen, statt den wahren Sachverhalt zu durchschauen. Von immer neuen Reformen hallen die Säle wider und meldet unnütz bedrucktes Papier. Immer neue Behörden, Beamtenstellen, Ausschüsse und Gremien verschlingen Zeit und Geld und Arbeitskraft. An die Reform des Menschen denkt keine der Parteien. Und doch kann allein nur durch innere Wandlung den Massen Erlösung kommen von der Jagd nach erlogenen Gütern.

Täglich und stündlich müßte man es denen, die draußen oder drinnen Blutzeugen geworden sind dieses neuen, seelenhaften, verschwiegenen Deutschtums, sagen und wiederholen, daß sie, ob auch im Sterben und Elend, Sieger gewesen und Sieger geblieben sind: Sieger nicht bloß gegen feindliche Übermacht gleich Roland und Olivier, gleich Arnold von Winkelried; Sieger auch über das offizielle und literatenhafte, das bureaukratisch-maschinelle und das nur pflichtgemäß, nicht aus Begeisterung arbeitende Deutschland. Jenes andere Deutschland ist da und ist stark, sobald es sich wiederfindet aus Entmutigung und Enttäuschung der jüngsten Vergangenheit: es ist da und ist unüberwindlich, sobald es wieder an den unbegrenzten Wert seiner Seele und die Heiligkeit seiner Sendung zu glauben beginnt.

Heinrich von Treitschke in seinen Briefen.

Von O. Oppermann.

Nach den Auszügen und kleinen Gruppen, die Bailleu, Schiemann, Dove aus den Briefen Treitschkes veröffentlicht haben, erhalten wir jetzt eine Sammlung von drei Bänden, die alles zur Zeit Erreichbare vereinigt.[1]) Eine willkommene Gabe, die dieses heroische

1) Heinrich von Treitschkes Briefe, herausgegeben von Max Cornicelius. Erster Band. Zweite Auflage 1914. Zweiter Band. Zweite Auflage 1914. Dritter Band 1920. Leipzig, S. Hirzel.



Leben noch einmal in scharfen Augenblicksbildern an uns vorüberziehen läßt.

Oft und nicht ohne Stolz hat Treitschke der Blutmischung gedacht, die den Sohn eines sächsischen Offiziers und einer Mutter aus sächsischem Adel zum radikal-kleindeutschen Unitarier und Todfeind des österreichischen wie des sächsischen Staates werden ließ. „Der Haß der Deutschen gegen die Tschechen", so berichtet er im Oktober 1860 nach einer Wanderung in Böhmen, „scheint sehr geschwunden: die Leute hoffen alle auf ein selbständiges Böhmen, das Volk werde sich schon vertragen, wenn nur die Habsburger zum Teufel wären. Ich interessiere mich sehr für das Land; ich stamme aus einer Familie böhmischer Protestanten, die im Dreißigjährigen Kriege verjagt ward, und bin also ein geborener Feind des Hauses Habsburg."

Die Angriffe der katholischen Hetzblätter in Freiburg entlocken ihm 1864 das Geständnis: „Noch nie bin ich so stolz gewesen, aus gutem Hussitenblute zu stammen"; als ihm 1867 eine Tochter geboren ist, findet er sie „zwar nur ein Mädchen, aber gottlob schwarz wie alle Treitschke's", und lädt einen katholischen Freund ein, „ein mit Haut und Haar der Ketzerei verfallenes Hussitenkind aus der Taufe zu heben". Und noch 1877 schreibt er an Lujo Brentano: „Über kirchliche Dinge werden wir beide uns freilich nicht einigen; ich bin Protestant mit Leib und Seele, ich kann und will meine Abstammung von böhmischen Exulanten nicht verleugnen."

Weniger deutlich war er einer andern Mitgift seiner Abstammung sich bewußt. Von selbstloser Pflichttreue und Arbeitsfreudigkeit waren Armee und Beamtentum doch nicht nur in Preußen, dem Staate seiner Wahl, erfüllt, sondern auch in den deutschen Mittelstaaten. Darum konnte diese Überlieferung sich in dem sächsischen Offizierssohn zu großartiger Selbstverständlichkeit steigern.

Aber noch mehr. Aus Treitschkes Vaterhaus sind auch die tiefsten Wurzeln seines deutschen Patriotismus emporgewachsen. Die erste und die letzte literarische Leistung Treitschkes schließen sich zum Beweise dafür zusammen. Im Jahre 1896 brachte die Historische Zeitschrift als letzte Gabe des vom Tode schon Gezeichneten einen Aufsatz über das Gefecht von Eckernförde von 1849 nach hinterlassenen Aufzeichnungen seines Vaters, der als Generalstabschef des Herzogs von Koburg an ihm beteiligt gewesen war. Den Nachhall, den diese Episode einst in der Brust des Primaners erweckt hatte, hat Treitschkes Abschiedsgedicht von Ostern 1851 festgehalten, das im Archiv der Dresdener Kreuzschule aufbewahrt wird. Es handelt von dem sieglosen Heldenkampf der Dithmarschen gegen Dänemark:

> **Und wähnt ihr, solche Wunden verharschen allgemach?**
> **O Toren, nichts ist ewig wie eines Volkes Schmach.**

Zu dieser Abstammung, die ihn für ein Leben voll leidenschaftlichen nationalpolitischen Kampfes vorbestimmte, hatte die Natur ihm unerhörte körperliche Widerstandsfähigkeit und geistige Spannkraft in die Wiege gelegt. In einer fratzenhaften Laune fügte sie später ein lähmendes Gebrechen hinzu. Eine Krankheit, die der neunjährige Knabe durchzumachen hatte, hinterließ eine starke Schwerhörigkeit; als Student war er fast stets darauf angewiesen, die Hefte anderer nachzuschreiben; zu dem Siebenunddreißigjährigen drangen menschliche Laute nicht mehr.





Unter der Last dieses Gebrechens hat er ein Leben geführt, das eine unversieglich sprudelnde Quelle der Güte für andere und eine fast nie unterbrochene gigantische Arbeitsleistung für sein geliebtes deutsches Volk war.

Jedes Blatt von Treitschkes Briefen zeugt von der schier unfaßbaren Energie dieser Tätigkeit. Der halb und bald ganz Taube dachte nicht daran, sich auf eine Wirksamkeit als Forscher, Schriftsteller und Redner zurückzuziehen. Mit jedem Menschen, der ihn irgend interessierte, wußte er sich zu verständigen; jeden freien Tag benutzte er zur Erweiterung seiner Kenntnis von Land und Leuten. Noch ehe er vierzig Jahre zählte, kannte er fast jeden Winkel Deutschlands aus eigener Anschauung; 1864, 1876 und später noch hat er Frankreich, 1868 Holland und Belgien, 1871 Polen, 1874 die Adria, 1879 und 1882 Italien, 1880 Schweden, 1886 Spanien, 1887 Ungarn und Siebenbürgen, 1890 Athen und Konstantinopel und noch 1894 und 1895 Portugal und England bereist. Und wie wußte er zu beobachten, was wußte er im Gespräch alles zu lernen, und wie wußte er zu schildern! Diese Reiseberichte sind es vor allem, die neben den politischen Erörterungen seinen Briefen ihren stofflichen Reiz geben. Sie zeigen aber auch die unermüdliche Sorgfalt und Umsicht, mit der Treitschke jeden neuen Eindruck seinen schriftstellerischen Zwekken zuführte. Als er 1866 mit seinem Aufsatz über den Bonapartismus beschäftigt ist, unternimmt er von Freiburg aus eine Fahrt nach Mülhausen, „dessen *cité ouvrière* jeder Publizist kennen muß", und der Aufsatz von 1871 „Österreich und das Deutsche Reich" erhält durch das eben in Krakau Erschaute seine lebendige Färbung.

Versucht man sich von dem Reichtum menschlicher Beziehungen Rechenschaft zu geben, der in den Briefen sich auftut, so kann man drei Gruppen hervorheben: die Briefe an die Freunde aus der Bonner Burschenzeit, die Briefe an den Vater und die Briefe an die Braut und Gattin.

Die Burschenschaft Franconia, der Treitschke in Bonn beitrat, hatte die Überlieferungen des seit 1843 von neuem aufgeblühten burschenschaftlichen Lebens mit bemerkenswerter Frische in die nachmärzliche Zeit hinübergerettet. Sie zählte zu ihren Mitgliedern auch einige Söhne der Elbherzogtümer, darunter Kämpfer aus der Erhebung von 1849/50. Die erregende nationalpolitische Tatsache der schleswig-holsteinischen Irredenta drang also hier von neuem auf Treitschke ein. Doch nicht davon geben seine Briefe an die Freunde aus diesem Kreise Kunde, sondern von der unbändigen Jugendlust, mit der der junge Student, unbeschadet seines eisernen Fleißes und seines stets schwindsüchtigen Geldbeutels, in die Wogen des Burschenlebens untertauchte, und von der rührenden Treue, mit der er die hier gewonnenen Freundschaften bis ins Alter gepflegt hat. Den Briefen an W. Nokk und H. Bachmann hat die Sammlung nichts Ebenbürtiges an die Seite zu stellen; als Alphons Oppenheim 1877 unmittelbar nach dem Hinscheiden seiner Frau seinem Leben selbst ein Ziel gesetzt hatte, da klagt Treitschke: „Außer meinen nächsten Angehörigen hat mir kein Mensch auf der Welt mehr Liebe und Treue erwiesen; wenige Menschen waren so liebevoll, so ganz frei von jeder Selbstsucht. . . . Es wäre mir eine Beruhigung, zu erfahren, daß ein Herzschlag seinem Leben ein Ende machte. Steht es aber anders, ist ihm der Gedanke des einsamen Lebens unerträglich schrecklich ge-



wesen, so habe ich auch dafür Verständnis; es wäre nur ein letzter Zug aus einem Leben, das ganz Hingebung an andere war." Und an den sterbenden Baetcke im Oktober 1878: „Das ist mir eine liebe Erinnerung, wie Du damals in Leipzig unter einer blasierten und gedankenlosen Kameradschaft fast der einzige warst, der noch an sein Vaterland glaubte."

Durch sechs Jahre ziehen sich die brieflichen Auseinandersetzungen mit dem Vater über die politischen Meinungsverschiedenheiten. Man sollte denken, die leidenschaftliche Erbitterung des Sohnes gegen die deutschen Mittelstaaten, die sich gerade an den Erfahrungen seiner engeren Heimat immer von neuem entzündete, müßte sehr bald zu unheilbarem Bruch mit dem streng royalistisch gesinnten Vater geführt haben. Aber von jenem Briefe vom Februar 1861, in dem Heinrich aus Leipzig schreibt: „Nun sagst Du mir, daß Dir mein Wirken hier — und nur hier — ganz besonders schmerzlich sei. Darauf kann ich als Dein Sohn, der Dich um alles nicht kränken will, nur antworten: ich werde gehen", bis zu der Korrespondenz vom September 1866 über das unerhört heftige Pamphlet „Die Zukunft der deutschen Mittelstaaten" findet sich in all diesen Erörterungen trotz tiefster Erregung beider Beteiligten kaum je ein Wort, das nicht von innerer Vornehmheit und unendlicher kindlicher Liebe durchleuchtet wäre. Man hätte nur gewünscht, auch die Briefe des schlichten und gütigen, durch und durch vornehmen Edelmannes, den Treitschke seinen Vater nennen durfte, vollständig mitgeteilt zu sehen. Zusammen mit denen des Sohnes bilden die eins der schönsten menschlichen Denkmale deutscher Geschichte.

Was in Treitschkes Leben die Ehe mit Emma von Bodman gewesen ist, die er im März 1867 nach Kiel heimführte, sagt mit einfachen Worten ein Brief vom September 1871: „Sei unbesorgt, mein Herz, wegen meiner Stimmung. Es kommt mir zwar furchtbar schwer an, daß ich den Klang der menschlichen Stimme gar nicht mehr höre; aber ich werde mich so halten, als ob es mir ebensogut ginge wie anderen Menschen. An Deiner Liebe und Geduld hab' ich ja eine unschätzbare Stütze." Diese Gefährtin aber wurde ihm entrissen durch ein unheilbares Nervenleiden, dessen Ausbruch der Tod des einzigen Sohnes (Januar 1881) beschleunigt hatte. Es gehört zu dem großen Stil von Treitschkes Leben, daß die höchsten Leistungen seiner Schaffenskraft aus diesem zermalmenden häuslichen Leide sich aufgereckt haben.

Die politischen Anschauungen des jungen Treitschke, über deren Entwicklung wir durch eine Heidelberger Dissertation von Frl. E. L. Schurig (1909) zusammenfassend unterrichtet sind, erfahren namentlich durch die Briefe an H. Bachmann neue Beleuchtung. Aus Treitschkes Selbstzeugnis (Preußische Jahrbücher Nov. 1873) ist die entscheidende Wirkung bekannt, die A. L. von Rochaus „Grundsätze der Realpolitik" (1853) auf den jungen Studenten geübt haben. Eine Erwähnung dieser Broschüre findet sich in den Briefen aus den 50er Jahren nicht, auch nicht in denen an Bachmann. Aber diese enthalten doch manche Erörterung, die sich mit den Gedankengängen jenes kühnen Publizisten nahe berührt.

„Vor allen Dingen", schreibt Treitschke im November 1854, „bin ich ganz radikaler Unitarier. Ich halte die Freiheit etc. für reine Phrasen, solange kein Volk vorhanden ist, die einzige Grundlage jeder staatlichen Entwicklung. Der

Weg, der am raschesten zur nationalen Einheit führt, ist mir der liebste, und sollte es der Despotismus sein; ich glaube, daß jede unnatürliche Verfassungsform, wenn eine wahrhafte nationale Einheit unseres Volkes erreicht ist, nur von kurzer Dauer sein könnte. ... Ich sehe ferner recht wohl ein, daß ein Föderativstaat von Monarchien um so mehr eine *contradictio in adjecto* wird, je liberaler dieselben im Innern regiert werden. Denn was ist das wesentliche Recht des konstitutionellen Monarchen? Ohne Frage die Repräsentation seines Staates nach außen. Und gerade dieses Recht muß er im Föderativstaate an die Zentralgewalt abtreten! ... Ob Preußen, wenn es auf dem betretenen Wege der Demoralisation seiner Stützen, der Beamten und des Heeres, fortfährt, noch imstande sein wird, Deutschlands Geschicke zu leiten; ob ferner jene Umwälzung, die zur Herstellung einer preußischen Hegemonie nötig wäre, nicht auch zugleich das monarchische Prinzip stürzen würde, — das sind Fragen, die mich lebhaft beschäftigen, doch noch immer ohne Lösung. So viel scheint mir sicher, daß, wenn einer der gegenwärtigen Staaten lebensfähig genug ist, unsere Zukunft zu verbürgen, dies nur Preußen sein kann."

Man sieht, hier erscheint, nach den Äußerungen eines gefühlsmäßigen Patriotismus in früheren Briefen, ein politisches Programm, das ganz das Rochausche ist. Schon hier wird aber auch das Thema „Bundesstaat und Einheitsstaat" angeschlagen, das Treitschke noch zehn Jahre lang beschäftigen sollte.

Es ist ihm aber auch in dieser Zeit, wiederum offensichtlich unter dem Einfluß Rochaus, deutlich geworden, daß die deutsche Frage zunächst eine innerpolitische Machtfrage sei und deshalb möglicherweise durch eine Revolution gelöst werden müsse. Im März 1855 setzt er dem Freunde auseinander, solange es Staaten gebe, seien in der Politik immer nur Machtfragen, niemals Rechtsfragen abgehandelt worden. Was man Staatsrecht nenne, sei nur ein Euphemismus für die statistische Aufzählung und Gruppierung der in einem Staate bestehenden politischen Machtverhältnisse. Das klinge sehr faustrechtlich; doch verstehe er unter Macht nicht bloß die rohe Gewalt, sondern jede politische Lebensfähigkeit. Ein positives Staatsrecht sei dann gut, wenn es diejenigen gesellschaftlichen Gewalten, welche die meiste politische Fähigkeit besitzen, auch als die rechtlich herrschenden anerkenne. In Deutschland aber seien Fürsten und Adel bevorrechtet, während die Gesellschaftskreise, denen in Hinsicht auf Bildung und Wohlstand die meiste Lebensfähigkeit innewohne, politisch machtlos seien. „So reduziert sich also die ganze Frage über unsere politische Zukunft auf eine reine Machtfrage: es gilt denjenigen, welche politische Lebensfähigkeit besitzen, auch die politische Macht zu verschaffen. Das ist entweder dadurch möglich, daß die jetzigen Machthaber sich langsam selbst vernichten ... oder im Wege unseres positiven Staatsrechts; das kommt mir sehr unwahrscheinlich vor, so sehr es zu wünschen wäre: — oder durch eine Revolution, die eine doppelte Berechtigung haben würde, eine politische und eine sittliche."

Diese Berechtigung ergibt sich für Treitschke aus der für ihn selbstverständlichen Forderung, daß auch eine revolutionäre Lösung der deutschen Frage die Dämme, die Deutschland gegen seine Feinde schützten, nicht ein-



reißen dürfe, sondern sie verstärken müsse; sie sollte den Herden fremden Einflusses, deren Feuerlein von den Zeiten der Fremdherrschaft her noch sorgsam genährt wurden, nicht neuen Brandstoff zuführen, sondern sie umstürzen. Solche Herde aber waren vor allem die deutschen Mittelstaaten, deren Souveränität aus dem Willen Napoleons entsprungen war, die Schmach des besiegten Deutschland zu verewigen. Die Fürsten sind für Treitschke reif zur Absetzung, „seit sie die Spielbälle fremder Mächte geworden".

Zweierlei war es, was Treitschke von Anfang an vor jedem Paktieren mit fremdbrüderlichem Radikalismus behütet hat: die Ehrfurcht vor dem Staat und das tiefe Gefühl für die schmachvolle Tatsache deutscher Irredenta. Schon im Mai 1853 ist ihm der Staat „der tiefsinnigste Gedanke, den die Menschheit je gedacht und an dem sie noch heute unter den mannigfachsten Leiden weiter denkt und bildet". Wie diese Anschauung sich an dem Studium des Aristoteles vertieft und befestigt hat, ist schon von Frl. Schurig gezeigt worden. Wir erhalten auch darüber aus einem Briefe an Bachmann vom 17. Februar 1856 ergänzende Auskunft.

Der Grimm über das unerlöste Schleswig-Holstein, der schon den Knaben erregt hatte, brannte fort und fort in seinem Herzen. „Über unserer Rübenzuckerfabrikation und anderen geisterhebenden Beschäftigungen", spottet er im März 1853, „haben wir so ziemlich vergessen, daß der deutsche Name allüberall zum Spott geworden und daß die schleswig-holsteinsche Geschichte nicht um ein Haar besser ist als weiland die Inkorporation Straßburgs." Im April 1855 empfiehlt er Mommsens römische Geschichte, „ein wissenschaftliches Werk, aber so recht mit dem Herzblut eines Schleswigers, mit dem ganzen Zorne eines bitteren erfahrungsreichen Lebens geschrieben. Wenn du das wiederfinden willst, was heute in den Besten unserer Nation lebt, den inbrünstigen Haß, wie ihn nur ein gemißhandeltes Volk hegen kann: — so lies das Bild, das M. von Hannibal entwirft." Und im Mai 1859 bittet er Rudolf Haym: „Erklären Sie mir, warum der einzige mögliche Siegespreis, den wir vernünftigerweise erwarten können — warum die Befreiung Schleswig-Holsteins jetzt in Berlin vergessen zu sein scheint."

Eben diese transalbingische Sache machte nun Bismarck zu der seinigen, als er den steilen Pfad preußisch-deutscher Machtpolitik emporzusteigen begann. Damit war für Treitschke die Stunde der Krisis für sein Programm einer Lösung der deutschen Frage durch das deutsche Bürgertum gekommen.

Zum ersten Male begegnet Bismarcks Name aus Anlaß seiner Rede vom 30. September 1862, in der die berühmten Worte fielen: „Nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse werden die großen Fragen der Zeit entschieden — das ist der große Fehler von 1848 und 1849 gewesen —, sondern durch Eisen und Blut." Treitschke äußert sich darüber an Nokk: „Du weißt, wie leidenschaftlich ich Preußen liebe; höre ich aber einen so flachen Junker wie diesen Bismarck von dem Eisen und Blut prahlen, womit er Deutschland unterjochen will, so scheint mir die Gemeinheit nur noch durch die Lächerlichkeit überboten." Diese wohlbegründete Besorgnis vor einer Ausschaltung der politischen Macht des Bürgertums hat den leidenschaftlichen Verächter der deutschen Mittel- und Kleinstaaten, als die





Entscheidung über Schleswig-Holstein nahte, zunächst zum Verfechter des Augustenburgers werden lassen. „Es wäre entsetzlich," schreibt er am 19. Dezember 1863 an den Vater, „wenn es dahin käme, daß Herr v. Bismarck unserer Nation wider ihren Willen die Schamröte ins Gesicht jagen dürfte." Aber auch nachdem er sich zu Bismarcks Politik bekehrt hatte, hat er sich von ihm noch lange einen inneren Abstand gewahrt. „Ich bin nicht ein Bewunderer Bismarcks geworden," heißt es am 1. Oktober 1865 an R. Haym, „die demoralisierenden Wirkungen seiner Politik liegen ja vor aller Augen. Aber wenn ich die Gegner mustre, so ist mir die Wahl nicht zweifelhaft." Und auch bei der Ablehnung jenes Bismarckschen Anerbietens vom 7. Juni 1866, das wir im Wortlaut durch Schiemann kennen, war doch dies das Entscheidende: „Ich konnte nicht mich einer Politik verpfänden, deren letzte Ziele nur Ein Mann kennt, deren Sünden ich zu bessern nicht die Macht besitze; ich konnte nicht um eines sehr zweifelhaften Erfolges willen meinen ehrlichen Namen aufs Spiel setzen."

Wenn er dennoch jetzt mit Bismarck ging, so hatte ihn diesen Weg die große Enttäuschung geführt, die die Haltung der Liberalen ihm bereitete. Das Bürgertum zeigte sich keineswegs als Träger einer nationalen Machtpolitik, wie er sie seit Jahren ersehnte. Trotz unermeßlicher rednerischer Erfolge vermochte er diesen trägen Stoff nicht umzuschmelzen. Wohl setzte er dem Paradepferd des Volkswillens, das die Abgeordneten der preußischen Kammer ritten, entgegen, daß eine große Nation einer Provinz das unbedingte Selbstbestimmungsrecht nicht gestatten dürfe (20. März 1865). Wohl nennt er das Selbstbestimmungsrecht der Stämme eine liebliche Phrase, der eine trunkene Masse nicht widerstehen könne (21. Juli 1865). Aber diese ihrer selbst bewußte Nation, deren Wille den Partikularismus zerbrechen sollte, war vorerst nur Postulat. Er erkannte das jetzt unter schweren inneren Kämpfen: „Alle Fehler, die ich je in der Politik begangen, stammen daher, daß ich gar nicht ahnte, wie arm an Geist, Mut und Fleiß die große Masse unserer Liberalen ist" (25. Jan. 1866). „Wir hätten das Ministerium Bismarck nicht, wenn unser Bürgertum bereits so viel Mut, Verstand und Reichtum besäße als zu einem freien Staatsleben nötig ist" (26. Jan. 1866).

Das Bewußtsein deutscher Schmach und Verknechtung und die Verzweiflung über die dynastisch-kleinbürgerliche Versumpfung des innerpolitischen Lebens muß man zusammennehmen, wenn man Treitschkes Verhältnis zu Machiavell richtig beurteilen will. Zu dem großen Florentiner war er zu Anfang 1856 durch Rankes Abhandlung „Zur Kritik neuerer Geschichtschreibung" von neuem geführt worden und hat damals, wie bekannt, seinen Vaterländischen Gedichten Worte von ihm vorangestellt.

„So erbitternd", erläutert er dies im April 1856, „wirkt die Gleichgültigkeit und das tatlose Hoffen auf eine unbestimmte bessre Zukunft, daß Machiavelli mir ein Lieblingsschriftsteller geworden ist. Seine rücksichtslose Tatkraft und glühende Vaterlandsliebe lassen mich den trostlosen Gemütsmangel an ihm ganz vergessen." Und 1866 berichtet er an seine Braut von der Streitschrift, die ein Anhänger des Augustenburgers gegen ihn gerichtet hatte: „Die Gewaltpolitik hat ihren Ursprung in den giftigen Lehren Machiavellis, der dadurch ‚Karriere machen wollte'.



O heilige Einfalt! Einen besseren Adelsbrief können wir deutschen Unitarier uns gar nicht wünschen. Wir wollen dem Himmel danken, wenn der Name des Besten unter uns auch nur den hundertsten Teil der Zeit leben wird, die der Name des großen Florentiners durchleuchten wird. Freilich, für hirnverbrannte Knaben hat er nicht geschrieben: einen Oskar Becker verführte er zum Meuchelmord, einen Cavour und Manin begeisterte er zum Heldentume. Ich freue mich darauf, dich einstens mit diesem Genius bekanntzumachen; ich möchte wissen, ob ein Weib imstande ist, diese grandiose Gemütlosigkeit zu verstehen, die doch nichts anderes war als das Feuer der heiligsten, gewaltigsten, männlichen Leidenschaft: aus diesen Flammen stieg 300 Jahre nach des Denkers Tode das einige Italien empor."

Dies ist Treitschkes „Machiavellismus": der Widerhall, den während der Reaktionszeit Rankes Untersuchung und später die italienische Einheitsbewegung im Herzen des leidenschaftlichen Unitariers fanden. Sein historisches Urteil über den Florentiner hat sich zu der Sicherheit und Klarheit in ethischen Dingen, die durch Treitschkes Wesen allenthalben hindurchleuchtet, gleichwohl bald zurückgefunden. Nicht erst 1887 in jener monumentalen Rede über das politische Königtum des Antimachiavell zum 90. Geburtstag des Kaisers Wilhelm I., sondern schon in dem Aufsatz „Die Türkei und die Großmächte", der 1876 in den Preußischen Jahrbüchern erschien. Mit gutem Rechte, sagt er, habe Machiavelli die stolzen Anfänge des Osmanenstaates gepriesen; denn was dem Florentiner Politik hieß, die Kunst zu herrschen, die Macht des Staates zu behaupten und zu erweitern, sei hier mit seltener Klugheit geübt worden. Aber gleichwie das Staatsideal Machiavellis habe auch das Reich der Türken selbst in seiner großen Zeit jedes sittlichen Inhalts entbehrt.

Die wissenschaftliche Ausbildung ist für Treitschke nie etwas anderes gewesen wie Mittel zum Zweck der Wirksamkeit im Dienste seines Volkes. Seinen Beruf zum Historiker und Geschichtschreiber deutschen Stiles hat er erst spät entdeckt. Um so bemerkenswerter ist sein frühes und nachhaltiges Bemühen um das Rüstzeug historischer Kritik. Er erwarb es bei dem früh verstorbenen Otto Abel, dessen er als Bonner Student im Juli 1852 und noch im August 1887 mit größter Dankbarkeit gedenkt.

Treitschkes Hauptwerk, die Deutsche Geschichte, ist bekanntlich hervorgegangen aus einem 1861 mit Salomon Hirzel geschlossenen Vertrag, der ihn verpflichtete, für die „Staatengeschichte der neuesten Zeit" eine Geschichte des Deutschen Bundes zu liefern. In etwas über zwei Jahren hoffte er die Arbeit zu vollenden; aber sie hat ihn sein Leben lang auf Schritt und Tritt begleitet. Nie hat er diese große Aufgabe anders aufgefaßt wie als dringend notwendige Tat nationaler Publizistik. Aus dieser grundsätzlichen Ablehnung aller „Objektivität" aber ergab sich ihm als etwas ganz Selbstverständliches die Forderung allseitiger Darstellung des deutschen Lebens: „Wir sind ein aufstrebendes Volk", schreibt er im November 1864 an Mommsen, „trotz aller Bundesmisèren. Davon aber gibt der Historiker keinen Begriff, wenn er die politische Geschichte allein darstellt. Er muß die geistige und wirtschaftliche Bewegung genau schildern." Aber jahrelang hat sein ungestümer Künstlerwille zu freierer Gestaltung über dies




Werk hinausgedrängt. Immer wieder finden wir ihn in ernstem Ringen mit dichterischen Entwürfen; noch im November 1864 schreibt er an Fräulein von Haselberg: „Die deutsche Geschichte ist zunächst das Nötigste; ich bin gegen Hirzel verpflichtet und fühle, daß dies Buch in unsren politischen Kämpfen nützen kann. Nachher will ich zur Poesie zurückkehren."

Die Briefe aus der Heidelberger und Berliner Zeit (1867—1895) reichen an den unvergleichlichen Reichtum der früheren Jahre naturgemäß nicht heran. Aber sie sind wichtig durch manche Auseinandersetzung mit Strömungen des Liberalismus und Radikalismus, in deren Wellen Treitschke selbst sich früher gestählt hatte. Sein Sinn für Taten und Tatsachen wuchs mit den Jahren. „Ich weiß wohl," schreibt er im Januar 1870, „ich bin keine Gelehrtennatur, und ich bedarf oft meiner ganzen Kraft, um nicht mit dem Schicksal zu grollen, das mir die Laufbahn des Staatsmanns verschlossen hat." Weniger deutlich war er sich vielleicht bewußt, daß dieser Mangel an Beschaulichkeit die tiefste Kraft seines literarischen Schaffens war.

Über Macaulays Englische Geschichte urteilt der junge Student im Januar 1853: „Es ist ein herrliches Buch — eine großartige Auffassung der Geschichte —, eine kräftige freie Gesinnung und ein wunderbarer Gedankenreichtum. Man könnte stundenlang über ein hingeworfenes Wort Macaulays nachdenken." Schon im Juli 1859 bekennt er freilich: „Ich habe jetzt für meine Vorlesungen mehrere Essays von Macaulay gelesen, und ich begreife nicht, wie man dies hochtrabende Geschwätz bewundern kann." Und im Juli 1876 heißt es von dem Verfasser eines seichten Aufsatzes über ihn: „Von der Borniertheit dieses in seiner Art größten modernen englischen Schriftstellers, von Macaulays absoluter Unfähigkeit, Kunst und Philosophie auch nur zu verstehen, ahnt der gute Mann gar nichts."

Im November 1865 hat er an David Friedrich Strauß, obwohl er ihm persönlich unbekannt war, ein Exemplar seiner Aufsätze geschickt, „da ich Strauß so aufrichtig verehre wie wenige Menschen und ihm, ohne daß er's weiß, einen guten Teil meiner philosophischen Bildung schulde". Nichts ist lehrreicher als der rasche Wandel in dieser Wertschätzung, der im November 1872 in einer runden Ablehnung von Strauß' Buch „Der alte und der neue Glaube" zum Ausdruck kommt. Treitschke selbst erklärt ihn damit, daß das religiöse Gefühl in ihm mit den Jahren lebendiger geworden sei. Wenn man aber seine Würdigung von Strauß im vierten Bande der Deutschen Geschichte nachliest, so findet man, daß mit dieser religiösen Erfahrung der vertiefte Einblick in „die bewegende Kraft aller Geschichte, die Macht der Persönlichkeit und ihres lebendigen Schaffens" in unlösbarer Wechselwirkung steht.

Die Instinkte des heroischen Tatmenschen sind es, die Treitschke zu den Quellen geschichtlichen Lebens immer tiefer hinabgeführt haben. Diese seine Instinkte aber schöpften ihre Kraft aus Staat und Volk. Als er im September 1869 von neuem mit seinem Aufsatz über H. von Kleist beschäftigt ist, schreibt er: „Auch das größte Ich erscheint doch immer winzig neben dem Vaterlande; ein Schmerz, der uns über uns selbst erhebt, erscheint fast wie ein Glück neben dem Kummer, der nur sich selber sieht."

Von hier aus wird Treitschkes Stel-



lung zu dem Verkünder neuer Werte, der 1873 in seinem Gesichtskreis auftauchte, ohne weiteres verständlich.

Er ist mit Nietzsche, von einer flüchtigen persönlichen Begegnung abgesehen, nur indirekt, aber doch sehr eindringlich in Berührung gekommen. Franz Overbeck (geb. 1837), seit 1860 mit Treitschke in enger Freundschaft verbunden, wurde seit 1870 als Kollege Nietzsches in Basel dessen begeisterter Jünger und suchte auch den älteren Freund wieder und wieder für die Anschauungen des neuen zu gewinnen. „An den Fehlern seines Volkes", antwortet ihm Treitschke am 28. Okt. 1873, „ist jeder Volksgenosse bis zu einem gewissen Grade mitschuldig. Wer sich untersteht, sein Volk zu tadeln, der muß s o f o r t ihm etwas Positives zu bieten haben... Mir scheint es einfach abgeschmackt, in dem heutigen Deutschland nur Verfall zu sehen. Wann hat denn jemals eine Nation eine so ungeheure politische und wirtschaftliche Revolution in wenigen Jahren überstanden? Spricht es denn nicht jeder Gerechtigkeit Hohn, von einem Volk in solcher Lage ‚Stil' zu verlangen?"

Damit ist alles gesagt, was Treitschke von dem neuen Propheten und seinem Jünger schied. Der Patriot, der mitten im Leben seines Volkes stehend für sein Volk arbeitete, konnte keine Gemeinschaft haben mit dem Ästheten, der kritisierend und nach dem Ausland schielend zusah. Diese schmerzliche Trennung Treitschkes von einem seiner liebsten Freunde trifft uns wie ein Blick in die verhängnisvollste Spaltung deutschen Lebens.

Von der Deutschen Geschichte lag der erste Band im März 1879 fertig vor; die drei folgenden sind während des Jahrzehntes bis 1889 entstanden. Schon diese Zeitangabe zeigt, daß sie in besonderem Maße aus Leid und Kampf geboren sind. Zu dem häuslichen Unglück, dessen wir schon gedachten, kam der Kampf, den Treitschke in diesen Jahren gegen die zersetzenden Mächte deutschen Lebens führte. Was aus den brieflichen Äußerungen darüber besonders grimmig hervorbricht, ist wiederum die tiefe Abneigung gegen alles Nüchtern-Bürgerliche, Ruheselige und Unheldische. Im Zorn über den Angriff, den H. Baumgarten gegen den zweiten Band der Deutschen Geschichte gerichtet hatte, wirft er im Dezember 1882 hin: „Wenn ich nicht vorhergewußt hätte, daß meine Deutsche Geschichte die Schüler von Gervinus bis aufs Blut ärgern würde, dann hätte ich sie gar nicht geschrieben." Und während der Arbeit am vierten Bande heißt es im Juli 1888: „Es ist mir manchmal, als ob ich nie ans Ufer gelangen könnte. Das Wasser wird immer schlammiger, der Unsinn der liberalen Geschichtsüberlieferung immer ärger."

In den wenigen Jahren, die ihm nach 1888 noch beschieden waren, hat sich Treitschke zu der abgeklärtesten und monumentalsten Leistung seines Lebens erhoben, dem fünften Band seiner Deutschen Geschichte. Befragen wir seine Briefe, wie dieser strahlende schöpferische Aufstieg einer schon herbstlichen Kraft möglich war, so antworten sie uns mit einer Äußerung vom Februar 1895 an einen der Jugendfreunde: „Du fragst nach meinem Stil. Das ist ganz einfach. Der Historiker muß die Ereignisse mit erleben; dann fühlt er von selbst, daß alle Geschichte Freiheit, Bewegung, Handlung ist, und die Zeitwörter drängen sich ihm unwillkürlich auf. Die Schilderung der Zustände hat ja auch ihr Recht, aber sie darf sich nur nicht





für das Wesentliche ausgeben, wie die Kultur- und Wirtschaftshistoriker behaupten." Hier greift man mit Händen den Gegensatz des schöpferischen Heros gegen die nivellierenden Strömungen einer veränderten Zeit; nach kaum einem Vierteljahrhundert sollten sie alles wegspülen, woran er sein Herz gehängt hatte.

Ramón Menéndez Pidal und die spanische Epenforschung.

Von Max Leopold Wagner.

1.

Vor dem Jahre 1874, in dem des katalanischen Gelehrten Milá y Fontanals' Buch „De la poesía heróico-popular castellana" erschien, leugnete man das Vorhandensein einer einheimischen spanischen Ependichtung. Der sonst so scharfsinnige Ferdinand Wolf stimmte dem berühmten holländischen Orientalisten R. Dozy bei, nach dem Spanien aus historischen Gründen eine solche nicht gehabt haben könne. Und doch kannte man damals schon zwei lange epische Gedichte, das „Cantar de Mio Cid" und den „Rodrigo" (oder „Leyenda de las Mocedades del Cid"), der 1846 von Francisque Michel zuerst nach einer Pariser Handschrift herausgegeben worden war. Aber Wolf sah in diesen Gedichten nur grobe Versuche, das in Frankreich so blühende Epos nachzuahmen und sprach diesen spanischen Epen jede Selbständigkeit ab. Auch kannte man damals schon den Romancero und bewunderte diese Perlen der Dichtung; aber man betrachtete die Romanzen als für sich stehende Volkslieder mit historischem Kern, wie etwa die schottischen Balladen oder die serbischen Heldenlieder. Noch 1865 schrieb Gaston Paris in einem Kapitel seiner „Histoire Poétique de Charlemagne": „L'Espagne n'a pas eu d'épopée. D'habiles critiques ont démontré ce fait et en ont donné les raisons."

Milá y Fontanals' Buch machte daher großes Aufsehen, denn in ihm wurde der Beweis erbracht, daß es nicht nur die erwähnten beiden epischen Gedichte, den Cid und den Rodrigo, gab, sondern daß es eine ganze Reihe anderer gegeben haben müsse, wenigstens zwei über Fernán González, drei über die Infanten von Lara, mehrere über Bernaldo del Campio, über Garci Fernández u. a. Und gleichzeitig legte Milá dar, daß die ältesten Romanzen nicht selbständige Balladen seien, sondern daß sie Reste langer epischer Gedichte seien, die in Spanien während des ganzen Mittelalters gesungen wurden.

Seitdem hat die Forschung nicht geruht, und wenn wir heute in der Lage sind, die epische Überlieferung Spaniens in weitem Umfang zu überblikken, wenn wir verlorengegangene Epen heute rekonstruieren und auf jeden Fall von einer großen Blüte und Mannigfaltigkeit des spanischen Epos im Mittelalter sprechen können, so verdanken wir das zwei Männern, die in die Fußtapfen Milás getreten sind und dessen verdienstvolle Wirksamkeit noch glänzender fortsetzen: Marcelino Menéndez y Pelayo, dem persönlichen Schüler von Milá, dessen allumfassende

Gelehrsamkeit auch diesem Zweige zugewendet war und der zuerst einen wirklich kritischen Romancero herausgab, und Ramón Menéndez Pidal, der wieder Menéndez y Pelayos Schüler ist.

Was Milá 1874 mit noch unvollkommenen Mitteln angebahnt hatte, setzte Menéndez Pidal 1896 in seinem ersten größeren Werk, der „Leyenda de los Infantes de Lara", fort. Es gelang ihm, von dieser in der spanischen Literatur bis zur Gegenwart lebendig gebliebenen tragischen Geschichte die entlegensten Spuren hinaufzuverfolgen bis zur Chronik Alphons' X., deren Handschriften damals noch ungedruckt in den Bibliotheken schlummerten. Diese um 1280 im Auftrage des gelehrten Königs verfaßte „Crónica General", die später (1906) ebenfalls durch Menéndez Pidal der gelehrten Welt durch den Druck zugänglich gemacht wurde, fußt in ihrem das Mittelalter betreffenden Teil auf den alten Epen, den Cantares, hat oft sogar noch deren Assonanzen in den Prosatext herübergenommen und hat sich so als eine der wichtigsten Quellen für die Rekonstruktion der alten Epenüberlieferung erwiesen. Mitte des 13. Jahrhunderts waren also die alten Epen noch lebendig; auch in der Folgezeit begegnen wir noch Spuren von ihnen. Aber die eigentliche Blüte war vorbei, und ähnlich wie in Frankreich werden nun die alten Epenstoffe in mannigfacher Weise verändert und umgestaltet. So geschah es auch mit der Sage von den Infanten von Lara, wie uns die Fassung in der sogenannten Zweiten Chronik, der Mitte des 14. Jahrhunderts unter Alphons XI. entstandenen „Segunda Crónica" von 1344 beweist. Diese zweite Chronik ist sozusagen eine Revision der Primera Crónica General nach der zeitgenössischen epischen Überlieferung. Auch die Segunda Crónica war eine Entdeckung von Menéndez Pidal. Bis dahin hatte man nur eine spätere Fassung gekannt, die dritte und letzte, die 1541 in Zamora gedruckt und von Florian de Ocampo herausgegeben worden war und die eine so barbarische Überarbeitung ist, daß von der ursprünglichen Redaktion nur mehr ein Schatten übriggeblieben ist.

Mit einem wahren Benediktinerfleiß und mit vorbildlicher kritischer Methode hat Menéndez Pidal aus all den übereinanderliegenden Schichten die ursprüngliche Fassung herzustellen gesucht und gezeigt, wie und warum die folgenden Fassungen von der ersten abwichen. Da die Ergebnisse dieser Forschungen von H. Morf in seinem zuerst in der Deutschen Rundschau (Juni 1900) erschienenen, dann in seinen Sammelband „Aus Dichtung und Sprache der Romanen I" (1903) aufgenommenen Aufsatz klar und übersichtlich zusammengestellt wurden und jedem zugänglich sind, brauche ich dabei nicht länger zu verweilen.

2.

Von den Infanten von Lara wandte sich Menéndez Pidal zum Cid.

Es galt zuerst einen sicheren Text herzustellen, denn trotz der zahlreichen verdienstvollen Vorarbeiten fehlte ein solcher noch. 1898 erschien seine Cidausgabe, in welcher der definitive Text zum ersten Male nach der einzigen vorhandenen Handschrift festgelegt wurde.[1]) In den Jahren 1908—1911 überraschte uns sodann der spanische Kritiker mit den drei Bänden seiner monumentalen Ausgabe des Cantar de Mio Cid, von

1) Poema del Cid. Nueva edición. Madrid 1898.

denen der erste die Textkritik und die Grammatik, der zweite das Wörterbuch, der dritte den diplomatischen und den kritischen Text enthält. 1913 folgte darauf noch die kleine billige Ausgabe für die Clásicos Castellanos der Lectura, die den Text mit Anmerkungen bringt, sowie eine alles Wesentliche zusammenfassende hübsche Einleitung.

Diese Cidausgabe darf wohl als eine der großartigsten und genialsten Leistungen angesprochen werden, deren sich die romanische Philologie rühmen kann. Nicht einmal das vielbehandelte altfranzösische Rolandslied liegt in einer solchen Ausgabe vor. Was zahlreiche Gelehrte in ebenso zahlreichen Arbeiten für das Rolandslied und für das französische Epos geleistet haben, das hat Menéndez Pidal allein für den Cid getan. Dabei fußte natürlich auch er auf den Arbeiten der Vorgänger; es war schon allein eine Riesenarbeit, sich durch diesen gewaltigen Stoff hindurchzuarbeiten; der Herausgeber hat nicht nur das getan, er hat sich auch den ganzen Stoff assimiliert, hat ihn neu durchgedacht und ist zu vielen neuen und oft überraschenden Ergebnissen gelangt. Dies gilt ebensosehr für die sprachliche und textkritische wie für die metrische und literarische Seite der Probleme. Und dabei ist — und das muß besonders hervorgehoben werden — Menéndez Pidal nicht nur ein gewissenhafter, wo es angebracht ist, mit Akribie arbeitender Gelehrter, er ist vor allem auch ein großer Künstler, der auch der anscheinend toten Materie Leben einzuhauchen weiß und bei dem auch die kleinen und kleinsten Probleme stets im Dienste einer größeren Idee stehen. Und diese künstlerische Begabung kommt auch bei der Anlage und Einteilung des Stoffes zur Geltung. Auch die schwierigsten und trockensten Fragen werden mit kristallener Klarheit behandelt; nirgends herrscht vordringliche Weitschweifigkeit, nirgends aber auch jene dünkelhafte Konzision, welche die gelehrte Arbeit so oft in Verruf gebracht hat. Menéndez Pidal ist ein „savant doublé d'un artiste", wie die Franzosen sagen; der Gelehrte und der Künstler halten sich die Wage, wie es bei jeder wissenschaftlichen Leistung sein sollte — und doch so selten ist.

Hinsichtlich der Textgestaltung huldigt der Herausgeber einem gesunden Konservatismus. Er versucht, den archaischen Charakter der Sprache der ursprünglichen Fassung nach Möglichkeit wiederherzustellen. Daß der Schreiber der einzigen erhaltenen Handschrift, ein gewisser Per Abad, der im Jahre 1307 die Abschrift herstellte, einen sehr alten Text benutzt hat, geht aus gewissen lautlichen Zügen hervor, die die Assonanzen noch verraten. So steht zwar in der Handschrift *ue* für das lateinische *ŏ*; aber das Vorkommen solcher *ue* in Tiraden mit *o*-Assonanzen zeigt, daß die ursprüngliche Fassung noch den alten Diphthongen *uo* kannte, der die Vorstufe des hieraus dissimilierten *ue* ist, auch durch andere Texte bekannt ist und heute noch im Norden Spaniens (wie in Italien) vorkommt. Andererseits war aber die von Per Abad benutzte Handschrift gewiß nicht die Originalhandschrift, denn sein Text enthält gewisse Fehler (wie *atineza* aus *atīeza* = *Atienza*) und gewisse Umstellungen, die nicht aus dem Original stammen können. Zudem besitzen wir aus dem 14. Jahrhundert, also aus der Zeit Per Abads, eine „Crónica de Veynte Reyes de Castilla", in der das Cidgedicht in Prosa aufgelöst in die Erzählung von der Regierung Alfons VI. eingeschaltet ist. Die Handschrift, die

dieser Prosaauflösung als Grundlage diente, kann nicht die von Per Abad benutzte gewesen sein; selbst der Prosatext dieser Crónica enthält noch gewisse Assonanzenreste, die zur Wiederherstellung der ursprünglichen Fassung dienen können. Aus diesen wenigen Angaben kann man wohl schon ermessen, eine wie mühsame und schwierige Aufgabe die Herstellung des kritischen Textes war, der zwar in Einzelheiten noch diese oder jene Besserung erfahren wird, aber im wesentlichen als definitiv gelten darf.

Noch verwickelter und umstrittener sind die metrischen Fragen. Eine Reihe von Gelehrten hatten sich bemüht, dem Cid ein einheitliches regelmäßiges Versmaß zu geben und hatten sich, um dies zu bewerkstelligen, in den Urwald der Konjekturalkritik gestürzt. Dies war besonders der Fall, solange man der Ansicht war, daß das spanische Epos nur eine Nachahmung des französischen sei; man bemühte sich also folgerichtig, das Prinzip der Gleichheit der Silbenzahl im Verse auch auf das spanische Epos zu übertragen, um so mehr, als die späteren Epen, die tatsächlich unter dem Einfluß der französischen Epik stehen, dieses Versmaß aufweisen. Aber als die Unhaltbarkeit der Annahme einer Ableitung des alten spanischen Epos aus dem französischen erkannt war, gab man zwar den Alexandriner auf, glaubte dagegen den in Spanien so volkstümlichen Achtsilber in dem Poema zu erkennen. Auch dieser Versuch hält der Probe nicht stand. Schon Milá sprach sich gegen die Gleichsilbigkeit aus, und noch mehr bekämpft den „Isosilabismo" Menéndez Pidal. Der neueste Fund, ein Fragment eines „Roncesvalles"-Epos aus dem 13. Jahrhundert, scheint ihm recht zu geben, denn auch dieses Gedicht weist wie der Cid und die Infanten von Lara eine unregelmäßige Silbenzahl auf.[2])

Die Grammatik des Poema ist mehr als das; es ist eine ins einzelne gehende, auch die interromanischen Verhältnisse nie aus dem Auge verlierende Darstellung des lautlichen, morphologischen und syntaktischen Charakters des Altspanischen überhaupt, zu der niemand berufener war als der Verfasser, der schon mit seinem „Manual Elemental de Gramática Histórica Española" (Madrid 1904, 2. Aufl. 1905, 3. Aufl. 1914) ein geradezu klassisches Handbuch geschaffen hat und der auch einer der besten Kenner der mittelalterlichen und heutigen Dialekte von Spanien ist. Seine treffliche Studie über den leonesischen Dialekt (El Dialecto Leonés, Madrid 1906, in der Revista de Archivos), seine verschiedenen etymologischen Artikel und verstreute Bemerkungen in der Cidausgabe wie im Manual legen davon Zeugnis ab.

Ganz besonders wohlgelungen ist das Wörterbuch zum Cid, das alles eher ist als eine trockene Registrierung von Wörtern. Jeder, der sich ernstlich mit der spanischen Sprache beschäftigt hat, weiß, wie sehr uns ein wirklich historisches Wörterbuch dieser Sprache abgeht und wie gerade für die altspanische Zeit die Hilfsmittel oft kläglich versagen. Menéndez Pidals Wör-

2) S. Menéndez Pidal, „Roncesvalles". Un nuevo Cantar de Gesta español del siglo XIII. In Revista de Filología Española IV (1917), S. 105—204. Die Frage nach der ursprünglichen metrischen Form des Cid ist im übrigen noch nicht abgeschlossen und wird es vermutlich nie werden. Der Isosilabismo aber darf als aufgegeben angesehen werden. Neuerdings hat E. Gamillscheg, „Zur Kritik des Cantar de Mio Cid" (Zeitschr. f. rom. Phil. 41, 1921, S. 57—69) einen recht ansprechenden Versuch gemacht, der Rhythmik des Gedichtes als Einheit des Halbverses drei Vortragstakte zugrunde zu legen.

terbuch ist, soweit der Wortumfang des Cidgedichtes in Frage kommt, wirklich ein historisches Wörterbuch. Es läßt sich mit wenigen Worten gar nicht sagen, wie sehr das Verständnis vieler dunklen oder umstrittenen Stellen im Cid und anderen altspanischen Texten durch diese seine Forschung gewonnen hat. Auch etymologische Fragen wurden dadurch geklärt oder gelöst; so ist es dem Verfasser z. B. geglückt, das vielbesprochene *fe, afé, he* „sieh da", das man als *vide* (Diez), *ad fĭde* (Ascoli), *habēte* (Bello, Ford), *habe* (Pietsch) deuten wollte, als arabischen Ursprungs nachzuweisen; genau wie das spanische *fe, he* wird das arabische *he* mit den Personalpronomina verbunden (arabisch *he húa* = spanisch *helo*; arabisch *he hía* = spanisch *hela*).[3]) Niemals verliert Menéndez Pidal die kulturgeschichtlichen Zusammenhänge aus den Augen, und neben Parallelstellen aus anderen Texten dienen vorzüglich ausgewählte Abbildungen der Erläuterung oder Belebung. Wir lesen im Cid, daß Álvar Fañez wünscht, das feindliche Blut möge ihm den Ellenbogen hinabrinnen:

> que enpleye la lança e al espada meta mano,
> E por el cobdo ayuso la sangre destellando.

Wir sehen nun ein mittelalterliches Schwert aus dem Madrider Zeughause mit seiner Blutrinne abgebildet und lesen eine reichdokumentierte kulturhistorische Abhandlung über das Schwert des mittelalterlichen Spaniens (II, 658 bis 668). Oder wir sehen den *almófar*, die Panzerkapuze, die Kopf und Hals des Kriegers bedeckte, nach einem Relief im Kloster von Santo Domingo de Silos und nach Siegeln Alfons' VIII. (II, 459—460). Und dasselbe gilt für zahlreiche andere Artikel. Keine Mühe hat sich der Gelehrte verdrießen lassen, um den toten Buchstaben lebendig zu machen. Auch die im Gedichte genannten Örtlichkeiten hat er aufgesucht und ist den Weg, den der Cid in die Verbannung gezogen ist und den der Infanten von Carrión selbst gewandert. Da sehen wir in effigie die Reste von „Atiença, una peña muy fuert" und die „Calzada de Quinea" genannte römische Straße (I, 44, 47) usw.; aber durch die Feststellungen an Ort und Stelle sind auch die Ortsangaben des Gedichtes erst ganz geklärt worden; so konnte Menéndez Pidal z. B. die Lage des Eichenwaldes von Corpes, in dem die Töchter des Cid von den Infanten von Carrión mißhandelt wurden, genau feststellen, und dadurch das bis dahin dunkle Itinerar aufhellen.

3.

Im Jahre 1909 las der Herausgeber des Cid als Gastprofessor an der John-Hopkins-Universität in Baltimore über das spanische Epos. Diese Vorlesungen wurden in französischer Übersetzung 1910 herausgegeben[4]) und fassen die Forschungen und die Auffassung des Verfassers über den Gegenstand in meisterhafter Klarheit und formvollendeter Darstellung zusammen.

Die alte Auffassung, nach der das spanische Epos französischen Ursprungs sei, wird endgültig widerlegt. Tatsache ist, daß die ersten Nachrichten von der Einführung der französischen Chansons de Geste in Spanien aus dem Anfang

3) Cantar de Mio Cid II, S. 685—686. Die älteren Deutungen bei R. Pietsch, The Spanish Particle He, Modern Philology II, 1904.

4) Ramón Menéndez Pidal, L'épopée castillane à travers la littérature espagnole. Traduction de Henri Mérimée. Paris 1910, A. Colin. 306 S.

des 12. Jahrhunderts stammen und daß die französische Kultur mit der spanischen kurz vorher, Ende des 11. Jahrhunderts, unter Alfons VI., zuerst engere Fühlung nahm. Die historischen Ereignisse, die den Liedern von Fernán González und von den Infanten von Lara zugrunde liegen, wickelten sich aber im 10. Jahrhundert ab, und die ins einzelne gehende Genauigkeit der Schilderung läßt keinen Zweifel darüber, daß die erste Form der diese Ereignisse schildernden Epen unmittelbar nach ihrem Geschehen verfaßt worden ist.

Und daß sich die Metrik der altspanischen Epen in wesentlichen Punkten von der der altfranzösischen unterscheidet, wurde schon angedeutet; erst in späteren Zeiten läßt sich eine bewußte Nachahmung der französischen Metrik nachweisen.

Vor allem aber ist der Charakter des spanischen und des französischen Epos von Grund aus verschieden.

Das spanische Epos steht den Begebenheiten viel näher als das französische. Etwa vierzig Jahre nach dem Tode des Cid (1099) ist das Poema del Cid entstanden, während das Rolandslied erst 250 Jahre etwa nach den in ihm besungenen Ereignissen angesetzt werden darf. Durch den zeitlichen Abstand ergab sich von vornherein eine gewisse Idealisierung, wogegen sich das spanische Epos durch eine verhältnismäßig große historische Treue und wie die typischen spanischen Literaturerzeugnisse aller Epochen durch einen hohen Grad von Realismus auszeichnet, der ihm einen herben und strengen Zug verleiht. Die phantastischen Elemente, die im französischen Epos einen breiten Raum einnehmen, fehlen im alten spanischen Epos und tauchen erst nach dem Eindringen der französischen Epik, in den karolingischen Romanzen und den Ritterromanen, auf.

Wenn also der französische Ursprung der alten spanischen Epik nicht mehr in Frage kommt, woher stammt sie dann? Menéndez Pidal hat versucht, diese Frage zu beantworten. Wie die französische Chanson de Geste im fränkischen Nordgallien entstanden ist, so sind die spanischen Cantares in Nachahmung westgotischer Heldengesänge entstanden. Er verweist auf die Angaben des Jordanes über das Vorkommen von Heldengesängen bei den Goten, er findet in der Romanze von Don Gaiferos (16. Jahrhundert) eine ferne Erinnerung an jenen Walther von Aquitanien, den die deutschen Dichtungen des 13. Jahrhunderts auch Walther von Spanien nennen und der also wohl ein Westgote gewesen sein dürfte; selbst Einzelheiten der Romanze stimmen so genau mit denen des alten Waltharius überein, daß ein Zufall unwahrscheinlich ist und man „die Romanze von Gaiferos als ein durch Zufall erhaltenes Bruchstück von dem geheimnisvollen Bande ansehen darf, das das westgotische Epos mit der kastilischen Heldendichtung verbindet."

Mancherlei Züge hat das spanische Epos bewahrt, die auf seinen germanischen Ursprung hindeuten. Mit germanischer Vasallentreue verlassen die Verwandten und Anhänger des Cid Haus und Hof, um ihrem Herrn in die Verbannung zu folgen, und nicht anders eilen die Anhänger des Hauses Lara herbei, um Mudarra bei seiner Rache an dem verräterischen Rui Velásquez zu unterstützen.

Die Rache ist Ehrenpflicht aller Verwandten, der männlichen wie der weiblichen. Aber die Rache konnte bei den Germanen, wie Tacitus bemerkt, abge-

löst werden durch eine festgesetzte Stückzahl Vieh; so kann im kastilischen Epos die Ermordung eines Edlen durch die Bezahlung von 500 Goldstücken wettgemacht werden.

Die Anwesenheit von Frauen und Kindern bei der Schlacht erhöhte nach Tacitus den Kampfesmut der Germanen; nicht anders handelt der Cid, wenn er seine Frau und seine Töchter seinem Kampfe gegen den König von Marokko beiwohnen läßt und ihnen beteuert, daß ihre Gegenwart seinen Heldenmut stähle.

Streng wird bei den Germanen der Ehebruch geahndet; der Dirne werden die Röcke unter den Knien abgeschnitten; der Mantel eines Weibes ist für den Verfolgten ein Asyl, und was derartiger gemeinsamer Züge mehr sind.

Es wäre wünschenswert, daß die germanistische Forschung diesen Fragen noch genauer nachginge; aber schon jetzt kann gesagt werden, daß Menéndez Pidal den germanischen Ursprung des altspanischen Epos in hohem Grade wahrscheinlich gemacht hat.

4.

Schon aus den bisherigen Andeutungen erkennt man deutlich die Wichtigkeit der Romanzen für die Geschichte der epischen Überlieferung. Zwar sind gerade die Romanzen ein verhältnismäßig junges Produkt und keineswegs, wie man früher annahm, uralte Volkslieder; aber sie halten die wichtigsten und schönsten Episoden der alten Epik fest, wie sie im 14. und 15. Jahrhundert noch in den späten Epen überliefert war. Diejenigen Abschnitte der Epen, welche am beliebtesten waren, wurden von den Spielleuten immer wiederholt und von den Zuhörern auswendig gelernt. So blieben viele davon im Volke lebendig und wurden zur Zeit der Erfindung der Buchdruckerkunst auf fliegenden Blättern gedruckt. Da die Romanzen nur einzelne, besonders wirkungsvolle Stellen der alten Epen sind, sind sie aus dem Zusammenhange herausgerissen. Das Publikum, das anfangs noch mit dem ganzen epischen Stoffe vertraut war, kannte ja den Zusammenhang mit den vorausgehenden und den folgenden Ereignissen. In der Folgezeit, als diese Vertrautheit immer mehr abhanden kam, stellte sich indessen die Notwendigkeit ein, durch einleitende Verszeilen und einen Schluß die Handlung abzurunden. Oft brach eine Romanze ganz unvermittelt ab; da geschah es nun, daß eine Handlung mit einer ganz anderen aus demselben oder einem anderen Sagenkreise verknüpft wurde oder daß irgendeine Situation frei und willkürlich erweitert und interpretiert wurde. So beruht, um nur ein Beispiel zu nennen, die Episode von der Liebe der Doña Urraca zum Cid, die in den Romanzen, in Guillém de Castros „Mocedades del Cid“ und noch in Corneilles Cid eine so große Rolle spielt, auf der irrtümlichen Auslegung einer Stelle in dem Liede von der Belagerung von Zamora. Der Romancero erscheint, um Menéndez Pidals eigene Worte zu gebrauchen, „wie die Ruinen eines großen Forums, wo eine geborstene Säule, ein Sockel oder ein Torso den Rest eines verschwundenen Tempels oder Palastes oder einer zerstörten Statue darstellen“.

Die aus dem alten Epenstoff geschöpften Romanzen wurden vielfach vergessen, da an ihre Stelle neue traten, die das Publikum in den folgenden Jahrhunderten mehr interessierten, solche, die ihren Inhalt aus französischen Epen, aus dem Altertum, aus der Zeitgeschichte schöpften. Im 16. und 17. Jahrhundert bemächtigte sich die Kunst-



dichtung des dankbaren Stoffes, bis dann Ende des 17. Jahrhunderts die Romanze aus der Literatur verschwindet. Aber im Volksmunde lebt die Romanze weiter. In entlegeneren Provinzen Spaniens und Portugals, in den amerikanischen Ländern und bei den spanischen Juden haben sich bis heute noch alte Romanzen oder Reste von solchen lebendig erhalten, die in Kastilien längst verstummt sind. Man ist im letzten Jahrzehnt, wiederum auf die Anregung von Menéndez Pidal hin, darangegangen, diese Romanzenreste in allen Ländern zu sammeln; aus Chile, Argentinien, Kuba, Kolumbien, Mexiko und Neumexiko liegen heute schon wertvolle Sammlungen vor, von den spanischen Provinzen abgesehen. Besonders die judenspanische Überlieferung hat sich infolge der jahrhundertelangen Abgeschlossenheit dieser spanisch Sprechenden als wertvoll erwiesen; denn während die alten historischen und karolingischen Romanzen in Spanien selbst ganz vom Volke vergessen sind, haben sich gerade viele von diesen unter den Spaniolen des Orients und der nordafrikanischen Küste erhalten, so daß Menéndez Pidal sagen kann, daß seit 1550, d. h. seit den alten Romanzendrucken von Antwerpen und Zaragoza nie mehr so viele und so schöne alte Romanzen aufgetaucht sind, in denen noch so rein der Geist der alten Heldendichtung lebt wie in diesen judenspanischen Fassungen.

Nachdem Menéndez Pidal schon frühzeitig sein Interesse der Geschichte und Verbreitung der Romanzen sowie dem Ursprung und dem Zusammenhang einzelner Romanzen gewidmet hat[5]), hat er in einem Kapitel seiner Epopée castillane alle einschlägigen Fragen kurz zusammengefaßt und sie dann im selben Jahre 1910 in einem seiner hübschesten Bücher[6]) eingehend behandelt. Nun verspricht der große spanische Gelehrte, sein Lebenswerk durch einen kritischen Romancero zu krönen. Erst wenn die vielen, aus allen den Weltteilen, wo Spanisch und Portugiesisch gesprochen wird, zusammenlaufenden Versionen kritisch gesichtet und geordnet sein werden, wird man ermessen können, wie sehr dadurch unsere Kenntnis von der alten epischen Überlieferung gefördert und bereichert werden wird. Erst vor kurzem hat Menéndez Pidal in einem überaus interessanten und gelehrten Artikel in der Revista de Filologia Española[7]) gezeigt, wie er sich die kritische Behandlung des Romanzenstoffs vorstellt. Er benutzt die kartographische Methode, die auf sprachwissenschaftlichem Gebiete so bedeutende Ergebnisse gezeitigt hat, für die volkstümliche Dichtung, die ja, wie die sprachlichen Erscheinungen, ein Kollektivprodukt der Volkspsyche ist. Er zeigt an der Hand von Hunderten von Versionen, wie zwei Romanzen, die von Gerineldo und die von der „Gestörten Hochzeit", entstanden sind, wie sie sich ausgedehnt und durchdrungen haben, zeigt, wie im allgemeinen nicht der wesentliche Inhalt der Romanzen sich ändert, wohl aber die einzelnen Varianten, wie diese Varianten ihre Wellen ziehen und Areen bilden gleich den sprachlichen Erscheinungen und

5) S. bes. „Los romances tradicionales en América" in Cultura Española, Febr. 1906; „Catálogo del Romancero judío-español", in derselben Zeitschr., Nov. 1906; neuerdings „Poesía popular y Romancero" in der Revista de Filología Española I (1914) und andere Romanzenstudien in den folgenden Bänden.

6) „El Romancero Español". The Hispanic Society, 1910.

7) „Sobre geografía folklórica, Ensayo de un método". Rev. de Fil. Esp. VII (1920), S. 229—338. Mit 3 Karten.

wie es ähnlich wie bei diesen Übergangszonen gibt. Ich kann diese methodisch bedeutungsvollen Studien hier nur kurz andeuten. Aus diesem wenigen wird man schon ermessen können, wie schwierig und verschlungen, aber auch wie interessant und weitschauend diese Probleme sind und zugleich, welche unabsehbare Aufgabe die Herausgabe eines historischen und kritischen Romancero von den Ausmaßen, wie sie Menéndez Pidal vorschweben, ist. Möge es dem verdienstvollen Manne vergönnt sein, auch dieses große Werk zu Ende zu führen!

5.

Wir haben in unserer gedrungenen Skizze das Schwergewicht auf des spanischen Gelehrten epische Forschungen gelegt, und in der Tat stellen sie seine bedeutendste Leistung dar, eine Leistung, die allein genügen würde, ein Leben auszufüllen. Daß daneben Menéndez Pidal auch ein ausgezeichneter Linguist ist, wurde schon gesagt, und endlich blieb sein literarisches Interesse nicht auf das Epos beschränkt. Erst kürzlich erschien ein Band „Estudios Literarios“[8]) von ihm, der verschiedene früher in Zeitschriften erschienene Aufsätze und Ansprachen zusammenfaßt, eine Studie über die Motive des Tirsoschen „Condenado por Desconfiado“, eine andere über den Ursprung des „Steinernen Gastes“, über die Beziehungen der maurischen Legenden zu den christlichen, neue Gedichte von Fray Luis de León und endlich eine zuerst im Madrider Ateneo Científico am 29. November 1919 vorgetragene Studie über „La primitiva poesia lírica española“, in der entgegen der bisherigen Meinung der Nachweis geführt wird, daß es auch in der alten spanischen Zeit neben der alles überwuchernden Kunstlyrik eine spontane volkstümliche Lyrik gegeben hat, die auf ihre Elemente hin untersucht wird. Und an seine epischen Lieblingsarbeiten knüpft wieder seine neueste Schrift[9]) an, in welcher er zeigt, wie Cervantes vom Romancero her Anregungen zu seinem Don Quijote bekam.

Menéndez Pidal hat seine Tätigkeit auf den spanischen Kulturkreis beschränkt, ohne dabei jedoch die allgemeinromanischen und internationalen Beziehungen und die methodischen Fortschritte der Forschung aus dem Auge zu verlieren. Dabei ist er von einer Tiefe und zugleich von einer Vielseitigkeit, wie sie nur den größten unserer Romanisten gegeben war, einem Gaston Paris, einem Pio Rajna, einem Heinrich Morf. Kulturhistoriker, Linguist, Literaturforscher und Künstler in einer Person, herrscht er unumstritten auf seinem Gebiete. Welche Fülle von Arbeit der erst anfangs der fünfziger Jahre stehende Gelehrte (er ist 1869 geboren) bewältigt hat, haben wohl meine Ausführungen dargetan; welche organisatorische Kraft er zugleich besitzt, kann man aus Plan und Umfang seines Romancerounternehmens ersehen. Um seinen ruhmreichen Namen schart sich die kleine, aber glänzende historisch-philologische Schule in Madrid, welche die spanische Wissenschaft von Grund aus erneuert hat und uns von Jahr zu Jahr mehr durch ihre emsige Regsamkeit, ihre vielseitigen Leistungen und ihre strenge Methode überrascht, eine Schar, auf die Spanien allen Grund hat, stolz zu sein.

8) Bei der Verlagsgesellschaft Atenea, Madrid o. J. (1920), 344 S.

9) Un aspecto en la elaboración del „Quijote“. Discurso leído en la inauguración del Curso de 1920—1921 por Ramón Menéndez Pidal, Presidente del Ateneo, el día 1 de Diciembre 1920. 54 S.



Nachrichten und Mitteilungen.

Neuerscheinungen auf dem Gebiete der Romanistik.

Der unermeßliche Schaden, den der Krieg der Romanistik in Deutschland zugefügt hat und immer noch zufügt, liegt auf der Hand und ist in all seinen Einzelheiten schon oft erörtert und beklagt worden. Es ist auch fraglos, daß wir Romanisten weitaus am schlimmsten daran sind unter den Philologen und am längsten zu leiden haben werden; denn um das Hauptgebiet der Romania, um Frankreich, ist für uns eine Mauer des Hasses gezogen, die sehr viel höher und dauerhafter gebaut ist als etwa die gleiche Mauer um England. Und wir sollten uns ganz klar darüber sein, daß dies bei der seelischen Eigenart des Franzosen und nach seinem schweren Kriegsleiden und dunklem Pyrrhussiege gar nicht anders sein kann. Wenn heute bei uns in manchen wissenschaftlichen Büchern und Aufsätzen und Kritiken von anzustrebender Versöhnung geredet wird, so macht das nur, aber wirklich auch nur den guten Herzen der Schreibenden Ehre; und wenn andere wiederum in Verbitterung Abkehr von Problemen der französischen Gegenwart fordern, so ist auch dies nur als Gefühlsregung und nicht als wissenschaftliches Denken begreiflich. Uns ziemt nur sachliche Arbeit.

Und sachliche Arbeit ist denn auch trotz aller Hemmungen bereits wieder in reichem Maße auf unserem Spezialgebiet geleistet worden. Ja, es ergibt sich, daß der Krieg bei aller unsäglichen Schädigung uns auch einigen Nutzen gebracht hat. Einen dreifachen sogar. Denn neben die sozusagen übliche philologische und literarhistorische Produktion stellen sich jetzt Hervorbringungen, die aus der Not der Zeit geboren sind. Einmal: man möchte den Studenten, den Lehrern, die so lange im Felde gestanden haben, die Nachholung des Vergessenen, zugleich aber auch dessen ermöglichen (und ohne Zeitvergeudung ermöglichen), was inzwischen trotz alledem auf wissenschaftlichem Felde geleistet worden ist. So entstehen knappe und inhaltreiche Überblicke weiter Gebiete, die mehr bieten als die Wiederholung des Altbekannten. Sodann handelt es sich darum, Ersatz zu schaffen für den schwer zugänglichen übermäßig verteuerten französischen Lesestoff, und die Folge sind Neuausgaben, die vielfach nicht nur dem Studierenden, sondern auch einem weiteren Publikum zugute kommen. Und drittens ist jene verbitterte Meinung, man müsse sich von der französischen Gegenwart fernhalten, glücklicherweise doch nur sehr wenig verbreitet, heißes und oft erfolgreiches Bemühen richtet sich auf das Verständnis der neuesten französischen Literatur, und die Ansicht von der „Unwissenschaftlichkeit" des modernen Stoffes scheint im wesentlichen überwunden. All dies Neue können die nachfolgenden Zeilen naturgemäß nur skizzieren und an einigen Beispielen erläutern; daß hierbei die im engeren Sinne philologische Facharbeit zurück- und das Philosophische, Kulturelle und Literarische in den Vordergrund tritt, liegt im Wesen dieser Zeitschrift begründet.

Das mich aber keineswegs daran zu hindern braucht, auf die eben erschienene dritte Auflage der „Einführung in das Studium der romanischen Sprachwissenschaft" W. Meyer-Lübkes hinzuweisen.[1] Der große Sprachforscher, dessen uns längst unentbehrlich gewordenes „Romanisches etymologisches Wörterbuch" ebenfalls im vorigen Jahre zum Abschluß gelangte, gibt in mustergültig klarer Form die Grundzüge unserer Wissenschaft, so wie sie sich heute darstellt, derart, daß nicht nur der Student der Romanistik, sondern auch jeder Philologe, ja jeder für Philologie Interessierte hier reiche Belehrung finden wird. — Etwas Ähnliches, nur mit weiter reichendem Bestreben und sehr viel geringerem Erfolg setzte sich Karl von Ettmayer in seinem „Vademecum für Studierende der romanischen Philologie" zum Ziel.[2] Während sich nämlich Meyer-Lübke auf die Sprachwissenschaft beschränkt und auch hierin sein Thema eng umgrenzt, sucht Ettmayer eine Prinzipienlehre der „Stilistik", der „grammatischen Forschung" und der „literarhistorischen Forschung" in knappen Raum zu drängen; und während Meyer-Lübke überall den schlichtesten und klarsten Ausdruck sucht, kümmert sich Ettmayer hierum nicht

1) Heidelberg 1920, Carl Winters Universitätsbuchhandlung. 301 S. Auch sein Wörterbuch ist hier erschienen.

2) Heidelberg 1919, Carl Winter. 187 S.





im geringsten. Ja, er knäuelt den unleugbaren Reichtum seiner Gedanken derart ineinander, daß man sich doch bisweilen fragen muß, wie weit er selber völlig klar gesehen hat. Zwei allgemein interessante Beispiele für diesen nicht zu umgehenden Vorwurf. Im Vorwort (§ 2) belehrt Ettmayer den angehenden Romanisten über drei für ihn in Betracht kommende Hauptwege: „Er betreibt das Französische und Italienische entweder als Sprachforscher im engeren Sinne (als Grammatiker, Linguist, Sprachvergleicher, Etymologe usw.) oder als Philologe (Texterklärer), oder als Literarhistoriker." Wenige Seiten später (§ 4) erfährt nun der Student, „daß man jeden Sprechakt in dreierlei Weise in sich aufnehmen kann. Entweder, man bemüht sich, ihn zu verstehen, oder man tritt mit wissenschaftlichen Absichten an ihn heran — und erst in diesem letzteren Falle wird sich der Philologe vom Grammatiker unterscheiden, dadurch, daß dieser den Sprechakt als solchen seinen wissenschaftlichen Untersuchungen zugrunde legt, jener das Sprachdenkmal für seine grammatische Arbeit verwertet." Ich will nicht, obwohl der Wortlaut dazu drängt, den fürchterlichen Simplizissimussinn hineinlegen, daß Verstehenwollen und wissenschaftliche Absicht gegensätzliche Dinge seien; so bleibt doch die höchst peinliche Meinung bestehen, daß ein mit wissenschaftlicher Spezialabsicht Lesender von der Pflicht seinen Text als Ganzes zu verstehen durchaus befreit sei. Das wird noch dadurch unterstrichen, daß sich der Grammatiker allein um den „Sprechakt" zu bekümmern habe, also um die einzelnen Formen, nicht um den Sinn des Ganzen, um die angestrebte und erreichte Wirkung. Ich glaube aber auf keine Weise, daß so isoliert und entseelt betriebene grammatische Forschung etwas wahrhaft Wissenschaftliches sei. Doch der Satz enthält noch eine weitere Wirrnis. Der Philologe, sagt er uns, betrachte das „Sprachdenkmal" und verwerte es „für seine grammatische Arbeit." Aber der Philologe ist doch der Texterklärer, aber ihm fällt doch die Erklärung eines „Sprachdenkmals" als eigentliche Aufgabe zu! Und jetzt soll er dies Denkmal „grammatisch verwerten"? Sollte Ettmayer hier wirklich aus bösen Bräuchen ein Gesetz machen wollen? Wir Philologen denken wohl alle mit Schaudern an manch ein philologisches Verwertungskolleg zurück, wo das Rolandslied oder ein Gesang des Inferno auf grammatische Formen untersucht, zerhackt und entseelt wurde, bis sich denn freilich die wissenschaftliche Absicht im Gegensatz zum Verstehen befand, und bis gerade die Studierenden, denen am meisten am Verstehen gelegen hatte, der Philologie den Rücken kehrten. Ich muß Ettmayer wohl falsch verstehen, denn ich kann mir nicht denken, daß der gedankenreiche aller Enge abholde Mann den Texterklärer derart einengen und seinem eigentlichen Beruf entfremden wolle. Wie sehr der Verfasser ins Weite strebt, ersieht man nämlich aus meinem zweiten Beispiel, das nun freilich auch wieder ein Beispiel der Dunkelheit ist. Die „Aufgaben der literaturhistorischen Forschung" werden § 35 derart umschrieben: „Während die Grammatik die geschichtliche Entwicklung der Sprache innerhalb einer Sprachgemeinschaft untersucht, ohne dabei den Wirkungen, welche die Sprechakte hervorrufen Rechnung zu tragen, faßt die Literaturgeschichte alle jene Sprechakte in ihrer geschichtlichen Aufeinanderfolge zusammen, welche dem Gedächtnis einer Sprachgemeinschaft erhalten blieben und von denen eine bestimmte Wirkung auf die Sprachgemeinschaft ausging, die in dem Sprechakt selbst ihren Ausgangspunkt nimmt. Wenn man will, bedeutet mithin die Literaturgeschichte nichts anderes als die Erziehung einer Sprachgemeinschaft durch die Sprache." Ich schicke zwei „philologische" Fragen voraus. „. . . . die in dem Sprechakt selbst ihren Ausgangspunkt nimmt." Die Wirkung oder die Sprachgemeinschaft? Sodann: „die Erziehung einer Sprachgemeinschaft durch die Sprache." Heißt das: eine Sprachgemeinschaft wird erzogen, im Sinne von „erzielt" oder von „vervollkommnet", derart, daß die Literaturgeschichte Sprachunterricht, Berlitzschool sozusagen, bedeutet? Oder handelt es sich vielleicht um die sittliche Erziehung eines Volkes durch alle in seiner Sprache niedergelegten Ergebnisse? Sehe ich nun, obschon das ja fast unmöglich ist, von diesen Dunkelheiten ab, lasse ich auch (schweren Herzens — denn wie soll ich die geschichtliche Entwicklung einer Sprache begreifen, wenn ich ihre Wirkungen außer acht lasse, wie etwa die Entwicklung des französischen Demonstrativpronomens verstehen, wenn ich kein Ohr für seine jedesmaligen Wirkungen habe?) —



lasse ich auch die Definition des Grammatischen beiseite, so bleibt noch immer eine unmögliche Weitmaschigkeit des Begriffes Literaturgeschichte. Eine Straßeninschrift: „4,5 km bis Walchensee" oder „Verbotener Privatweg" kann gewiß im Gedächtnis einer Sprachgemeinschaft bleiben, kann gewiß auch sowohl sprachlich wie sittlich erzieherisch wirken — aber mit Literaturgeschichte haben diese Notizen deshalb noch längst nichts zu tun ... Nein, dieses Vademecum kann dem vorsichtigen und geduldigen Leser, der auch einmal Rätsel zu raten liebt, sicher viel Anregung geben, aber den Studierenden wird es ebenso gewiß in die Irre führen. — Einen dritten, wiederum ganz andere Wege gehenden, und völlig geglückten Versuch des Überblicks bietet Karl Voßlers sehr kurze, aber erstaunlich reiche Schrift „Französische Philologie."[3]) Er will keine abstrakte Prinzipienlehre geben. An eine belehrende Skizze über die wichtigsten Hilfsmittel des romanistischen Studiums knüpft er eine dreigeteilte Betrachtung der zwischen 1913 etwa und 1918 geleisteten Arbeit (I. Textausgaben und Zeitschriften, II. Sprachwissenschaft, III. Literaturgeschichte). Dies könnte nun eine vom Zufall diktierte Aneinanderreihung verschiedenartiger Buchanzeigen sein, die nachholende Doppelnummer eines Literaturblattes; es ist in zweifacher Hinsicht unendlich viel mehr geworden: ein wahrhafter auf induktivem Wege gewonnener Überblick dessen, was die Romanistik heute ist, und ein trotz der Sprödigkeit und des Auseinanderstrebens der Stoffe einheitliches Kunstwerk, hinter dem eine schöpferische Persönlichkeit steht. Voßler vermag nichts Fremdes zu übernehmen und wiederzugeben, ohne es geprägt, ohne es seinem Weltbild eingeordnet zu haben. Denn das unterscheidet diesen Philologen von so vielen Fachgenossen, daß er niemals „wissenschaftliche Absichten" im Widerspruch zum umfassenden Verstehenwollen hegt, daß er niemals Phonetik oder Lautlehre oder Formenlehre oder irgendein Spezialfach treibt unter Ausschluß der Wechselbeziehungen zum Ganzen, daß ihm Philologie immer die Lehre vom sprachlichen Ausdruck des Lebens, daß er immer ein Philosoph und nie ein bloßer Handwerker ist. Das geht aber wahrhaftig nicht mit einem Nichtkönnen oder Verachten des Handwerks zusammen. Das Schöne an diesem einzigartigen Forschungsbericht liegt gerade darin, daß auch der kleinsten Einzelstudie, die irgendein sprachliches Faktum behandelt, ihr volles Recht wird und mehr als ihr Recht, denn Voßler hebt solche Einzeluntersuchungen über ihre eigene Enge hinaus, indem er ihnen ihren Platz innerhalb der philologischen Gesamterkenntnis zuweist. Aber das Bild des Mannes wäre ein unvollständiges, wenn ich nur von dieser Tätigkeit des Entgrenzens berichtete. In einer anderen Hinsicht zieht er die Grenzen um so schärfer, auch hierin das genaue Gegenteil Ettmayers. Literaturgeschichte bedeutet ihm Kunstanalyse und nur „reine Kunstanalyse". Einmal wendet er sich vom Übermaß der sagengeschichtlichen Forschung ab. „Denn diese verliert sich zu sehr an das Stoffliche, um für die Kunstform, die schließlich doch den eigentlichen Gegenstand des Literarhistorikers bildet, noch Auge zu haben" (§ 49). Ein andermal verdenkt er es meiner Montesquieu-Monographie, daß sie ihren Helden im wesentlichen nur psychologisch deute, statt auch auf Probleme der Technik und des Stils einzugehen. „Den Glauben, dem er (der Verfasser) einigermaßen zu huldigen scheint, nämlich, daß die Sehnsucht nach Harmonie und das bloße Leiden am Gegensatz und Widerspruch von Gefühlen und Gedanken schon einen Dichter macht, teilen wir nicht. Nur dort könnte Montesquieu als Dichter gelten, wo er dieser Sehnsucht eine nachweisbar klare und sieghafte Stimme gegeben und den Widerspruch sich von der Seele gesungen hätte." (S. 60.) Nun scheint es auch mir fraglos, daß die Literaturgeschichte es mit dem Kunstwerk zu tun hat und nicht mit der Ettmayerschen Gesamtheit überlieferter Sprechakte, denn sonst käme eben jedes Straßenschild, jedes Apothekerrezept und jede Schießvorschrift in die Literaturgeschichte. Aber allerdings könnte man Voßlers Forderung für eine allzu intransigente halten. Nicht nur das reine Kunstwerk, sondern jedes nach dichterischem Ausdruck strebende Werk möchte ich in die literarhistorische Darstellung miteinbegriffen sehen: weil mir erst dann sowohl die Gesamtheit der dichterischen Leistung einer Epoche wie auch die Höhe und Eigenart der jeweilig voll-

3) Wissenschaftliche Forschungsberichte, herausgeg. von Prof. K. Hönn. H. 1, 68 S. Gotha 1919, Perthes.



kommenen Leistungen deutlich wird. Nur wenn ich neben dem „großen" Corneille auch den kleineren Bruder Thomas, auch Rotrou und etliche andere geringere Dramatiker studiere, bekomme ich ein wirkliches Bild von der französischen Dramatik jener Zeit und ein wirkliches Bild auch von der Leistung eben des großen Corneille.

Doch damit stehe ich in keinem Gegensatz zu Voßler. Er weiß das alles und beherzigt es auf meisterhafte Weise — ohne deshalb seinem unerbittlichen Kunstideal untreu zu werden. Wo er nämlich als Literarhistoriker auftritt, da vereinigt er alles Licht auf die Gestalt des reinen Künstlers, versäumt darüber nicht zu zeigen, wie dieser ganze Künstler geworden, und belebt derart die Zuführungsstraßen zum reinen Kunstwerk mit alledem und all denen, die ich in einer Literaturgeschichte nicht missen möchte. So hat er es in seinem La Fontaine[4]) gehalten, den er unbekümmert um Zeitforderungen und -stimmungen für jeden schrieb, der am Erkennen des Schönen Freude hat, nicht nur für den engen Fachkreis der Philologen, aber hoffentlich, hoffentlich auch nicht an diesem Kreise vorbei! Man könnte an solcher Hoffnung irre werden, wenn man die verständnislose Anzeige des Buches in einem unserer gewichtigsten Fachblätter liest. Voßlers La Fontaine ist aus Vorlesungen an der Münchener Volkshochschule hervorgegangen. Es besitzt all die Frische, die solchen Vorträgen besonders nottut, paktiert aber nirgends mit dem „Populären" (das Wort in dem verringernden, „pejorativen" Sinn genommen, den wir gern durch ein Fremdwort andeuten). Einige Abschnitte reihen den Dichter kulturell und literarisch in den Ablauf der Entwicklung ein. Erstaunlich prägnant wird im ersten Kapitel „Leben und Dichtung in Frankreich unter Ludwig XIV." geschildert, im vierten „Fabel und Tierdichtung vor und nach La Fontaine" von den Anfängen bis auf Lessing und Nietzsche skizziert, wobei als das gleichbleibende Wesen dieser Kunstform aus allem Wechsel ständig von neuem auftaucht, daß sie „immer in die Dichtung ein Stück Reflexion und Kritik hereinnimmt." Gerade dieses Doppelwesen der Fabel dürfte sie Voßler so vertraut machen, der selber Wissenschaft und Kunst in sich vereint. Freilich, da er selber doch in erster Linie ein Mann der Wissenschaft ist, da sein eigenes künstlerisches Formen immer durchaus im Dienste strenger Gedanklichkeit zu stehen hat, so mag gerade deshalb seine größte Liebe und Sehnsucht dem schlechthin Formschönen gelten, und so dürfte es sich von hier aus erklären, daß er die oft geringe Dosis des reflektierenden Moments bei La Fontaine nicht als Mangel empfindet und ganz und gar in den rein formenden und spielenden Erzeugnissen seines Dichters schwelgt. Eine starke Abneigung gegen moralisierende Kunstbetrachtung wirkt auch mit; es handelt sich aber bei einem Fabeldichter nicht darum, ob er „moralisch" oder „unmoralisch" gerichtet ist, sondern darum, ob er überhaupt „etwas zu sagen" hat, ob es ihm als reflektierendem gelingt in die Tiefe zu gehen. Und hierin scheint mir La Fontaine, das mit allem spielende ewige Kind, nicht an vorderster Stelle zu stehen. Aber als Spielender ist er unter den französischen Dichtern, nicht nur des 17. Jahrhunderts vielleicht, unübertroffen. Es war Voßlers gutes Recht, hierauf den Nachdruck zu legen. Apoll und Minerva sind nach seinem Worte die Eltern der Fabel; die La Fontaineschen Fabeln arten ungleich mehr nach dem Vater als nach der Mutter: da mußte sich denn die Ergründung des väterlichen Erbteils ganz besonders lohnen. Wie Voßler diese Ergründung vorgenommen hat, das bedeutet zugleich den Gipfel seines Buches und eine allgemeine Bereicherung unserer Kenntnis vom Wesen der französischen Stilistik. Ja, es würde eine Bereicherung unserer Methode bedeuten — wenn sich so etwas lernen ließe. Doch diese sprachlichen Analysen und Erläuterungen fügen eben dem rein philologischen so viel künstlerisches Verständnis bei, daß man niemandem sagen darf; So mußt du es auch machen! Wohl aber soll man jedem sagen: sieh es dir als großes, wenn auch unerreichbares Vorbild an! Die philologischen und ästhetischen Betrachtungen zu der Fabel vom Raben und Fuchs gehören meines Erachtens in jede Schulausgabe La Fontaines, in jedes Schulbuch (für Schüler, Studenten und Lehrende) über die französische Sprache. Und was Voßler etwa über das „motorische" und „sensible" Verhalten verschiedener

4) Karl Voßler: La Fontaine und sein Fabelwerk. 190 S. und 10 Holzschnitte. Heidelberg 1919, C. Winter.

Dichtercharaktere zur Sprache sagt — die motorischen, wie Corneille, zwingen ihr den eigenen Willen auf, die sensiblen, wie Racine, schmiegen sich dem Wesen der Sprache an, aber das sind relativische und nicht absolute Bestimmungen, denn der sensible Racine wird zum motorischen Dichter dem ungleich schmiegsameren La Fontaine gegenüber —, das scheint mir ein keineswegs nur für den Kreis der Romanisten gefundenes Stilkriterium.

Sprachbetrachtung ist wohl das eigentlichste Gebiet dieses genialen Forschers, so Großes er auch auf dem literarhistorischen (durch sein Dantewerk besonders) geleistet hat; und auf sprachlichem Gebiet hat er denn auch zuerst einen hochbegabten Schüler gefunden, der mit gediegenster Sachkenntnis, nur noch etwas jugendlich stürmisch in seinen Folgerungen, eben jene vergeistigte Philologie treibt, die Voßler lehrt. Deshalb kommt denn auch Eugen Lerchs ausgedehnter Monographie über das romanische Futurum[5]) ein über das Fachliche hinausgehendes allgemeines Interesse in hohem Grade zu. Von der Trefflichkeit der Fachuntersuchung soll hier nicht geredet werden; nur den allgemeinen Gedankengehalt des Buches will ich herausschälen. Das romanische Futurum als Ausdruck eines sittlichen Sollens zu erforschen, forderte Voßlers Preisaufgabe. Lerch hebt nun in sehr eigenartiger und einleuchtender Weise heraus, wie das Futurum nicht nur der Träger einer Aussage, sondern auch eines Willens sein kann, ja, wie es zwiefach eine Steigerung der Befehlsform, einen superlativischen Imperativ zu bedeuten vermag. „Du wirst auf der Stelle gehen!" befiehlt brutaler als ein bloßes „Geh!", und das nennt Lerch ein „kategorisches" Futurum; „Du wirst mir doch den Gefallen tun?!" bittet einschmeichelnder, dringlicher als ein „Tu mir den Gefallen!", und das ist für Lerch ein „suggestives" Futurum. Die übergeordnete begriffliche Zusammenfassung des drohenden und bittenden Futurums liegt darin, daß beide, das kategorische wie das suggestive, ein nachdrücklicheres „Du sollst!" sprechen, imperativischer gerichtet sind als als der Imperativ. So weit wirkt Lerchs Arbeit stark erkenntnisfördernd, und indem er in sorglichster historischer Untersuchung zeigt, wie reich die romanischen Sprachen an diesem Futurgebrauch sind, erklärt er ihn aus dem impulsiven Wesen der westlichen Völker und sieht zugleich auch solch impulsives Wesen sprachlich bestätigt. Der jugendliche Überschwang des Verfassers aber macht sich doppelt bemerkbar. Einmal sieht er in seinem verlangenden Futurum, ob es nun strafe oder schmeichle, eine Mißachtung des fremden Willens, den der Imperativ immer respektiere; denn der Befehlende wende sich an den Willen, der im Futurum Sprechende aber ignoriere den Willen des andern. Das scheint mir eine willkürliche Auslegung, denn wenn ich es sprachlich vermeide, mich an den Willen des andern zu wenden, so hat das gerade in meinem besonderen Respekt vor dem fremden Willen seinen Grund: ich umgehe ihn nur scheinbar, ich wende sogleich besondere Mittel, stärkere als die vom Imperativ an die Hand gegebene an, weil ich eben die mir entgegenstehende Kraft sogleich sehr ernst nehme. Und Lerch baut auf die eine psychologische Willkür eine zweite; er schließt: sein Futurum mißachte den fremden Willen, sein Futurum sei ein romanisches — also sei der Romane despotischer veranlagt als etwa der Germane. Ja, er geht noch einen Schritt weiter (und diesmal bleibt er auch den historischen Beweis schuldig), wenn er das kategorische und suggestive Futurum besonders in Frankreich und hier häufiger als in den andern Ländern der Romania angewendet zu sehen meint und hieraus auf die fanatische Gemütsart der Franzosen schließen zu müssen glaubt. Doch nur als störende Anfangs-Nebenerscheinungen, die sich sicherlich noch beseitigen lassen werden, betrachte ich dieses Zuviel an Folgerungen; die Methode, nach der Lerch arbeitet, der Geist, der leidenschaftliche Ernst und die Fülle der Kenntnis, die er einsetzt, machen jede seiner syntaktischen Facharbeiten zu etwas allgemein Belehrendem und Erfreulichem.

Während er sich nun mit seiner großen Monographie über das Futurum von Zeitforderung und -stimmung genau so fern hielt wie Voßler mit seinem La Fontaine — dies muß betont werden, denn leider er-

5) Eugen Lerch, „Die Verwendung des romanischen Futurums als Ausdruck eines sittlichen Sollens". Gekrönte Preisarbeit der Samsonstiftung bei der bayerischen Akademie der Wissenschaften. Leipzig 1919, O. R. Reisland. 427 S. — Das Thema war von Voßler gestellt.





hielt das wertvolle rein wissenschaftliche Buch durch die unzureichend basierte Schlußfolgerung auf den despotischen Charakter der Franzosen, ganz wider den Willen seines Verfassers, einen leisen politisch parteilichen Anstrich —, während also Lerch in seiner syntaktischen Studie einzig und allein der Forschung dient, verfolgt er mit einer neueren Veröffentlichung auch und vorwiegend praktische Ziele. Sein altfranzösisches Lesebuch[6]) bietet nur nebenher in den Anmerkungen ein paar philologisch neue Erklärungen; seine Hauptabsicht ist, den Anfänger und den durch den Kriegsdienst auf die Anfänge seines Studiums zurückgeworfenen Romanisten rascher und müheloser ins Altfranzösische einzuführen, als dies die klassische Chrestomatie von Bartsch-Wiese und Voretzschs bekannte Lehrbücher vermögen. Zu diesem Zwecke stellt er eine knappe Auswahl wichtigster altfranzösischer Texte zusammen (die Straßburger Eide, ein Stück Rolandslied, etwas von Crestien von Troies, etwas aus den dramatischen Anfängen, usw.), versieht das Schwierigste mit wortwörtlichen Übersetzungen und begleitet alles mit zumeist sprachlichen, aber auch mit literarhistorischen Erklärungen. Im Vorwort sucht er den erwarteten Einwurf zünftiger Kritik, die das Buch „zu elementar" finden dürfte, mit dem Hinweis auf die geistige Notlage der aus dem Felde heimkehrenden Studenten von vornherein mattzusetzen. Er hätte diesen Hinweis nicht nötig gehabt. Nein, sein verständnisvolles Buch ist nicht zu elementar, es geht durchaus den Weg, der uns notwendig ist, indem es die handwerksmäßigen, die technischen Schwierigkeiten erleichtert und den Studierenden an das Geistige, an die Schönheit und Fülle der altfranzösischen Literatur heranführt. Gewiß, im Bartsch liegt all das ausgebreitet. Aber von sich aus kann es der Student noch nicht lesen und im Kolleg wird er allzu oft das ganze Semester hindurch bei ganz wenigen Stücken festgehalten, die der Dozierende „grammatisch verwertet". Ich begrüße es aufs wärmste, daß in Lerchs Buch die Möglichkeit geboten ist, den Studenten ausgiebiger und intensiver in altfranzösische Denkart und Dichtung einzuführen. Ja, ich werde mich nicht schämen, in der mittelfranzösischen Auswahl, die ich in der gleichen Sammlung sehr bald auf Lerchs Buch folgen lasse, noch viel „elementarer" zu verfahren; ich werde jede alte oder schwierige Form immer wieder verdeutschen, ich werde es dem Lesenden sprachlich so bequem als möglich machen, damit ihn nur keine „wissenschaftliche Absicht" von dem ablenke, was ihm vor allem nottut, damit er sich nur mit dem Wesen dieser Froissart und Deschamps und Villon erfülle, und sie nicht als Sprechakt-übermittelnden Albdruck am Tage nach dem Staatsexamen zu vergessen suche... Der zeitgemäße Wunsch, den Studierenden zu Hilfe zu kommen, hat auch andere ähnlich gerichtete Sammelunternehmungen hervorgerufen. Karl von Ettmayer gibt kleine, zwei bis drei Bogen starke „Repetitorien zum Studium altfranzösischer Literaturdenkmäler" heraus, von denen bisher zwei Hefte vorliegen.[7]) Der Herausgeber selber hat das erste Heft dem ersten Teil des Rosenromans gewidmet, und wieder muß man bedauern, daß so viel Gelehrtheit und Gedankenreichtum mit solchem Mangel an pädagogischem Talent und Klarheit verquickt sind. Das Eigentümliche des Rosenromans besteht in der überaus konsequenten, in alle Einzelheiten hinein durchgeführten Anwendung des allegorisierenden Verfahrens. Womit denn die Dunkelheit und Vieldeutigkeit des Werkes zusammenhängt. Der Held, der Liebende schlechtweg, gelangt im Traum in den Liebesgarten, Amors Pfeile verwunden ihn, die Rosenknospe reizt ihn übermächtig, und alles was ihn zur Knospe zieht, alles was sein Verlangen begünstigt, alles was hindernd zwischen ihn und sie gestellt ist, das Seelische wie das Soziale, ist durch das Mittel der Allegorie zugleich körper- und rätselhaft geworden. Wer ist die ersehnte Rosenknospe — ein junges Mädchen oder, der Zeitsitte entsprechend, eine verheiratete Dame? Wer ist „Gefahr" — ihre Sprödigkeit oder die Obhut der Eltern oder der Ehemann? Rätsel und Anreiz, wohin man greift, und jeder Auslegung bieten sich Handhaben und Hindernisse. Guillaume von Lorris ist nicht nur Didaktiker, sondern auch ein sehnsüchtiger junger Mensch und ein Dich-

6) Einführung in das Altfranzösische. Texte, Übersetzungen, Erläuterungen. 161 S. Leipzig 1921, B. G. Teubner. („Teubners philolog. Studienbücher".)

7) Heidelberg 1919, Carl Winter. 1. Der Rosenroman. 2. Das Rolandslied.



ter gewesen; er hat nicht nur eine Liebeskunst, sondern auch einen Traum von der Liebe geschrieben; und ob nun dieser sehnsüchtige Traum ein Mädchen oder eine Frau umspielt, das muß immer verhüllt bleiben, denn indem hier das allegorische Spiel zum Traumspiel wird, ist es ja ein doppelt unwirkliches, imaginäres, verschwimmendes. Dem trägt Ettmayer nicht genügend Rechnung, legt gewaltsam aus und schilt über schlüpfrige Moral. — Sehr viel gelungener ist Emil Winklers Rolandslied, das zweite Heft dieser Sammlung. Was er über den Roland als Kunstwerk sagt, stützt sich durchaus auf die prachtvollen Ausführungen Voßlers (in „Frankreichs Kultur im Spiegel seiner Sprachentwicklung"), und auch sonst stellt er mit sicherer Auswahl und großem Geschick das Beste und Bleibende zusammen, was bisher zur Erklärung der großen zeitigsten Nationaldichtung Frankreichs zutage gefördert worden ist. — Ein drittes Unternehmen dieser Art, das sich mindestens mit einem Teil seiner überaus sorglich gedruckten, mit bibliographischen Notizen und, wo es nottut, mit Glossaren versehenen Texte auch einem weiteren Leserkreise fruchtbringend erweisen könnte, leiten die Berliner Romanisten Erhard Lommatzsch und Max Leopold Wagner.[8]) Die drei ersten Hefte hat Lommatzsch in seiner bewährten Art besorgt. Er gab zuerst die reizende Marienlegende aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts „Del Tumbeor Nostre Dame", den „Tänzer Unserer Lieben Frau", den Wilhelm Hertz so schön in seinem „Spielmannsbuch" verdeutscht hat. Dann, wofür ihm ganz besonders zu danken ist, das berühmte Manifest der französischen Renaissancedichter, Joachim du Bellays Defence et Illustration de la Langue françoyse im genauen Abdruck der Erstausgabe von 1549. Die Schrift ist für den Sprachforscher, den Literar- und Kulturhistoriker, den Ästhetiker gleicherweise wertvoll und gehört nicht nur in die Hände des Romanisten. Das Glossar setzt jeden der modernen französischen Sprache Kundigen in den Stand, die Défense zu lesen, die „bibliographische Notiz" orientiert ihn ausgezeichnet über einschlägige Werke, die vom Fortwirken der Antike handeln. Wenn hier als eines der neuesten das bei Teubner 1919 erschienene Skizzenbuch: „Vom Altertum zur Gegenwart" angeführt wird, so darf ich vielleicht hinzufügen, daß die eben zur Ausgabe gelangte zweite Auflage des Werkes um eine besondere (von mir verfaßte) Studie über die Beziehungen der Antike zur Romania vermehrt ist. Lommatzsch blieb auf dem Gebiete der dichterischen Programmatik, indem er als drittes Heft Viktor Hugos „Préface de Cromwell" vom Jahre 1827 folgen ließ. An ihr kann man so recht den Unterschied zwischen deutscher und französischer Romantik erkennen, ja eigentlich erfassen, daß „französische Romantik" im letzten Grunde eine contradictio in adiecto ist, denn Romantik ist ewiges Entgrenzen, und dem französischen Geist ist Formen und festes Umgrenzen eingeborene Notwendigkeit.

Und damit trete ich nun etwas unvorsichtig — denn Erklärung und Verteidigung würde den Rahmen dieses Referates sprengen —, etwas tollkühn also vielem entgegen, was heute über die neueste französische Literatur geschrieben wird. Ich nannte eingangs als eine der wenigen erfreulichen Folgeerscheinungen des Krieges für die Romanistik, daß die Literarhistoriker ihr Augenmerk auch auf die modernste Literatur richten, die früher nicht immer für universitätsfähig galt. Es ist nun begreiflich und menschlich schön, daß diese Vorgeschrittenen nichts von Völkerhaß wissen wollen und sich nach Frieden sehnen. Da wird denn gern betont, wieviel deutsches Gedankengut, wieviel „Europäertum" oder allgemein Menschheitliches in den besten Köpfen der jüngsten französischen Literatur stecke; und man übersieht dabei nur, daß all dies Deutsche und Menschliche in Frankreich zu etwas spezifisch Französischem geworden ist. Das Stärkste an solchem Europäisieren, Entwurzeln und Entfärben hat wohl Curtius in seinen „Literarischen Wegbereitern" geleistet, worauf hier nicht eingegangen werden soll, da das Buch den Lesern der Zeitschrift bekannt sein wird.[9]) Das beste Bemühen um Vermeidung dieser Klippe findet man in Walther Küchlers schönen Rolland- und Barbusse-

8) „Romanische Texte zum Gebrauch für Vorlesungen und Übungen". Berlin 1920, Weidmannsche Buchhandlung. H. 1—3.

9) Vgl. die Besprechung von Eduard Wechssler, Jahrg. 14, Heft 2. Die Red.

studien.[10]) Aber ganz, glaube ich, kann auch er sich nicht seiner deutschen Gläubigkeit entäußern. Wenn der Franzose humanité sagt, meint er es ehrlich, meint aber immer humanité française — und der Deutsche übersetzt eben gar zu gern „Menschheit" und „Menschlichkeit" schlechthin ... Küchler ist seit Jahren mit einem Renanbuch beschäftigt; Aufsätze in seiner Zeitschrift „Die neueren Sprachen" bringen Teile davon oder Skizzen dazu. So erschien im August 1919, fast zu einer selbständigen Monographie ausgewachsen, die Studie „Ernest Renan zwischen Frankreich und Deutschland". Zug um Zug untersucht der feinfühlige Romanist, wie Renan mit Deutschland verknüpft ist und lange Zeit diese Verknüpfung empfindet, wie er an Deutschland hängt — „Mon Allemagne!" schreibt er, niemals „Ma France!" —, wie er Frankreich kritisiert, wie er mehr weltbürgerlich als französisch fühlte. Und dann kommen die späteren Jahre, dann kommt der siebziger Krieg und Deutschlands politischer Aufstieg — und nun entdeckt Renan sein französisches Herz, nun überkommt ihn „ein Patriotismus sentimentaler Art, der ihn befähigte, Frankreich gleichzeitig zu beklagen und zu verklären", und nun „im Alter preist er in festlichen Reden die nie verlorene Tradition des großmütigen, liberalen, menschlichen, gerechten Frankreich gegenüber dem egoistischen, herrischen, alle Menschheitsträume von Gerechtigkeit und Völkerfreiheit verlachenden Deutschland". Küchler findet am Schluß seines Aufsatzes Worte des wehmütigen Bedauerns über Renans Sinken oder Verengung im Punkte des Nationalismus und erklärt sich diese Veränderung „durch das Verhängnis der politischen Ereignisse und durch die eigene lässige Nachgiebigkeit gegenüber der herrschenden Stimmung seiner Zeit". Küchler hätte bei Taine (über dessen Verhältnis zu Hegel eben ein sehr gründliches Buch von Otto Engel[11]) erschienen ist) Ähnliches beobachten können. Und ich fürchte, der Verfasser sieht die Schuld an solchem Anderswerden nicht ganz dort, wo sie zutiefst gelegen ist: in der Naturnotwendigkeit des französischen Menschen. Kritik an momentanen französischen Übelständen, Bewunderung fremder Kulturen, Weltbürgertum — es ist alles sehr schön und sehr ehrlich gefühlt, aber wenn es ums Letzte geht, dann tritt doch Frankreich, tritt die ganz gemeine, ganz unphilosophische Vaterlandsliebe überwältigend hervor, und bleiben weltbürgerliche Gedanken bestehen, so wird die Welt eben mit französischem Kosmopolitismus, mit französischen Menschheitsrechten mehr oder minder zwangsweise beglückt. So war es zur Zeit der großen französischen Revolution, und so, mehr oder minder so, sieht es auch jetzt in den bedeutendsten Köpfen und besten Herzen Frankreichs aus. Und ich fürchte, Küchler könnte an der Entwicklung seiner so liebevoll als Versöhner und Friedensbringer betrachteten Dichter Rolland und Barbusse noch Überraschungen erleben. Und wiederum würden das für ihn gar keine Überraschungen sein, denn seinem analytischen Sinn und seinem historischen Sehen wird das Erbfranzösische dieser französischen Dichter völlig klar. Küchler trägt viel zur Kenntnis des „Jean Christophe" bei. Deutlich tritt aus der schönen Analyse der künstlerische Grundfehler des dichterisch und gedanklich so reichen Werkes hervor. Der Roman leidet, um es philologisch auszudrücken, an einer Kontamination: das alte idealische Deutschland vor Bismarck, mit dem es sich so eng zusammenleben ließ, weil es so wenig von den hart im Raume stehenden Sachen besaß und erstrebte, verquickt sich widerspruchsvoll mit dem wilhelminischen Reich, so daß man ständig zwischen Gegenwarts-, historischem Roman und reinem Phantasiegebilde hin- und hergeworfen wird und an dem für den Genuß eines Kunstwerks Notwendigsten, an der Illusion Schaden erleidet. Küchler zeigt aufs schönste, welche Züge und Gestalten Rolland dem alten, dem guten (und freilich auch den Nachbarn bequemen) Deutschland entnimmt, und wieviel Liebe er für dieses Deutschland hegt — der Held des Buches ist ein wahrer Deutscher, nach den Modellen Beethovens und Hugo Wolfs gebildet —, Küchler zeigt weiter, wie die am materialistischen Neudeutschland geübte Kritik Rollands eine relativ milde ist, wie er das materialistische Frankreich mindestens ebenso hart beurteilt, wie er den Künstlerhelden zur Ekstase deutscher Romantik führt und diese

10) Romain Rolland, Henri Barbusse, Fritz von Unruh. Vier Vorträge. Würzburg 1919, Verlagsdruckerei, G. m. b. H. 86 S.

11) Der Einfluß Hegels auf die Bildung der Gedankenwelt Hippolyte Taines. Stuttgart 1920, Fr. Fromanns Verlag. 144 S.

dann „mit den edelsten Eigenschaften romanischer Art" vermählt. Ja wenn man nur nicht empirisch und theoretisch gleichermaßen zum völligen Zweifel an dieser Faust-Helena-Ehe gedrängt würde! Im günstigern Falle geht es dem Faust, wie es in Spittelers „Olympischen Frühling" dem verehelichten Poseidon geht. Er wird „Verschwägert und versippt, veronkelt und vervettert ..., | Bis endlich mit Ergebung sich beschied der Kühne, | In jedem Ding zu halten Maß und Sophrosyne. | Sein Donner aber ward versteckt in eine Truhe." Im ungünstigeren und weitaus häufigeren Fall wird die Ehe nach einiger Zeit geschieden, und Helena sagt dem Faust viel Böses nach, obwohl er sie beträchtlich bereichert hat ... Sicher ist Rolland guten Glaubens. Liest man aber, wie er das „wahre" Frankreich in Gegenwart und Zukunft hinter dem verkommenen materialistischen findet, während er im kaiserlichen Deutschland doch nur den Feind der Menschheit entdecken kann, so kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß auch sein rein empfundenes Weltbürgertum stark und sehr stark französisch geformt und gefärbt ist. Küchlers Studie hebt die einseitige „Verherrlichung der geistigen Elite Frankreichs" auf Kosten des militarisierten Deutschlands sehr treffend hervor, aber den Glauben an die auch objektive Weite und Gültigkeit des subjektiv sicherlich echten Rollandschen Weltbürgertums bewahrt er dennoch. Noch merkwürdiger scheint es mir, daß er diesen Glauben auch Henri Barbusse gegenüber festhält. Ist es doch bewunderungswürdig, wie sicher er aus „Feu" und „Clarté" (und neuerdings in einer Studie seiner Zeitschrift aus weiteren Arbeiten Barbusses) das typische Franzosentum des reinen Eiferers herausliest, seine Verwandtschaft mit den französischen Aufklärern, die Descartes'sche Struktur seiner Innenwelt. Es ist fraglos: Barbusse mag kein enges Vaterland, er will ein gemeinsames Vaterland der Menschheit haben; aber fraglos muß es darin so französisch zugehen wie in den Köpfen Descartes', Voltaires und Robespierres. Daß er das Nationalfranzösische an Barbusse zugleich so gut erkennen und dennoch verkennen kann — in der feinen Gegenüberstellung der expressionistischen Dichtungen F. von Unruhs mit der „Clarté" bewährt sich Küchlers Verständnis für deutsche und französische Sonderart am auffälligsten — es würde mir rätselhaft bleiben, wenn ich mir nicht sagte, daß hier Hoffnung zur unwillkürlichen Verschleierung des klar Erkannten führe ... Zur Erfassung Barbusses und zu seiner Eingliederung in die Geschichte des französischen Schaffens tragen Küchlers knappe Ausführungen aber entscheidend bei und wirken bereichernder als das lose komponierte kleine Buch Leo Spitzers „Studien zu Henri Barbusse"[12]) Den besten Gewinn wird der nichtphilologische Leser hier aus dem ersten Aufsatz ziehen. Doch ist Spitzer auch in dieser Studie über „Einheit und Entwicklung im Schaffen Barbusses" nicht auf Porträtierung ausgegangen, hat sich vielmehr mit einer reichen und wohlgeordneten Materialsammlung begnügt. Von Zitat zu Zitat schreitend, setzt er Punkt um Punkt zusammen, wie sich die Interessen und Probleme Barbusses entwickelten, von dem Versbuch *Pleureuses* (1898) an über die Romane *Les Suppliants* (03), *L'Enfer* (98) und die Novellen *Nous autres* (1914 vor Kriegsausbruch), zu *Feu* und *Clarté*, die ihn weltberühmt gemacht haben. In seinem Wahrheitsfanatismus, in seinem Mitleid mit allen Leidenden, in seiner zur Feindseligkeit sich steigernden Abneigung gegen alle Jenseitsreligion war Barbusse von Anfang an der Gleiche; aber er entwickelte sich vom lyrischen Träumer zum realistischen Beobachter und Gestalter, vom Pessimisten zum optimistischen Gläubigen einer Diesseitsreligion; er kam über das Enge des Sexualthemas hinaus ins Allgemeinmenschliche, ins Soziale, er wurde so stark zum hilfreichen Tatmenschen, zum sozialistischen Führer, daß er dem eigentlich dichterischen Gebiet nur noch zum Teil angehört. Dem zweiten Stück fehlt alle Einheit. Es sind nur Glossen zum *Feu*, vielmehr nur Glossen zum Artikel eines andern über das „Feuer". Einzelheiten wie die Vergleichung mit Zolas *Débâcle*, wie die Untersuchung der ja von manchen behaupteten „Deutschfreundlichkeit" Barbusses haben ihren Wert. Einzelheiten auch machen die dritte allzu breit und wichtig auftretende Arbeit, die „Psychoanalyse des Barbusseschen Stils" wertvoll. Als Ganzes aber ist diese Studie im Zusammenhang des ganzen Buches nur schädlich. Wenn hier untersucht wird, wie stark sexuelle Vorstellungen den Stil des

12) Bonn 1920, Friedrich Cohen. 96 S.



Mannes beeinflussen, und wenn stilistisch eben nur das untersucht wird, so muß der Leser den Eindruck gewinnen, daß das Sexuelle für den ganzen Barbusse das Entscheidende sei. Spitzer selbst aber weiß, daß es nur im *Enfer* das Hauptthema abgibt. Eine völlige Monographie Barbusses bleibt noch zu schreiben.

Erst recht ein völliger Überblick dessen, was in Frankreich in den letzten Jahrzehnten literarisch geworden ist. Eduard Wechsslers mitten im Krieg erstaunlich objektiv gehaltene inhaltreiche Skizze: „Die Franzosen und wir" ist eine Teilskizze und will nichts anderes sein; Curtius' „Wegbereiter" wollen wohl mehr sein, sind aber erst recht Teilskizze, da sie auch die behandelten Autoren selber nur teilweise, nur auf die europäischen und nicht auf die französischen Seiten hin ansehen. Ein erster größerer Versuch des Umfassens geht weniger von der literarisch-philologischen als von der politischen Seite aus. Es ist ein stattlicher Sammelband mehrerer Autoren, und sein Titel: „Der Nationalismus im Leben der dritten Republik"[13]) deutet sogleich an, daß hier eher eine verbitterte als eine versöhnliche Stimmung zu suchen sein wird. Dennoch ist von wirklich chauvinistischen Anklagen gegen Frankreich nichts zu finden, und die bedeutendsten Mitarbeiter, Wolfgang Windelband und Hermann Platz, befleißigen sich geradezu vollkommener Objektivität. Aber der Herausgeber hat die fraglos richtige These von Frankreichs gewaltiger Mitschuld am Weltkriege, die er selber historisch und politisch erweist, seinen Mitarbeitern gewissermaßen zum Mitbeweis auf verschiedenen geistigen Gebieten gestellt; und nun sucht jeder eben seinen Spezialschuldigen in Frankreich. Hermann Gruber macht den „Nationalismus in der französischen Freimaurerei" verantwortlich, die als Nachfahrin der Französischen Revolution ihre republikanischen Ideen ins kaiserliche Deutschland verpflanzen wollte; Otfried Ebertz betrachtet (sehr zu Recht), die gallikanische Kirche als Werkzeug der Revanche"; Paul Rühlmann zeigt, wie „der Revanchegedanke in der französischen Schule" um sich griff; Marie Luise Becker betrachtet „die französische Volksbühne als Verhetzungsmittel"; Matthias Salm stellt den „Angriffsgedanken in der französischen Militärliteratur seit 1871" heraus; Wolfgang Windelband läßt es ungemein deutlich werden, wie „der Nationalismus in der französischen Geschichtschreibung seit 1871" um sich griff; Joachim Kühn geht den Themen des siebziger Kriegs und der Revanche in der Belletristik nach. All diese Stücke sind derartig reich und überzeugend dokumentiert, daß das Stück eine literar- und kulturhistorische Fundgrube ist. Aber wenn man nun sieht, wie jeder Autor sich einen besonderen „Schuldigen" wählt, einzelne oder Gruppen, und wie all diese Angeklagten, unter denen sich die gegensätzlichsten Charaktere befinden — man denke doch: die Kirche und das Freimaurertum! —, wie sie alle mit Beweisen ihrer Schuld überhäuft werden: dann sagt man sich schließlich, daß hier von Individual- oder Gruppenschuld keine Rede sein kann, daß vielmehr ein ganzes Volk aus innerer Naturnotwendigkeit, aus seiner seelischen Veranlagung heraus in diesen Krieg gestoßen worden ist, schicksalsmäßig, so wie wir Modernen das Schicksal verstehen. „Nationalismus" hat eine enge und böse Bedeutung gewonnen. Man sage „Staatlichkeit", und man hat das, was bewußt oder unbewußt, früher oder später hervortretend, im Seelenkern eines jeden Franzosen enthalten ist und ihn erst eigentlich zum Franzosen stempelt. Er muß sich einem staatlichen Kosmos eingeordnet wissen, der französischem Denken und Fühlen entspricht, und dieser Staat ist der Kosmos schlechthin, nur in ihm ist das menschliche Heil, ist Kultur und Freiheit zu finden. Deshalb ist Menschheitsgegner, wer Frankreichs Gegner ist, deshalb ist sozusagen ein Heide, wer nicht Frankreichs Staatsglauben hat; man muß ihn bekehren, und Chauvinist und Pazifist, und Katholik und Freimaurer finden sich in Kreuzzugsbegeisterung zusammen. Hermann Platz ist in zwei Studien über die französische Philosophie und die französische Dichtung in ihren neuesten Phasen (Kap. II und Kap. VII 2) dieser Erkenntnis sehr nahe gekommen. Man kann bei ihm die Entwicklung aus solchem einheitlichen Grundpunkt heraus verstehen lernen. Deutsche wissenschaftliche Methode und deutsche Romantik befruchten Frankreich, werden aber zurückgestoßen, sobald sich das französische We-

13) Herausgegeben von Joachim Kühn. Mit einem Geleitwort des Freiherrn von Schoen. Berlin 1920, Gebr. Paetel. 373 S.

sen in seiner Eigenart, der französische Staat in seiner Macht bedroht sieht; der geistige Führer der französischen Moderne, Bergson, darf sich nicht als ein Schüler Nietzsches fühlen, muß spezifisch französischen Lebensschwung, spezifisch französische Religiosität lehren. Und die verschiedenen neuen Dichtergruppen, die alle irgendwie von Bergson beeinflußt sind, die Neuklassizisten, die Neuromantiker, die politischen Katholiken — alle finden sich in einem verstärkten französischen Lebensgefühl zusammen, in einer Religion der französischen Staatlichkeit. Ich habe in einer sehr ausführlichen Besprechung des so mannigfach wertvollen Buches (für das Lit.-Blatt f. germ. u. rom. Philol.) die Frage erhoben, warum Platz in seiner Studie an Rolland und Barbusse vorübergegangen sei. Wo ich vom Nationalismus in Frankreich rede, muß ich von allen Franzosen reden; ich sage damit aber von keinem etwas Belastendes aus. — —

Mit alledem soll natürlich nicht der Versuch gemacht sein, die ungeheuer reiche französische Literatur als eine graue Einförmigkeit hinzustellen. Nur das Grundthema der vielstimmigen Fuge habe ich aufzeichnen wollen. Es wird immer wieder Franzosen geben, die ins Neue und Weite schweifen und neue Themen hereinbringen, fremde Themen, die das französische Volk sich dann zu eigen macht. Das größte fremde Thema, das den Franzosen in der Neuzeit zufloß und von ihnen französiert wurde, ist hier schon genannt worden: die deutsche Romantik. Einen der ersten französischen Sucher und Übermittler dieses deutschen Gutes, Benjamin Constant, bringt jetzt die gute und verständnisvoll kommentierte Verdeutschung seiner Tagebuchaufzeichnungen aus den Jahren 1804—1816 einem allgemeineren Kreise näher. Der Buchtitel „Reise durch die deutsche Kultur“[14]) ist gut gewählt, besser vielleicht, als der Herausgeber beabsichtigte: sind doch Constant und seine große Freundin Frau von Staël im letzten Grunde wirklich nur Reisende durch das Deutschtum gewesen; gewiß haben sie in Deutschland stärkste Anregungen empfangen, aber in französischer Seele empfangen, und das macht ihren Wert, ihre Eigenart aus, und das wollen wir nicht im geringsten durch allgemeines Reden vom „modernen Menschen“ und „menschlichen Spannungen“ schlechtweg verwischen. — Die Kenntnis eines eminent französischen Menschen endlich übermittelt die prachtvoll ausgestattete und prunkvoll illustrierte — ich fürchte nur, wer sie kaufen kann, wird sie nicht lesen, und wer sie lesen kann, nicht kaufen können — nun die jedenfalls in bibliophiler Hinsicht wunderschöne deutsche Ausgabe der dem Historiker und Psychologen unschätzbaren Memoiren Philipps von Commynes.[15]) Ich rühme die schöne Form des Buches nicht etwa in der tückischen Absicht, mit ihr den Inhalt in Gegensatz zu stellen. Einleitung und Übertragung lassen an Sorgfalt und Feinheit nichts zu wünschen übrig. Nur sind sie vielleicht — allzuschön. Commynes ist in einer bestimmten Hinsicht eine der ersten großen Renaissancenaturen in Frankreich. Man könnte ihn einen glücklicheren Machiavelli nennen, glücklicher insofern, als er seine politische Idealgestalt in Wahrheit vorfindet, seinem Principe dienen und ihn triumphieren sehen darf. Der enge, grausame, abergläubische und doch gewaltige Ludwig XI. ist Commynes' Mann, er verläßt seinen ersten Herrn treulos, weil er in Ludwig offenbar seinen Principe wittert, dem er nun dient, den er verehrt, dem er ein Denkmal setzt. Aber Commynes ist ganz und gar Politiker, ganz und gar staatlich gerichtet. Ein Politiker muß Menschen durchschauen können, und so ist er schärfster Psychologe. Eigenschaften des warmen Herzens hat er trotz seines handfesten Katholizismus genau so wenig wie Ludwig XI., der auch sehr katholisch war. An aufrichtigen Konfessionen ist ihm gar nichts gelegen, an der künstlerischen Erfassung der bunten Welt ebensowenig. Er ist nicht ein bißchen Dichter, die Umwelt an sich interessiert ihn nicht, und von seinem Ich verschweigt er soviel als möglich, um sich nicht in die Karten sehen zu lassen. Man möchte sagen: Commynes suche die meiste Zeit sich selber auszulöschen und unter dem Diktat des politischen Denkens schlechthin zu schreiben. In dieser skrupellosen Objektivität liegt gewiß ein wesentlicher Charakterzug der Renaissance; aber als die

14) Benjamin Constant, „Reise durch die deutsche Kultur“. Ein französisches Tagebuch, herausgeg. von Fritz Schwarz. Potsdam 1919, Gustav Kiepenheuer. 236 S.

15) Die Denkwürdigkeiten Philipps von Commynes München 1920, Georg Müller. 670 S. und 70 Abbildungen auf Tafeln.




Epoche des Lebenssturmes, als „eine Zeit, des Lebens bis zum Bersten gefüllt“, wie Aschner in dithyrambischen Einleitungsworten sagt, kann man sie gerade hieraus doch wohl nicht erfassen. Aschner hat nun aber sein kunstvoll altertümelndes Deutsch ganz darauf eingestellt, naive Lebensfreude, mächtigen Herzensschwung, auch biedere Güte auszudrücken. Außer durch seine allgemeine Vorstellung vom Wesen der Renaissance und seine Überschätzung der Menschlichkeit Commynes', die sich doch mit Ludwigs XI. Grausamkeit sehr wohl vertrug und nur aus praktischen Erwägungen für mildere Behandlung der Untertanen eintrat, scheint Aschner durch die Sprache der Memoiren dazu bewogen worden zu sein, den Ton etwa zwischen Hans Sachs und Luther zu wählen. Da ist er aber einem Irrtum verfallen. Er hat manchmal schon Rabelais zu lesen gemeint, wo er eben noch Commynes las. Man würde, glaube ich, Commynes dann am ehesten gerecht, wenn man ihn jedesmal ins kälteste Normaldeutsch der eigenen Gegenwart übertrüge, mehr auf sachlichen Ausdruck als auf künstlerischen Schmuck, mehr auf klare Reflexion als auf Naivität bedacht. Ein bedeutender Autor in seiner Sprache ist wie das Seeungeheuer im alten französischen Volksroman vom Papageienritter: Leib und Rüstung und Helm, alles ist „tout un“, ganz aus einem. Wer übersetzt, muß dieser lebendigen Einheit notgedrungen ein Kleid anziehen. Eine Verkleidung aber braucht es schließlich doch nicht zu sein, und wäre sie auch, wie in diesem Fall, sehr schön und in sich stilecht.

Dresden. Victor Klemperer.

Prof. Dr. Paul M. Rühlmann, **Wege zur Staatsgesinnung.** Beiträge zur politischen Pädagogik. Charlottenburg 1919, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte m. b. H.

Neben Männern wie Paul Natorp, August Messer, Georg Kerschensteiner u. a. hat seit Jahren vor allem Paul M. Rühlmann sich in Wort und Schrift bemüht, die Einsicht in die Notwendigkeit der Pflege staatsbürgerlicher Gesinnung in weitere Kreise zu tragen. Nachdem der Krieg und sein Ausgang aufs neue wieder die völlige politische Unmündigkeit des deutschen Volkes dargetan haben, legt uns Rühlmann in einem inhaltsreichen Bande zahlreiche Aufsätze, alte und neue, als Beiträge zur Frage der staatsbürgerlichen Erziehung der deutschen Jugend und des deutschen Volkes vor.

Es spricht aus ihnen in gleicher Weise der Historiker wie der Pädagoge, der die tiefe Notwendigkeit begreift, daß nicht der gegenwärtige Eifer der Parteien das Hauptmittel politischer Volkserziehungsarbeit sein darf, sondern daß diese ruhigere Bahnen finden muß, wenn es gelingen soll, in der deutschen Jugend die rechte Staatsgesinnung zu erwecken. Denn diese Erziehungsleistung schließt für den Verfasser zwei Aufgaben in sich: eine erkenntnismäßige, die die Jugend zur Einsicht in die Lebensnotwendigkeiten des staatlichen Gemeinschaftswesens führt, und eine gesinnungs- und willensmäßige, die durch Förderung und Pflege staatsbürgerlicher Tugend die handelnden Staatsbürger bilden und erziehen will. Es gibt Pädagogen, die, wie namentlich Kerschensteiner, Foerster und Hugo Gaudig, auf diese zweite Seite den Hauptnachdruck legen, in der richtigen Erkenntnis, daß die ureigensten Wurzeln des sittlichen Handelns, auch des staatsbürgerlichen, im Gefühls- und Willenleben liegen, und die daher wesentlich mehr als von der bloßen politischen Aufklärung von der Erziehung zum Gemeinschaftsleben erwarten, wie sie in der Übung und Gewöhnung zu sozialem Handeln innerhalb der von wirklichem sozialen Geiste erfüllten Erziehungsgemeinschaften ihre wesentlichsten Mittel findet. Bei Rühlmann bleibt es mehr ein gleichberechtigtes Nebeneinander beider Mittel, und in der Ausführung selbst drängt sich sogar vielfach der erste Gesichtspunkt wesentlich stärker hervor, indem hauptsächlich der Unterricht als Mittel zur politischen Bildung gewürdigt wird. Indes ist ihm für diese Schwergewichtsverteilung zuzugeben, daß die Berufsschule in der Verknüpfung der Berufsethik mit dem staatsbürgerlichen Pflichtenkreis einen geeigneteren Boden für die eigentliche Erziehung zum Gemeinschaftsleben besitzt als die allgemeinbildende höhere Schule, die hauptsächlich den Geschichtsunterricht zu dem Zwecke staatsbürgerlicher Bildung wird verwerten müssen, neben dem sich ihr noch eine gesonderte Staatsbürgerkunde als weiteres Mittel anbietet. Aber eine direkte Pflege des sozialen Gemeinschaftslebens ist, wenn auch in anderen, wesentlich freieren Formen der Gemeinschaftsbildung (Turnen, Sport, Spiel, Wandern usw.) auch für sie sehr wohl mög-



lich und ja auch vielerorts schon erfolgreich in Angriff genommen worden. — Es sind Beiträge sehr verschiedenen Inhalts, die die vorliegende Sammlung enthält: historisch-pädagogische wie der lehrreiche erste Aufsatz: „Der politische Unterricht in den Schulen des 17. und 18. Jahrhunderts", Beispiele aus der Praxis wie die interessante Schilderung der schweizerischen Rekrutenprüfung oder die Darstellung der politischen Erziehung in Frankreich, vor allem aber Forderungen an die Zukunft, sowohl in Form von programmatischen Leitsätzen als in ausführlicheren theoretischen Entwürfen. Was der Verfasser in dem Schlußaufsatze: „Eine freie Hochschule für politische Wissenschaften in Berlin" als dringlichste Notwendigkeit hingestellt hat, ist bereits durch die Begründung der unter seine eigene Leitung gestellten Deutschen Hochschule für Politik in Berlin verwirklicht worden. Aber dies bedeutet erst einen Anfang planmäßiger politischer Erziehungsarbeit. Handelt es sich hier um die Heranbildung politischer Führer, so ist die Politisierung des Volkes eine weit schwierigere und mühsamere Arbeit, die auch nicht durch die Schule allein wird geleistet werden können. Aber dieser ihren Anteil an dieser Aufgabe aufs neue zum Bewußtsein gebracht zu haben, das ist das Verdienst des vorliegenden Buches.

H. Rolle.

V. Geilen, **Mathematik und Baukunst als Grundlagen abendländischer Kultur. Wiedergeburt der Mathematik aus dem Geiste Kants.** Braunschweig 1921, Sammlung Vieweg 53.

Das Heft enthält zwei Aufsätze, deren Absicht es ist, die Bedeutung der Mathematik über den Kreis ihrer bloß fachlichen Geltung hinaus im Rahmen allgemeiner geistiger Probleme darzutun. Der erste Aufsatz ist eine Erwiderung auf Spenglers Buch. Verfasser ist mit Spengler darin einer Meinung, daß ein Zusammenhang zwischen Mathematik und allgemeiner Kulturentwicklung besteht, den er vor allem auch durch die Verwendung der Mathematik in der Technik begründet sieht; er hält jedoch im Gegensatz zu Spengler den Untergang für vermeidbar. Die mathematische Denkweise ist der unmittelbarste Ausdruck der konstruktiven Kraft im Menschen; darum ist ihre Entwicklungsstufe auch in der Architektur wiederzufinden. Dies wird für die einzelnen Baustile gezeigt. Eine aufstrebende Entwicklungsrichtung sieht der Verfasser in der Weiterentwicklung des deutschen Barocks; er hält sie jedoch, und damit einen neuen Kulturstil, nur für durchführbar, wenn ihr eine Neuentwicklung der Mathematik parallel läuft. Diese erblickt Geilen in der Rückkehr zur Anschauung, in der Verkettung von Mathematik und Naturerkenntnis.

Damit ist das zentrale Problem aufgedeckt, um das es sich für Geilen handelt; seiner eingehenden Untersuchung ist der zweite Aufsatz gewidmet. Nachdem in den ersten Abschnitten einige Grundbegriffe der Mengenlehre, die Menge, die Grenze, die Irrationalzahl erläutert worden sind, wendet er sich zum Problem des Kontinuums. Hier sind neuerdings besonders durch Weyl Zweifel an der Cantorschen Lösung laut geworden; „der Gegensatz zwischen Diskretem und Stetigem besteht noch immer in seiner klaffenden Tiefe." Geilen hält eine Lösung für möglich, wenn man den Begriff des Unendlichen stets unter dem Begriff der Folge sieht; durch das Rekursionsverfahren, den Schluß von n auf $n+1$, besitzen wir ein Denkmittel, das Unendliche zu begreifen. Er schlägt für den Begriff der Folge ein besonderes Zeichen vor, und führt dieses Zeichen konsequent auch in die Formeln der Infinitesimalrechnung ein. Es ist zweifellos, daß sich damit eine korrekte Formulierung des Unendlichkeitsproblems und des Grenzproblems durchführen läßt; ob aber mit dem Folgebegriff allein, der bereits für nicht abzählbare Mengen unsicher wird, das Kontinuumsproblem lösbar wird, muß der mathematischen Diskussion vorbehalten bleiben. Geilen bezieht sich für seine Theorie auf Kant, der ausdrücklich vor der Gleichsetzung des Unendlichen mit dem Endlichen gewarnt hat; und er glaubt, daß ohne Benutzung der Anschauung eine Lösung der mengentheoretischen Begriffsschwierigkeiten nicht gegeben werden kann. „Begriffe ohne Anschauungen sind leer." Mit diesem Kantwort ist der Anschluß an den Ausgangsgedanken wiedergefunden; nur die aus der Anschauung und darum aus dem Forschen um Naturerkenntnis herausgewachsene Mathematik ist nach Geilens Auffassung in der Lage, kulturbildend zu wirken.

Stuttgart. Dr. H. Reichenbach.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Professor Dr. Max Cornicelius, Berlin W 30, Luitpoldstraße 4.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.





INTERNATIONALE MONATSSCHRIFT FÜR WISSENSCHAFT KUNST UND TECHNIK

15. JAHRGANG HEFT 7 JULI 1921

Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft.

Satzung

des Stifterverbandes der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft.

§ 1.

Der Stifterverband der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft hat den Zweck, durch Bereitstellung und sachentsprechende Verwendung der von ihm aufzubringenden Mittel die der deutschen wissenschaftlichen Forschung durch die gegenwärtige wirtschaftliche Notlage erwachsene Gefahr völligen Zusammenbruchs abzuwenden.

Er will diesen Zweck in dauernder Zusammenarbeit mit der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft und unter Benutzung ihrer für die förderlichste Verwendung der Mittel im Gesamtinteresse der deutschen Forschung geschaffenen Einrichtungen erfüllen. Wegen dieser Einrichtungen wird auf die am 30. Oktober 1920 beschlossene Satzung der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft Bezug genommen.

§ 2.

Name und Sitz.

Der Verein führt den Namen „Stifterverband der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft", hat seinen Sitz zunächst in Berlin und soll in das Vereinsregister eingetragen werden. Nach seiner Eintragung erhält der Name den Zusatz „eingetragener Verein".

§ 3.

Die Mittel, die dem Verein zur Verfügung stehen, sind

1. das Ergebnis der Sammlungen aus dem gemeinsamen Aufruf der Spitzenverbände „An die deutschen Landwirte, Kaufleute, Gewerbetreibende und Industrielle" vom 1. Dezember 1920;
2. sonstige fortlaufende Jahresbeiträge und einmalige Beiträge.

§ 4.

Das Recht der Mitgliedschaft des Stifterverbandes haben sowohl Einzelpersonen als auch Vereine und juristische Personen, die einmalige Beiträge von mindestens 10000 Mark sogleich oder in Raten von jährlich 1000 Mark leisten oder sich zur Zahlung eines jährlichen Beitrages von 1000 Mark auf die Dauer von mindestens zehn Jahren verpflichten.

Der Beitritt erfolgt für diejenigen, welche die aus Abs. I ersichtlichen Beiträge bei den Sammlungen auf Grund des Aufrufs vom 1. Dezember 1920 leisten, durch Mitteilung an den Vorsitzenden, außerhalb dieser Sammlungen nach Meldung beim Vorsitzenden mit Genehmigung des Vorstandes.

§ 5.

Die jährlichen Beiträge sind im voraus in der Zeit von Anfang November bis Ende Dezember für das kommende Jahr an die vom Vorstand vorgeschriebene Stelle einzusenden.

§ 6.

Die Mitgliedschaft erlischt außer durch den Tod

a) durch schriftliche, an den Vorsitzenden zu richtende Austrittserklä-



rung, die jedoch nur für den Schluß des laufenden Geschäftsjahres zulässig ist;

b) wenn auf zwei Mahnungen mittels eingeschriebenen Briefes die Einzahlung des fälligen Betrages nicht erfolgt.

Ausschluß eines Mitgliedes kann nur durch Beschluß der Mitgliederversammlung mit Dreiviertel-Mehrheit der anwesenden Stimmen erfolgen. Eine Nachprüfung der Gründe des Ausschlusses im Rechtswege ist unzulässig.

§ 7.

Das Stimmrecht der Mitglieder bestimmt sich

1. nach den Jahresbeiträgen: jede 1000 M. geben bei Beiträgen von 1000—10000 M. eine Stimme;
   jede weiteren vollen 2000 M. geben bei Beiträgen von 10000—20000 M. eine weitere Stimme;
   jede weiteren vollen 5000 M. geben bei Beiträgen von 20000—40000 M. eine weitere Stimme;
   jede weiteren vollen 10000 M. geben bei Beiträgen von 40000 bis 100000 M. eine weitere Stimme;
   jede weiteren vollen 20000 M. geben bei Beiträgen über 100000 M. eine weitere Stimme;
2. nach den einmaligen Beiträgen: jede vollen 10000 M. geben bei Beiträgen von 10000—100000 M. je eine Stimme;
   jede weiteren vollen 20000 M. geben bei Beiträgen von 100000—200000 M. eine weitere Stimme;
   jede weiteren vollen 50000 M. geben bei Beiträgen von 200000 bis 400000 M. eine weitere Stimme;
   jede weiteren vollen 200000 M. geben bei Beiträgen von 400000 bis 1000000 M. eine weitere Stimme;
   jede weiteren vollen 500000 M. geben bei Beiträgen über 1000000 M. eine weitere Stimme.

§ 8.

Juristische Personen, Handelsgesellschaften, Personenvereinigungen und Einzelfirmen können bei der Hauptversammlung durch ein Mitglied ihres Vorstandes oder durch einen Firmeninhaber vertreten werden. Auch ist die Übertragung der Vertretung und des Stimmrechts auf ein anderes Mitglied des Verbandes oder den Vertreter einer juristischen Person, Handelsgesellschaft, Personenvereinigung oder Einzelfirma zulässig.

§ 9.

Die Organe des Verbandes sind:

a) der Vorstand;
b) der Verwaltungsrat;
c) die Hauptversammlung.

§ 10.

Der Vorstand besteht aus dem Vorsitzenden, seinem ersten und zweiten Stellvertreter und dem Schatzmeister. Der erste Vorstand wird bei Gründung des Vereins von den an der Gründung beteiligten Mitgliedern gewählt.

Später wird der Vorstand aus den Mitgliedern des Verwaltungsrates von diesem auf die Dauer von drei Jahren gewählt.

Im ersten Jahr wird der Vorsitzende, im nächsten der erste stellvertretende Vorsitzende und im dritten Jahre der zweite stellvertretende Vorsitzende und der Schatzmeister neu gewählt. Sofortige Wiederwahl ist zulässig. Außer im Falle der Ersatzwahl für ein während der Amtsdauer ausgeschiedenes Mitglied beginnt die Amtsdauer am 1. IV. des auf die Wahl folgenden Jahres.

§ 11.

Der Vorsitzende ist der gesetzliche Vertreter des Vereins im Sinne des § 26

des BGB. Mündliche oder schriftliche Willenserklärung, die eine vermögensrechtliche Verpflichtung für den Verein oder eine Verfügung über das Vereinsvermögen enthalten, bedürfen jedoch zu ihrer Wirksamkeit der Mitwirkung eines zweiten Vorstandsmitgliedes. Der Vorstand hat die Geschäfte zu führen nach Maßgabe der Satzung, sowie der Beschlüsse der Hauptversammlung und des Verwaltungsrates. Er ist berechtigt, die Kosten der Verwaltung aus den Mitteln des Vereins zu bestreiten. Der Vorstand gibt sich seine Geschäftsordnung selbst.

§ 12.

Der Vorsitzende führt die laufenden Geschäfte und bereitet die Anträge für die Versammlungen und Sitzungen vor, die er auch zu leiten hat. Kassenanweisungen gehen von dem Vorsitzenden oder seinem Stellvertreter aus. Als beratendes Mitglied kann der Vorsitzende sämtlichen besonderen Ausschüssen beiwohnen.

Der Schatzmeister übernimmt die Kassenführung, sei es unmittelbar, sei es mittelbar durch ein Bankinstitut und ist dafür verantwortlich.

§ 13.

Der Verwaltungsrat besteht aus:

a) je zwei Vertretern des Zentralverbandes des Deutschen Bank- und Bankiergewerbes, des Deutschen Handwerks- und Gewerbekammertages, des Deutschen Industrie- und Handelstages, der Hauptgemeinschaft des Deutschen Einzelhandels, des Reichsausschusses der Deutschen Landwirtschaft, des Reichsverbandes der Deutschen Industrie und des Zentralverbandes des Deutschen Großhandels, welche von diesen Verbänden auf zwei Jahre gewählt werden. Die sofortige Wiederwahl dieser Vertreter ist nicht zulässig. Von ihnen scheidet jedes Jahr ein Mitglied aus. Erstmalig wird die Reihe des Ausscheidens durch das Los bestimmt. Die Wahl muß vor der alljährlich stattfindenden Hauptversammlung stattfinden, widrigenfalls das Wahlrecht an die Hauptversammlung übergeht;
b) elf Verbandsmitgliedern, die die Hauptversammlung, erstmalig die Gründungsversammlung, aus der Zahl der Verbandsmitglieder und den Vertretern auf 3 Jahre wählt. Von diesen scheiden jährlich drei aus. Die Reihe des Ausscheidens wird erstmalig durch das Los bestimmt. Sofortige Wiederwahl ist zulässig.

Für vorzeitig ausscheidende Mitglieder ist eine Ersatzwahl für den Rest der Amtsdauer vorzunehmen. Im ersten Geschäftsjahr wird der erste Verwaltungsrat durch die an der Gründung beteiligten Verbandsmitglieder auf ein Jahr gewählt. Sofortige Wiederwahl ist in diesem Fall zulässig.

§ 14.

Über die Verwendung der zur Verfügung stehenden Mittel entscheidet ein gemeinsamer Ausschuß des Stifterverbandes und der Notgemeinschaft, dem außer den Mitgliedern des Vorstandes 10 vom Verwaltungsrat aus seiner Mitte zu wählende Mitglieder und ebensoviele Stellvertreter des Stifterverbandes, sowie das Präsidium und der Hauptausschuß der Notgemeinschaft (§ 4 und 5 der Satzung der Notgemeinschaft) angehören.

Die Verhandlungen werden jahrweise wechselnd von dem Vorsitzenden des Stifterverbandes und dem Präsidenten der Notgemeinschaft geleitet. Der



gemeinsame Ausschuß wird von beiden gemeinschaftlich nach Bedarf berufen. Ebenso wird die Tagesordnung von beiden festgesetzt.

§ 15.

Im übrigen entscheidet der Verwaltungsrat in solchen Angelegenheiten, die ihm durch die Satzungen vorbehalten sind, vom Vorstand vorgelegt oder von der Hauptversammlung zugewiesen werden. Insbesondere hat er alle der Beschlußfassung der Hauptversammlung zu unterbreitenden Gegenstände und Anträge, einschließlich der Wahlen, vorzubereiten und in spruchreifer Form vorzulegen.

Der Verwaltungsrat versammelt sich jährlich mindestens einmal, jedenfalls bei der Hauptversammlung, außerdem nach Einladung des Vorsitzenden, die dieser jederzeit ergehen lassen kann, auf schriftlichen Antrag von wenigstens einem Drittel der Mitglieder innerhalb sechs Wochen ergehen lassen muß.

§ 16.

Zur Gültigkeit der Beschlüsse des gemeinsamen Ausschusses ist die Mitwirkung von zwölf Mitgliedern, zur Gültigkeit der Beschlüsse des Verwaltungsrates ist die Mitwirkung von acht Mitgliedern erforderlich.

Einfache Stimmenmehrheit entscheidet. Bei Stimmengleichheit entscheidet der Vorsitzende. Im übrigen geben sich der gemeinsame Ausschuß und der Verwaltungsrat ihre Geschäftsordnung selbst.

§ 17.

Jährlich einmal findet die Hauptversammlung statt. Ihre Ankündigung hat mindestens 14 Tage vorher durch schriftliche Mitteilung an die Mitglieder unter Angabe der Tagesordnung zu erfolgen. Eine außerordentliche Hauptversammlung kann vom Vorsitzenden jederzeit einberufen werden.

Sie muß vom Vorsitzenden innerhalb sechs Wochen einberufen werden, wenn ein Fünftel der am 1. April des laufenden Geschäftsjahres vorhandenen Mitglieder dies schriftlich unter Angabe der Beratungsgegenstände beantragt.

§ 18.

Die Hauptversammlung beschäftigt sich mit

a) Entgegennahme des Jahresberichts;
b) Abnahme der Jahresrechnung und Entlastung des Schatzmeisters;
c) Wahl des Verwaltungsrates und zweier Rechnungsprüfer;
d) Wahlen von Ausschüssen, insbesondere in Gemeinschaft mit der Notgemeinschaft.

Das Kapital des Stifterverbandes kann nur mit Genehmigung der Hauptversammlung in Anspruch genommen werden.

§ 19.

Bei Abstimmungen und Wahlen entscheidet, soweit nichts anderes bestimmt ist, einfache Stimmenmehrheit der anwesenden Mitglieder. Bei Stimmengleichheit sind Anträge abgelehnt, bei Wahlen entscheidet das Los.

§ 20.

Über jede Hauptversammlung ist eine vom Vorsitzenden zu unterzeichnende Niederschrift aufzunehmen.

§ 21.

Das Vereinsjahr läuft vom 1. April bis 31. März.

§ 22.

Beschlüsse über die Auflösung des Vereins oder Änderung der Satzungen bedürfen einer Mehrheit von zwei Drittel der abgegebenen Stimmen. Im Falle der Auflösung faßt die Hauptversammlung Beschluß über die Verwendung des etwa noch vorhandenen Vermögens zu wissenschaftlichen Zwecken.

§ 23.

Zu etwaigen vom Registerrichter verlangten Veränderungen behufs Eintragung wird der Vorstand bevollmächtigt.



Benedetto Croce: La Poesia di Dante.

Von Max J. Wolff.

I.

Es war zu erwarten, daß Italiens bedeutendster lebender Literarhistoriker, Benedetto Croce, das Dante-Gedächtnisjahr nicht vorübergehen lassen würde, ohne uns seine Ansicht über den anerkannt größten Dichter seines Landes zu sagen. Von ihm, der uns mit Hilfe seiner eigenartigen und geistvollen Kunsttheorie erst kürzlich eine so verständnisvolle Würdigung Goethes und Shakespeares gegeben hat, war man berechtigt, etwas ganz Besonderes zu erhoffen. Hier galt es, zu zeigen, ob die neue Theorie das schwierigste Problem der neueren Literatur — denn als solches darf man Dante wohl bezeichnen — besser bewältigen könnte als die bisherigen, die sich daran im besten Falle mit einem halben Erfolge abgemüht haben. Diese Erwartungen sind erfüllt, und doch wieder nicht erfüllt. Vieles ist Skizze geblieben, vieles mehr angedeutet als ausgeführt; oft bricht der Verfasser gerade an Stellen ab, wo wir weitere Aufschlüsse zu fordern berechtigt sind, oft stellt er Grundsätze auf, ohne zu zeigen, wie diese im einzelnen Falle angewendet werden können. So ist der knappe Band mehr ein Wegweiser für die künftige Danteforschung als ein Abschluß der bisherigen. Er ist stärker in der Negation als in der Position, die noch eines gründlichen Ausbaues bedarf, am besten durch Croce selber, der mit der vorliegenden Arbeit hoffentlich noch nicht sein letztes Wort über Dante gesagt hat.

Mit seiner bekannten ungebrochenen Energie wendet sich der Verfasser zunächst gegen die Art von Erklärern, die es als wichtigste Aufgabe betrachten, Dinge auszuspüren, die für die Beurteilung des Dichters die geringste Bedeutung haben. Nehmen wir an, es wäre der Forschung gelungen, alle sprachlichen Schwierigkeiten, alle theologischen, philosophischen und historischen Fragen bis auf die letzte Spur aufzuhellen, so wäre damit für das Verständnis der Komödie so gut wie nichts gewonnen. Wir ständen der „Dichtung" genau so ferne wie vorher. Darin wird man Croce recht geben. Auch diejenigen Forscher, die das Wesen und die Schönheit der Komödie in ihrem architektonischen Aufbau suchen, gehen völlig in die Irre. Es ist durchaus gleichgültig, ob ein Höllenkreis in zwei oder drei Abteilungen zerlegt wird, ob das nach dem Vorbild der Dreieinigkeit oder einem andern Symbol geschieht und ob die Ringe des Inferno den Galerien des Purgatorio und den verschiedenen Himmeln entsprechen. Selbst wenn Dante auf diese Dinge die unsäglichste Mühe verwendet haben sollte, so brauchen die Erklärer diese unfruchtbare Arbeit nicht zu wiederholen, denn wie Croce richtig hervorhebt, wird es niemals möglich sein, die Allegorien Dantes, wo sie Allegorien, also willkürlich gewählte Zeichen bleiben, mit Sicherheit aufzuklären. Aber es scheint, daß gerade deshalb die „Dantisten" sich mit besonderem Eifer auf diese Fragen stürzen. Sie waren von jeher von der Sucht besessen, das zu wissen, was man nicht wissen kann, oder was, wenn man es wüßte, für die Sache von der geringsten Bedeutung ist. Eine Wissenschaft, die mit Dantekarten, Danteuhren und ich glaube so-



gar mit Dantekompassen arbeitet, ist mir stets als das Muster von dem erschienen, was die Erklärung eines Dichters nicht sein soll.

Aber Croce geht in seiner absprechenden Kritik zu weit. Die Einsichtigen, die Nichtdantomanen, waren sich stets darüber klar, daß man Dante so wenig wie einen anderen Dichter philosophisch, religionsgeschichtlich oder historisch erklären kann, sie haben auch ihre philosophischen oder religiösen Ausführungen nicht als Erklärung der Dichtung selber betrachtet, sondern als Voraussetzungen zu ihrem Verständnis, als Stufen, auf denen man wohl oder übel zu dem Heiligtum emporsteigen muß. Voßler z. B. bezeichnet in seinem Dantewerk, das ich erst kürzlich in dieser Zeitschrift besprochen habe,[1]) diese Teile nur als die Grundlage, auf der sich dann erst die ästhetische Erklärung aufbaut. Damit scheint er sich höchstens quantitativ, indem er diesen geschichtlichen Ausführungen einen sehr weiten Umfang einräumt, nicht aber prinzipiell von Croce zu unterscheiden, denn auch Croce gibt zu, daß man diese Dinge wissen muß, und daß man ohne ein gewisses Maß von Kenntnissen die Komödie einfach nicht lesen kann. Man muß die katholische Kirchenlehre, ihre Dogmatik sowie ihre Mystik, und man muß die scholastische Philosophie einigermaßen beherrschen, so gut wie man die Elisabethanische Bühne kennen muß, um Shakespeare zu verstehen. Darin liegt also keine Besonderheit Dantes, das Besondere ist nur, daß diese Historika bei ihm einen sehr breiten Raum einnehmen und so innig in das Werk verarbeitet sind, daß die *falsissima sentenza* aufkommen konnte, daß sich die Dichtung selber durch die Theologie oder Philosophie erschließen lasse.

1) Januarheft 1920.

Aber diese Dinge haben doch eine größere Bedeutung, als Croce ihnen zubilligen will. Die Quellenforschung ist ja augenblicklich in Mißkredit geraten, und gewiß trägt sie positiv zur Erklärung eines Kunstwerkes wenig bei, aber nur durch sie läßt sich die Grenze ziehen zwischen dem, was der Dichter übernommen und was er selber aus eigenem geschaffen hat. In ähnlicher Weise dient es negativ zur Erkenntnis des Künstlers, wenn man zunächst alles ausscheidet, was ihm sein Jahrhundert an geistigem Besitz gegeben hat; erst dadurch kommt man in die Lage, die Linie zu ziehen, jenseits der er ganz er selber ist und nicht mehr unter dem Bann seiner Zeit steht. Gerade die Forderung Croces: *farsi un' anima dantesca* kann nur erfüllt werden, wenn man vorerst alles, was Dante nicht persönlich angehört, als überliefertes Gut erkannt und anerkannt hat. Der Verfasser zeigt in feiner Weise, daß die Lehrhaftigkeit der Komödie weder reine Wissenschaft noch volle Poesie sei. Damit versetzt er der scharfen Trennung, die er sonst zwischen Poesie und Nichtpoesie vornimmt, den Todesstoß. Zwischen diesen beiden Polen liegen zahllose Zwischenstufen. Es gibt keine absolute Poesie, sondern jeder Dichter arbeitet mit dem Material seiner Zeit, und es wird ihm immer nur in mehr oder weniger vollkommenem Grade gelingen, dieses Material in Poesie zu verwandeln. Dazu ist aber die Erkenntnis nötig, was alles unter den Begriff des zeitlichen Materiales fällt. Auch die zweite Forderung Croces, die *liberazione della poesia dalla non poesia*, kann nur auf diese Weise auf wissenschaftlicher Grundlage erfüllt werden, sonst bleibt sie eine willkürliche Zerlegung in poetische und unpoetische Elemente, je nach dem subjektiven Geschmack des jeweiligen Erklärers.



II.

Mit der *energica volontà*, die er auch als wichtigsten Wesenszug seines Helden betrachtet, trennt Croce die poetischen und die unpoetischen Bestandteile der *Commedia*. In den einen offenbart sich der Dichter Dante, in den andern äußert sich der Theologe, der Philosoph und bestenfalls der Kunsthandwerker. Unpoetisch sind die lehrhaften Auseinandersetzungen; aber nicht nur diese, sondern auch die Idee der Jenseitsreise und die Beschreibung der drei Reiche sind von der reinen Poesie weit entfernt. Sie bilden nur das Gerüst der Dichtung, ihre *struttura;* die Wanderung selbst ist ein theologischer Roman etwa in der Art der modernen Schilderungen eines sozialistischen Zukunftsstaates. Der Roman selbst ist nicht Poesie, sondern nur die Unterlage der Poesie, er verfolgt lehrhafte Zwecke theologischer oder philosophischer Art, während die reine Dichtung ihren Zweck nur in sich selber findet. Der spiritualistische Roman ist ähnlich wie im „Faust" das äußere Band, das die wirklich poetischen, im Sinne Croces die lyrischen Teile zusammenhält.

Es soll dem Verfasser nicht entgegengehalten werden, daß bei dieser Auffassung die Einheit der Dichtung verloren gehe, denn diese läßt sich in der Person des Dichters wiederfinden, aber wenn der naive Leser, wie es S. 70 heißt, das Recht hat, „sich wenig um die jenseitige Welt, noch weniger um die moralischen Teile und ganz und gar nicht um die Allegorieen zu kümmern", sondern sich lediglich an den poetischen Darstellungen erfreuen soll, so wird, wenn man diesen Grundsatz in die Praxis überträgt, die Komödie selber überflüssig und man könnte sich darauf beschränken, wie einst die *Beauties of Shakespeare* die Schönheiten Dantes zusammenzustellen. Die Arbeit müßte allerdings mindestens alle hundert Jahre wiederholt werden. Vor 200 Jahren hätte man in diese Sammlung zumeist die religiösen, vor hundert die politischen Stellen aufgenommen und heute die, die das lyrische Grundgefühl am stärksten und am reinsten ausdrücken. Die Anschauung über das, was Poesie ist, wechselt eben beständig, und der Glaube Croces an eine absolute Poesie, die man der Nichtpoesie entgegenstellen kann, scheint mir nicht berechtigt.

Diese irrige Auffassung konnte entstehen, weil wir seit dem Zusammenbruch der objektiven, normativen Ästhetik immer nur in die Seele des Dichters geblickt haben. Ob man nun mit Dilthey von dem Erlebnis ausging oder mit Croce von der lyrischen Stimmung, immer fand man das Wesen der Dichtung ausschließlich in der Persönlichkeit des Schöpfers. Diese mag eine konstante Größe sein, aber man übersah dabei, daß man mit ihr doch erst die eine Seite des Kunstwerkes erfaßt hatte. Man vergaß, daß Dichtung nicht nur ein Ausklingen des Subjektes ist, sondern zugleich Mitteilung an andere. Der Dichter will wirken, er will verstanden werden, und darum muß er die Ausdrucksmittel wählen, die den anderen, d. h. in erster Linie seinen Zeitgenossen geläufig sind. Dante griff zur Allegorie, weil er zu einem Geschlecht sprach, das das ganze Diesseits nur als ein Gleichnis empfand, zu Menschen, die sich und ihr Dasein als allegorische Werte begriffen. Anders als bei Goethe beruht der Gebrauch der Allegorie bei Dante nicht auf Willkür, sondern auf Notwendigkeit, und höchstens die einzelne Allegorie stellt sich als ein willkürlich gewähltes Zeichen dar. Wenn wir das im Auge behalten, werden wir auch in der Jenseits-

reise der Komödie keinen theologischen Roman sehen, der durch Zufall oder infolge einer Laune des Verfassers neben der eigentlichen Poesie herläuft, sondern die notwendige und einzig mögliche Ausdrucksform, in der der Dichter im 13. Jahrhundert seine Idee verwirklichen konnte.

Die Vorbedingungen zur Erkenntnis Dantes sind im heutigen Deutschland leider besonders günstig. Wie der seine, so ist auch unser politischer Traum zusammengebrochen; wie er blicken wir mit Wehmut auf die Vergangenheit, mit Verzweiflung auf die Gegenwart und mit einer kaum begründeten Hoffnung in die Zukunft. Wie er sind wir ausgestoßen, geschmäht, verachtet und der gemeinsten Verbrechen geziehen. Aus dieser trostlosen Wirklichkeit will der Dichter entfliehen, er will sich aufrichten durch das Bild einer Welt, die die Umkehr der gegenwärtigen ist, einer Welt, in der sein Ideal gesiegt hat, d. h. er flüchtet nach Utopia. Ich habe diesen Ausdruck für das Paradiso schon früher gebraucht und freue mich, daß Croce diese Auffassung teilt. Die mittelalterliche Utopia liegt aber außerhalb der Welt, man kann zu ihr nur durch Hölle und Fegefeuer emporklimmen. Damit war die Notwendigkeit der Jenseitswanderung gegeben. Mag sein, daß die Idee des Dichters in ihr nur einen unzulänglichen Ausdruck findet, aber auch das bedeutet keine Besonderheit der Komödie, sondern es liegt, wie Croce hervorhebt, im Wesen des Kunstwerkes, daß die Unendlichkeit des Gedankens in ihm immer nur eine endliche Darstellung erhält.

Aber man darf daraus nicht folgern, daß Dante unter diesem Zwiespalt gelitten, ja daß er ihn überhaupt empfunden habe. Man kann Croce nur beistimmen, daß der Dichter wohl eine politische, aber keine ästhetische Tragödie durchgemacht habe. Er zermürbte sich nicht wie etwa Kleist zwischen dem Wollen und Vollbringen, sondern mit klarer Energie, durch keine Zweifel gehemmt, ergriff er die Form, die ihm sein Jahrhundert bot, und schuf die Wanderung durch die drei Jenseitsreiche. Er mußte es tun, weil er als Angehöriger seiner Zeit keine andere Möglichkeit besaß und keine andere kannte. Alles, was ein Dichter notwendigerweise sagen muß, ist Poesie, so auch die Reise Dantes durch Hölle, Fegefeuer und Himmel, und als Poesie wurde sie zum mindesten von den Hörern, für die sie zunächst bestimmt war, von den Menschen des Trecento aufgenommen.

III.

Croce bestreitet, daß es zweierlei Betrachtung einer Dichtung gebe, eine historische und eine ästhetische. Die historische zerstört nach seiner Ansicht das Kunstwerk und macht daraus ein Geschichtswerk. Diese Auffassung ist sicher berechtigt, aber es gibt, wie man sie auch benennen mag, eine Betrachtung *ex tunc* und eine *ex nunc*. Die eine beschäftigt sich mit dem ästhetischen Eindruck, den die Dichtung zur Zeit ihres Entstehens machte und machen sollte, die andere mit dem von heute. Nach 600 Jahren lesen wir die Komödie, selbst ihre Poesie, anders als die Zeitgenossen. Dafür nur ein Beispiel. Croce findet, daß das Glaubensexamen im Paradies mit einer leichten Ironie geschildert sei, er bezeichnet es als eine echt menschliche Szene, in der ein großer Gelehrter einem Kind wohlwollend die Anfänge des Wissens abfrägt. Das ist unser Standpunkt. Dante als Prüfling hat für uns einen komischen Beigeschmack. Ganz anders dachte er selbst und die ersten Leser des We-

kes. Das Examen wurde von ihnen bitter ernst genommen, denn von dessen Ausfall hängt es ja ab, ob dem Dichter das Schöpfungsgeheimnis enthüllt und die Vereinigung mit Gott erreicht wird.

Was der Dichter im einzelnen an historischen Kenntnissen, an theologischen Begriffen und philosophischen Formen in sein Werk hineingearbeitet hat, mag belanglos sein und mag in einem sehr losen, leicht lösbaren Zusammenhang mit seiner Poesie stehen; nicht gleichgültig aber ist seine Weltanschauung, die aus der Fülle dieser Einzelheiten erwächst. Sie ist die Quelle seiner poetischen Stimmung, seiner Lyrik im Sinne Croces, und durch sie ist seine Dichtung bedingt. Beinahe in allen Kommentaren findet sich der Vorwurf, Dante habe in der dritten Cantica sich an eine unmögliche Aufgabe gewagt, er habe versucht, die Seligkeit des Paradieses zu beschreiben, die nicht mehr in Worten ausgedrückt, sondern nur noch durch das Gefühl vermittelt werden könne. Dante selbst hat dieser Kritik eine scheinbare Unterlage durch die zahlreichen negativen Hyperbeln gegeben. Aber wenn er ein über das andere Mal erklärt, daß das Geschaute sich nicht wiederholen lasse, daß sein Geist zu schwach sei oder seine Feder versage, so liegt darin kein Anerkenntnis, daß sein deskriptives Verfahren verfehlt sei. Das ist die moderne Auffassung, die die letzte und höchste Erhebung, das völlige Aufgehen in Gott in den Tönen Bachs und Beethovens empfindet, in den Worten des Dichters vermißt. Der Kosmos ist für den modernen Menschen ewige Bewegung, in den Augen des mittelalterlichen ewiger Stillstand. Das Weltbild des einen ist über die Beschreibung erhaben, das des andern kann und muß, wenn es zur Anschauung gelangen soll, beschrieben werden, und es liegt nur an der Sprache oder dem Verfasser, wenn er nicht die richtigen Worte findet. Die Seligkeit Dantes ist ein Zustand, ein Zustand bejaht den Raum und negiert die Zeit, die moderne Vorstellung der Seligkeit dagegen negiert den Raum und bejaht die Zeit. Sie ist zeitlich, die andere räumlich. Bei diesem Gegensatz handelt es sich nicht um philosophische Spitzfindigkeiten, überhaupt nicht um Begriffe, sondern um grundlegende Vorstellungen, die das dichterische Empfinden erzeugen. Darin besteht ja die größte Schwierigkeit der Komödie, daß sie aus einem völlig andersgearteten Vorstellungskreis erwachsen ist. Ihre psychologischen Voraussetzungen sind uns fremd geworden, etwa wie unseren an die Perspektive gewöhnten Augen ein zweidimensionales Gemälde, bei dem auch eine völlige seelische Umstellung erforderlich ist, um mehr als einzelne Feinheiten zu bewundern.

Es ist gewiß richtig, daß Dante nicht nur Dichter, sondern auch Theologe und Philosoph ist, und daß sein Werk in einem für modernes Empfinden bedauerlichen Umfang religiöse und wissenschaftliche Belehrung enthält. Aber das ist keine Besonderheit, keine Geschmacklosigkeit eines Dichters, der das richtige Stilempfinden verloren hat, sondern in allen Literaturen wiederholt sich das Verhältnis, daß Kunst und Wissenschaft auf einer gewissen Stufe noch nicht geschieden sind. Sie bilden noch eine Einheit, das Gefühl überwiegt noch so stark, daß eine Differenzierung zwischen verstandesmäßigem Denken und Fühlen sowie zwischen Glauben, Wissen und Dichten nicht vorgenommen werden kann. Die Tätigkeiten des Priesters, des Philosophen und des Dichters beruhten auf demselben geistigen Prozeß. Jeder von ihnen ist ein Seher,

ein jeder schaut, und aus diesem Schauen entstehen die Halluzinationen, die nach unserem Urteil bald Poesie, bald wissenschaftliche Belehrung verkünden. Die Komödie setzt eine Einheit der geistigen Funktionen voraus, die wir rettungslos verloren haben und die wir weder durch den Verstand noch durch das Gefühl wiederherstellen können. So finden wir Gegensätze, wo im Sinn des Dichters keine vorliegen. In besonders auffälliger Weise zeigt sich das bei Croces Beurteilung der Matelda (Purg. XXVIII f.). In den ersten zwanzig Terzinen erscheint sie ihm als ein gelungenes Gebilde der Poesie, und kurz darauf hat sie mit der poetischen Inspiration nichts mehr zu tun. Ist ein so überraschender Umschwung möglich? Muß man nicht eher annehmen, daß die Erklärung, weil sie in moderner Weise nur Poesie und Nichtpoesie kennt, in beiden Fällen das richtige Grundgefühl der Konzeption verkannt hat?

Croces Forderung, daß wir uns eine *anima dantesca* schaffen müssen, um Dante zu verstehen, stimme ich rückhaltlos bei, und auch darin hat er recht, daß wir Dante nur aus der Komödie selber, nicht aus den kleineren Schriften erkennen können. Nur durch dieses Werk und in diesem Werk lebt der Dichter. Wenn man das im Auge behält, wird man um so weniger annehmen können, daß die Dichtung grundsätzlich in erst- und zweitklassige, in poetische und nichtpoetische Partien zerlegt werden muß, und daß der Leser ausschließlich an die ersteren verwiesen wird. Den ganzen Dante kann nur das ganze Werk offenbaren, und gerade die Seite, durch die sich Dante von allen modernen Dichtern unterscheidet, durch die er als ein Ausnahmewesen in der neueren Literatur erscheint, erschließt sich immer deutlicher, je öfter man zu den sog. unpoetischen Stellen zurückkehrt. Dann belebt sich seine Allegorie, und seine Lehrhaftigkeit erscheint nicht mehr als eine Weisheit, die man ebensogut aus der *Summa* beziehen könnte, sondern es zeigt sich, daß diese angeblich minderwertigen Teile nicht unpoetisch, sondern eher überpoetisch sind. Dantes Allegorien sind nicht zur Allegorik verdorrt, seine Lehrhaftigkeit nicht zur Schulweisheit verknöchert, sondern in ihnen offenbart sich noch das Schauen des Sehers. Sie sind noch durch das Gefühl belebt. Dieses wiederzuerwecken ist für den heutigen Menschen mit seiner völlig andersgearteten Geistesrichtung eine unsagbar schwere Aufgabe, die nur durch innigste Hingabe an den Dichter und tiefste Versenkung in sein Werk bis zu einem gewissen Grade gelöst werden kann. Man muß den spezialisierten, in Kategorien und Disziplinen gebannten modernen Menschen in sich überwinden und sich zu der Einheit des Schauens zurückfinden, die die Vergangenheit besaß. Man muß die Jenseitsreise nicht als Problem betrachten mit verschiedenen auseinanderliegenden Zwecken, die der Dichter, der Theologe und der Politiker jeder für sich verfolgt, sondern als ein einheitliches großes Schicksal. Einer der wenigen, der dies vermocht hat und trotz einer theoretisch andersgearteten Auffassung erreicht hat, ist Croce selber. In seinem Buch lebt etwas von der *anima dantesca,* und gerade weil wir ihm vielfach widersprechen müssen, werden wir ihm für das Gebotene um so dankbarer sein.

Die Poesie des Awesta.

Von H. Lommel.

Awesta ist die Bezeichnung der kanonischen Texte der Anhänger Zarathustras, welche ihre Religion die mazdayasnische nennen. Dies bedeutet Verehrung des *Mazda*, in der volleren Benennung des *Ahura Mazda*, des „weisen Herrn", wie der Name in der Awestasprache überliefert ist, nach anderer Überlieferung des *Ohrmuzd*.

Als Name dieser heiligen Literatur war früher Zend-Awesta üblich. Doch beruht diese Bezeichnung auf einem Mißverständnis. Im persischen Mittelalter nannten die Anhänger dieser Religion ihre heiligen Bücher *āwāstā vā zänd*, d. h. Grundtext und Erklärung. Dabei ist die alte originale Literatur als Grundtext, dessen Übersetzung ins Mittelpersische und die sich anschließenden religiösen Traktate in mittelpersischer Sprache als *zänd* bezeichnet. Die Sprache dieser jüngeren Literaturschicht ist also Persisch, wie es sich, von Nachbardialekten nicht unbeeinflußt, aus dem Altpersischen, dem Dialekt der Provinz Persis oder Fārs, entwickelt hat, den wir aus den Keilinschriften der achämenidischen Könige kennen. Aber die Sprache des Awesta ist nicht Persisch, das Awesta ist nicht in der Persis entstanden und Zarathustra war kein Perser in diesem engeren und eigentlichen Sinn. Sondern die Awestasprache ist ein dem Altpersischen allerdings nah verwandter Dialekt aus dem Nordosten des iranischen Sprachgebiets. Genau läßt sich ihre Heimat nicht bestimmen. Früher suchte man sie in Baktrien, dem heutigen Balch im Norden von Afghanistan, jetzt denkt man eher an Margiana, das heutige Merw in Russisch-Turkestan. Tief im Binnenland, jenseits der nordöstlichen Randgebirge und außerhalb des modernen Königreichs Iran ist also die Heimat des Awesta und der zarathustrischen Religion.

So unbestimmt wie das Stammland des Awesta und des Religionsstifters ist auch das Zeitalter. Die ältesten Teile des Awesta gehen auf Zarathustra zurück, aber wann er lebte, wissen wir nicht. Man kann nur ganz allgemein die erste Hälfte des ersten Jahrtausend v. Chr. namhaft machen, und zwar denke ich ihn mir eher gegen Anfang als gegen Schluß dieses Zeitraums.

Die Sprache des Awesta, und zwar auch der jüngeren Teile, ist altertümlicher als die nahverwandte der altpersischen Keilinschriften. Beide sind dem Altindischen verwandt, der iranische Sprachzweig ist also, wie der indische, ein Teil des indogermanischen Sprachstamms, und zwar sind Indisch und Iranisch untereinander näher verwandt als irgendwelche andern indogermanischen Sprachen; beide Völker nennen sich Aryer, ein Name, an dem die anderen Indogermanen nicht teilhaben, und es ist kein Zweifel, daß es eine Periode gegeben hat, in der die Vorfahren der Inder und Iranier ein einheitliches Volk der Aryer mit einer Sprache gebildet haben, die sogenannte urarische Periode. Die Verwandtschaft der beiden Sprachen ist so eng, daß, namentlich wenn man das Awestische mit den Sprachen der altindischen Veden vergleicht, man den Eindruck gewinnt, zwei Dialekte eines Sprachzweigs vor sich zu haben. Es



gibt Stellen im Awesta, die sich ohne Ersetzung eines Wortes durch ein anderes, ohne Änderung einer Flektionsform lediglich durch Änderung von einzelnen Lauten gemäß den Lautgesetzen ins Indische umsetzen lassen, dergestalt, daß sich ganze Sätze, ja Strophen ergeben, die ebensogut im Rigveda wie im Awesta stehen könnten. Es leuchtet ein, daß diese nahe Verwandtschaft zur Sprache der viel mehr durchforschten Veden einen wichtigen Anhaltspunkt für die oft recht schwierige Interpretation des Awesta bietet.

Die Verwandtschaft beider Gebiete ist jedoch nicht nur eine sprachliche, sondern erstreckt sich auch auf mancherlei in dem sonstigen Kulturbesitz, auf mythologische Anschauungen und anderes Erbe aus der arischen Urzeit.

In der Literatur des Awesta sind nun zwei Hauptbestandteile zu unterscheiden: **1. die Gāthās, 2. das Jungawesta. Gāthā bedeutet dem Wortsinne nach** Gesang, es wird jedoch vielleicht besser umschrieben mit Verspredigt oder Spruchrede. Sie sind der älteste Teil, und gehen zum Teil sicher auf Zarathustra selbst zurück. Sie sind gering an Umfang, etwa ein Achtel der gesamten Texte, und enthalten 238 Strophen. Sie bieten also wenig Anhaltspunkte zum gegenseitigen Vergleich der Ausdrücke. Deshalb, wie wegen ihrer hohen Altertümlichkeit und ihrer äußerst gedrängten Diktion sind sie vielfach sehr dunkel. Mir ist aus dem gesamten Gebiet der indogermanischen Überlieferung nichts bekannt, was ihnen an Schwerverständlichkeit gleichkommt. — Daß die Gathas der Form nach poetisch sind, also metrische Gestalt haben, ist nie verkannt worden. Sie sind strophisch gegliedert, jede Strophe enthält drei oder vier Zeilen von bestimmter Silbenzahl. Ein regelmäßiger Wechsel von langer und kurzer Silbe besteht nicht, und auch alle Versuche, einen akzentuierenden Rhythmus festzustellen, sind gescheitert. Es scheint also, daß wirklich die Silbenzählung allein das Prinzip dieses primitiven Versbaus sei, was man als Ausgangspunkt altarischer Verstechnik auch bei Betrachtung des altindischen Versbaus sich denken kann. — Innerhalb jeder Gatha ist eine und dieselbe Strophe durchgeführt. Eine dieser Strophen besteht aus viermal elf Silben, wobei jede der elfsilbigen Reihen eine Zäsur nach der vierten Silbe hat. Diese Strophe entspricht sehr genau einer häufigen vedischen Strophe, die ebenfalls viermal elf Silben, und eine Zäsur nach der vierten oder auch nach der fünften Silbe hat. Diese weitgehende Übereinstimmung zeigt, was sprachliche Entsprechungen allein nicht erweisen könnten, daß wir in Veda und Awesta die Fortsetzung einer uralten, schon in der arischen Periode geübten poetischen Technik vor uns haben. Weitere Einzelheiten über diese Strophen sind hier nicht am Platze, nur muß gesagt werden, daß andere Gathastrophen und deren Elemente vom Indischen so abweichen, daß wir sie als iranische Sonderbildungen anzusehen haben.

Das jüngere Awesta ist nach Alter, Inhalt und Form nicht einheitlich. Es steht in einem nicht unbeträchtlichen zeitlichen Abstand von Zarathustra. In den Gathas spricht er sich als ringender, leidender, endlich erfolgreicher Mensch aus, er steht in den realen Verhältnissen der Umwelt. Im jüngeren Awesta ist er eine mythische Persönlichkeit, und die Fiktion ist vielfach durchgeführt, daß der Text die Zwiesprache von Ahura Mazda und Zarathustra darstelle. Durch diese Übertragung von der in den Gathas mehr-

fach sich findenden Gebetszwiesprache zwischen dem Propheten und seinem Gott werden gerade diese jüngeren Texte als direkte Offenbarungen des weisen Herrn hingestellt. Der Versuch einer Literaturgeschichte dieser jüngeren Texte ist bis jetzt von der Wissenschaft noch kaum unternommen. Es kann sein, daß ein solcher Versuch nie über eine relative Chronologie der einzelnen Teile hinausführen würde, aber wenigstens dazu sind zweifellos Anhaltspunkte vorhanden.

Beträchtliche Teile des jüngeren Awesta sind der Form nach prosaisch, dem Inhalt nach sogar äußerst prosaisch. Von ihnen braucht hier nicht die Rede zu sein. Andere Teile sind in metrischer Form gehalten, aber im Unterschied zur Gathaüberlieferung hat die einheimische Tradition der zarathustrischen Glaubensanhänger den metrisch-poetischen Charakter derselben ganz aus den Augen verloren, und auch die europäische Wissenschaft erkannte ihn nicht sogleich. — Auch die jungawestischen Metra können lediglich auf Grund der Silbenzählung festgestellt werden. Es wiegt dabei vor eine achtsilbige Verszeile, die sich in den Gathas nicht findet, dagegen in der indischen Poesie von ältester Zeit an, und zwar in Strophen aus drei und vier Zeilen, reichlich bezeugt ist. Auch im Awesta tritt dieser Vers in drei- oder vierzeiligen Versgruppen auf, und es kann kein Zweifel sein, daß auch diese Strophen urarisches Erbgut sind. Das jüngere Awesta hat da also ein altes Erbe bewahrt, das sicher nicht zufällig in den Gathas fehlt. Auch in sprachlicher, und besonders in religiöser und mythologischer Hinsicht enthält das Jungawesta viele Altertümlichkeiten, die den älteren Texten fremd sind. Es ist deutlich, daß die moralische Strenge und abstrakte Geistigkeit des Zarathustra bewußt sinnliche Gottesvorstellungen und damit zusammenhängenden Götzendienst, blutige Opfer und niedere Mythologie verdrängt hat. Er hat den alten Volksglauben nicht nur gereinigt, sondern in vieler Beziehung einfach umgestoßen. Ausrotten ließ er sich aber nicht, und gar vieles von ihm ist nachträglich in der mazdayasnischen Religion wieder zur Geltung gekommen und dabei mehr oder weniger tiefsinnig in die abstrakte Religion Zarathustras verwoben worden. Zugleich mit volkstümlichen Mythen und Sagen haben nun auch diese in der Gathapoesie gemiedenen uralt-volkstümlichen Versformen Aufnahme in die heilige Literatur gefunden. Denn vermutlich waren sie von jeher gerade mit solchen Stoffen und der Art ihrer Darstellung verknüpft. Auch im Veda erkennen wir nämlich, daß die vorhandenen Strophenformen sich ursprünglich auf zwei Verwendungsgebiete verteilten. Die einen waren Gesangsstrophen, die anderen Rezitationsstrophen. Und gerade diejenige vedische Strophe, welche einer Gathastrophe entspricht, ist im Veda die typische und hauptsächliche Strophe der Rezitationspoesie, die Strophen aus achtsilbigen Versen dienen dagegen in vedischer Praxis ursprünglich vorzugsweise der Sangespoesie, dann aber wird daraus das Hauptmetrum des rezitierten Epos entwickelt. Mit mythisch-epischen Stoffen bleibt also das achtsilbige Metrum in Indien immer verbunden, und war es wohl auch von jeher. Und so hat denn Zarathustra wohl einfach dadurch, daß er diese ganze mythische Fabelwelt von sich wies, auch jene Metra nicht verwenden können, und für seine Predigt, sein Gebet Verse der Spruchpoesie gebraucht. Die Verschiedenheit der me-



trischen Form in Gathas und Jungawesta beruht also auf dem Unterschied zweier vielleicht nicht ganz scharf, aber schon von alters her geschiedener poetischer Gattungen.

Nun aber finden sich achtsilbige Verse im jüngeren Awesta nicht allein in Strophen aus drei oder vier Zeilen, sondern ebensowohl in längerer ununterbrochener Abfolge, wie das in Indien nicht vorkommt, und ferner noch eine Anzahl anderer metrischer Gebilde, zu denen der Veda keine Entsprechungen bietet. Es kommen zehn- und zwölfsilbige Verse vor, einzeln oder in kleineren Gruppen, mit Vorliebe aber so, daß längere und kürzere Verse in einem rhythmischen Wechsel, häufig in symmetrischen Gruppen, die dann etwa als Strophen gelten können, abwechseln. Wie also in den Gathas neben dem aus arischer Urzeit ererbten Metrum iranische Neuschöpfungen stehen, so kennt auch das jüngere Awesta neben den urarischen Strophengebilden noch mancherlei poetische Formen, die erst im iranischen Sonderleben sich entwickelt haben. Diese sind lange Zeit verkannt worden.[1]) Denn man hat sich bei der Erforschung der awestischen Metra von Anfang an leiten lassen durch die bekannten Tatsachen auf indischem Gebiet. So reizvoll die Verfolgung solcher verwandter Züge in eine gemeinsame Urzeit auch ist, so darf man doch nicht über dem Gemeinsamen das Besondere, Eigenartige seines Gegenstandes aus den Augen verlieren, was nur zu leicht geschieht, wenn man fort und fort in das Nachbargebiet hinüberschielt, statt die Erscheinung auch wiederum ganz für sich genommen in den Blickpunkt zu rücken. — Endlich noch eine Einzelheit der poetischen Form des jüngeren Awesta. Es finden sich in epischen Bestandteilen mehrfach direkte Reden der handelnden Personen. Dabei sind die Erzählung des Berichterstatters und die Rede des Helden in Versen, vorwiegend achtsilbigen, gehalten. Die direkte Rede ist eingeführt durch eine Bemerkung wie „welcher sprach“ oder „also sprechend“ oder „da bat er ihn“. Diese Bemerkungen fügen sich an manchen Stellen dem metrischen Zusammenhang der epischen Erzählung ein, öfters fällt jedoch diese Einführung der direkten Rede aus dem Metrum heraus und bildet einen prosaischen Zwischensatz.[2]) Es drängt sich auf der Vergleich mit der Tatsache, daß im indischen Epos, das außerordentlich häufig redende Personen einführt und Teile der Erzählung einer beteiligten Person in den Mund legt, die direkte Rede vielfach durch den prosaischen Zwischensatz „N. N. sprach“ eingeleitet wird, während Erzählung und Rede im Versmaß ablaufen. Nun wird freilich diese auf beiden Gebieten ähnliche Erscheinung nicht ohne weiteres aus der arischen Urzeit herzuleiten sein. Vielmehr scheint die Entwicklungsgeschichte der altindischen Erzählung in ganz großen Zügen die zu sein, daß ursprünglich der erzählende Bericht großenteils in prosaischer Form gegeben wurde, in Versen nur manche Haupt- und Wendepunkte, besonders aber die direkten Reden. Auf verschiedenen Gebieten der indischen Literatur macht sich dann mit der Zeit die Tendenz geltend, die Diskrepanz von Prosa und Vers aufzuheben, und auch den Bericht in metrische Form zu kleiden. Der letzte Rest aber des Wechsels von poetischer und prosaischer Form, und zugleich die Nachwirkung

1) Ausführlichere Darlegungen darüber bei gegebener Gelegenheit an anderer Stelle.

2) Vgl. die vorige Anmerkung.



dessen, daß ursprünglich gerade die Reden regelmäßig metrisch waren, scheint die häufige Einführung derselben durch jenes unmetrische „N. N. sprach" im indischen Epos zu sein. Darf man etwa für das Iranische eine ähnliche Entwicklung der poetischen Erzählung annehmen? Denn jene zwischen Prosa und Vers abwechselnde Erzählungsform auch für das Arische anzunehmen, ist wohl nicht zu kühn, wenn man bedenkt, daß einerseits noch manche anderen indogermanischen Völker diese Erzählungsweise kennen, und daß sie, auch bei nichtindogermanischen Völkern vertreten, wohl als eine primitive Kunstform der Erzählung ganz allgemein gelten kann.

Das Verhältnis zwischen den Sprechversen der Gathas und den aus einer sangbaren Dichtungsgattung hervorgegangenen Strophen des jüngeren Awesta steht nun offenbar in einem inneren Zusammenhang mit der verschiedenartigen poetischen Welt beider Gebiete. Nicht dichterische, sondern religiöse Glut erfüllt die Gathas. Die abstrakten Gottheiten wie der weise Herr, die gute Gesinnung, die beste Wahrheit, die segenspendende Frömmigkeit und die Lehre von den beiden uranfänglichen Geistern sind keine poetischen Konzeptionen, und da die Gottheiten zugleich Begriffe sind, so hat die Predigt von ihnen einen sehr theologischen Charakter. Fast ganz entbehrt sie des poetischen Schmucks. Aber der hohe Schwung des Propheten entrückt seine Worte weit über die Sphäre des Prosaischen. Eine weihevolle Stimmung liegt über ihnen. Erhabene, vom Innern kommende Rhetorik hebt die eindringliche Gewalt seiner Predigt. Und er ist sich der Macht seines Wortes bewußt: „Höret den, der wissend die Wahrheit gedacht hat, um recht zu sprechen die Worte als einer, der so, wie er will, die Rede beherrscht!" Eines der häufigsten rhetorischen Mittel ist der gleiche Anfang der Strophen. So hebt er in einer Verspredigt immer wieder an mit den Worten: „ich will reden" ... Da heißt es zu Anfang: „Ich will reden: nun höret, nun horcht auf, ihr von nah und fern, die ihr Kunde sucht. Nun prägt dem Sinn ein ihr alle ihn, denn er ist offenbar.... Und ich will reden von den beiden Geistern zu Anbeginn des Lebens" usw. An einer anderen Stelle aber verbindet sich diese Rhetorik mit wahrhafter Poesie. In einer langen Reihe von Fragen bittet der Prophet den weisen Herrn um Offenbarung; da heißt es inmitten der theologischen Fragen: „Das frage ich dich, belehre mich recht, o Herr, wer ist durch Schöpfung der erste Vater der Wahrheit? Wer hat der Sonne und der Sterne Weg bestimmt? Wer ist's, durch den der Mond wächst und abnimmt? Das und noch anderes, o Weiser, möchte ich wissen. — Das frage ich dich, belehre mich recht, o Herr, wer bewahrte die Erde unten und den Himmel vorm Herabfallen, wer die Wasser und Pflanzen? Wer hat dem Wind und den Wolken Schnelligkeit beigegeben? Wer ist, o Weiser, des guten Sinnes Schöpfer? — Das frage ich dich, belehre mich recht, o Herr, welcher Meister hat Licht und Finsternisse geschaffen? Welcher Meister hat Schlaf und Wachen geschaffen? Wer ist's, durch den Morgen, Mittag und Abend geschaffen sind, die den Verständigen zur Arbeit anweisen? — Das frage ich dich, belehre mich recht, o Herr, damit, was ich verkündigen werde, dann auch wahr sei." Auf einige Fragen der Art gibt er an anderer Stelle gewissermaßen selbst die Antwort: „Der du das Rind geschaffen hast und die Wasser und



Pflanzen." Jene ausführlichere Stelle ist auch charakteristisch dafür, wie die Sinnenwelt nur auf Augenblicke manchmal neben der moralischen zur Geltung kommt. So auch an folgender Stelle: „Die Taten, die ich tun werde, und die früheren, und was durch den guten Sinn köstlich im Auge ist: das Licht der Sonne und der helle Stier des Tages, das ist euch zum Preise, o Wahrheit und o weiser Herr." Manchmal werden abstrakte und transzendentale Dinge anschaulich vorgestellt: das jenseitige Reich künftiger Seligkeit heißt „das sonnenerleuchtete Reich" und „der uranfängliche Vater hat es erdacht, die Paradiesesräume mit Licht zu füllen". Wenn von dem religiösen Verdienst der Viehzucht die Rede ist, wird von ihr aus ein Gleichnis ins moralische Gebiet übernommen. „Wer das Rind mit Eifer pflegt, der wird auf der Weide der Wahrheit und des guten Sinnes sein." Mit starken Ausdrücken dagegen spricht Zarathustra von denen, die sich der von ihm verbreiteten höheren Kultur und Pflege des Rinds widersetzen und blutigen Opfern anhängen, die Zarathustra ein Greuel sind. Er nennt sie die „Opferfresser", oder sagt von ihnen, daß sie „das Leben des Rinds unter Freudenrufen vernichten". — In einem Fall zeigt sich ein merkwürdiger Anklang an die poetische Bildersprache des Veda: von den Gebeten, welche die Gottheit herbeirufen, heißt es dort, daß sie die Rosse der Götter anschirren, mit denen diese auf ihren Wagen zum Opferplatz, zum Beter herbeifahren. So etwa an einer Stelle des Rigveda: „an den breiten Wagen mit breitem Joch schirren sie durch das Lied die falben Rosse des schnellen Gottes, die Rosse, die den Indra fahren, die durch das Wort angeschirrt sind". Ähnlich sagt Zarathustra: „Ich will, um euch zu loben, o weiser Herr und o Wahrheit, die sehr schnellen starken Renner anschirren, mit denen ihr herkommt."

Aus dieser unsinnlichen Welt der wahren Lehre des Zarathustra begeben wir uns jetzt in die phantasiereichere, oft phantastische und abergläubische des jüngeren Awesta. Nicht als ob die reine Lehre des Propheten da verneint würde: Glaubensbekenntnis und priesterliches Gesetz und viele Gebete stehen in Einklang mit der Verkündigung des Religionsstifters. Aber hinzugekommen ist eine Welt von Göttern und Teufeln — diese strenge Zweiteilung folgt aus dem Grundgedanken der Religion —, von Helden und Ungeheuern und viele uralte religiöse Volksbräuche, die Zarathustra verpönt und zum Teil leidenschaftlich bekämpft hatte. Dies ist am auffallendsten bei der hohen Gottheit des Mithra, der ein schon urarischer Gott ist, und im jüngeren Awesta als Gott der Sonne und der Vertragstreue sehr gefeiert ist, von Zarathustra selbst aber keiner Erwähnung gewürdigt wird. Aus dem Hymnus, der seiner Verherrlichung gewidmet ist, hebe ich Stellen aus: „Mithra, der Gewaltige mit tausend Ohren, mit zehntausend Augen, der Schlaflose, Wachsame, — der als erster der Götter über den hohen Elburz kommt, vor der unsterblichen Sonne mit ihren schnellen Rossen; der als erster die schönen, goldgefärbten Berggipfel erreicht. Von da aus blickt er, der Gewaltige, über das ganze Land der Aryer, wo gewandte Kriegsherrn die Schlachtreihen ordnen, wo hohe Berge und wasserreiche Weiden für das Vieh sind, wo tiefe Seen mit breitem Gewässer sind, wo schiffbare breite Flüsse und Wogenschwall zu Fels und Berg nach Merw (Margiana) eilen. — Ihm hat der weise

Herr, der Schöpfer, ein Haus erbaut auf dem hohen Elburz, wo weder Nacht noch Finsternis ist, nicht warmer noch kalter Wind, wo nicht tödliche Krankheit noch teuflische Unreinheit ist, und kein Nebel aufsteigt. — Weiße, leuchtende, weithin sichtbare Götterrosse fahren ihn gedankenschnell dahin. — Er kommt herbei nach Sonnenuntergang, die Breite der Erde umfassend und berührt beide Ränder der breiten runden Erde mit ihren fernen Grenzen. All das beschaut er, was zwischen Himmel und Erde ist. — Seine acht Helfer sitzen als Späher auf allen Bergen und blicken hin und merken auf jeden, der den Mithra betrügt (d. h. der den Vertrag bricht). — Dem Volk, das ihn nicht betrügt, verleiht er Macht und Wehrkraft, aber dem feindlichen Volk zerstört er den Glanz der Majestät, raubt ihm den Sieg und liefert es zehntausend Mördern aus. Er läßt die Schlachtreihe vorrücken und steht fest in der Schlacht. Er zerbricht die Heeresreihen, in Bewegung geraten alle Seiten der in die Schlacht gezogenen Heeresreihe, erschüttert wird der Kern des furchtbaren Heeres. Unheil und Gefahr bringt er über sie, er schleudert die Köpfe der treubrüchigen Menschen fort, fort fliegen die Köpfe der Menschen, die den Mithra betrügen. Grausig werden ihre Wohnstätten vernichtet, menschenleer die Häuser, wo vertragsbrüchige Menschen, Betrüger und Mörder der Wahrhaftigen wohnen. Auch ihre adlerbeschwingten Pfeile, die vom gutgespannten Bogen weg, von der Sehne geschnellt, dahinfliegen, erreichen ihr Ziel nicht, wenn Mithra zürnt, und ihre gutgeschärften Speere, die spitzen, langschäftigen, die von den Händen weg dahinfliegen, erreichen das Ziel nicht, wenn Mithra zürnt. Wenn er dorthin geht, wo die treubrüchigen Völker sind, schleudert er auf sie auf einmal alle seine adlerbeschwingten Pfeile, als erster schleudert er seine Keule auf das Roß und den Mann. Vor ihm her fährt der Sieg, der im Kampf die Feinde niederschlägt, der auf einmal alles zerschneidet, der Knochen und Haare und Hirnschale und Blut der Mithrabetrüger am Boden vermengt."

Derartige Texte haben trotz mancherlei Abweichungen einen typischen Aufbau. Lyrisch-beschreibende und balladenartig-erzählende Partien sind einem sich wiederholenden Rahmen von Gebeten eingefügt. Dieses Rahmengebet beginnt ungefähr so: die Gottheit Soundso verehren wir, die soundso beschaffene. Die hier der Gottheit zugelegten Beiwörter sind oft sehr zahlreich und erscheinen uns vielfach sehr prosaisch, zum Teil aber sind sie auch wirklich poetisch, doch wird auch dann ihre Wirkung für uns durch häufige Wiederholung beeinträchtigt. Ein primitiverer poetischer Sinn empfindet solche Wiederholungen aber wohl kaum wie wir als eintönig und ermüdend. — Nach dieser Gebetseinleitung heißt es dann weiter: dieser Gottheit opferte — oder zu ihr betete — irgendeine mythische Persönlichkeit um die Erfüllung eines Wunsches, etwa um Hilfe in einer Gefahr zu erlangen. Indem er diese Hilfe erlangt, vollzieht er eben die Großtat, als deren Vollbringer die Sage ihn kennt. In solchen Abschnitten wird also ein Stück der Heldensage erzählt, in poetischer Sprache, manchmal mit phantasievollen Zügen, aber nicht in breiter, epischer Ausführung, sondern mehr in Balladenstil. Die Sagen gelten als bekannt, Hauptpunkte, wesentliche Züge werden herausgegriffen, manchmal so knapp andeutend, daß wir den Sachverhalt daraus nicht mehr deutlich entnehmen können. Wo der Bericht et-

was ausführlicher ist, wird er gern durch Ausrufe, Rede und Gegenrede der Handelnden lebhaft unterbrochen. Wenn z. B. der böse Geist durch erfolgreichen frommen Widerstand gegen Lüge und anderes Teufelsgezücht besiegt wird, „da stürzt er kopfüber aus dem Himmel, der lügnerischste der Dämonen, der verderbenreiche böse Geist. Es sprach der verderbenreiche böse Geist: Wehe mir, wehe, das Gebet an die beste Wahrheit hat Krankheit, Tod und Teufel bekämpft und vernichtet". In einem berühmten Abschnitt wird die Geschichte erzählt von dem heiligen Lichtschein königlicher Majestät, welcher den rechten Königen von Iran Gottes Gnade verbürgt. Indem da berichtet wird, wie dieser majestätische Heilsglanz nacheinander Helden der Vorzeit zuteil wird, so daß sie Könige der arischen Länder werden, ist besonders dieser Text die Vorstufe des späteren iranischen Nationalepos. Nachdem der Glorienschein der Majestät ungeteilt bei den ersten Königen geweilt hatte, weicht er von Yima, dem gefeierten König des goldenen Zeitalters, als dieser sich versündigt. Der böse Geist und die gute Gesinnung streben nun beide dem Heilsglanz gottgegebener Majestät nach, indem sie einen Wettlauf veranstalten, den Heilsglanz zu erhaschen. Für den guten Sinn eilt im Wettlauf das heilige Feuer, für den bösen Geist der schlimme Drache Dahak. Dieser Wettlauf wird nun auch mit solchen Monologen und Dialogen geschildert: „da reckte sich nach vorn das Feuer des weisen Herrn und dachte bei sich also: den Heilsglanz will ich ergreifen, den unfaßbaren. Aber hinter ihm kroch der dreimäulige Drache (nämlich Dahak) nach vorn und sprach die Lästerworte: Zurück, du Feuer des weisen Herrn, das laß dir gesagt sein, wenn du diesen unfaßbaren (Heilsglanz) in deine Gewalt bekommst, will ich dich ganz vernichten und du sollst nicht wieder emporleuchten über die gottgeschaffene Erde zum Schutze der Wahrheit in der Welt! Darauf zog das Feuer seine Hände wieder zurück, besorgt wegen der Gefahr seines Leibes, weil es vor dem Drachen in Furcht war. Dann kroch der dreimäulige gottlose Drache vorwärts, und dachte bei sich also: den Heilsglanz will ich ergreifen, den unfaßbaren. Aber hinter ihm reckte sich das Feuer des weisen Herrn empor und sprach die Worte: Zurück, du dreimäuliger, gottloser Drache, das laß dir gesagt sein, wenn du diesen unfaßbaren (Heilsglanz) in deine Gewalt bekommst, will ich deinen Steiß ansprühen und an deinem Maul aufflammen, nicht sollst du wieder umherlaufen auf der gottgeschaffenen Erde als Verderber der Wahrheit in der Welt. Darauf zog der Drache seine Pfoten wieder zurück" usw. Der Glücksglanz entkommt in den mythenumsponnenen See Vurukurta, und der Erbfeind Irans, Turan, will jetzt den Glanz des Glücks, der den arischen Ländern gehört, an sich bringen. Der Turanier Frarasyan zieht sich nackt aus und stürzt sich in den See, um ihn da zu erhaschen. Aber „der Heilsglanz enteilte, der Heilsglanz entwich ... da sprang der starke Turanier Frarasyan aus dem See Vurukurta, schlimme Lästerworte austoßend also: Trotz der Mühe habe ich ihm den Heilsglanz nicht abgenommen, der den arischen Völkern gehört. Ich will Trockenes und Feuchtes durcheinandermengen, dann gerät der weise Herr in Bedrängnis" usw. So schwimmt er dreimal vergeblich dem Heilsglanz nach und dreimal macht er seinen Unmut mit solchen Ausrufen Luft. Wegen dieser Darstellung des Erzählungsstoffes

in Reden spreche ich von einem balladenartigen Stil im Jungawesta. Mehrmalige Wiederholung derselben Situation, die von gleichartigen Reden begleitet ist, und genauer Parallelismus von Rede und Gegenrede erhöht für uns den durch die stets wiederholte Umrahmung gegebenen Eindruck der Eintönigkeit, findet sich aber vielerorts in der Volkspoesie und wird da zweifellos als eine Kunstform und ein Mittel der Bindung geschätzt.

Nach solchen Episoden tritt dann der Schlußteil der Gebetsumrahmung ein. In großer Regelmäßigkeit folgt nämlich das Gebet: „Um seiner Pracht und seines Heilsglanzes willen verehre ich ihn mit lautem Gebet, ihn den starken königlichen Heilsglanz" — oder welcher Gottheit sonst der Text gewidmet ist. „Wir verehren ihn mit Opfergüssen und Milch, die Haumasaft enthält." Danach hebt es wieder von vorn an mit dem Einleitungsgebet: „Die Gottheit Soundso verehren wir usw." Eine andere Form der Umrahmung ist es, wenn das Ganze als Zwiegespräch zwischen Ohrmuzd und Zarathustra dargestellt wird, in dem Zarathustra fragt: wer war der erste, zweite usw., der eine gewisse Gottheit verehrte und der weise Herr diesen ersten, zweiten usw. nennt, und seinen Erfolg in der Gottesverehrung, d. h. das Gelingen einer Großtat od. dgl. berichtet. Es kommt vor, daß ein und dieselbe Sage, bzw. ähnliche Züge derselben an verschiedenen Stellen, in verschiedenen religiösen Zusammenhang gerückt, berichtet wird. Die Reihenfolge, in der die verschiedenen Sagen angeführt werden, ist aber in den einzelnen Texten nicht beliebig, sondern entspricht einigermaßen, allerdings nicht ganz streng, und nicht in allen Fällen ganz gleichmäßig, der Reihenfolge der mythischen Könige in dem großen persischen Heldenepos, dem Shahnahme des Firdusi.

Da wir diese lockeren Aneinanderreihungen und Ineinanderschachtelungen nicht als Ganzes künstlerisch genießen können, will ich versuchen, das Poetische im Awesta durch Herauslösen einzelner Züge zu veranschaulichen.

So wird das Haus des Iraniers folgendermaßen geschildert: „Das hochgebaute Haus mit trefflichen Frauen und trefflichen Wagen, mit ausgebreiteten Polstern und hingelegten Kissen." — „Ein wohlgebautes festes Haus mit hundert Fenstern, tausend Säulen und zehntausend Pfeilern, darin ein duftender gepolsterter Diwan mit guter Decke." — Nach Wohlgerüchen duftet das Haus, wo die gute Segnung (eine Gottheit), die Heldin, ihren Fuß niedersetzt gnädigen Sinnes zu langer Freundschaft. Die Männer gebieten in Herrschaften, wo Speisen vorrätig und gute Düfte sind, worin ein Diwan gebreitet und andere liebe Besitztümer sind, die du begleitest, o gute Segnung. Deren Häuser stehen wohlbegründet und sind reich an Rindern; ihre Diwane sind wohlgebreitet und wohlduftend; gut bereitet und gepolstert mit Füßen aus Gold gefügt. Ihre geliebten Hausfrauen ruhen auf Diwanen, die schön und gepolstert sind, putzen sich und schmükken sich mit Spangen, viereckige Ohrgehänge zur Schau tragend und goldgeschmückte Halsbänder: Wann wird der Herr des Hauses zu uns kommen, wann wird er hierherkommen, um an unserem lieben Leib sich zu erfreuen?"[3]) — Und an letzterer Stelle wird fortgefahren mit der Schilderung der Jungfrauen: „Die Mädchen sitzen da mit

3) Vgl. die Schilderung der Pracht des persischen Königspalastes in Susa und der Haremsverhältnisse bei König Ahasver (Xerxes I.) im biblischen Buche Esther, besonders I 5—6 und II 9. 12—14.



Spangen an den Füßen und geschmückter Leibesmitte, mit schönem Leib und langen Fingern, die Gestalt ist von solcher Schönheit, daß es für den Beschauer eine Lust ist." Eine Göttin wird geschildert „in der Gestalt eines schönen Mädchens, eines kräftigen, schöngewachsenen, hochgegürteten ... die Füße mit goldgeschnürten, glänzenden Schuhen bekleidet. In einen kostbaren, reichgestickten, goldenen Mantel gekleidet mit vierseitigem, goldenem Ohrschmuck. Ein Halsgeschmeide trug sie an ihrem schönen Hals, sie gürtete sich die Leibesmitte, damit ihre Brüste wohlgestaltet und verlockend seien. Oben band sie sich einen goldenen Kopfputz an mit hundert Sternen, aus acht Teilen mit Bändern, und sie trug ein Kleid aus Biberpelz." Der Held dagegen wird beschrieben als „der schnelle, hochgegürtete mit hohem Gurt und hohen Stiefeln, mit breiter Brust und dicken Hinterbacken". Ein Lieblingsthema der Dichter, der Hauptreichtum des Mannes sind Roß und Wagen. Der Wohlstand wird geschildert: „Wo es viel Speise und große Portionen gibt, wo schnaubende Rosse und sausende Räder sind, wo Peitschen knallen, wo viel zu essen ist und Speisen aufgetragen und gute Düfte sind." — „Den starken Lobsänger, der einen festen Wagen hat, fahren schnelle Pferde, die nach Freiheit schnauben, auf leichtem Wagen dahin und spannen die Zügel von gegerbtem Fell an." Auch die Gottheiten erfreuen sich an Gespannen. „Wenn die Peitsche ihre laute Stimme erhebt und der Pferde Nüstern zittern, wenn die Peitsche knallt, die Sehne schwirrt und die spitzen Pfeile", dann kommen sie zu Hilfe. Sie haben „angeschirrte Rosse, rollende Wagen, sausende Räder". Zu Wagen kommt die Göttin Segnung zu Zarathustra und spricht zu ihm: „Tritt näher zu mir, du wahrhaft frommer Zarathustra, und lehne dich an meinen Wagen! Da trat näher zu ihr der Spitama Zarathustra und lehnte sich an ihren Wagen. Da streichelte sie ihn von oben und sprach: Schön bist du, o Zarathustra, wohlgebildet bist du mit schönen Waden und langen Armen. Deinem Leib ist majestätischer Glanz verliehen und Seligkeit deiner Seele." Mithra, der Sonnengott, hat einen Wagen „mit e i n e m goldenen Rad", „an diesem schönen, gleichmäßig laufenden allfarbig goldenen Wagen ziehen vier einfarbige weiße Rosse, unsterbliche, die Geisternahrung fressen. Ihre Vorderhufe sind golden überkleidet, und ihre Hinterhufe silbern. Sie alle sind zusammengespannt an ein einziges Joch, das mit einem Haken aus köstlichem Metall befestigt ist". Derartige Stellen hat vielleicht Dio Chrysostomos im Sinn gehabt, als er überschwenglich sagte: „den mächtigen vollkommenen Wagen des Zeus hätte keiner, auch nicht Homer und Hesiod, so würdig besungen wie Zoroaster und die Söhne der Magier, die es von ihm gelernt haben". Den Mithra auch „rufen die Krieger an auf dem Rücken ihrer Rosse, um Schnelligkeit für ihre Gespanne und Gesundheit für ihren eigenen Leib bittend". — Ein noch wertvolleres Haustier als das Pferd ist das Kamel, das ein Dichter so beschreibt: „Ein brünstiger Kamelhengst, der bissig ist und ausschlägt, der langhaarig ist und den Menschen mit Kleidung versieht. Der unter den bespringenden männlichen Tieren die größte Kraft und die heftigste Brunst hat, der die Kamelstuten bespringt. Diejenigen Kamelstuten sind am besten beschützt, die ein brünstiger Kamelhengst beschützt, der starke Vorderbeine und kräftige Höcker, buschige Augen und einen lebhaften Kopf hat.



Sein fernblickendes Auge leuchtet durch die dunkle Nacht und an seinem weißlichen Kopf läßt er Schaum aufschwellen." Mit dem letzteren scheint die während der Brunstzeit am Hinterkopf stattfindende Flüssigkeitsabsonderung gemeint zu sein. Eine andere Stelle zeigt die brünstigen Kamelhengste im gegenseitigen Kampf.

In diesem Stil sind noch manche Naturbeschreibungen, so des wilden Ebers, „des scharfzahnigen, entgegenstürmenden. Er tötet mit einem Stoß, der unnahbare, grimmige, der Flecken an der Stirne hat, der grimmige, mit ehernen Füßen, ehernen Sehnen und ehernen Kiefern. Er kommt dem Gegner zuvor, ihm folgt Ungestüm zusammen mit männlicher Tapferkeit." Der Gott des Sieges erscheint „in der Gestalt eines Raubvogels, der von oben stößt, der der schnellste der Vögel, der leichteste unter den Fliegenden ist. Als einziger unter allen Lebewesen entflieht er, fliegend wie ein gutgeschossener Pfeil. Beim ersten Aufleuchten der Morgenröte fliegt er mit gesträubten Federn, gegen Abend sucht er sich die Abendatzung und gegen Morgen die Morgenatzung. Er streicht über die Schluchten der Hügel, er streicht über die Höhen der Berge, er streicht über die Täler der Flüsse, er streicht über die Spitzen der Saatfelder hinweg, auf die Stimme der kleinen Vögel lauschend". Hier haben wir zugleich ein Landschaftsbild, wozu mehrfach Ansätze sind. Mehr lyrisch gehalten im Preis der göttlichen Haumapflanze, aus der der geweihte Rauschtrank bereitet wird: „Ich preise die Wolke und den Regen, welche deinen Leib wachsen lassen auf den Höhen der Berge, ich preise die hohen Berge, wo der Hauma wächst. Ich preise die weite und breite Erde, die segenreiche, die deine Mutter ist, und das Feld der Erde, wo du duftend wächst. Als schönes Gewächs des weisen Herrn wachse auf dem Berg und gedeihe überall. Dich hat der kunstreiche Gott geschaffen und auf dem Elburz eingesetzt: dann trugen dich segenspendende kundige Vögel nach verschiedenen Richtungen, zu dem Fels Falkensitz, zu der Bergspitze Sternenhaupt, hin zu den Bergen mit weißem Scheitel. Seitdem wächst du auf diesen Bergen." Stimmungsvoll ist auch ein Satz wie „es wehen die nebelatmenden Winde". In einem Vergleich heißt es: „der Sieg breitet über dies Haus Heilsglanz, wie wasserreiche Wolken die großen Berge umhüllen". Ein Fluß heißt „der prächtige, heilsglänzende Haitumant, der weiße Wellen aufwirft und viele Überschwemmungen herabschüttet". In einer poetischen Vision des Kosmos sagt der weise Herr zu Zarathustra: „Ich habe diesen Himmel, der in lichter Höhe strahlend bis zur Erde herumreicht, ausgebreitet gerade wie ein Haus, er steht da vom Geist aufgestellt und gefestigt, mit fernen Grenzen, er ist von Ansehen wie geschmolzenes Erz, leuchtend über die Dritteile der Welt. Der weise Herr, begleitet von Mithra und Raschnu und der segenspendenden Frömmigkeit, hat ihn als seinen sternengeschmückten und geistgeschaffenen Mantel, dessen beide Enden niemand sehen kann." An diese Vision erinnert das Bild: „der weise Herr hat dem Gott Hauma die Religion als sternengeschmückten, gottgeschaffenen Gürtel verliehen".

Bei den angeführten Textstücken habe ich nur einige Male, ohne darauf einzugehen, angedeutet, wie sie in den mythischen Zusammenhang verwoben sind. Doch ist ja gerade das etwas sehr Wesentliches an der poetischen Phantasie, daß sie Übersinnliches, Gei-



stiges unter einer sinnlichen Gestalt darstellt. Gerade in diesem dichterischen Verfahren mit religiösen Gegenständen unterscheidet sich eben das jüngere Awesta von den Gathas. Ohne darauf näher einzugehen, will ich noch einige Stellen anführen, wo es nicht allein die bildliche Vorstellung, sondern die bewegte Handlung, oft in märchenhafter Phantastik ist, die das Poetische ausmacht, natürlich manchmal verbunden mit bildhafter Schilderung. Ein Märchenstücklein, das an mittelalterliche Zaubergeschichten erinnert, ist das folgende: „Der Göttin Ardvi opferte Parva, der kluge Schiffer, als der siegreiche, starke Thraitavana — der Firedun des Schahname — ihn in die Höhe fliegen machte in Gestalt eines Geiervogels. So flog er drei Tage und drei Nächte auf sein Haus zu, aber er konnte nicht herabsteuern. Als die dritte Nacht voll war, erreichte er die heldengleiche, umherstrahlende Morgenröte. Bei der Morgenröte rief er die Göttin Ardvi an: sogleich eile mir zu Hilfe, jetzt bringe mir Beistand, tausend Opfergüsse will ich dir darbringen, wenn ich lebendig auf die gottgeschaffene Erde zu meinem Haus gelange. Da lief die Heldin Ardvi herzu in Gestalt eines kräftigen, schönen, hochgewachsenen Mädchens mit goldgeschnürten glänzenden Schuhen an den Füßen. Sie ergriff seine Arme — alsbald geschah es, daß er eilends auf die gottgeschaffene Erde zu seinem Haus gelangte, heil, ohne Schaden, unverletzt, ganz wie zuvor." Von dem Helden dieser Geschichte erfahren wir sonst nichts, und es läßt sich diese Episode in keinen Zusammenhang stellen; für die Würdigung des Dichterischen darin ist dies ohne Nachteil, denn auch, wenn wir die Sagen, die sich an einen Helden knüpfen, vollständiger kennen, so stehen die einzelnen Züge manchmal ziemlich unvermittelt nebeneinander. — Dagegen ist Tachmorupa, der Held der folgenden Geschichte, auch der späteren iranischen Sage wohlbekannt: im Schahname heißt er Tachmurath. Von ihm heißt es: „Wir verehren den Heilsglanz, der sich dem Tachmorupa zugesellte, als er siegreich wurde über alle Teufel und Menschen, Zauberer und Hexen, so daß er den bösen Geist (Ahriman), der in die Gestalt eines Rosses verwandelt war, dreißig Jahre lang um beide Enden der Erde herumritt." Dieselbe Sage erzählt Firdusi im Schahname nach der Übersetzung von Fr. Rückert so:

Er ging und mit Zauber den Ahriman schlug,
Der wie ein windschnelles Roß ihn trug,
Das sattelt er von Zeit zu Zeit
Und ritt die Welt durch weit und breit. —

Einen Drachenkampf erzählt das jüngere Awesta so: Kursaspa, ein lockiger, keulentragender Jüngling, „erschlug den hörnenen Drachen Dahaka, der Rosse und Menschen verschlang, den giftigen, gelben, auf dem das Gift schwoll. Zur Mittagszeit kochte sich Kursaspa in einem Metallgefäß Speise auf dem Drachen. Heiß wurde es da dem Ungeheuer, und es schwitzte, sprang vorwärts vom Erz weg und verschüttete das siedende Wasser. Da lief der mannhaft gesinnte Kursaspa voll Schrecken zur Seite". Ich vermute, daß der Held auf einer Abenteuerfahrt ahnungslos auf dem Rücken des ungeheuren Drachen, den er etwa für ein Stück des Erdbodens hält, sich Feuer macht, und das Untier erst erkennt, als es, vom Feuer gebrannt, ihm den Topf umschmeißt. Der Kampf selbst wird in unserm Stück nicht geschildert. Ein gewisser Humor ist in dieser Sage nicht zu verkennen. In dem an-





dern Abenteuer dieses selben Kursaspa aber geht die Phantasie — echt orientalisch — ins Groteske und Gewaltige zugleich: „Er erschlug den Snavidka, der mit dem Horn tötet und steinerne Hände hat. Dieser dachte bei sich also: ich bin noch minderjährig, aber wenn ich volljährig sein werde, dann will ich mir die Erde zum Rad machen und den Himmel will ich zu meinem Wagen machen. Ich will den heiligen Geist herunterführen aus dem lichten Haus des Lobes und den bösen Geist heraufkommen lassen aus der schrecklichen Hölle. Diese sollen meinen Wagen ziehen, der heilige und der böse Geist. — Aber der tapfere Kursaspa tötete ihm den Lebensodem."

Nach diesen einzelnen poetischen Stellen, Bruchstücken und Höhepunkten wäre nun noch zu versuchen, einen Text als Ganzes sprechen zu lassen. Durch die litaneiartigen Zwischenglieder und Umrahmungen, durch Abschweifungen, Doppelungen und dogmatische Bemerkungen kommt jedoch bei keinem der Texte ein ästhetischer Gesamteindruck zustande. Ich will daher Proben geben, bei welchen ich zwar keineswegs eine Umdichtung oder Ausschmückung vornehme, aber doch insofern als Redaktor eingreife, daß ich derartige störende, für die poetische Anschauung unwesentliche Teile ausscheide.

Und zwar zunächst einen Hymnus auf den segenbringenden Stern Sirius, dem der vierte Monat des awestischen Kalenderjahres heilig ist, in den der Frühaufgang des Gestirns und der Beginn des Regens fällt. „Den prächtigen heilsglänzenden Stern Sirius verehren wir, der friedliches Wohnen verleiht, den hellen, leuchtenden, hervorblinkenden, umherstrahlenden, den im Lauf schnaubenden (er wird nämlich in Gestalt eines Pferdes gedacht), den erhabenen, der mit leuchtendem Schein weit umherstrahlt, der ebenso geschwind zum See Vurukurta (d. h. der weitbuchtige) fährt, wie der gedankenschnelle Pfeil, den Ŭrchscha, der beste Pfeilschütz unter den Aryern, vom Berg Aryochschutha bis zum Berg Huvonvant schoß. — Er kommt fürwahr zu dem schönen, tiefen, weitbuchtigen See mit seinen Wassern, deren Flut die Gestalt einer Stute hat, und er läßt die Flut heranwogen und kräftereiche Winde wehen. In den ersten zehn Nächten (des Siriusmonats) nimmt der prächtige, heilsglänzende Sirius, inmitten der Himmelslichter sich bewegend, die Gestalt eines fünfzehnjährigen fürstlichen Jünglings mit hellen Augen an, eines hochgewachsenen, kräftigen und gewandten. In den zweiten zehn Nächten nimmt der prächtige, heilsglänzende Sirius, inmitten der Himmelslichter sich bewegend, die Gestalt eines goldgehörnten Stiers an. In den dritten zehn Nächten nimmt der prächtige, heilsglänzende Sirius, inmitten der Himmelslichter sich bewegend, die Gestalt eines schönen, weißen Rosses mit gelben Ohren und goldenem Zaumzeug an; dann steigt er in dieser Gestalt zum weitbuchtigen See herab. Ihm entgegen stürzt sich Apavurta, der Teufel der Dürre in Gestalt eines schwarzen Rosses mit kahlen Ohren, kahlem Rücken und kahlem Schweif. Er hat den Beinamen Durst." — Das mythologische Wesen dieses Dämons Apavurta ist anscheinend dies, daß er der Welt das Wasser vorenthält, und so bewacht er hier den See Vurukurta und wehrt den Zutritt zu dessen Wassern. — „Die beiden kämpfen gegeneinander, der prächtige, heilsglänzende Sirius und der Teufel Apavurta. Sie kämpfen drei Tage und drei Nächte; da wird Herr über ihn, da wird Sieger über ihn der Teufel

Apavurta über den prächtigen, glänzenden Sirius." Gemäß der schon geschilderten Darstellungstechnik werden die Phasen des Kampfes von Reden begleitet, die hier allein dem Sirius in den Mund gelegt sind. Er ruft wehe über sein Unglück, klagt es dem Ahura Mazda und betet zu ihm, worauf ihm dieser die Kraft von zehn Rossen verleiht. Der Kampf des weißen und schwarzen Rosses hebt von neuem an, und zur Mittagszeit, der Stunde des stärksten Lichts, wird Sirius Sieger über den Teufel Apavurta und verjagt ihn eine Meile vom See. Heil ruft er nun sich selbst zu, und Heil den Wassern und den Pflanzen, den Ländern, in denen nun das Wasser in den Gräben anschwellen wird, Heil auch den Getreidefeldern, welche reichlich Körner bringen, und den Viehweiden. — „Dann steigt der prächtige, heilsglänzende Sirius zum weitbuchtigen See hinab in Gestalt eines weißen, schönen Rosses mit gelben Ohren und goldenem Zaumzeug." Dies verstehe ich so, daß das Sternenroß mit der Wasserstute zur Regenzeugung sich vereinigt. „Da läßt Sirius den See aufwogen und auseinanderwogen, er läßt ihn aufwallen und auseinanderwallen, auffluten und auseinanderfluten, es wogen alle Ufer am weitbuchtigen See, die ganze Mitte wogt auf. Von dort steigt der prächtige, glänzende Sirius wieder aus dem weitbuchtigen See, dann sammeln sich dort die Nebel an den Bergen, Wolken werden heraufgeweht, welche Wasser bringen und gute Ernte machen, in denen die strömenden Regenschauer enthalten sind. Die wolkenbildenden Nebel ziehen südwärts, der Südwind führt sie nach Norden, und bringt über Stadt und Land Regen, Wolken und Schloßen, die weithin auseinandergehen und über die sieben Erdteile strömen."

Nach diesem Stern- und Regenmythos noch eine Probe aus der Heldensage. Die aus urarischer Zeit stammende Mythengestalt Yama ist im ältesten Indien der König im Reich der jenseitigen Seligkeit. Seine iranische Widerspiegelung ist der awestische König Yima, im Schahname Deschemschid, der gefeierte König des goldenen Zeitalters. In einem awestischen Text ist die Geschichte von Yima verknüpft mit der iranischen Sonderform der Sintflutsage.

„Es sprach der weise Herr zu Yima: Schöner Yima, Sohn des Vivahvant, über die schlechte stoffliche Welt werden Winter kommen und zugleich strenger, vernichtender Frost. Viele Wolken werden Schnee bringen auf die höchsten Berge und in die Flußniederungen. Und es soll zugrunde gehen das Vieh, was an den gefährlichsten Orten und was auf den Höhen der Berge und was in den Niederungen der Flüsse und in den Häusern ist. Vor dem Winter brachte die Erde Futter hervor, aber nach der Schneeschmelze soll viel Wasser dieses mit sich führen, und kein Lebewesen soll man dorthin seinen Fuß hinsetzen sehen, wo man jetzt die Fußspuren der Schafe sieht. Dann mache du eine Höhle von eines Roßlaufs Länge an jeder der vier Seiten. Dorthin bringe einen Stamm von Klein- und Großvieh, von Menschen, Hunden, Gevögel und von leuchtenden Feuern. Dorthin leite Wasser und bringe Gras hinein, und die gelbgrüne Speise soll nimmer ausgehen. Mache dort eine Wohnung für die Menschen, errichte Häuser und bringe einen Stamm von Männern und Frauen, welche von allen auf Erden die größten, besten und schönsten sind, dahin, und ebenso von allen Tiergattungen. Bringe dahin auch den Samen von allen Gewächsen, welche auf Erden die größten und wohl-



duftendsten sind" — die mittelpersische Übersetzung gibt dazu, ohne Zweifel ganz im Sinne des Grundtextes, die Erläuterung: „wie Rose und Jasmin" — „dorthin bringe auch den Samen von allen Speisen, welche auf Erden die schmackhaftesten und wohlriechendsten sind" — nach dem Mittelpersischen: „wie Quitte und Orange". — „Laß diese alle sich paaren, daß sie nicht aussterben die ganze Zeit, wo diese Leute in den Höhlen sind. Dort soll es nicht Krankheit und Schmerz, nicht Leid und Trübsal geben. In den vordersten Teil dieses Landes mache neun Gänge, im mittleren sechs, im untersten drei, und bringe in die vorderen Gänge tausend Männer und Frauen, in die mittleren sechshundert, in die untersten dreihundert. Dazu gehe auch du in die Höhle. Mit deinem goldenen Ring (? ein zauberkräftiges Instrument) streiche dann über die Höhle hin, über das Tor, die selbstleuchtende Lichtöffnung von innen her." Es scheint gemeint zu sein, daß durch Bestreichen des Eingangs zur Höhle mit dem Zaubermittel das Tor für die Außenwelt unsichtbar wird, aber dennoch in übernatürlicher Weise Licht dadurch eindringt. Die Lichter aber, welche in diese Höhle scheinen, sind von besonderer Art, denn „einmal sieht man dort Sterne, Mond und Sonne scheinen und untergehen, und sie halten für ein Jahr, was ein Tag ist. Alle vierzig Jahre wird von zwei Menschen ein Menschenpaar, Knabe und Mädchen gezeugt, ebenso von den Tiergattungen. Und diese Menschen leben das glücklichste Leben in jenen Höhlen, die Yima gemacht hat".

Außer in diesem märchenhaften Mythos kennt das Awesta den Yima auch als irdische, menschliche Heldengestalt, mehr in der Art, wie es in Firdusis Heldenbuch dargestellt wird:

„Den starken königlichen Heilsglanz verehren wir, welcher sich dem herdenreichen König Yima zugesellte, auf daß er lange Zeit herrsche auf der siebenteiligen Erde über die Teufel und Menschen. Unter allen, die geboren wurden, hat Yima die größte heilsglänzende Majestät, er ist sonnengleich unter den Menschen. Von den Teufeln weg brachte er herauf beide, Besitz und Reichtum, Futter und Herden. Unter seiner Herrschaft waren die Speisen unversieglich und fett die Weiden. Mensch und Tier starben nicht, und die Wasser und Pflanzen vertrockneten nicht. Es gab nicht Kälte noch Hitze, nicht Alter und Tod, nicht den von den Teufeln verursachten Neid — ehe er nicht gelogen hatte, vordem, daß er die lügnerische unwahre Rede nicht in seinen Sinn aufgenommen hatte. Denn als er die lügnerische unwahre Rede in seinen Sinn aufgenommen hatte, ging sichtbar von ihm der Heilsglanz in Gestalt eines Vogels. Er sah ihn entweichen, der glänzende, herdenreiche Yima. Ruhelos irrte er umher, und von seiner schlechten Gesinnung zu Fall gebracht, verbarg er sich auf der Erde." Endlich findet er seinen Tod, indem er von einem Feind auseinandergesägt wird. — Welche Lüge es war, die dem goldenen Zeitalter auf Erden ein Ende bereitete, sagt unser Text nicht. Aber es ist bezeichnend für diese Religion, in der Wahrheit das höchste Gut und Lüge gleichbedeutend mit Sünde ist, daß die Lüge das Paradies auf Erden beendet. Es kann daher wohl sein, daß diese verhängnisvolle Lüge auch im Sinne des Awesta als eine Lästerrede zu verstehen ist; denn im Schahname, wo die Sage von Dschemschid ganz ähnlich und auch in der merkwürdigen Todesart übereinstimmend erzählt wird, wird die Katastrophe seines glücklichen

Reichs durch seine Lästerung herbeigeführt:

Als so die Tage vergingen da,
Daß man vom Schah nur Schönes sah,
Die Welt aller Enden ihm untertan,
Er thronend mit Machtglanz angetan:
Auf seinen Hochsitz blickt er da,
Und nichts auf der Welt als sich selber sah.
Der Gottbeseelte voll Ichheit nun war,
Wich von Gott und ward undankbar.
Die mächtigen Großen berief er vom Heer;
Wie vieles vor ihnen redet' er!
Er sprach zu den Greisen hochgestellt:
„Ich weiß nichts außer mir von der Welt.
Trefflichkeit kam in die Welt durch mich,
Der Schahthron sah keinen, der mir glich.
Ich habe die Schöpfung mit Schönheit verklärt,
Die Welt ist geworden, wie ich's begehrt.
Euer Schmaus, euer Schlaf ist von mir,
All euer Gewand und Gemach ist von mir.
Hoheit, Fürstlichkeit, Herrschaft ist mein,
Wer sagt, daß ich bin nicht Schah allein?
Durch Arzeneien ward heil die Welt,
Daß Tod und Krankheit keinen fällt.
Wer nahm von einem den Tod als ich,
Gäb's auch auf Erden viel Schahe wie mich?
Durch mich lebt und denkt ihr zu dieser Frist;
Der ehrt mich allein nicht, wer Ahriman ist.
Erkennt ihr denn, daß ich dieses getan,
So ruft mich als Weltschöpfer an!" —
Alle Weise senkten die Häupter stumm,
Keiner wagt ein Wie noch Warum.
Als dies war gesprochen, wich Gottes Glanz
Von ihm, und die Welt ward voll Aufruhr ganz.
Jeder wandte vom Hof das Gesicht,
Und vor ihm blieb kein Edler nicht.
— — — — — — — — — — — —
Da er Ichheit vor Gott erhob,
Kam er zu Fall, und sein Reich zerstob.

(Rückert.)

Die Sage des Awesta steht dem neupersischen Heldengedicht innerlich so nahe, daß wir sie mit dessen Hilfe verdeutlichen können. Aber eine tiefe Kluft trennt sie von der Gedankenwelt des Zarathustra, dem das Jungawesta zeitlich viel näher steht. Denn an der einzigen Gathastelle, wo Zarathustra den Yima erwähnt, hat er nur schroffste Verurteilung für diesen Lieblingshelden der Volkssage, weil er den blutigen Rinderopfern angehangen sei; er spricht von Frevlern, deren Urteil am Jüngsten Tag durch ein Ordal mit geschmolzenem Metall gefällt wird: „Als einer jener Frevler wurde zumal bekannt Yima, der Sohn des Vivahvant, der den zu uns gehörigen Menschen zu gefallen suchte, indem er Stücke vom Rinde aß."

Wells.

Von Albert Ludwig.

Ein Amerikaner besucht England; das Land der Vorfahren will er sehen, nach ihren Grabsteinen auf den Friedhöfen suchen; der „unbegrenzten Möglichkeiten" der Heimat etwas müde, hofft er, auf Alt-Englands Fluren noch etwas von der Idylle zu finden, von der einst Washington Irving, der Verfasser des „Skizzenbuchs", so anheimelnd zu plaudern gewußt hat. Und in der Tat: liegt in der Junisonne das Land nicht da wie ein traulicher Garten? Sind die heckenumzäunten Felder, die Waldstücke und Weideplätze nicht wie herausgestohlen aus dem alten Bilderbuch? Da ist auch der Park, durch den man das im Schatten vielhundertjähriger Bäume ruhende Herrenhaus erspäht, da sind strohgedeckte Hütten und Wirtshäuser mit im Winde schaukelnden Zeichen, da sieht man gar den Geistlichen sein Ponywägelchen selbst auf der Landstraße kutschieren: wie köstlich zurückgeblieben ist das alles — Alt-

England, wie es der Yankee in sentimentalen Träumen schaut!

Aber der erste Eindruck erweist sich als oberflächlich. Der Amerikaner ist aufs Land zum Wochenende eingeladen, und was er schon in den ersten Stunden hört und sieht, steht in gar wunderlichem Gegensatz zu seiner Umrahmung. Das alte Gehäuse ist stehengeblieben, aber irre geht, wer meint, daß es noch den alten Inhalt birgt. Die Kulissen sind 18. oder frühes 19. Jahrhundert, aber das Drama ist beileibe weder Biedermeier noch Rokoko, und wenn man schärfer hinsieht, so bedeutet die Dekoration etwas ganz anderes, als was sie darstellt. So faßt der Amerikaner in Wells' *Mr. Britling sees it through* seinen Eindruck zusammen : „Heut früh meinte ich zum England Irvings gekommen zu sein. Und nun merke ich, daß es nicht einmal das England der Frau Humphrey Ward ist."

I.

Als Gustav Freytag 1870 in den Grenzboten dem toten Dickens Worte des Dankes nachrief, da rühmte er, daß vornehmlich durch ihn uns englisches Wesen heimisch und vertraulich wurde in Jahren, wo uns die englischen Politiker keineswegs freundlichen Anteil erwiesen; als seien sie Neffen Pickwicks, pflegten wir Engländer bei uns zu begrüßen, mit Dickens' Augen sahen wir englische Art an. Seit den siebziger Jahren ist kein englischer Erzähler in Deutschland wirklich bekannt geworden; ich will nicht sagen, daß wir infolgedessen geneigt waren zu glauben, daß das England der Jahrhundertwende noch immer das Land der Pickwickier und David Copperfields sei, wohl aber darf behauptet werden, daß dieser Umstand wesentlich beigetragen hat, uns das innere Leben der englischen Vettern fremder werden zu lassen als früheren Geschlechtern. Oscar Wilde war wirklich nicht geeignet, die Lücke auszufüllen, Kipling ist als Dichter des Imperialismus wohl genannt, aber kaum gekannt worden — von Herbert George Wells wußte man nicht einmal, daß er Kiplings Gegenpol war. Gewiß sind vor dem Kriege einige seiner Bücher übersetzt worden, in weitere Kreise sind sie, soweit ich sehe, nicht gedrungen, und selbst wenn es geschehen wäre, hätte man in ihrem Verfasser kaum mehr erblickt als einen begabten Vertreter der phantastischen Erzählung, einen dichterischen Jules Verne. Und doch steckte von vornherein viel mehr in ihm; jetzt ist aber aus dem „Künder wilder Märe" längst einer der eindringlichsten Beobachter, einer der lehrreichsten Schilderer des modernen England geworden, und zum Dichter bringt er außer mancherlei Gaben der Phantasie, der Lust am Fabulieren und der Kunst einer eindrucksvollen Sprache nicht zuletzt das eine mit: den Drang der Offenbarung eigenster Erlebnisse und Erfahrungen — ein gut Teil seines Besten erscheint im Zusammenhang seines Schaffens als Bruchstücke einer großen Konfession.

Wer in den englischen Nachschlagebüchern die Daten seines Lebens liest, wer findet, daß er am 21. September 1866 in Bromley in Kent als Sohn eines berufsmäßigen Kricketspielers geboren wurde, eine Privatschule, dann Midhurst Grammar School besuchte, in London am Royal College of Science Naturwissenschaften studierte, 1888 mit Auszeichnung promovierte, um schließlich nach Versuchen als Lehrer an einer Privatschule und als Repetitor den Weg zur Schriftstellerei zu finden, der mag freilich darin nur den ziemlich normalen Lebenslauf eines aus dem klei-



nen Mittelstande aufsteigenden „Akademikers" finden. Aber die richtigsten Daten können ein ganz falsches Bild geben; Wells selbst hat in seinem Abriß des Sozialismus *New Worlds for Old* (Kap. 8 § 1 und 5 § 5) den Schleier gelüftet. Nicht das war für seine Jugend wesentlich, daß sein Vater Kricketspieler war, sondern daß er zeitweilig als Handeltreibender ein Ladengeschäft besaß, und zwar in einer Zeit, da dieser kleine Mittelstand unter dem Druck der Warenhäuser von oben und der steigenden Kosten des täglichen Lebens von unten mehr und mehr zerrieben wurde; jene Schulen mögen für seine Meinung vom englischen Erziehungswesen bestimmend gewesen sein, für seine Bildung kaum: wenn zwei seiner Brüder Handlungsgehilfen waren, wenn er selbst zeitweilig Apothekerlehrling und vorher oder nachher Lehrling in einem Schnittwarengeschäft war, so wissen wir nicht nur, woher ihm die öfters (z. B. *The Wheels of Chance* und *Kipps)* bewiesene Kenntnis dieser Welt mit ihren Leiden und Freuden stammt, wir dürfen auch vermuten, daß ihm nicht Schulwissen den Weg zum Studium erleichterte, sondern daß er ihn sich mühsam genug erkämpfte — nicht viel anders als sein Lewisham *(Love and Mr. Lewisham)* oder sein George Ponderevo (in *Tono-Bongay)*.

Natürlich dürfen wir nicht in den einzelnen Ereignissen dieser und anderer Romane Wiedergabe von in eigener Person Erlebtem sehen — sicherlich steckt auch hier manches Autobiographische, aber um diesen Kern herauszusondern, haben wir noch nicht genügend Kenntnis von des Künstlers Erdenwallen — doch darf mit großer Sicherheit vermutet werden, daß die bei individueller Verschiedenheit in den typischen Zügen sich immer wiederholende Geistesverfassung der Knaben und Jünglinge in einer ganzen Reihe dieser Erzählungen die Wiedergabe der Gefühle und Stimmungen der eigenen Jugend ist. Den tatsächlichen Verhältnissen kommt es vielleicht am nächsten, wenn George Ponderevo, der Apotheker- oder Drogistenlehrling, abgestoßen von der Roheit und geistigen Trägheit der Kleinstadtjünglinge, mit zähem Fleiß sich in den Abendkursen der Fortbildungsschulen die Kenntnisse und Stipendien erwirbt, die es ihm erlauben, das Londoner Royal College of Science zu beziehen. Nicht viel anders wird es Lewisham gemacht haben, der mit Wells die Tätigkeit an einer Privatschule teilt, wie er Stipendiat und Student der Naturwissenschaften in London ist; hören wir von seiner Tageseinteilung, die ängstlich jede Minute ausnützt und sogar die poetische Lektüre zum Zweck der allgemeinen Bildung in zeitlich genau bemessenen Abschnitten täglich einmal wie eine Medizin einnimmt, hören wir von dem köstlichen Schema seiner zu erwartenden Laufbahn, das Ehren und Erfolge schon im voraus auf dies und jenes Lebensjahr festsetzt, dann drängt sich die Vermutung auf, daß wir hier Erinnerungen haben an jene Tage, da der junge Wells, der Sohn kleiner Verhältnisse, befangen im engen Gesichtskreis des „Brotstudenten", den Aufstieg suchte in eine höhere Welt, die er noch ausschließlich als eine der Ämter und Würden ansah.

Lewishams und Ponderevos Studium scheitert, ein Schicksal, vor dem Wells bewahrt geblieben ist; es scheitert, weil beide die Jugend hinter sich haben, die typisch für die Gestalten unseres Dichters ist. Sie stehen dem Leben als einem großen Rätsel gegenüber, zu dessen Lösung ihnen niemand

das Wort gegeben hat, vielleicht nicht geben konnte, weil es gar kein Rätsel, sondern ein unverständlicher Wirrwarr ist. Diese Knaben und Jünglinge stehen allesamt vor den vom Schicksal gegebenen äußeren Verhältnissen als etwas bedrückend Unklarem und dabei Unvermeidlichem, dem gegenüber der einzelne soviel Macht und Einfluß, ja auch nur Einsicht in Sinn und Zweck hat wie das Blatt gegenüber dem Winde, der es treibt. Natürlich hat erst der spätere Wells die Worte gefunden, um dies Gefühl begrifflich zu fassen, auf dem Knaben muß es wie ein Alpdruck gelastet haben: die Not des kleinen Mittelstandes klang ihm wohl nur aus den Klagen der Eltern an die Ohren, um so fühlbarer muß ihm aber der Schulunfug gewesen sein, dem er ausgesetzt war; nicht umsonst taucht in seinen Romanen (vor allem in *Kipps*) und in seinen volkswirtschaftlichen Schriften immer wieder das Bild der englischen Privat„akademie" auf, die in wohltönenden Prospekten den Eltern aufredet, sie sei um ihrer Kinder willen da, während sie in Wirklichkeit eine jener um ihrer selbst (oder um des Lebensunterhalts ihres Besitzers) willen bestehenden Einrichtungen ist, deren Warum und Wozu eine peinigende Frage für forschende Gemüter sind. Und die Lehrzeit hat ihm die Schulerfahrung bestätigt: in *The Wheels of Chance* und in *Kipps* haben wir die Welt des großen Schnittwarenhauses. Lehrling und Gehilfe sind dem Geschäft verfallen, keine Menschen mehr, sondern Angestellte, ohne Zeit, ohne Willen, ohne Aussichten — frei gerade in den kargen Tagen des Urlaubs und dann oder nach dem späten Feierabend wohl vom Leben als Gentleman träumend und sich auf Grund nicht allzu gewählter Lektüre in diese und jene eindrucksvolle Rolle versetzend. Aber wie lächerlich zwecklos, wie kläglich schwach erscheinen alle Versuche, dem Netz zu entkommen, das die wirtschaftlichen Verhältnisse gesponnen haben!

Eine merkwürdige Parallele zu diesen aus seinem eigensten Schicksal sich ergebenden Eindrücken bildete dem jungen Wells, was er in seiner weiteren Umgebung ansah: die Umgestaltung der englischen Landschaft in der Nähe der Großstadt, wie sie bedingt wurde durch das unheimliche Wachstum der Industrie unter dem Einfluß der sich drängenden technischen Erfindungen und Verbesserungen in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts. Zweimal hat Wells (abgesehen von häufig wiederkehrenden Anspielungen) geschildert, wie die neue Zeit über seine kentische Heimat kam: das war einst die friedliche englische Landschaft mit Feldern und Wiesenbreiten, Parks und Herrensitzen, durchflossen vom stillen, klaren Flüßchen, durchschnitten von der Landstraße, auf der die Wagen ehrbar nach London rollten — aber dann kamen Eisenbahnen und abermals Eisenbahnen, das Gelände wurde dem Bau „erschlossen", Landhäuser, Fabriken und Arbeiterwohnungen wuchsen aus der Erde, auf der Landstraße rasselten Omnibusse, Pferdebahnen und späterhin noch ganz unerhörte Fahrzeuge; verschwunden die alten Wahrzeichen der Landschaft, zum schmutzigen Graben ist der Bach geworden, die Hecken zu häßlichen Drahtzäunen, an die Stelle des gemächlichen würdevollen Verkehrs ist ein wirres, hastiges Treiben getreten — Aufschwung von Handel und Wandel, Blüte der Industrie nennt man es, aber all die schönen Namen bedeuten, daß die Heimat verwandelt ist in das Häßlichste, was es gibt, das Randgebiet der Weltstadt.

Dem jungen Wells ist verstandesmäßig natürlich nicht klar geworden, was da geschah, ebensowenig wie dem jungen Remington im *New Macchiavelli* oder der Familie Smallways im *War of the Air;* mit tiefem Staunen, in das sich ein Gefühl des Schreckens mischte, hat er wahrgenommen, wie sein Brompton in einem Strudel versank und wie anscheinend Wünsche und Bestrebungen der einzelnen macht- und zwecklos waren gegenüber diesen plötzlich von allen Seiten anstürmenden Wogen. Aber dies Kindheits- und Jünglingserlebnis hat ihn nicht verlassen; es ist ihm das Symbol geworden, unter dem er die gesamte Entwicklung der menschlichen Lebensbedingungen anschaut, seitdem man zugelassen hat, daß die Ausbeutung der großen Naturkräfte, wie sie die Technik des 19. Jahrhunderts ermöglichte, eine Sache des einzelnen und nicht der Gemeinschaft wurde. Ungeahnte Macht hat die Erkenntnis der Natur, die Benutzung ihrer Kraftquellen dem Menschen gegeben; wo ist aber der leitende Gedanke, der die neuen Bahnen gewiesen hätte? In wirrem Durcheinander durften die Kräfte walten, dem zum Besten, der sich ihrer zu bemächtigen wußte; dahin ist die alte, in sich berechtigte und vernünftige Ordnung der Dinge; was an ihre Stelle unter unsäglicher Verschwendung von Kraft getreten ist, das hat mit Vernunft und Logik nichts zu tun, das ist ein Chaos widerstreitender Interessen, in dem sich nur zurechtfindet, wer seinen Vorteil bei solchem Stande der Dinge sucht.

II.

Welche Umstände Wells zum Studium gelangen und es glücklich beenden ließen, können wir im einzelnen nicht wissen; sicherlich war aber ein Geist, der so gerichtet war wie der seine, nach diesen Jugendeindrücken geneigt, die Gesetzmäßigkeit, die sich ihm beim Eindringen in das gewählte Gebiet der Naturwissenschaften erschloß, im grellen Gegensatz zu empfinden zu dem Unverständlichen und Willkürlichen, als das ihm das menschliche Leben erschienen war. Betäubt und verwundert hatte der Knabe vor verworrenen Rätseln gestanden; jetzt wurde dem reifenden Manne das Kindheitserlebnis begrifflich klar, und an Stelle des hilflosen Staunens traten zwei Fragen: „Was will das werden?“ und „Muß es denn so sein?“

Der Drang, diesen Fragen eine Antwort zu finden, hat Wells zum Schriftsteller gemacht; den Weg aber hat ihm augenscheinlich der erfindungsreiche Franzose gewiesen, dessen Schriften vielleicht schon den Knaben mit dem Möglichen über das Wirkliche getröstet haben: als ein Erbe Jules Vernes erschien jedenfalls 1895 der neue Mann der Kritik und den Lesern. Das ist für seine Würdigung bei uns ihm nicht zum Vorteil gewesen. Verne war sicher keine bedeutende Persönlichkeit; ein geschickter Macher, verstand er, die Bereitwilligkeit auszunützen, mit der in einer Zeit großer technischer Fortschritte breite Schichten des Publikums volkstümliche Belehrungen in erzählender Form aufnahmen und sich zu gleicher Zeit von Dingen vorfabeln ließen, die da werden mochten; seine regsame und vielseitige Phantasie haftete an der Oberfläche der Dinge; letzten Endes war er der Philister, der sich vor Staunen nicht lassen konnte, wie herrlich weit wir es noch bringen würden. Gerade darum aber hatte er seinen Erfolg: er wurde der allgekannte Vertreter der phantastisch-technischen Erzählung, und unwillkürlich wurde je-

der, der nach ihm und unter seiner Einwirkung das Gebiet betrat, mit seinem Maßstabe gemessen. Der paßt aber auf Wells in keiner Weise: wo der Franzose nur auf mögliche Folgerungen aus gegebenen Voraussetzungen aus war, sieht Wells die Probleme dieser Voraussetzungen; wo Verne in Triumphen der Technik schwelgte, erheben sich für ihn die Fragen der seelischen, wirtschaftlichen, politischen Bedeutung dieser glorreichen Errungenschaften; während Vernes Reich im wesentlichen sich so weit erstreckt wie das eines ein wenig übermütig gewordenen gesunden Menschenverstandes, d. h. die Grenzen echter Phantastik kaum berührt, ist Wells zu Hause im Lande des Wunders: er weiß etwas von jenen Dingen zwischen Himmel und Erde, von denen Hamlet spricht, er ist berührt vom Schauer des Übersinnlichen, er wagt den Sprung aus dem Bezirke des Meß- und Wägbaren in das Jenseits von Zeit und Raum. Die Erinnerung an einen der Fürsten im Reiche des Phantastischen, an Poe, liegt nahe genug, und sicher hat Wells auch seinen Einfluß erfahren — man lese etwa, wie in der Erzählung *The Red Room* (im Bande *The Plattner Story)* die Furcht vor dem Unbekannten aus den schattigen Winkeln hervorwächst und sich ihres Opfers bemächtigt — aber es will scheinen, als ob Poe erst später in Wells' Gesichtskreis trat; nur bei Verne fand er jedenfalls die charakteristische unmittelbare Verknüpfung der phantastischen Erfindung mit im Vordergrunde zeitgeschichtlicher Teilnahme stehenden technischen Problemen. Hier aber lag gerade für Wells das erregende Moment zu viel weniger harmlosem Fabulieren: der Kopf schwirrte ihm von all den Wundern des Weltwesens, in die ihm sein heißes wissenschaftliches Bemühen Einblick verschafft hatte; die Zeichen des Makrokosmus und Mikrokosmus waren vor ihm aufgeschlagen worden — da ließ sich anderes künden, als was man in „Fünf Wochen im Luftballon" oder auf einer Fahrt im annoch erst vorausgenommenen U-Boot erlebte! Das waren spannende Geschichten, und das technische Kunststück war nur ein Vorwand gewesen, sie zu erzählen; für Wells sind Naturwissenschaft und Technik lebensbestimmende Mächte, denen der einzelne zagend gegenübersteht — ihren Sinn gilt es zu deuten: vielleicht daß die Lösung helfen mag, der Menschheit den Weg in die Zukunft zu finden.

Mit einem kleinen Roman und einer Novellensammlung trat Wells gleichzeitig hervor (1895); es ist wohl anzunehmen, daß die Erzählungen (der Band heißt nach der ersten *The Stolen Bacillus)* seine ersten Versuche auf dem neuen Gebiet darstellten. Sein schriftstellerischer Ruf war damit begründet: der Roman (*The Time Machine)* war die erste Probe seiner fernste Fernen anschaulich machenden, kühnste Voraussetzungen aufzwingenden Phantasie, die Erzählungen gaben einen Vorgeschmack von der Vielseitigkeit seiner Kunst — Unheimliches wechselt mit Groteskem, Abenteuergeschichten rahmen einen und den anderen derben Schwank ein, dazwischen fehlt nicht die tiefere Bedeutung — überall treffen wir aber, in Roman wie Erzählungen, eine erstaunlich entwickelte Darstellungskunst, sicherste Beherrschung der technischen Mittel, die auf knappem Raum stärkste Wirkungen zu erzielen weiß. Kein Wunder, daß für Wells nunmehr kein Zweifel sein konnte, wohin ihn Anlage und Neigung wiesen, und wenn ihm vorher etwa Schwierigkeiten begegnet sein sollten, wie sie

dem Schriftsteller, der den Weg zum Publikum sucht, im allgemeinen nur zu bekannt sind, jetzt öffnete der Erfolg ihm die Türen der Verleger, und mit erstaunlicher Fruchtbarkeit ließ er Jahr für Jahr seine Bücher ausgehen.

Wer nun eine Vorstellung von dem Schaffen des Dichters geben will, muß vor allem neben dem großen Umfang die Mannigfaltigkeit der Themen betonen. Es wäre nur natürlich gewesen, wenn er sich auf das Gebiet beschränkt hätte, auf dem er sich soeben als Meister erwiesen hatte — aber schon im folgenden Jahre (1896) zeigte die neben dem gruseligen Swiftschen Nachtstück *The Island of Doctor Moreau* erscheinende Schilderung der Radfahrerabenteuer eines seinen kargen Urlaub genießenden jungen Handlungsgehilfen *The Wheels of Chance,* daß es nicht seine Absicht war, sich auf eine Spezialität festzulegen. Hier tritt zuerst neben den Virtuosen in der Kunst des spannenden Fabulierens, den Erzähler unerhörter und aufregender Vorfälle, den Freund grotesker Komik der Humorist. Verschwunden sind die grellen Farben — die Geisteswelt kleiner Leute schildert einer, der einst zu ihnen gehört hat, frei von aller Sentimentalität mit einem Gemisch von wehmütigem Verständnis und lächelnder Überlegenheit — hier liegen Wells' reinste künstlerische Wirkungen, und gern findet man ihn später (z. B. in *Love and Mr. Lewisham, Kipps* und gelegentlichen Episoden anderer Werke) wieder auf diesem Pfade. Der Dreißigjährige aber mag es im folgenden Jahre wie eine Heerschau empfunden haben, als er seine zweite Sammlung von Erzählungen veröffentlichte: der Band *The Plattner Story* (1897) läßt Gegenstände, Gebiete, Stilformen überblicken, auf und in denen er sich zu Hause fühlte.

Nun würde es die sehr anziehende Aufgabe eines Biographen sein, an den einzelnen Werken die schriftstellerische Entwicklung Wells' aufzuweisen, die Verbindungslinien zu ziehen, zu verfolgen, wie ein hier leise anklingendes Thema dort aufgenommen und voll ausgeführt wird; der knappe Raum eines Aufsatzes erlaubt nur den Versuch, in übersichtlicher Zusammenfassung einige Gesichtspunkte zu geben, unter denen sich Art und Ziel dieses schier überreichen Schaffens begreifen lassen. Da muß vor allem festgehalten werden, daß der Schwerpunkt, der zunächst zweifellos im Gebiete der phantastischen Erzählung lag, mit der Zeit sich deutlich verschoben hat. Von jenen beiden Fragen, die Wells' Denken beherrschen, „Was will das werden?" „Muß das so sein?" ist die zweite allmählich vor die erste getreten; der umfangreiche sozialkritische Gegenwartsroman hat die phantastische Novelle zurückgedrängt. Schon in ihr spürt man, wie es den Dichter zu den bewegenden Fragen seiner Zeit zieht. Er begnügt sich nicht mit der pessimistisch gefärbten Zukunftsschau, für die *The Time Machine* (1895), *When the Sleeper Wakes* (1899) und *A Story of the Days to Come* (in *Tales of Space and Time* 1899) Belege sind und an die sich auch *The War of the Worlds* (1898) und *The First Men in the Moon* (1904) anreihen; daneben siedelt er eine andere Gruppe phantastischer Erzählungen in der Gegenwart an. Wenn nun in diese realistisch geschaute Welt unserer Zeit plötzlich das Wunder hineintritt, dann ergibt sich aus dem Gegensatz zwischen unserer so selbstsicheren Zivilisation und dem Neuen, das da aus der Tiefe des Unbekannten auftaucht, ein Vorklang der späteren bitterernsten Zeitromane, hier in der Form der Satire.





Der *Sea Lady* (1902) erscheint das Treiben ihrer menschlichen Wirte als die recht zwecklose Geschäftigkeit eines Traumes, und es gibt, wie sie meint, wahrlich bessere; bei anderen Erfindungen handelt es sich letzten Endes um die symbolische Wiederholung des entscheidenden Erlebnisses der modernen Menschheit: Naturerkenntnis heißt Macht; weil die Ausbeutung dieser Macht dem Eigennutz einzelner überlassen blieb, ist unser Leben ein wirres Knäuel widerstreitender Interessen geworden, und zu nichts anderem führen die Versuche des Doktor Moreau auf seiner Insel (1896), das ist der Lohn der Erfindung des *Invisible Man* (1897). die Folge des *Food of the Gods* (1904).

All diese Erzählungen üben zunächst um ihrer selbst willen einen starken Reiz auf den Leser — manche könnte genau wie Swifts Gulliver für die Jugend bearbeitet werden — denn Wells wendet sich immerdar zuerst an die Phantasie, von der unleidlichen unmittelbaren Belehrung, mit der Verne die Kühnheit seiner Erfindungen zu rechtfertigen glaubt, ist keine Spur vorhanden; die technisch-wissenschaftlichen Voraussetzungen, ohne die Wells natürlich auch nicht auskommt, weiß er dem Leser förmlich zu suggerieren. Daß er dabei seinen Vorgänger an Eigentümlichkeit und Kühnheit weit hinter sich läßt, sei wenigstens angedeutet: er ist, soweit ich sehe, der erste, der es wagt, die Bewohner fremder Planeten nicht als Menschen mit irgendwelcher fratzenhaften Eigentümlichkeit in der Zahl der Gliedmaßen, sondern als grundsätzlich andere Wesen, als Fortbildung des Insektentypus anzusehen, und erzielt damit ganz eigentümliche Wirkungen; die Zeitmaschine ist eine verblüffend gelungene Modernisierung der Andersenschen Galoschen des Glücks, die sich, die Einsteinsche Terminologie vorausnehmend, auf die Auffassung der Zeit als vierter Dimension alles Irdischen stützt; mit dem Begriff des Raumes treiben *The Strange Case of Davidson's Eyes* (im *Stolen Bacillus*), die *Plattner Story* u. a. ein verwegenes Spiel; der Spätling *The World Set Free* (1914) arbeitet mit dem Begriff des Atomzerfalles als Kraftquelle — im Jahre 1920 berichtete eine Zeitschrift von Versuchen, durch die diese Frage sehr aktuell wird (die Spaltung des Chloratoms durch Rutherford).

Wir aber müssen von der Fülle der Einzelheiten den Blick richten auf das, was sich bei einer Gesamtüberschau als Hauptzug, als Ausdruck des eigentlichsten Fühlens des Dichters ergibt: es ist mit einem Wort die Sorge um die Zukunft der Rasse. Der behende Optimismus unserer Zivilisation sieht die Entwicklung beherrscht von stetigem, durch immer neue Erfindungen gesichertem Fortschritt; aber das ist leichtfertigste Selbsttäuschung gegenüber der Tatsache, daß die Gegenwart nichts zeigt als blindes Walten blinder Kräfte. Wer sagt denn, daß die Geschlechterfolge im Kampf ums Dasein immer höhere Typen züchten muß? Die Natur paßt ihre Geschöpfe den Daseinsbedingungen an — wohin der Weg führt, hat Wells in seinen Zukunftsromanen für eine verhältnismäßig nahe, eine entferntere und eine im Schoße der Jahrhunderttausende ruhende Zukunft gezeigt. Unsere Zivilisation läuft hinaus auf eine Spaltung der Menschheit; schon jetzt geht eine Scheidungslinie quer durch die Völker und trennt die dünne Schicht der Glücklichen, der unbesorgt und gedankenlos die Früchte der Kultur Genießenden von denen, die sich abplacken im Frondienst eines ihnen unverständlichen gesellschaftlichen

Mechanismus. Noch sind Aufstieg und Ausgleich für den einzelnen möglich; je mehr aber die Verfügung über die Naturkräfte, die Ausbeutung der durch sie gegebenen Macht wesentlich nur dazu dient, einzelne reicher und damit stärker zu machen, je mehr werden diese geneigt sein, sich und ihresgleichen abzuschließen, je mehr wird jene Scheidungslinie sich vertiefen, und aus Söhnen desselben Volkes werden zwei verschiedene Rassen werden, Rassen, die beide entarten: die eine vertiert, die andere verweichlicht zu spielerischer Grazie.

Es liegt nahe, solchen schwarzseherischen Ausblicken die Heilsbotschaft des Sozialismus entgegenzustellen — von seinem Zukunftsstaat in der Gestaltung, die ihm der Marxismus gab, will Wells ebensowenig wissen wie von dem Ergebnis einer hemmungslosen Entwicklung des jetzigen Zustandes. Es scheint, daß ihm die Staaten der Bienen und Ameisen etwa solchen sozialistischen Gedanken entsprechen; für die Art unseres Dichters lag es nahe, das entsprechende Zukunftsbild auf einem anderen Planeten anzusiedeln. So erscheinen denn im *War of the Worlds* (1898) die insektenhaften Marsgiganten nicht als Riesen an Körper, im Gegenteil, sondern als Herren einer furchtbaren Maschinerie, ja als ihre Teile, und der spätere Roman von der Mondreise (1901) führt die Entdecker in den Insektenstaat, die Verkörperung der harten Zweckmäßigkeit, das Reich des Verstandes. Wohl gibt es da kein Elend, keine Unzufriedenheit, keine sozialen Fragen; diese Wesen sind in ihrer Art glücklich, aber es ist kein Menschenglück, weil es keinen Raum läßt für die Entwicklung der Persönlichkeit, für die Mächte des Gemüts.

Woher kann der Menschheit aber die Rettung kommen? Vielleicht ist eine Katastrophe nötig, welche gründlich herausreißt aus veralteten Gedankenbahnen, freie Bahn schafft und zum Wiederaufbau zwingt. *In the Days of the Comet* (1906) läßt er die Erde mit einem Kometen zusammenstoßen und infolgedessen alles Lebendige in eine vierundzwanzigstündige Ohnmacht fallen. Es folgt ein Erwachen in wunderbar veränderter Atmosphäre; die Menschen verstehen nicht mehr, wie sie um letzten Endes unvernünftiger Verhältnisse willen sich gegenseitig die Erde zur Hölle machen konnten — im neuen Menschheitsstaate sind die goldenen Tage des Tausendjährigen Reiches angebrochen. Das heißt aber doch nichts anderes, als daß ein Wunder nötig ist, wenn Hilfe werden soll — ein Wunder bleibt es, auch wenn man die heilsame Wirkung des Kometengases als Symbol für die Reinigung der gewitterschwangeren Luft nimmt, die eine gewaltige Erschütterung des gegenwärtigen Zustandes mit sich führen könnte. Wells selbst hat späterhin gelegentlich zugegeben, daß der Zukunftsstaat, den er hier ausmalt, nicht mit Menschen, sondern mit „schöneren, einfacheren, edleren Wesen" rechne (*New Worlds for Old* 11, § 5), in die Linie einer denkbaren Entwicklung sich also nicht einfügen lasse. Heißt das nicht schließlich, sich vor der unerbittlichen Wirklichkeit ins Reich des Traumes flüchten?

III.

Aber *In the Days of the Comet* war ein Abschied. Wells hat es wohl empfunden, daß sein Wollen in den phantastischen Romanen vor allem sich verneinend äußerte; wenn die düsteren Bilder der Menschheitsentwicklung aus der





behaglichen Meinung aufstören sollten, daß die Welt fertig sei, Enkel und Urenkel also darauf rechnen könnten, ihr Leben in den alten Überlieferungen weiterzuleben, so war es doch auf diese Weise nicht möglich, den Weg zu weisen, der vom Dunklen ins Helle führte.

Darum hatte schon seit 1902 Wells neben seine Romane eine Anzahl Bücher gestellt, in denen er auf die erzählende Form verzichtete, um systematisch in der Form der Abhandlung seine Meinung darüber darzulegen, wie ein Kosmos an Stelle des Chaos treten könne, wie es möglich sein müsse, die menschlichen Verhältnisse den durch die technischen und naturwissenschaftlichen Fortschritte gänzlich veränderten Lebensbedingungen in einer Form anzupassen, die endlich sichere, worauf es allein ankomme: die Zukunft der Menschheit, das Gedeihen der Rasse. Mit den *Anticipations* (1902) beginnend, mit *Mankind in the Making* (1903) und der *Modern Utopia* (1905) fortgesetzt, geht diese Reihe weiter bis in die allerneueste Zeit, als ihr Höhepunkt erscheint mir *New Worlds for Old* (1908): die systematische Darstellung einer sozialistischen Weltanschauung, die den Marxismus freilich als überwundenen Standpunkt ansieht. Ziel ist, den Ausgleich zu finden zwischen den Interessen der Allgemeinheit und denen des einzelnen, zu bewahren die Fülle des individuellen Lebens mit all seiner durch die Natur gegebenen Verschiedenheit und dabei doch alles auszuscheiden, was schädlich für die Entwicklung der Rasse, was dem Leben der Gesellschaft feindlich ist. Den Weg muß ein einsichtiger Staatssozialismus finden, der erkennt, daß die Geburt des Kindes das wichtigste Ereignis nicht nur der Familie, sondern der Gesamtheit ist und der folglich alle andern Fragen dieser einen unterordnet: wie sorgen wir dafür, daß jede Geburt einen Fortschritt bedeutet gegenüber derjenigen der vorangegangenen Generation?

Diese volkswirtschaftlichen Schriften, ausgezeichnet, wie sie sind durch Klarheit und Eindringlichkeit der Darstellung, beanspruchen nicht, eigene und ursprüngliche Gedanken zu geben; sie sind wenigstens bis 1908, in welchem Jahre Wells nach einer Angabe Fehrs aus der sozialistischen Gesellschaft der Fabier ausschied, aus dem Anschauungskreise dieser Vereinigung hervorgegangen. Für den Dichter Wells haben diese Abhandlungen nicht nur die Bedeutung eines nachträglichen Kommentars zu seinem bisherigen Schaffen, sie begleiten und erklären auch die neue Wendung, die es jetzt nahm. Was werden konnte, hatte er genugsam gezeigt; die Gefahr der Zukunft verlangte Abwehr in der Gegenwart: das war der Sinn seiner wirtschaftspolitischen Bücher, das ließ ihn sich auch der Schilderung der Gegenwart ohne allen phantastischen Einschlag zuwenden. Der in *The Wheels of Chance* gesponnene Faden war ja niemals ganz abgerissen, *Love and Mr. Lewisham* und eine Reihe kleinerer Erzählungen bezeugten es — wenn aber bisher bei derartigen Stoffen noch Schilderung eines Einzelgeschicks mit seinem persönlichen Freud und Leid die Hauptsache gewesen war, so mußte nunmehr die typische Bedeutung der Personen und Vorgänge in den Vordergrund treten, damit dem Leser sich die Frage „Muß das so sein?" unabweisbar aufdränge.

So beginnt denn 1905 mit *Kipps* eine Gruppe von umfangreichen Zeitromanen, eng verwandt nach Anlage und Richtung. Fast alle sind Entwicklungsromane; an Stelle einer nach den alten Begriffen von Erzählungskunst geform-



ten Handlung mit dem Ziele einer gewissen Romanspannung ist der Wunsch getreten, einen Lebenslauf in aller Ausführlichkeit zu erzählen. Die Träger der Handlung sind den verschiedenen Schichten des Mittelstandes entnommen, von den untersten (Kipps) bis zu den höchsten (der Pfarrerssohn Stratton in *The Passionate Friends);* der Lebenslauf soll typisch wirken, darum muß negativ auf alles verzichtet werden, was als neu und ungewöhnlich wohl die Phantasie reizen, aber die allgemeine Bedeutsamkeit verringern würde, positiv muß bei aller individuellen Verschiedenheit sich doch überall als Ergebnis dieser Lebenserfahrung ein Gemeinsames herausstellen. Dies ist die Erkenntnis von der Verfahrenheit und Zweckwidrigkeit der menschlichen Lebensformen in der Gegenwart. Sie könnten und sollten darauf berechnet sein, daß ein jeder mit dem ihm anvertrauten Pfunde wuchert; weil man aber den neuen Wein der unendlich gesteigerten Macht des Menschen über die Natur in die alten Schläuche einer hergebrachten wirtschaftlichen Ordnung, einer fadenscheinig gewordenen gesellschaftlichen Überlieferung gefüllt hat, so ist die Folge eine unsägliche Verschwendung von Kraft und Geist, ein hilfloses Herumtappen in einem unverständlichen Irrgarten von Vorurteilen, Irrtümern, konventionellen Lügen. In diese Welt treten Wells' Gestalten: was er erzählt, sind also Geschichten von fröhlicher Ausfahrt, bitterer Enttäuschung, Ergebung ins Unabwendbare der Gegenwart und Kampf für eine bessere Zukunft.

Den Inhalt der Romane wiederzugeben, würde ermüden; eine Andeutung mag genügen. *Kipps* ist die Geschichte des jungen Mannes aus der Konfektionsbranche, den plötzlich ererbter Reichtum auf den unglücklichen Gedanken bringt, daß er durchaus zum Gentleman werden müsse; *Tono Bongay* (1909) beleuchtet die Narretei der Gesellschaft durch die Laufbahn eines Quacksalbers und Reklamegenies; die Trilogie *The New Macchiavelli* (1911), *Marriage* (1912) und *The Passionate Friends* (1913) behandelt den Politiker, den Mann der Wissenschaft und die neue Frau, freilich so, daß die Frauenfrage, die Frage der Geschlechtsethik, alle drei Romane als ein Hauptthema durchzieht, was ja auch der Auffassung von der entscheidenden Wichtigkeit des Geburtenproblems entspricht. Natürlich kann nun Wells auf dem Boden dieser Zeitromane den Kampf für seine Ideen viel unmittelbarer führen als in den phantastischen Erzählungen; sie siegen zu lassen, war freilich nach Lage der Dinge unmöglich, es konnte sich immer nur um eine persönliche Lösung, um ein Klarwerden seiner Gestalten über die Welt und ihre Aufgabe in ihr handeln. Für seine Sache mußte der Dichter darauf vertrauen, daß von einer aufbauenden Staatskunst die Forderung der Zeit doch endlich erkannt werden und so an Stelle des Treibenlassens der Plan gesetzt würde — noch immer ist er der Meinung, daß eine äußere Katastrophe zur Beschleunigung dieser Entwicklung beitragen könne, ja müsse. Denn für seine Hinwendung zur Gegenwart ist bezeichnend, daß er diese Katastrophe nun nicht mehr durch ein Wunder kommen, sondern notwendig aus der Verwirrung der irdischen Verhältnisse entstehen läßt. Lebt zwar in *The War in the Air* (1909) und in *The World Set Free* (1914) auch etwas vom alten Hexenmeister wieder auf, so ist doch vor allem im letzten Roman nicht zu



verkennen, daß die Phantastik nur den Boden bereiten soll für eine Utopie, die im Gegensatz zum Kometenroman mit Menschen rechnet, wie sie sind oder doch wenigstens werden können. —

Wir haben nunmehr Wells' Schaffen bis zu dem Jahr skizziert, das die große Katastrophe brachte, wie sie hereinbrach über die Welt, die er so oft geschildert hatte. Wie er sich mit ihr abfand und was sie für seine Weltanschauung bedeutete, lehrt der Roman, der für uns vorläufig sein dichterisches Schaffen abschließt: *Mr. Britling sees it through* (1916; ein späterer *The Conversion of a Bishop* ist mir in Berlin nicht zugänglich). Ein Bild des Mannes ist mit den Mitteln gegeben, die uns zur Zeit zur Verfügung stehen; in einem zweiten Aufsatz wird es gelten, in großen Zügen zusammenzufassen, was er von seinem England und von uns zu sagen wußte.

Nachrichten und Mitteilungen.

Neues zum Etruskerproblem.

In dem Völkergemisch des antiken Italien, das ethnographisch große Ähnlichkeit mit der modernen Balkanhalbinsel hat, sind es zwei Fremdvölker des Ostens, welche die Kulturbringer genannt werden müssen: Etrusker und Griechen. Ihr Verhältnis zu den übrigen Völkern Italiens und ihre Beziehungen zueinander bedürfen noch in vielfacher Hinsicht der Aufhellung. Wer für die Beurteilung dieser schwierigen Fragen neues Material beibringt, darf des Dankes der Wissenschaft sicher sein. Wir begrüßen es daher mit Freude, daß Fritz Weege in seinem soeben erschienenen Buch über *„Etruskische Malerei“* [1]) aus dem Dunkel der Grabkammern von Corneto (Tarquinii im Altertum) Proben der Kunst dieses großen Rätselvolkes in ausgezeichneten Reproduktionen, ehe es bei dem fortschreitenden Verfall zu spät ist, vorgelegt hat. Allerdings ist das Buch sowohl in der Beschränkung, die der Verfasser bei der Beschreibung sich hat auferlegen müssen, wie in der Rücksichtnahme auf die Bedürfnisse eines größeren Leserkreises ein Spiegelbild des schweren Ringens, in dem heute die deutsche Wissenschaft sich befindet. Aber andererseits hat die doppelte Bestimmung, die das Werk aus der Not der Zeit heraus bekommen hat, auch Gutes zu Wege gebracht. Einmal hat sich der Verfasser dadurch veranlaßt gesehen, mit Hilfe eines selbst kunstbegeisterten Verlegers das archäologische Material und das Buch überhaupt in einer Form darzubieten, die auch verwöhntes ästhetisches Empfinden zu befriedigen vermag, ähnlich wie das gleichfalls soeben erschienene Buch von Helmuth Th. Boßert über Alt-Kreta,[2]) das der Allgemeinheit einen Querschnitt durch die Leistungen der ägäischen Kunst zu geben versucht, und zum anderen hat sich das Werk über das archäologische Forschungsgebiet des Autors hinaus zu einer Schilderung von Land und Leuten sowie der Gesamtkultur des Volkes, das so mächtig auf Rom gewirkt hat, ausgeweitet. Dadurch nun erwächst auch dem Historiker die Pflicht, zu dem Buche Stellung zu nehmen, und neben dem Historiker kann der Ethnograph des alten Italien nicht dankbar genug dafür sein, daß aus dem reichen Schatz der Gräberkunst uns die mannigfachsten Typen des interessanten Volkstums in bisher nicht erreichter Wiedergabe vor Augen gestellt werden. Gerade hierin sehe ich die große Förderung, die der wissenschaftliche Benutzer des Buches erfährt.

Welche Fülle von Rassentypen bieten uns die rund 100 Tafeln dar, ein Volkstum ungriechisch durch und durch, ja unindogermanisch, eher vergleichbar dem Volke, das im Osten des Mittelmeergebietes als Träger der hochentwickelten kretisch-mykenischen Kultur eine große Blüte erlebt hat und jetzt in dem erwähnten Buch von Boßert studiert werden kann. Wie nicht anders zu erwarten war, stellt sich der Bearbeiter dieses herrlichen Materials, was die Frage nach der Herkunft der Etrusker be-

1) Halle 1921, Max Niemeyer. 120 S., 97 Taf.

2) Alt-Kreta. Kunst und Kunstgewerbe im ägäischen Kulturkreise. Berlin 1921, Ernst Waßmuth A.-G. 72 S., 272 Taf. 120 u. 12 M.

trifft, auf die Seite derjenigen, die mit dem alten Herodot das Volk aus dem Osten, wahrscheinlich aus Kleinasien, gekommen sein lassen, und zwar denkt er sich mit neueren Forschern diese Einwanderung in relativ früher Zeit in einzelnen Schüben, am ehesten zu Wasser wohl über die seit ältester Zeit benutzte Adria hinüber, erfolgt und schließt den betreffenden Abschnitt (S. 67) mit Senecas kurzem, aber treffendem Wort: *Asia Tuscos sibi vincat*, „Asien hat Anspruch auf die Etrusker". Weege hat auch hier wie in zahlreichen anderen Fällen sein Thema nicht erschöpft, aber das Resultat, das er andeutet, ist wohl richtig, soweit bei der immer noch bestehenden Unmöglichkeit der Entzifferung der Sprache hier abschließende Urteile gefällt werden können.

Neben den Rassemerkmalen ist es die Stellung der Frau in der etruskischen Gesellschaft, die wiederum den Vergleich mit dem kretisch-mykenischen Volkstum wachruft. Man lese nur unmittelbar hintereinander die Ausführungen Weeges über dieses Thema S. 59 ff. und diejenigen Boßerts S. 4 und S. 13 ff., der die gemeinsame Heimat dieser Frauenkultur in Kleinasien, dem Lande der Amazonen, sucht und daneben auf die Eigentümlichkeit der Seevölker hinweist, die eigentlichen Kulturarbeiten der Frau zu überlassen. Gegenüber der reinen Männerkultur von Hellas und Rom haben wir also in Kreta und bei den Etruskern eine Kultur vor Augen, in der auch die Frau eine sehr hohe und freie Stelle innehat. Weege spricht von einem Frauentum „von orientalischem Zauber" und „hoher Körperkultur" und erinnert an die Tatsache, daß auf etruskischen Inschriften fast stets nur der Muttername, nicht der Vatersname beigefügt ist, woraus man neuerdings auf Geltung des Mutterrechtes bei den Etruskern geschlossen hat. Die auch sonst zutage tretende vollkommene Gleichstellung der Frau mit dem Manne, ihr freies Auftreten in der Öffentlichkeit ist den nachfolgenden indogermanischen Herrenvölkern, die das Weib zunächst nicht zu solcher Mitherrschaft und zu solchem Mitgenuß an den geistigen und materiellen Gütern der Welt zuließen, unverständlich gewesen und hat gar manche üble Legende über diese Frauen, wie z. B. das Gerede von der etruskischen Weibergemeinschaft als einer Teilerscheinung des etruskischen Sozialismus und Kommunismus, entstehen lassen. Hierzu bemerkt der Verfasser (S. 62) mit vollem Recht, daß „doch gerade das ausgesprochen Aristokratische es ist, was bei den Etruskern immer wieder auffällt, nirgends vielleicht mehr als bei der eleganten etruskischen Frau". Es ist ein Herrenvolk durch und durch, wie seine Leistungen bei einem zahlenmäßig so geringen Bestand schon beweisen, und seine Kultur, die erst auf dem Neuland in engster Fühlung mit den dort vorgefundenen Völkern in der ersten Hälfte des letzten Jahrtausends v. Chr. entwickelt worden ist, bedeutet für die Geschichte Italiens und vor allem Roms weit mehr als die kretisch-mykenische Kultur für das viel selbständiger von sich aus emporstrebende Griechentum der Balkanhalbinsel.

Solange die Sprache des Rätselvolkes noch nicht entziffert ist, muß der Historiker Italiens und Roms, der ohne klare Stellungnahme zum etruskischen Problem nicht beginnen kann, immer wieder von neuem bei dem Archäologen in die Schule gehen. Welche Fülle von Anregung verdankt er z. B. in dieser Frage wie in so vielen anderen Furtwänglers glänzenden Untersuchungen in seinem Gemmenwerk oder Gustav Körtes etruskischen Studien! Bei Weege, der nicht nur auf die formale Seite der Kunstwerke, sondern auch auf den Inhalt des Dargestellten sein Augenmerk richtet, ist mit besonderer Hingabe der Jenseitsglaube der Etrusker behandelt, und hier wird vor allem die Tatsache betont, daß an die Stelle eines heiteren Elysiums im 6. und 5. Jahrh. seit dem Ende dieser Epoche auch die Auffassung des Jenseits als einer schauerlichen Hölle mit all den Schrecknissen einer solchen tritt. Die Erklärung für diese große Wandlung wird gesucht in dem Eindringen pythagoreisch-orphischer Vorstellungen aus Süditalien in das stark zur Mystik neigende Volk. Diese These wird erst verständlich, wenn sie in die größeren Zusammenhänge hineingestellt wird. Der Verfasser des Buches hat sich auch hier wieder nur mit Andeutungen begnügt, weil ihn das Fortleben der etruskischen Jenseitsvorstellungen in der Kunst und Literatur der Folgezeit mehr interessiert und zu einigen z. T. recht gewagten Kombinationen veranlaßt hat. Wir empfehlen ihm für die Fortsetzung seiner Studien, die er im Sinne hat, den Faden nach rückwärts fester zu schlagen. Hier liegen für ihn, der auch ein feiner Kenner des Südens, vor allem Campaniens und des

dortigen Oskertums, ist, noch ungehobene Schätze verborgen.

Die Entwicklung verläuft im allgemeinen so, daß das etruskische Herrenvolk der Glanzzeit (6. u. 5. Jahrh.) mit den Griechen des Mutterlandes in starkem, gegenseitig fruchtbringendem Verkehr steht und zunächst auch politisch dorthin Freundschaft hält, wohin seine Handelsinteressen neigen, daß aber mit der immer mehr zunehmenden Ausbreitung der Hellenen im westlichen Mittelmeerbecken diese politische Freundschaft erkaltet und durch Herstellung befreundeter Verhältnisse zu Karthago ersetzt wird. Dieses Etruskertum der Glanzzeit, in das uns auch Weege hineinschauen läßt, ist ungemein aufnahmefähig gewesen und hat, wie von den Italikern, so auch von den Griechen und zwar in dieser Epoche vornehmlich von den Griechen des Mutterlandes vieles rezipiert, hat aber alles in origineller Weise verarbeitet wieder von sich gegeben, wie einst schon Furtwängler nachgewiesen hat. Wenn die Hypothese von dem östlichen Ursprung des Volkes richtig ist und vielleicht gar Rasseverwandtschaft mit den Völkern des kretisch-mykenischen Kulturkreises sich bewahrheitet, haben wir hier das ungemein interessante Schauspiel vor uns, daß ein Spätling aus diesem Ostkreise auf fremder Erde unter ganz neuen Lebensbedingungen in engster Wechselwirkung mit dem Griechentum des Ostens, dem Erben der Mykenäer, sich entwickelt hat. Was drüben im Osten also nacheinander bestanden hat, tritt hier nebeneinander und in starker Wechselwirkung aufeinander in die Erscheinung. Die Hellenen treffen hier gewissermaßen mit ihren Urgroßvätern zusammen, und die vorgriechische Kultur der Ägäis erfährt hier bei einem Fernvolk des Ostens auf Neuland den Einfluß ihrer griechischen Enkelkultur. Noch interessanter wird die Sache in der zweiten Epoche, die im Laufe des 5. Jahrhunderts einzusetzen beginnt. Sie bringt das Herabgleiten des Etruskertums von der erreichten höchsten Höhe, hervorgerufen durch das Emporsteigen des sizilisch-italischen Hellenentums, das in der alten Geschichte den bedeutendsten Typ einer kolonialen Volksentwicklung darstellt, gewissermaßen das Amerikanertum der Antike genannt werden kann. An der Spitze steht Syrakus. Sein Aufstieg seit 480 v. Chr. ist der Tod der Etrusker geworden. Zunächst kommt das stolze Herrenvolk Mittelitaliens stärker in den Bereich der Kultur des italischen Hellenentums, und in diese Zeit der zweiten griechischen Welle, dieser italisch-griechischen Welle, gehört die von Weege nachgewiesene Wandlung in den Jenseitsvorstellungen der Etrusker. Aus dem Antagonismus der beiden großen Mächte haben dann seit dem 4. Jahrh. die einheimischen Stämme der Italiker den Nutzen gezogen, vor allem das hellenisierte Oskertum des Südens und das etruskisierte Latinertum der Mitte, und es ertönt seitdem der Ruf „Italien den Italikern“, durch den Rom emporgekommen ist. Damit stehen wir in der dritten Epoche der etruskischen Geschichte. Wie die zweite den Niedergang, so bringt diese dritte den Untergang des Volkes als selbständiger Nation.

Doch zu lange haben wir uns bei den wissenschaftlichen Ergebnissen des schönen Buches für die Geschichtsforschung aufgehalten. Hinzuweisen wäre zum Schluß noch einmal auf den anderen Zweck, dem Gebildeten und dem Künstler von heute als Leitfaden in die Kunst der Etrusker zu dienen, ähnlich wie das Werk von Boßert uns den künstlerischen Gehalt der altkretischen Überreste erschließen will. Beide Bücher ergänzen sich einander in diesem Punkte und beide sind geeignet, in die ältesten Kulturen von Griechenland und Italien, die trotz ihres Alters alles andere als primitiv sind, in Wort und Bild ausgezeichnet einzuführen. Ernst Kornemann.

Die neue Schulgemeinde.

Alle ernst denkenden Deutschen sind oder werden doch infolge der furchtbaren Erlebnisse von Tag zu Tag immer mehr darin einig, daß „die wichtigste Aufgabe unseres Volkes heute darin besteht, eine innerlich reich gegliederte, aber organisch verbundene Volksgemeinschaft zu werden, in der jeder einzelne im Gedeihen des Ganzen seinen Lebenszweck und sein Lebensglück sieht“. Auch dem wird jeder zustimmen, der mit unbeirrtem Blick die Bedingungen für das Zustandekommen solcher Volksgemeinschaft untersucht, daß es wesentlich drei Punkte sind, auf die es dabei ankommt: eine vernünftige Gesetzgebung, das Wecken des Verantwortlichkeitsbewußtseins in den Massen und die Erziehung von Führern zum rechten Volksführertum. Denn „nicht von Dingen und Einrichtungen, nicht von den Massen, son-

dern von einzelnen schöpferischen und starken Menschen kommt aller Fortschritt und alles Heil." Die Schule aber, wenn sie zum Führertum, wie es die Volksgemeinschaft braucht, erziehen will, muß doch in wesentlichen Punkten anders gehandhabt werden, als es im Durchschnitt bisher der Fall war. Diese Neueinstellung wird ganz wesentlich durch das, was man „Schulgemeinde" genannt hat, gefördert werden können. Nach vielen grundsätzlichen Behandlungen dieses wichtigen Gegenstandes und manchen Darstellungen von Erfahrungen im einzelnen besitzen wir jetzt ein Handbuch, das alles Wichtigste klar zusammenfaßt und geeignet ist, weithin Licht und Anregung zu verbreiten und vor allem, Mut zu machen, Gedanken in die Tat umzusetzen, denen so mancher bisher zögernd-zweifelnd gegenübergestanden hat, und das auch die Fähigkeiten wecken kann, verfehlte Wege richtig zu erkennen und neue Bahnen zu dem als richtig erkannten Ziel einzuschlagen.[1] Wer von der Notwendigkeit der Erziehung zum Führertum in der künftigen Volksgemeinschaft durch die Schule überzeugt ist — und dabei kommt eben wesentlich die höhere Schule in Betracht — der wird keinen Augenblick darüber im Zweifel sein, daß der bisherige Schulbetrieb — unbeschadet aller rühmlichen Ausnahmen im einzelnen — im Durchschnitt zu einseitig intellektualistisch gerichtet war und zu sehr nur die „Bildung" des einzelnen im Auge hatte. Demgegenüber muß künftig der Hauptnachdruck auf die Erziehung gelegt werden und die ist immer nur in einer Gemeinschaft möglich, weil der Zögling in einer Volksgemeinschaft künftig wirken soll, und gerade deshalb wird sie auch immer dringender das ganze volle Menschentum des zu Erziehenden ausbilden d. h. wahrhaft humanistisch gerichtet sein müssen. Das ist aber nur zu erreichen, wenn immer mehr an Stelle des bloßen Unterrichtens die Arbeitsgemeinschaft tritt, wenn wir von der Stoffüberfülle, an der vor allem die Realgymnasien leiden, befreit werden, wenn der Zwang des ewigen Zensierens aufhört, das Fachlehrersystem vereinfacht wird, wenn selbständige Arbeit auf einem Gebiet für wichtiger erkannt und bewertet wird als Mitarbeit in Reih und Glied auf vielen Gebieten, wenn die Arbeitsgemeinschaft nicht nur auf geistige (wissenschaftliche) Arbeit beschränkt bleibt. Eine Erziehung zur Tat und zum Opfer wird immer dringender notwendig, und die ist wesentlich nur zu erreichen in einer Lebensgemeinschaft von Schülern und Lehrern. Darum wird freilich auch alles das, was Neuendorffs „Schulgemeinde" fordert und anregt, am vollkommensten in geschlossenen Anstalten erreicht werden können. Aber ein Hauptvorzug seines Buches ist es gerade, daß die allermeisten Mitarbeiter — und alle ohne Ausnahme geben nur selbsterprobte Verfahren und selbstgemachte Erfahrungen — Leiter oder Lehrer nicht geschlossener, öffentlicher Lehranstalten sind und als solche zeigen, wie es gemacht werden kann, weil es so von ihnen gemacht worden ist, und nun natürlich, weil die Bedingungen anderswo immer wieder anders liegen, nicht eben so gemacht werden muß. Alle wesentlichen Probleme, die für den Aufbau der Schule in Frage kommen, sind in dem Buch behandelt. Sämtliche Unterrichtsgegenstände, die alten und neuen Sprachen wie die Mathematik und die Naturwissenschaften, Geschichte, Erdkunde und Religion, Singen, Turnen, Zeichnen, Musik und Handfertigkeitsunterricht werden ebenso wie die philosophische Propädeutik alle unter dem Hauptgesichtspunkt der Erziehung zur künftigen Volksgemeinschaft behandelt, durchweg im Kampf gegen den bisher herrschenden Geist der ganz undeutschen Aufklärung, überall im Hinblick auf die deutsche Zukunft, für die Tatmenschen herangebildet werden sollen. Über Gesamtunterricht, Veranstaltungen zur Einführung in das soziale und wirtschaftliche Leben, über Feiern und Feste, alle Arten von Schülervereinen, über die Schulzeitschrift, Lesezimmer, Nest und Landheim, Schülergärten, Führertum, Schulgemeinde und Familie, über Berufsberatungen finden wir in Neuendorffs Buch, nicht selten von seiner eigenen Hand, anregende und wegweisende, oft die bisherigen Versuche rücksichtslos kritisierende Ausführungen. Für das meiste wird freilich doch ein neues Lehrergeschlecht nötig sein, aber dieses ist durchaus im Werden, und auch so mancher von dem alten Lehrergeschlecht findet sich immer wieder bereit und fähig, überzeugt von der Notwendigkeit des Zieles, sich neu einzustellen. Die Schulgemeinde ist ja nicht

1) Edmund Neuendorff, Die Schulgemeinde. Gedanken über ihr Wesen und Anregungen zu ihrem Aufbau (Unter Mitwirkung zahlreicher Schulmänner). B. G. Teubner. Leipzig-Berlin 1921. Geb. M. 48.—.

eins von den vielen Schlagwörtern, unter deren Wucht wir in dem neuen Deutschland zu leiden haben, sondern ein tiefernstes Problem, dessen Lösung zum Heil unseres Volkes anzubahnen die Kräfte der Besten erfordert werden.

Spandau.

Geh.-Rat Dr. Paul Lorentz, Direktor des Kantgymnasiums.

F. Kleinwaechter, **Der Untergang der österreichisch - ungarischen Monarchie.** Leipzig 1920, Fr. Koehler.

Unter den vielen Schriften und Memoiren, die sich jetzt nach dem Verschwinden des Habsburgerreiches mit ihm beschäftigen, verdient dieses Buch besondere Beachtung. Nicht als ob es sensationelle Enthüllungen oder neues Material brächte; in anspruchsloser, leicht lesbarer Form schildert es die verwickelten und in Deutschland trotz des Bündnisses nicht genügend bekannten inneren Verhältnisse der Donaumonarchie, die zu ihrem Zusammenbruch führten und führen mußten. Naturgemäß tritt dabei die Persönlichkeit Franz Josephs in den Vordergrund. Kleinwaechters Schilderung bestätigt die Richtigkeit des von Friedjung auf den Kaiser angewandten Wortes: „Ein Schatten wandelt durch die Weltgeschichte, doch wer ihn warf, ist nicht zu sehn". Er bezeichnet es als das Schicksal der Monarchie, „daß gerade in ihrer bedeutungsvollsten Periode ein anpassungsunfähiger Herrscher durch eine Zeit regiert hat, die für drei oder vier Monarchen ausgereicht hätte." Er faßte den Staat wie seine Vorfahren als habsburgische Hausmacht auf, und ebenso hielt der ihn allein umgebende Adel an diesem überlebten Staatsgedanken fest. Gab es überhaupt einen Staatsgedanken für die Monarchie? Das war ihre Schicksalsfrage, und Kleinwaechter bejaht sie. Wenn er in einem Zusammenleben der Völker auf Grund der nationalen Autonomie das Allheilmittel für alle inner- und außenpolitischen Gefahren erblickt, so kann ich mich ihm nicht anschließen. Aber das ist Auffassungssache.

In dem Abschnitt über die einzelnen Nationen zeigt der Verfasser, daß er, obwohl selbst durch und durch Deutscher, sie nicht durch die deutsche Parteibrille sieht. So spricht er z. B. offen aus, daß die italienischen Gebiete für Österreich auf die Dauer nicht zu halten waren. Auch über das Verhältnis zu Serbien sagt er einige bittere, aber berechtigte Wahrheiten. Ob er freilich den Magyaren gerecht wird, ist fraglich. Sehr richtig ist der Satz, daß „die eigentliche Ursache des Weltbrandes der beginnende Zerfall der Monarchie war". Das Schlußkapitel Krieg und Untergang enthält nur Bekanntes.

Bonn. Walter Platzhoff.

Zeitschriftenschau.

Theologie.

Krieg und Revolution wirken länger nach, als man voraussah. Zwar sind viele, die der Krieg ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit entzogen hatte, ihr zurückgegeben. Aber wie z. B. von unseren Pädagogen manche, die sonst an historischen und theoretischen Fragen ihrer Wissenschaft gearbeitet hatten, heute alle Hände voll zu tun haben mit dringlichen — gewiß auch einigen tatsächlich keineswegs dringlichen, aber von weiten Kreisen dringlich geforderten — Reformen unseres Schulwesens, und wie es für viele unserer Juristen unmöglich ist, zu eigentlich wissenschaftlichen Arbeiten zu kommen, zu alten wissenschaftlichen Neigungen zurückzukehren, weil und solange die Umgestaltung unserer Staats- und Gemeindeverwaltung, unserer Wirtschaftsordnung und Rechtspflege alle ihre Arbeitskraft in Anspruch nimmt, so beschäftigen auch die meisten Theologen die Tagesaufgaben, die Folgerungen, die sich aus der Umwälzung in unserem Staat und aus den gegenwärtigen Zuständen unseres Volkslebens für Religionspflege und Kirchenwesen ergeben, stärker als die grundsätzlicheren und entlegeneren Probleme der wissenschaftlichen Religionsforschung. Die in den beiden letzten Berichten (13. Jahrg. 527ff., 14. Jahrg. 649ff.) geschilderten Schwierigkeiten für religionswissenschaftliche Literatur, besonders für die theologischen Zeitschriften bestehen fort, haben sich zum Teil noch verschärft. Von den Blättern, über die im vorigen Jahre hier berichtet wurde, ist inzwischen die Evangelische Freiheit eingegangen; andere zeigen durch ihren gegen die Friedenszeit sehr verringerten Umfang und erhöhten Preis, wie schwer sie kämpfen.

Einige der daheimgebliebenen Forscher haben natürlich auch während des Krieges

die Möglichkeit zu gelehrten Spezialuntersuchungen gehabt, die zum Teil jetzt erst erscheinen. Und daß die Schaffenslust auf diesem Gebiete wieder zunimmt, zeigen nicht nur manche im letzten Jahre erschienene größere Werke, sondern gerade auch Sammlungen von kleineren Arbeiten, wie die zu Ehren einer Anzahl angesehener Gelehrter (Baudissin, Bonwetsch, Häring, Herrmann, Kaftan, Kawerau), zuletzt die soeben zum 70. Geburtstag Harnacks erschienenen Festschriften und manche Zeitschriften. Zuerst sei hier wieder über diejenige berichtet, die am wenigsten Zusammenhang mit den bei uns vorhandenen Organisationen zur Pflege des religiösen Lebens, den Kirchen, hat, ihn auch ihrem ganzen Interessengebiet nach am wenigsten zu haben braucht, weil dieses vornehmlich die Religionen längst vergangener Zeiten und fremder Völker sind. Es ist das Archiv für Religionswissenschaft, bei Teubner herausgegeben von Otto Weinreich, wesentlich getragen von einem Kreis religionsgeschichtlich interessierter Philologen. 1920 erschien ein starkes (240 S.) Doppelheft des 20. Bandes, eingeleitet durch Greßmanns Aufsatz über die Sage von der Taufe Jesu und die vorderorientalische Taubengöttin. Gr. sucht diese Erzählung in neue Beleuchtung zu rücken. Hat man bisher auf Grund des Textes im Markusevangelium gemeint, es werde eine Vision erzählt, die Jesus gehabt habe, und was in anderen Berichten darüber hinausgehe (daß die herabkommende Taube auch von anderen gesehen, die Himmelsstimme auch von anderen gehört werde), sei Vergröberung des Wunderbaren, legendarische Steigerung, so meint Gr. vielmehr, es handle sich überhaupt nicht um eine Berufungsvision, sondern um eine Berufungssage, d. h. von vornherein um eine Erzählung eines äußeren Vorgangs, durch den Jesus als Messias, von Gott als König proklamiert werde. Deutet man die Formel „Du bist mein Sohn; heute habe ich dich gezeugt“ oder „Du bist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe“ gewöhnlich als Adoptionsformel, durch die Gott nach orientalischem Glauben den König in ein besonders enges Verhältnis zu sich setzt, so wäre nach Gr. die Formel vielmehr dort erwachsen, wo eine Göttin den König zu ihrem Sohn oder („Du bist mein Geliebter“) zu ihrem Gatten erklärt. Als derjenige, der den Geist Gottes in Gestalt einer Taube herabkommen sah, sei ursprünglich nicht Jesus, sondern Johannes der Täufer bezeichnet worden. Die eigentliche Aufgabe seines Taufens sei nach dieser Erzählung gewesen, daß er Jesus als Messias habe kundmachen sollen. Dies scheine im Johannes-Evangelium noch deutlich hindurch. Wichtiger als andere Gestaltungen der Taufsage, die wir außerhalb der kanonischen Evangelien finden, sei eine in den Oden Salomos (uns erst neuerdings bekannt gewordenen spätjüdischen oder altchristlichen pseudepigraphischen Dichtungen). Für geschichtlich hält Gr., daß Jesus von Johannes getauft wurde (dessen Wirksamkeit übrigens nicht so sehr judäisch als vielmehr galiläisch gewesen sei). Hinter der Vorstellung vom Herabkommen des Geistes als einer Taube aber stehe das verbreitete Märchenmotiv von der Königswahl durch einen Vogel. Der Frage nach der Herkunft dieses Motivs und der Gestalt einer Taubengöttin soll der noch unveröffentlichte Schlußteil des Aufsatzes nachgehen. So gewiß die Kühnheit der Gedankenführung oft angefochten werden wird — auch ich deute z. B. die Antwort, die Jesus nach dem Bericht unserer Evangelien Johannes dem Täufer auf seine spätere Frage gibt, ob er der Messias sei: „die Blinden sehen, die Lahmen gehen“ usw. im überlieferten Sinn, daß nämlich Jesus sich damit schließlich als Messias bekennt —, so anregend ist doch diese auf Grund umfassenden Materials gegebene Deutung der vielbehandelten Erzählung.

Vom übrigen Inhalt des Hefts gehören L. Wenigers Olympische Studien und A. v. Domaszewskis Volcanalia der Altertumswissenschaft an, teilweise auch Fedor Schneiders Aufsatz über Kalendae Januariae und Martiae im Mittelalter; das Weiterleben heidnischer Feste auf christlichem Boden trotz kirchlicher Gegenwirkung erlaubt Rückschlüsse auf diese Feiern im Altertum. Deubner berichtet über die Forschungen zur griechischen und römischen Religion aus den Jahren 1911—14, Fr. Kauffmann über solche zur altgermanischen Religion.

Bereits in einer früheren Übersicht dieser Art ist hier dargelegt worden, daß einige Zeitschriften, die nicht einfach als theologische zu bezeichnen sind, doch hier Berücksichtigung beanspruchen, nicht nur weil sie bisweilen Aufsätze über eigentlich theologische Themen bringen, sondern auch Aufsätze über Themen, die an sich vom Theologischen,

Religiösen, Kirchlichen weitab liegen. Eine charakteristische religiöse Denkweise tritt oft gerade dann am deutlichsten hervor, wenn sie angewendet wird auf Dichtung und bildende Kunst, auf Tagesfragen der Politik und auf soziale Nöte. Und wenn die wissenschaftlich-theologische Arbeit tatsächlich mit dem religiösen Leben in Wechselwirkung steht, gerade so wie die Wissenschaft der Ästhetik mit dem künstlerischen Leben und Schaffen, so lernt man zur Würdigung auch der Theologie, wie sie von Katholiken und Protestanten getrieben wird, manchmal viel aus Zeitschriften, die von katholischer oder evangelischer Denkweise aus das ganze öffentliche Leben besprechen. Revuen dieser Art besitzt der deutsche Katholizismus, außer Wochenschriften wie der in München erscheinenden Allgemeinen Rundschau und der bekannten, vornehm ausgestatteten Monatsschrift Hochland, die namentlich auch literarisch-ästhetisch Wertvolles bringt, seit alter Zeit zwei: die halbmonatlich gleichfalls in München herauskommenden, von Görres begründeten Historisch-politischen Blätter und die Stimmen der Zeit, bei Herder in Freiburg monatlich erscheinend, die im Herbst 1920 ihren 50. Jahrgang abschlossen, heute noch oft mit dem Namen genannt, den sie Jahrzehnte hindurch trugen: Stimmen aus Maria-Laach, dem bekannten rheinischen Kloster, früher von Jesuiten, jetzt von Benediktinern bewohnt. Die Zeitschrift ist immer wesentlich Organ der Jesuiten gewesen, hauptsächlich der deutschen. In neuester Zeit geht ihr eine Serie von Broschüren über meist aktuelle Fragen zur Seite, die „Flugschriften der Stimmen der Zeit", wie schon seit lange die zum Teil umfänglichen „Ergänzungshefte".

Wer in dieser Jesuitenzeitschrift wesentlich Kampf gegen den Protestantismus, überhaupt eine leidenschaftliche Polemik suchen würde, irrt sich. Gewiß stehen die Väter der Gesellschaft Jesu heute wie einst fest zu ihrem römischen System; aber wer seinen festen Standpunkt hat und einer alten Gemeinschaft angehört, kann das bunte Treiben des Tags mit einer gewissen Ruhe beobachten und äußert sich oft zurückhaltender als mancher Vertreter des Neuesten. Daß der sachliche Gegensatz zu einigen Grundgedanken der heutigen Kultur die Jesuiten bisweilen zu dialektischen Konsequenzen führt, die von den Bekämpften mit begreiflicher Entrüstung abgelehnt werden müssen, dafür bietet ein Beispiel Duhrs Aufsatz über die Wurzeln des Bolschewismus (Aug. 1920); er findet solche in der atheistischen Philosophie und wünscht deutlich genug, daß man ihr keine Lehrfreiheit mehr gewähre. Im übrigen aber bieten die beiden letzten Jahrgänge der Zeitschrift das Bild einer vielseitigen Auseinandersetzung des Katholizismus mit seinen Gegnern; dazwischen finden sich viele rein berichtende Aufsätze, die ebensogut in Blättern ganz anderer Art stehen könnten. Von den Studien zur Geschichte der Religion und des Christentums seien genannt die von Diekmann (Okt. und Nov. 18) über den Kaiserkult unter Augustus, Cladder zur Literaturgeschichte der Evangelien (April und Juli 19); er sieht, der Tradition folgend, die Reihenfolge Matthäus, Markus, Lukas als die historische an, wofür in nichtkatholischen Kreisen nur immer weniger Zustimmung zu haben sein wird. Der fleißigen Gelehrtenarbeit katholischer Forscher sind gerade auf diesem Gebiet durch Entscheidungen der päpstlichen Bibelkommission unter dem vorigen Papst manche seltsame Schranken gezogen worden. Peitz sucht (Dez. 18) unter dem Titel „Ein diplomatisch-kartographischer Umsturz herrschender Meinungen" einige Papsturkunden für das Erzbistum Hamburg-Bremen, die man bisher für gefälscht hielt, auf Grund des römischen liber diurnus als echt zu erweisen. Auch über die Lebensbeschreibung Ansgars und über die geographische Kenntnis des Nordens, die man damals besaß, würden sich so neue Aufschlüsse ergeben. Overmans berichtet (Mai 20) über den interessanten Versuch des Spaniers Palacios, starke Abhängigkeit der göttlichen Komödie Dantes von mohammedanischer Mystik des Mittelalters zu erweisen.

Daneben stehen eine Anzahl grundsätzlicher Erörterungen über religiöse und ethische Fragen. Sladeczek behandelt (Aug. 20) die erkenntniskritische Grundlage des kosmologischen Gottesbeweises, Wilhelm unter dem Titel Wir Menschen (Sept. 19) die durch den Krieg zerstörte Zusammengehörigkeit der Menschheit; sein Ziel dabei ist die Einigkeit im Heiligen, in der Kirche. Lindworsky bespricht (Nov. 18) sehr anerkennend Heilers großes Werk über das Gebet; Böminghaus sucht (Mai 20) die katholische Andacht zum Herzen Jesu dahin zu deuten, daß man sich dabei das echt



Menschliche in Jesus lebendig veranschauliche. Beßmer untersucht (Juni u. Juli 20) psychologisch-pädagogisch das Lügen der Kinder. Von Muckermanns Aufsätzen über Vererbung und verwandte Themen ist besonders eindrücklich der über eine neue Familienforschung (Okt. 19). Er stellt einander gegenüber ein Naturdorf und ein „Kunstdorf". Im ersteren stillen die Mütter das Kind, die Zahl der Kinder ist groß, aber die Pausen zwischen den Geburten sind ausreichend lang; die Kinder sind vorzüglich lebensfähig, die sittlichen Verhältnisse günstig. Im Kunstdorf nähren die Mütter meist das Kind nicht, die Zahl der Kinder ist zum Teil unnatürlich groß, aber ihre Sterblichkeit hoch usw. Von ethischen zu politischen Erwägungen hinüber führt v. Dunin-Borkowskis Studie über Masse und Führer (Febr. 20). Politische Gegenwartsfragen werden überhaupt oft behandelt, von Wiercinski die Vorgeschichte des Bolschewismus in den unerträglichen sozialpolitischen Zuständen Rußlands; von Steinen (Febr. 19) die Revolution in Holland, d. h. die, wie er angibt, wesentlich durch Hilfe katholischer Arbeiter gescheiterten Versuche, auch dort im Nov. 1918 eine Revolution zu erregen. Die von unseren Feinden totgeschwiegenen Enthüllungen des serbischen Diplomaten Boghitschewitsch über den Kriegsausbruch bespricht v. Nostiz-Rieneck (Febr. 20), Deutsche Auswanderung und Auslandsdeutschtum Noppel (Nov. 19). H. Pesch setzt sich mit dem Karlsruher Psychologen Hellpach auseinander, der Deutschlands Zukunft zuversichtlich betrachtet (Juli 20); schon zum Jahrestag der Revolution (Nov. 19) hatte Pribilla an unseren heutigen Zuständen kräftige Kritik geübt.

Wie die eigentlich politischen, so werden natürlich besonders die kirchenpolitischen Bewegungen der Gegenwart ins Auge gefaßt; Zimmermann behandelt in verschiedenen Aufsätzen die Trennung von Staat und Kirche, Reichmann erörtert, wie in Deutschland die konfessionelle Verträglichkeit zu fördern sei (März 20); der Aufsatz ist lehrreich gerade auch zur Erkenntnis der hier vorliegenden Schwierigkeiten. Reichmann hat zwar seine starken Bedenken gegen die Tätigkeit des Evangelischen Bundes, der protestantische Interessen gegenüber der katholischen Kirche wahrnimmt, fordert aber die Evangelischen auf, wenn sie sich durch päpstliche Äußerungen verletzt fühlten, selbst die entsprechenden Schritte zu tun (während auf evangelischer Seite vielmehr die Meinung besteht: hier müssen unsere katholischen Volksgenossen auf den Papst einwirken; wir können nichts machen). Immerhin sind solche Erörterungen nicht wertlos; einige Formeln, die ein gewisses Maß von Verständigung ausdrücken, ergeben sich dabei. Auch andere kulturpolitische Fragen werden in den Stimmen der Zeit behandelt, besonders, den Traditionen des Jesuitenordens gemäß, die des Schulwesens; es verbindet sich damit die Beobachtung vieler neuer geistiger Strömungen. Die schöne Literatur unserer Tage und des letzten Jahrhunderts wird mannigfach gewürdigt; Overmans bespricht Strindbergs Nach Damaskus (Okt. 18), Stockmann Freiligraths politische Bekenntnisse (Juni 20) und die Eliot (Nov. 19).

Von denjenigen Zeitschriften, die, von Protestanten herausgegeben, sich besonders der biblischen Forschung widmen, ist die für die neutestamentliche Wissenschaft in der vorjährigen Übersicht besprochen worden. Eine Würdigung der von katholischen Theologen getragenen Biblischen Zeitschrift (Herder, Freiburg) auf nächstes Jahr verschiebend, berichte ich diesmal noch über die Zeitschrift für die alttestamentliche Wissenschaft, begründet von Stade, jetzt herausgegeben von Prof. Marti in Bern (Gießen, Töpelmann). Der 38. Jahrgang (1919/20) erschien in zwei Heften, in denen einige Beiträge Fortsetzungen von früheren sind, so der Aufsatz von Budde über Micha 2 und 3 mit eindringenden Bemühungen um Wiederherstellung des stark beschädigten Textes, und der von König über Poesie und Prosa in der althebräischen Literatur, wesentlich gegen die neueren Versuche gerichtet, Versmaße auch in solchen Geschichtserzählungen nachzuweisen, in denen man sie früher nicht fand. Solche Versuche hat in neuester Zeit namentlich Sievers angeregt. Gerade die Mitarbeit solcher Forscher, die von einem anderen Gebiet herkommen — Sievers ist bekanntlich zunächst Germanist —, kann von Wert sein. Aber man darf, wenn im Gegensatz zur früheren Ansicht, die Semiten hätten überhaupt kein Epos, bei den Babyloniern große epische Dichtungen gefunden worden sind, daraus noch nicht schließen, daß ebenso die Hebräer neben der unstreitig bei ihnen vorhandenen lyrischen und didaktischen Poesie epische hätten hervorbringen müssen,




deren Spuren wir in den Geschichtsbüchern des Alten Testaments finden würden. Und manche Stücke, in denen man neuerdings Poesie hat nachweisen wollen, heben sich deutlich von dem sonstigen uns bekannten Charakter hebräischer Dichtung ab. Bisweilen mögen die Grenzen von Poesie und Prosa fließend sein, manche Erzählungen aber sind bei aller inhaltlichen Poesie doch so gehalten, daß poetische Formen, Versmaße nachzuweisen ganz vergeblich ist. Beth verteidigt und ergänzt gegenüber dem Ägyptologen Grapow seine früheren Forschungen über El und Neter, wonach diese beiden (israelitischen und ägyptischen) Gottesnamen nicht bloß oder nicht in erster Linie den oder einen Gott, vielmehr eine übersinnliche Kraft, ein göttliches Fluidum bezeichnen, nicht Nomina propria sondern appellativa sind (was zu neueren Forschungen Söderbloms und anderer über den Ursprung der Religion stimmt). Wie wenig besagt es überhaupt in manchen Fällen, daß ein Wort „Gott" bedeute, denn wie verschieden sind die Vorstellungen vom Göttlichen bei mancherlei Völkern! Ehrenzweig behandelt biblische und klassische (d. h. griechisch-römische) Urgeschichte, nicht in erster Linie die schon oft besprochenen Übereinstimmungen zwischen der Sage von Deukalion und der von der Sintflut, sondern besonders die hier wie dort sich findende Erzählung vom Brudermord am Anfang: Romulus und Kain. Da es sich um Städtegründer handle, hätten wir beide Male die Legende eines Bauopfers vor uns (oder vielmehr zweier); am Anfang und am Ende des Baues wurde bei manchen Völkern ein Mensch eingemauert; so werde auch das Ende der Geschichte beide Male eine Tötung gewesen sein. Romulus ist nur nach der späteren Sage zu den Göttern entrückt worden; nach anderen Anzeichen ließ die ältere Erzählung ihn ermordet werden, wie denn auch die biblische Drohung: „Wenn Kain erschlagen wird, soll siebenmal für ihn Rache genommen werden" auf entsprechende Kunde vom Ende Kains hinweise. Im Zusammenhang damit werden andere Züge der Urgeschichte, die vom Orient her über Kleinasien nach Westen gewandert sein mag, behandelt, bisweilen wohl mit zu kühnen Kombinationen. Aber liegt es nicht in der Natur der Sache, daß, wie die Urzeit der Phantasie kindlicher Völker den weitesten Spielraum bot, so in der kritischen Erforschung und Nachkonstruktion jener Mythen und Mären der das Anregendste leisten wird, der am kühnsten zu verbinden mag, wenn er nur über genug Material, über ein ausgebreitetes Wissen verfügt? Hölscher hat, an einen Aufsatz Windischs anknüpfend, die Sage von Rahal, der Dirne in Jericho, die diese Stadt den Israeliten verriet und deren Geschlecht deshalb bei der Eroberung nicht mitermordet wurde, religionsgeschichtlich beleuchtet: wir werden die Ahnensage eines Geschlechts vor uns haben, das kultischer Prostitution diente. Neben kürzeren anderen Beiträgen enthält die Zeitschrift eine Bibliographie der alttestamentlichen Forschung, worin eine Fülle namentlich englisch-amerikanischer Studien aufgezählt werden, bearbeitet vom Herausgeber.[1])

Biblische, kirchengeschichtliche, dogmengeschichtliche Forschung pflegen nicht betrieben zu werden, wo kein Interesse an den grundsätzlichen religiösen Fragen besteht. Inwieweit der Glaube Wahrheit oder Täuschung ist, wie die verschiedenen religiösen Ideen zusammenhängen und welche religiösen Gedankenbildungen den Vorzug vor anderen verdienen, das sind Probleme, die in der systematischen Theologie behandelt zu werden pflegen. Von den Zeitschriften, die im deutschen Protestantismus ihr dienten, war die eine, Religion und Geisteskultur, bereits 1914 eingegangen; auch die Zeitschrift für Theologie und Kirche (Tübingen, Mohr), seit 1907 herausgegeben von Herrmann und Rade, war 1918 und 19 nicht mehr erschienen. Jetzt ist sie wieder aufgelebt, seit 1920 herausgegeben von den Professoren Stephan in Marburg, Heim in Tübingen, Bornhausen in Breslau. Der erste Jahrgang dieser neuen Folge enthält zwar, den Überlieferungen der Zeitschrift entsprechend, nicht lediglich prinzipielle Aufsätze, sondern auch einige wesentlich historische, wie den von K. Bauer über die Entstehung der Glaubenslehre von Dav. Fr. Strauß, wonach Str. von seinen positiveren Ansichten, wie sie in seiner Abhandlung über Schleiermacher und Daub hervortreten, durch persönliche Verstimmungen und durch den Einfluß Feuerbachs zu den

1) Inhalt von Heft 2 des 38. Jahrgangs: Ehrenzweig, Biblische und klassische Urgeschichte; Humbert, Der Name Meribaal; Beth, Noch einiges zum ägyptischen Neter; Volz, Zu Amos 9,9; Völter, Mirjam; ders., Ägyptische Parallele zu Exod. 20,7.

negativen und doch in sich nicht einheitlichen Ergebnissen gekommen ist, die das Buch zeigt. Fr. Traub bespricht Lessings bekannte Scheidung zufälliger Geschichtswahrheiten und notwendiger Vernunftwahrheiten, bei der L. doch nicht ganz konsequent blieb. Ungemein lehrreich und feinsinnig ist Heilers Studie Die Hauptmotive des Madonnenkultus; mit völlig unbefangener Kritik der biblischen Berichte und der kirchengeschichtlichen Entwicklung verbindet sich eine eindringende Würdigung der Triebkräfte dieser ebenso wichtigen wie merkwürdigen Erscheinung.

Vom Geschichtlichen zum Grundsätzlichen hinüber leiten in verschiedener Weise die Aufsätze von E. Foerster und F. W. Schmidt. Foerster behandelt Luthers Kirchenbegriff und die kirchliche Krisis von heute. Er meint wie Sohm, in Luthers Glaube liege eine solche Verinnerlichung, daß das Zwangskirchentum nur als Preisgabe von Luthers Kirchenbegriff anzusehen sei, an der außer einigen von L. mitgeschleppten älteren Gedanken wesentlich die Juristen und Humanisten mit ihrer Überschätzung des Staates schuld seien. Zusammengebrochen sei heute der antike Staatsgedanke, der die Selbständigkeit des kirchlichen Lebens hinderte, nicht Luthers Ideal einer freien „Kirche“, dessen Durchführbarkeit noch nicht erprobt sei. Troeltsch erwidert, es komme nicht so sehr auf den Kirchenbegriff an als auf den tatsächlichen Zusammenhang der kirchlichen Organisation mit der allgemeinen kulturellen, sozialen, politischen Lage. Luthers phantastisches ursprüngliches Kirchenideal sei mit gutem Grund von den lutherischen Amtmännern preisgegeben worden. Heute sei eine Umbildung des deutschen lutherischen Kirchentypus in der Richtung auf eine freie Volkskirche hin nötig, werde auch allgemein angestrebt, wobei freilich viele Schwierigkeiten zu überwinden seien. F. W. Schmidt bietet in seinem Aufsatz über das Verhältnis der Christologie zur historischen Leben-Jesu-Forschung den Hauptertrag einer ungedruckten Arbeit über diese Probleme bei Kähler und Herrmann, die Äußerungen auch vieler anderer Theologen zu diesen viel verhandelten Fragen heranziehend. Rein methodischer Art ist Wobbermins Abhandlung über historische und systematische Theologie, unterbaut durch eine Erörterung des Verhältnisses von Theologie und Philosophie; die psychologische Aufgabe der systematischen Theologie erläutert er zuletzt an einer Untersuchung des Anspruchs des Christentums, allen anderen Religionen überlegen zu sein.

In ähnlicher Weise wendet sich methodischen Fragen Bruhn zu, der die Wechselwirkung des Rationalen und des Irrationalen in der religionsgeschichtlichen (es könnte ebensogut überhaupt heißen: religionswissenschaftlichen) Arbeit untersucht und dem aus eigenem religiösen Erleben des Forschers erwachsenden Instinkt erhebliche Bedeutung für die Forschung zuschreibt. Es zeigen sich bei dieser Studie Anregungen von Ottos Buch über das Heilige wie auch bei dem Aufsatz von Mundle, Schuld und Sühne (der das Irrationale, das Paradoxe der religiösen Gedankenbildung nur noch stärker betont und gegen die herkömmliche Lehre von der Allgemeinheit der Sünde gut bemerkt, sie veranlasse uns leicht, uns auf den Standpunkt des Pharisäers statt auf den des Zöllners zu stellen), dem von Thimme über das religiöse Abhängigkeitsgefühl (das nach Schleiermacher das religiöse Grundgefühl ist, von Thimme aber der Gottesliebe und dem Schuldgefühl nebengeordnet wird) und dem von Haering über das Wesen der Religion (wo als Grundgefühl schließlich das der Liebe oder des Vertrauens erscheint). Knittermeyer setzt sich mit Natorps „Sozialidealismus“ auseinander; N.s religiöse Anschauungen in seinen neueren Werken gehen erheblich und in charakteristischer Weise über die früher von ihm vertretene „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Humanität“ hinaus. Von den Herausgebern hat Bornhausen in einem einleitenden Dankeswort an Herrmann zu zeigen gesucht, wie nach der im Kriege zerbrochenen Hochschätzung der Vernunft und des Willens gerade eine solche Erlebnisfrömmigkeit, wie H. sie stets vertreten habe, ihren Wert gewinne. Das stärkste prinzipielle Interesse beanspruchen die Aufsätze von Steinmann und Heim. Steinmann erörtert die Weltansicht der bloßen Tatsächlichkeit und ihre Überwindung, d. h. er legt dar, daß im Gegensatz zu der nach dem Kriege vielen sich aufdrängenden Weltansicht, wonach alle Werte nur subjektiv sind, wir um uns her bloß Tatsachen und keinen Sinn darin wahrnehmen, nur das Erlebnis unbedingten Sollens einen Blick ins Transzendente eröffnet. Wie St. das im einzelnen durchführt, das hier im Auszuge darzulegen hätte, wenig





Wert; solche Gedankengänge wollen im Zusammenhange gewürdigt sein. Das gilt auch von Heims Aufsatz über Ottos Kategorie des Heiligen und den Absolutheitsanspruch des Christusglaubens. Heim zeigt, wie Otto einige Aufgaben der Bestimmung des Wesens der Religion einleuchtend gelöst habe. Es werde aber dadurch, daß wir das Heilige in Menschen finden und diese uns so zu Offenbarern Gottes werden, die Überzeugung des Urchristentums nicht erklärt, daß Christus der alleinige Mittler zwischen Gott und Menschen sei. So versucht H., diesen Absolutheitsanspruch des Christentums als Ausdruck eines unmittelbaren religiösen Empfindens verständlich zu machen, indem er das auch auf religiösem Gebiet angewandte Schema von Apriori und Erfahrungsinhalt scharfsinnig als der Ergänzung bedürftig aufweist. Wie mit Weltformel und Weltmaterial die wirkliche Welt noch nicht gegeben ist, sondern die irrationale Tatsache hinzukommt, daß die Welt gerade so ist, wie sie ist, so ist das individuelle Los ein Rätsel, und dieses Rätsel ist für das religiöse Nachdenken von höchster Bedeutung. Die Absolutheit, die Jesus zugeschrieben wird, ist zu verstehen nach Analogie der Bedeutung des individuellen Schicksals für den einzelnen; so sieht Paulus in Jesus den Heilbringer für die Menschheit; rational erweislich ist das nie. So gewiß solche prinzipielle Untersuchungen weit hinwegführen von den Fragen der kirchlichen Praxis in Predigt und Unterricht, es bleiben systematisch-kritische Erörterungen dem Protestantismus wesentlich, weil ihm die religiösen Wahrheitsfragen im Mittelpunkte stehen.

Von den Zeitschriften, die der praktischen Theologie oder der kirchlichen Praxis dienen, aber wissenschaftlich gehalten sind, wurden zwei, die Monatsschrift für Pastoraltheologie und die Evangelische Freiheit, im vorigen Jahre hier gewürdigt. Neben beiden stehen solche, die ein Spezialgebiet pflegen wie kirchliche Kunst, Religionsunterricht, Kirchenrecht, kirchliche Wohlfahrtspflege (Innere Mission, Karitas). Wegen der verschiedenen Gestaltung der praktisch kirchlichen Arbeit ist bei diesen Zeitschriften Sonderung nach Konfessionen selbstverständlich. Von denen, die auf protestantischer Seite der Pflege der kirchlichen Kunst sich widmen, hat eine, die Siona, 1920 bis auf weiteres ihr Erscheinen einstellen müssen. Hier soll über eine andere, die Monatsschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst, berichtet werden (25. Jahrg. 1920, Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen), herausgegeben von den Professoren Spitta und Smend, die beide früher in Straßburg wirkten; jetzt ist Smend in Münster, Spitta in Göttingen. Smend erörtert darin die Macht, die Anziehungskraft der römisch-katholischen Messe in der Gegenwart, mit dem Ergebnis, der Protestantismus dürfe mit dem römischen Kultus nicht durch Bruchstücke, die er ihm entnahm, in Wettbewerb treten wollen; er sei auf wirksamere Herausarbeitung seiner eigenen Art angewiesen. Spitta bittet, die Drucklegung eines von dem hannöverschen Pfarrer Graff geschriebenen Werks zu unterstützen, einer Geschichte der Auflösung der alten gottesdienstlichen Formen in der evangelischen Kirche Deutschlands bis zum Eintritt der Aufklärung. In der Tat ist solche Arbeit verdienstlich, da hier vieles auch den Fachleuten erst wenig bekannt ist. Wenn der heutige protestantische Kultus wenig Anziehungskraft hat, so wird zwar Erkenntnis seiner Geschichte nicht sicher einen anziehenderen Neubau ermöglichen, aber der kirchengeschichtliche, kunstgeschichtliche und volkskundliche Ertrag solcher Forschung kann von Wert sein. Rud. Günther stellt Luthers Lied zum Preise der Kirche in seinen geschichtlichen Zusammenhang hinein; in anderen Aufsätzen würdigt er den 1918 verstorbenen Kunsthistoriker Bergner und bespricht er Dehios Geschichte der deutschen Kunst. A. Jacoby berichtet allerlei religionsgeschichtlich Interessantes über Sternenglaube und Sterndeutung, Mehl bespricht die Gestaltung der Trauung und der Abendmahlsfeier, Rosenkranz macht Mitteilungen aus dem Leben einer deutsch-lothringischen Gemeinde in der Zeit des Übergangs des Reichslands an Frankreich. Voß schildert die in Kiel vorgenommene Jugendweihe, eine sozialdemokratische Konkurrenzfeier zur Konfirmation. Gerade durch den wörtlichen Abdruck der dabei vom Abgeordneten Prof. Radbruch gehaltenen Rede und der sie umrahmenden — man darf schon sagen: Liturgie — und die keineswegs unfreundliche Einfühlung des Berichterstatters, der dann doch auch seine Kritik gibt, gewinnt dieser Bericht starkes Interesse. An anderer Stelle gibt Voß Mitteilungen aus seiner Pfarrer-

praxis (Abendmahlsfeiern im Familienkreis; Beteiligung des Pfarrers an der Beisetzung von Urnen). Neuere Grabmalkunst schildert Kühner; von seltsamer Verwendung von Kirchenliedern, mit deren Wahl in alter Zeit Schulmeister ihren Pfarrer ärgerten, erzählt Diehl. Die Feier des Jubiläums von Luthers Auftreten in Worms wird durch mehrere Aufsätze vorbereitet; Notenbeilagen, die zusammen eine stattliche Sammlung kirchlicher Musik ergeben, erhöhen den Wert der Zeitschrift.

Die Einzelfächer der praktischen Theologie spielen ja nach der Bedeutung der einzelnen Gebiete des religiös-kirchlichen Lebens eine sehr verschiedene Rolle im Katholizismus und Protestantismus. Zu denen, die stets auf katholischem Boden eifriger gepflegt wurden, gehört die Wissenschaft vom Kirchenrecht. Die Geschichte des katholischen Kirchenrechts ist länger und das katholische Kirchenrecht ungleich ausgebildeter, das protestantische stoffärmer, wenn auch vielleicht problemreicher, oder wenigstens (lange Zeit hindurch halb unbewußt, im letzten Menschenalter aber, durch Sohms Forschungen, mehr und mehr bewußt) beherrscht von einer Grundfrage, der, ob Kirchenrecht überhaupt mit dem Wesen der Religion oder doch wenigstens des recht verstandenen Christentums vereinbar ist. Aber dieses Problem ist in seiner Bedeutung auch vielen Protestanten noch nicht aufgegangen; in jedem Falle wird das Kirchenrecht von protestantischen Theologen (nicht nur auf Universitäten) viel weniger studiert als von katholischen. Die deutschen Katholiken haben dementsprechend längst eine eigene wissenschaftliche Zeitschrift dafür, während die vorwiegend von Protestanten getragene Deutsche Zeitschrift für Kirchenrecht, lange herausgegeben von Dove und Friedberg, sich doch keineswegs ausschließlich mit Fragen des protestantischen Kirchenrechts beschäftigte. Sie ist 1914 eingegangen. So würden Nichtkatholiken in Deutschland auf das katholische Organ mit angewiesen sein, wenn nicht seit 1911 die Zeitschrift der Savignystiftung für Rechtsgeschichte sich eine kanonistische Abteilung angegliedert hätte, herausgegeben von Stutz und Werminghoff, die natürlich nach dem Bekenntnis ihrer Mitarbeiter nicht fragt (Weimar, Böhlau). Im Jahrgang 1920 sind von größeren Aufsätzen bemerkenswert der Fr. Baethgens über den Anspruch des Papsttums auf das Reichsvikariat. Diese mittelalterliche Theorie, zunächst gebildet im Blick auf Fälle, wo beim Versagen weltlicher Gerichtsbarkeit die geistliche eingreifen sollte und überhaupt begründet in den Gedanken jener Zeit über das Zusammenwirken geistlicher und weltlicher Gewalt zum Heile der Christenheit, hat eine besondere Rolle gespielt u. a. bei dem von den Päpsten zunächst geförderten Eingreifen der Anjous in die italienische Politik; sie ist viel umstritten gewesen in den Gegensätzen zwischen dem Papst und dem Deutschland Ludwigs des Bayern. Die Rechtsverhältnisse des Goslarer Domstifts in der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts stellt Frölich dar und liefert so einen Beitrag zur Geschichte des Verhältnisses von Stadtgemeinde und Kirche. Wenig bekannte Versuche zur Errichtung eines katholischen Bistums in Kurhessen Anfang des 19. Jahrhunderts erzählt Apel. Jérome wollte einen Erzbischof haben; dann legte sein Hofbischof Wendt dem zurückgekehrten Kurfürsten den Plan eines Bistums Fritzlar vor; die Sache erledigte sich dadurch, daß Fulda zu Kurhessen kam. Die Geschichte des evangelischen Universitätspredigeramts in Bonn schildert gründlich Stutz; nicht nur die Eigentümlichkeit der Stellung dieses Amtes zwischen Kirche und Staat ist von Interesse, auch innerkirchliche Gegensätze spielen herein. Die in altchristlicher Zeit üblichen und hernach lange für reisende Christen wichtigen kirchlichen Empfehlungsbriefe behandelt Fiesel. Eine Reihe von Miszellen, u. a. ein Bericht von Stutz über sein kirchenrechtliches Seminar in Bonn, und Buchbesprechungen schließen sich an.

(Schluß folgt.)

M. Mulert.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Professor Dr. Max Cornicelius, Berlin W 30, Luitpoldstraße 4
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.



Skizzier Büchlein

Landschaftsskizzieren für Jedermann

von

Friedrich Distler

Mit 41 Abbildungen im Text

32 Seiten
1921
Kart. M. 6.—



Skizze 32. Kornfeld und Acker.

Eine Anleitung zum Skizzieren nach der Natur, die zeigt, wie bei größter Vereinfachung der Darstellungsweise feinste Wirkungen erzielt und die charakteristische Eigenart des Motivs herausgebracht werden kann. Das Büchlein ist wertvoll für jeden Wanderer und Naturfreund, auch für den nicht zeichnerisch Begabten, der sich bald eine große Fertigkeit aneignen wird. Das Zeichnen schärft den Blick für die Schönheiten der Natur, und das von der Reise heimgebrachte „Skizzierbüchlein" erhält am schönsten die Erinnerung wach an das Erlebnis der Wanderung in Gottes freier Natur.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin



INTERNATIONALE MONATSSCHRIFT
FÜR WISSENSCHAFT KUNST UND TECHNIK

15. JAHRGANG HEFT 8 AUG./SEPT. 1921

Zum Gedächtnis Dantes.

Von H. Heiss.[1])

Die stumme Zeit, die mit dem Untergang der Antike hereinbrach, wurde nirgends so spät überwunden wie in Italien. Armselig hinkte im ersten Drittel des zweiten christlichen Jahrtausends die italienische Literatur hinter dem übrigen Europa her. Keine Heldendichtung steht an ihrem Eingang wie in Deutschland das Nibelungenlied, in Frankreich das Rolandslied, in Spanien das Cidepos; keine weit über die Landesgrenzen hinausstrahlende Lyrik wie der provenzalische Minnesang. Als Dante 1265 geboren wurde, hatten Deutschland und Frankreich schon Dichter besessen und verloren wie Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg, Walter von der Vogelweide, Chrétien de Troyes, Bernart de Ventadorn. Und als er 1321 starb, war es immer noch leer um sein Werk, ringsum eine spärlich bebaute Ebene. Erst, wenn man es in den Rahmen der abendländischen Gesamtliteratur rückt, hebt es sich wie ein Dom aus einem Gewimmel von Häusern und Hütten.

Aus einem Gewimmel von Häusern und Hütten, die es überragt und nicht bloß überragt — die es überdauert hat. Das ist die Tatsache, die auf den flüchtigsten Blick Dantes Sonderstellung kennzeichnet. Die ganze Fülle mittelalterlichen Schrifttums, mag es diesseits oder jenseits der Alpen, des Rheins, des Kanals, der Pyrenäen entstanden sein, ist längst tot. Kein Werk redet mehr unmittelbar zu uns. Um sie zu genießen, müssen Augen und Ohren erst umlernen, so wie es uns seit der Romantik die Schwärmerei für Gotisches, moderne Erziehung zu historischem Anpassungsvermögen und moderne Freude am Reiz des Primitiven, Knospenhaften, Kindlichen gelehrt haben. Dantes Dichtung aber, oder mindestens die Commedia, ist durch die Jahrhunderte hindurch lebendig geblieben. Die einzige des Mittelalters, die uns mehr bedeutet als eine Kuriosität, die einzige, die in Hunderten von Ausgaben in allen Sprachen heute noch verbreitet ist, überall laut und still gelesen ihren Kreis von Andächtigen hat. Kein anderer Dichter des Mittelalters würde die Welt einträchtig zusammenführen, um ihm zu huldigen, wie das jetzt geschieht, da Dantes Todestag sich nach sechs Jahrhunderten am 14. September wieder jährt.

Das kann sich nicht aus dem zufälligen Umstand erklären, daß seine Muttersprache sich weniger rasch und tiefgreifend verändert hat als die deutsche oder französische. Sonst hätten auch das Nibelungenlied und das Rolandslied sich wie die Commedia Leser in Übertragungen erobern können. Auch nicht daraus, daß das italienische Trecento einen gewaltigen Vorsprung gehabt hätte. Ein Vorsprung war wohl da, bedingt dadurch, daß die Überlieferung antiker Bildung sich in Italien am regsten gehalten

1) Abdruck des Vortrags, mit dem am 30. Mai die Dante-Woche in Freiburg i. Br. eröffnet wurde.

hatte. Aber auch in Italien reicht das Mittelalter über die Wende zum 14. Jahrhundert hinaus, und die Renaissance entfaltete sich erst, als Dante nicht mehr war. Auch Dante persönlich hat keinen entscheidenden Vorsprung. Die Gegensätze zwischen ihm und dem um vierzig Jahre jüngeren Petrarca gehen ja im Grunde darauf zurück, daß Petrarca schon Renaissancemensch ist und Dante noch nicht. Was an ihm die Renaissance ahnen läßt, entschlüpft ihm in einem Aufblitzen, ungewollt. Im Kern seines Wesens ist er durch und durch Mittelalter, sein Empfinden und Grübeln eingesponnen in mittelalterliche Gepflogenheiten und Befangenheiten.

Nur ist er zugleich mehr als Mittelalter. Wie alle großen Künstler aufs zäheste in seiner Zeit verwurzelt und doch zeitlos. Zeitlos nicht im Sinn dessen, woraus er sich geformt, was er empfangen hat. Sondern zeitlos durch das, was er zu sagen hat. Zeitlos, insofern sein Werk wandlungsfähig ist und eine Menge unausgeschöpfter Möglichkeiten birgt, so daß es immer wieder neu entdeckt, anders aufgefaßt, um neuer Eigenschaften willen geliebt werden kann. In Purgatorio XXII 64 ff. läßt Dante den römischen Dichter Statius dankbar rühmen, daß er durch Virgil nicht bloß zum Parnaß, sondern auch zum Christentum geleitet worden ist. Du tatest (so spricht Statius, der Christ, zum Heiden Virgil) wie einer, der selber in Nacht wandert, aber hinter sich Licht trägt und denen, die ihm folgen, leuchtet. Diesem legendären Virgil, der in seinen Versen unbewußt für das Christentum warb, gleicht jedes unvergängliche Dichtwerk. Jedes hat Leuchtendes an sich, was erst späteren Geschlechtern aufgeht. Und je mehr und je vielfältigere Leuchtquellen es hat, desto länger wird es dauern.

Wenn die Commedia nur hätte, was ihren frühesten Lesern gefiel, wäre sie mit dem 14. Jahrhundert versunken. Und was das 16. Jahrhundert an ihr so zum Entzücken hinriß, daß es sie die Divina, die Göttliche, zu nennen begann, um auszudrücken, wie überirdisch ihre Größe wirkte, war nicht dasselbe, was das 19. Jahrhundert bewunderte. Die Verehrung eines fanatisch kirchenfeindlichen Dichters wie des Franzosen Victor Hugo fließt aus anderen Motiven als die Verehrung des deutschen Priestergelehrten Franz Xaver Kraus. Und diese wiederum trennt eine Kluft von der Verehrung italienischer Überpatrioten, die seit den revolutionären Jahrzehnten vor der Einigung Italiens Dante, den *italianissimo,* wie Gioberti ihn taufte, zum Schutzpatron ihres Nationalismus und Imperialismus bestellt haben und ihn als die erlauchteste Blüte des Lateinertums, als den Erwecker und Propheten der *nazione eletta* preisen.

Seine Gemeinde sieht in der Gegenwart noch bunter aus, als wenn man sie in die Vergangenheit zurückverfolgt: zusammengesetzt aus Menschen, die sich zu den heterogensten religiösen, philosophischen und ästhetischen Meinungen bekennen, aus den verschiedensten geistigen Bezirken zu dem Dantekult gelangt sind, der sie verbindet. Und das Durcheinander schroff gespaltener Erklärungen, von denen jede sich einbildet, den allein echten Dante entziffert zu haben, spiegelt nicht nur die Verlegenheiten der Kritik vor einem schwierigen, vieldeutigen und dunklen Text, sondern zeugt, nicht minder als das Hineinzerren in politische Kämpfe, ebenfalls davon, wie unendlich reich Dante sein muß, welch unverwüstlicher Vorrat von Lebenskraft in ihm aufgespeichert ist, der ihm erlaubt, sich vor Generation um Generation und für soviel Schichten zu verjüngen.

Die Dichter, denen solche Gabe ewiger Jugend verliehen ist, sind selten. Und unter dem Dutzend, das seit Homer die europäische Literatur etwa aufzählt, ist keiner — auch Shakespeare, Molière und Goethe nicht — von einer widerspruchsloser anerkannten, vom Wechsel des Geschmacks und der Weltanschauung weniger berührten Bedeutung und Berühmtheit als der, den sich nach alter Sage die Frauen von Verona gruselnd mit dem Finger zeigten: Sieh, da geht der unheimliche Mann, der in die Hölle hinunterstieg.

* * *

Das Leben Dantes, über dessen Verlauf wir nur sehr dürftig unterrichtet sind, nimmt sich aus wie das Leben der meisten großen Menschen: eine Kette von Prüfungen, die dem rückwärts blickenden Betrachter als schicksalhafte Gnade begreiflich werden — Schläge, unter denen ein Kleinerer zerbrochen wäre, Hindernisse, die sich ihm entgegentürmten, damit er sie überwinde und wachse.

Seine Kindheit wird freudlos gewesen sein. Von den Eltern spricht er ebensowenig wie von Gemma Donati, mit der er sich Ende der neunziger Jahre vermählte. Aus der Tätigkeit im Dienst seiner Vaterstadt Florenz warf ihn 1302 die Verbannung, die ihn heimatlos machte und ihm noch dazu das Mal der Ehrlosigkeit aufzubrennen versuchte, da gegnerische Gehässigkeit den Urteilspruch durch die Beschuldigung des Betrugs, der Erpressung und Bestechlichkeit vergiftete. Es kamen die Jahre, wo er durch Italien irrte, in schmerzlicher Armut, beinahe betteInd, wie er im Convivio (I § 3) klagt, wo er (nach den vielzitierten Versen des Paradiso XVII 58 ff.) auskosten mußte, wie bitter fremdes Brot schmeckt und wie mühsam es ist, fremde Treppen zu steigen. Bis er nach langen Wanderungen, die ihn auch über Italien hinausführten, nach Frankreich, vielleicht nach Deutschland, Flandern, England, endlich ein Obdach fand bei Guido Novello da Polenta in Ravenna, das seine letzte Ruhestätte werden sollte.

Das folgenschwerste Ereignis war für ihn die Begegnung mit der Frau, die er als Beatrice verewigt hat. Wir wissen von ihr so wenig, daß nicht bloß der Legendenbildung, sondern sogar dem Zweifel an ihrer Existenz weiter Spielraum gelassen ist. Ob sie identisch ist mit der urkundlich bezeugten Tochter eines Florentiner Magnaten, die nach kurzer Ehe 1290 starb, bleibt ziemlich gleichgültig. Was liegt an ihrem Namen und welcher Art sie war, da Dante sie stets nur aus solcher Ferne anbetete, daß er selbst sie kaum anders gekannt haben wird als im Spiegelbild seiner Illusion? Sie fesselt nicht durch sich, sondern durch ihre Wirkung, nicht als Subjekt, nur als Objekt, Objekt seiner Liebe und Dichtung. Sie ist wichtig nur als die zufällige Erscheinung, die ihn gefangen nahm und das Gefäß für sein Ideal der Weiblichkeit wurde, von der er träumte und die er mit erträumten Schönheiten schmückte, mit immer übersinnlicheren Schönheiten, die sie zum Schutzengel, zur Heiligen und schließlich zum Symbol des Göttlichen verklärten. Sie bedeutet das unvergeßlich erschütternde Erlebnis, das dem Dichter in ihm die Zunge löste und darüber hinaus seinem ganzen Dasein die Schwungkraft mitteilte, die nötig war, damit im Ringen nach den höchsten Zielen, die ein Mensch sich setzen kann, seine Persönkeit zur äußersten Entfaltung ihrer Energien getrieben wurde.

Drei Magnete werden sichtbar, die Dante neben der Dichtkunst am meisten



anzogen, drei Leidenschaften, denen er sich hingab, jeder mit dem Ungestüm seiner Vollnatur, und die dann alle mit der Liebe zu Beatrice in sein Dichten einströmten. Die erste heißt Politik. Ihr gehören nicht nur die Jahre um 1300, wo er im Streit der Parteien steht, Ämter verwaltet und einmal unter den regierenden Prioren von Florenz sitzt. Sie beherrscht auch noch den geächteten Flüchtling, der, aus dem öffentlichen Leben ausgeschaltet, sich von den bisherigen Genossen lossagt, um Partei für sich allein zu bilden *(parte per te stesso*, Par. XVII 69), und in der Vereinsamung seinen ebenso edlen wie utopischen Wahn einer an das römische Weltreich anknüpfenden Universalmonarchie weiterzuspinnen, die von Rom als der providentiellen Hauptstadt aus die Menschheit lenken und beglücken würde. Diese Leidenschaft, die nicht einmal erkaltete, als 1313 der Tod Heinrichs VII. nach vielen Enttäuschungen die bitterste brachte, hat ihm Vaterland und bürgerliche Ruhe gekostet. Aber er verdankt ihr auch, daß er jung geblieben und nicht erlahmt ist — mindestens dadurch, daß sie irdische Wünsche in ihm wachhielt, das Heimweh nach dem *bello ovile* (Par. XXV 5), und daß sie den Zorn über die Widerstände gegen seine Politik und das ihm angetane Unrecht schürte, den Zorn, der sich um so wilder aufpeitschte, je ohnmächtiger er sich fühlte, bis er sich in den Strophen der Commedia ausrasen durfte.

Der zweite Magnet, der Dante anzog, heißt Studium, Wissen. Vielleicht hat ihn ursprünglich in diese Richtung das Verlangen gedrängt, von schwerem Herzeleid zu genesen. Wenigstens erzählt er im Convivio (II § 13), wie er beim Verlust der Beatrice auf der Suche nach Tröstung in der Philosophie nach und nach mehr entdeckte als bloß ein Trostmittel, die *somma cosa*, die ihn rasch so begeisterte, daß er ihr Tag und Nacht nachhing und die Liebe zu ihr jeden anderen Gedanken verscheuchte. Und von der Philosophie aus, über Aristoteles, dringt er vor in alle damals zugänglichen Gebiete, in Geschichte und lateinische Literatur so gut wie in Astronomie, Kosmographie, Zoologie, Physik, Mathematik, und erwirbt sich die enzyklopädischen Kenntnisse, die den größten Dichter des Mittelalters zugleich zu einem seiner geschultesten Denker und gründlichsten Gelehrten stempeln und die zusammen mit der reichen praktischen Erfahrung aus der Commedia die Schatzkammer profaner und theologischer Weisheit machen, als die sie lange bestaunt wurde.

Auch theologischer Weisheit. Es mag einen Augenblick gegeben haben, wo das Vertrauen auf die *umana ragione*, die menschliche Vernunft, Dante der *sapienza divina* entfremden wollte. Nicht umsonst hat man ihn als den ersten Laien des Mittelalters gerühmt, der im Convivio (wenn auch noch so unentschieden) die Wissenschaft zu befreien und zu verweltlichen wagte.[2]) Und nicht bloß im Convivio (IV § 5ff.), auch in der Commedia wird die Idee einer heidnischen, also autonomen, natürlichen Sittlichkeit verherrlicht in der Gestalt des Cato, den Dante als Wächter an den Fuß des Läuterungsberges pflanzt, obwohl er ihn als Ungetauften in die Vorhölle und gar als Selbstmörder in den siebenten Kreis des Höllentrichters verbannen müßte. Auch die Strafpredigt, die Dante auf dem Gipfel des Läuterungsberges zu seiner eigenen Beschämung Beatrice in den Mund legt (Purg. XXX f.), ist nicht allein auf sittliche Verfehlungen, Liebesspiel und „derlei Tand vergänglichen Ge-

2) Carducci, L'opera di Dante, in Prose 2ª ed. (Bologna 1906) S. 1141ff.




nusses" gemünzt, sondern daneben und darüber auf das Abirren in die *via non vera* selbständigen Denkens. Aber dieses Abirren kann nur eine kurze Krise gewesen sein. Wie alles geistige Streben des Mittelalters auf ein Jenseits bezogen war, von dem es seine Weihe und Richtschnur empfing, so mußte auch die Anstrengung Dantes im Ringen um die Erkenntnis der geoffenbarten übernatürlichen Wahrheit zur Erringung des Seelenheils gipfeln.

Gläubig wie sein ganzes Jahrhundert, aber (wie nicht sein ganzes Jahrhundert) von einer innigen, den Menschen durch und durch erfassenden und beschwingenden Frömmigkeit, die danach verlangte, das christliche Lebensideal nach bestem Wissen und Können überall zu verwirklichen, im staatlichen Leben ebenso wie im privaten, von einer Frömmigkeit, die ein Hauch franziskanischer Mystik, in deren Wärme Dante seit seiner Jugend zu atmen gewohnt war, zu himmlischer Minne von ekstatisch überquellender Inbrunst anfachte — gläubig, fromm, wie Dante war, wurde ihm die Arbeit an seiner Vergeistigung unwillkürlich, ja notwendig gleichbedeutend mit Arbeit an religiöser Vervollkommnung, an seiner und der anderen religiösen Vervollkommnung, sobald innere Unbefriedigtheit ihm weltliches Vergnügen verleidet hatte. So heißt denn der dritte Magnet, der ihn anzog, Gottesdienst.

Im Werdegang großer Menschen scheint es oft an zufälligen Geringfügigkeiten zu hängen, daß sie aus verschiedenen Bahnen, die ihnen winkten, auf die rechte geraten sind und nicht auf eine, wo ihre wertvollsten Taten ungetan geblieben wären. Für Dante war die Gefahr, abgelenkt zu werden, zweifellos am schwächsten von der Seite der Politik her. Es ist fraglich, ob er aktivistisch genug veranlagt war, um je, auch unter günstigeren Umständen, zum Staatsmann zu taugen, wie sein Ehrgeiz meinte. Mächtiger konnte es ihn gelüsten, mit den Gelehrten und Denkern zu wetteifern, zumal in der Zeit, wo er in Paris, dem Mittelpunkt der europäischen Geistesblüte von damals, weilte, und besonders, wenn es wahr ist, daß er an der Universität nicht bloß hörte, sondern auch selber vortrug. Er konnte sich vornehmen, als Forscher und Popularisator auszubauen, was er verheißungsvoll begonnen hatte mit den moralphilosophischen Teilen des Convivio, mit dem politischen und staatsphilosophischen Traktat De Monarchia, mit dem sprachphilosophischen und philologischen Traktat De Vulgari Eloquentia und (wenn er wirklich der Verfasser ist) mit dem geologischen und physikalischen Traktat Quaestio de Aqua et terra, deren Erörterungen ja in zahllosen Einschiebseln der Commedia nachhallen. Und ebenso mußte es ihn endlich reizen, aus seiner Abkehr von der Zeitlichkeit die letzten Folgerungen zu ziehen, Gott nicht durch die Ausmalung frommer Visionen in einem Gedicht zu dienen, sondern auf der Kanzel, in einer Klosterzelle, als Büßer, als Samariter, als Seelsorger, sich um die Palme des seraphischen *poverel di Dio* oder des Doctor angelicus oder irgendeines der gewaltigen Gottesstreiter zu mühen, deren Glorie er im Paradiso besingt.

Es gab allerhand Verlockungen, denen Dante ausbiegen mußte. Er konnte sogar verhängnisvoll entgleisen an einer (von uns aus betrachtet) so winzigen Hemmung wie dem Vorurteil seiner Zeit, das für ein erhabenes Kunstwerk außer dem würdigen Gegenstand auch die Abfassung in lateinischer Sprache forderte und nicht in der verachteten, gemeinen Volkssprache, für die Dante sich in der



Commedia wie im Convivio wohl erst nach einigem Zaudern und vorwiegend aus sentimentalen Gründen entschied: weil „ich sie liebe und immer geliebt habe" (Conv. I § 10). Man tut gut daran, sich das alles zu vergegenwärtigen, um klar zu ermessen, wie unbezwinglich in Dante die Berufung, der Drang zur Poesie war, und wie sicher der Instinkt, der ihn, von Bedenken unbeirrt, nach der rechten Form greifen und so seine dichterischen Anläufe in die Commedia münden ließ.

Gewiß hat dabei auch manches von außen her dem Dichter zum Durchbruch geholfen. Das Beatrice-Erlebnis ist für seine dichterische Entwicklung ähnlich bestimmend geworden wie für seine religiöse. Man braucht nur Jugendgedichte zu lesen wie die Kanzone Donne ch'avete intelletto d'amore, wo Engel und Heilige Gott bestürmen, Beatrice, ohne die der Himmel unvollkommen ist, zu sich zu erhöhen, oder die Kanzone Donna pietosa mit der Vision von Beatrices Tod, die als Wölkchen vor Hosianna singenden Engeln zum Himmel emporschwebt, während die Sonne sich verfinstert und Vögel auf die erbebende Erde niederstürzen.[3]) Solche Strophen veranschaulichen, wie die Liebeslyrik Dantes, noch ehe sich die Verherrlichung der Geliebten in Vergöttlichung übersteigerte, bereits der Commedia präludiert, die man ja auch ein einziges riesiges Liebesgedicht genannt hat.

Und noch mehr wird ihn in seinem Drang der bestärkt haben, den er immer wieder als seinen Meister, der anderen Dichter Ehre und Leuchte preist, der divinus poëta Virgil. Wieviel Dante ihm im einzelnen schuldet, ist schier unübersehbar. Aber neben der Veredelung seines Geschmackes dürfte er ihm am meisten dadurch verpflichtet sein, daß Virgil ihm vorbildlich die Möglichkeit wies, seine Sendung als Dichter zu erfüllen, als der Dichterseher, der von oben inspiriert, auch ein Gesalbter des Herrn, in einer Person den Gesetzgeber, den Richter, den Weisen, den Verkünder der ewigen Schönheit und Wahrheit, den Propheten, den Mittler zwischen Gott und den Menschen vereinigt — der Dichter, gekrönt mit der Tiara des Hohenpriesters, nach der sich dann Jahrhunderte später im Gefühl, Virgils und Dantes Erbe zu sein, von neuem Victor Hugo reckte.

* * *

Die ersten uns bekannten Verse hat Dante nach eigener Angabe 1283 mit 18 Jahren geschrieben. Ein Sonett, das er zusammen mit anderen ebenfalls durch Beatrice angeregten Gedichten in sein erstes größeres Werk einreihte, in die Vita Nuova. Man kann sie als lokker gefügten, autobiographischen Seelenroman charakterisieren, der in einer Mischung von Prosa und Vers die an konkreten Ereignissen so arme Geschichte seiner Liebe erzählt, und der mit gelegentlichen schulmeisterlichen Exkursen sowie fortlaufend mit einer pedantischen Zergliederung der Gedichte verbrämt ist.

Gegen Ende der Vita Nuova tritt eine andere Frau hervor, die *gentil donna* im Fenster, deren Mitleid den Dichter beinahe in seinen Bann zieht, bis ihn ein Traumgesicht reuig zurück zu Beatrice wendet. Wer sie war, wissen wir gar nicht; jede Vermutung schwebt in der Luft. So ist denn für die Biographen, die Dante, auch den jungen Dante, gern zu einem körperlosen Schatten verflüchtigen, die Versuchung hier noch größer

3) Vita Nuova. In der Ausgabe von E. Moore, nach der ich immer zitiere (Tutte le opere di Dante Al. 3ª ed. Oxford 1904), S. 215f. u. S. 220f.

als bei Beatrice, die Existenz einer Frau, zu der Dante in Liebe entbrannt wäre, überhaupt zu leugnen. Und wer nicht auf psychologische Glaubwürdigkeit erpicht ist, kann sich auf Dante selber berufen. Denn als dieser etwa ein Dutzend Jahre nachher wiederum daranging, Gedichte in einem Prosatext einzurahmen, in dem unvollendet abgebrochenen Convivio, erklärte er rundweg von der *donna gentile,* sie sei nie was anderes gewesen als eine Allegorie, und legte die Verse, in denen er sie angeschmachtet hatte, in spitzfindiger Exegese als die verschleierte Darstellung seines Werbens um die hehre Fraue Philosophie aus.

Das Convivio ist weniger zwitterhaft als die Vita Nuova. Die Prosa enthält zwar auch Autobiographisches, will aber hauptsächlich Wissen kompilieren und vermitteln, in 14 Traktaten, die an 14 Kanzonen anknüpfen sollten. Daher ja auch der Titel: der Dichter lädt zu einem öffentlichen Gastmahl, um in der allen verständlichen Vulgärsprache aufzutischen, was er sich in eifrigem Studium angeeignet hat. Es dominiert also die lehrhafte Absicht durchaus. Ihr dienen auch die Gedichtanalysen und die Gedichte selbst erst recht, wenn man nur (wie Dante uns das vormacht) ihren verborgenen Sinn der trügerischen Schale entkernt.

Solche nachträgliche Umdeutung von Gedichten, die ihren Ursprung offensichtlich in irdischer Liebesregung haben, wurde durch die Besonderheiten des damaligen lyrischen Modestils erleichtert. Der *dolce stil nuovo,* wie Dante ihn benannt hat, brachte außer formalen Errungenschaften als wichtigste Neuerung die Weiterbildung des aus der provenzalischen Lyrik übernommenen Frauenkultus, und zwar so, daß Hand in Hand mit einer immer weltentrückenderen Idealisierung der Frau die Erotik aufs äußerste entsinnlicht wurde in eine unbedingt platonische, von jeder Spur fleischlichen Begehrens gereinigte Erhebung und Sehnsucht vagster Art und vagsten Ausdrucks, die eben durch die Sublimierung zweideutig war und genau so gut auf das Streben nach Tugend und Weisheit wie nach einer Frau bezogen werden konnte — um so mehr, als den Dichtern selbst beides zu verschmelzen pflegte. In dem süßen neuen Stil bewegt sich auch Dante als einer der ersten, und er findet mehr als einmal Gedichte wie die vorhin erwähnten Kanzonen, die neben den schönsten Stücken der Commedia unverwelkt geblieben sind, weil das Konventionelle, Künstliche, Geschraubte, Verstiegene, was der ganzen Schule anhaftet, in ihnen weder die Feinheit des psychologischen Erfühlens verwischt noch die frische Aufrichtigkeit der Empfindung erstickt hat, weil sie entstanden sind, wie Dante selbst uns schildert, in Purg. XXIV 52 ff., wo er von sich als Lyriker sagt: Wenn Liebe mich anweht, horche ich in mich hinein und schreibe nieder, was und wie sie mir im Innern vorspricht.

In der reichen Lyrik zwischen Vita Nuova und Convivio fallen ein paar Gedichte auf, die sogenannten Steinkanzonen, die zu den umstrittensten Teilen von Dantes Werk zählen. Steinkanzonen heißen sie, weil darin mit dem Wort *pietra* = Stein gespielt und auf eine Steinharte, Spröde angespielt wird, über deren Kälte der Dichter außer sich gerät. Man hat auch sie allegorisch ausgelegt. Pietra wäre noch eine Personifikation der Philosophie oder nach Fr. X. Kraus[4]) die Republik Florenz. Einige

4) Dante, sein Leben und sein Werk, sein Verhältnis zur Kunst und zur Politik (Berlin 1897), S. 245 f.



Analogien stellen sich ziemlich zwanglos ein, und sobald an dem Rest geduldig genug herumgeknetet wird, fügt er sich schließlich jeder Auslegung. Aber nicht auf Einzelheiten kommt es an, sondern auf die Stimmung, auf die seelische Atmosphäre.

Wer sie liest, ohne sich von keuchender Leidenschaft angesengt zu fühlen, muß selber von Stein sein. „So rauh will ich in meinen Worten sein wie jene schöne Pietra in ihrem Gebaren", hebt die berühmteste[5]) an, die XII., in der jede Strophe ein Schrei ist. Zuerst Schreien um Gnade zum Liebesgott, der höhnisch-grausam mit dem Verliebten ringt, ihn zu Boden schleudert, mit Füßen tritt, mit dem todbleich Hingestreckten spielt, ehe er ihm das Schwert in die Seite stößt, so tief, daß der Schmerz im Herzen zurückprallt. Dann ein noch gellenderer Aufschrei: Könnte ich sie nur packen, die verruchte Mörderin, die (o wehe mir!) nicht um mich bellt, heult, wie ich um sie belle, heule, in heißem Schlund, könnte ich ihre blonden Zöpfe fassen, die meine Geißel und Peitsche sind, wie wollte ich mich sättigen, mich an ihr rächen, ohne Erbarmen, gar nicht fein, wie Bären scherzen! Denn — schönen Ruhm erwirbt, wer sich rächt, *chè bell' onor s'acquista in far vendetta:* so klingt der Abgesang aus, und dieses Wort *vendetta* am Schluß eines solchen Gedichtes leuchtet in die Tiefen von Dantes Blut hinunter, durch die er mit seinem Volk verwandt ist, mit dem Italien der großen Renaissancebestien und der kleinen Messerstecher, für das Stendhal so enthusiastisch schwärmte.

Es gibt eine Stelle im Convivio (IV § 14), in einer Auseinandersetzung über den Begriff des Adels, wo Dante sich über einen Einwand derart erregt, daß er losbrüllt: auf so viehische Dummheit möchte man am liebsten gar nicht mit Worten erwidern, *ma col coltello*, mit dem Messer — auch dies ein Ausbruch aus denselben Wesensabgründen, die man nicht verschweigen, nicht wegleugnen darf, wie es die falschverstandene Schönfärberei vieler Danteverehrer tut. Denn zu den Voraussetzungen der Commedia gehört auch sein Temperament, eine Natur, die zu stärksten Affektspannungen und -entladungen neigte, und die ihr Triebleben mindestens in jähen Anfällen auszuleben verlangte, ehe die Bändigung und Vergeistigung gelang. Die Beichte der Steinkanzonen, die uns enthüllen, wie es in Dantes Brust und Sinnen gewittert hat, ist ein beredtes Zeugnis dafür. Sie bezeichnen den Gegenpol der Beatrice-Minne, den er gewiß nur gestreift haben wird, ohne zu verweilen. Aber kennen lernen mußte er auch ihn. Beherrschte Sanftmut, Reinheit, Unberührtheit können bewundernswerte Heilige schaffen; sie haben noch nie und nirgends einen Dichter geschaffen. Nichts Menschliches durfte Dante fremd bleiben, wenn er die Welt gestalten wollte, die vom Paradiso abwärts bis in die Giudecca des Inferno reicht.

An der Vertuschung des Allzumenschlichen an Dante ist nur so viel richtig, daß man sich hüten muß, es zu überschätzen. Die Pietra-Gedichte und ein paar ähnliche verraten Strudel, denen er wieder enttauchte. Die Liebe zur *donna gentile* hatte jedenfalls ihre Erdhaftigkeit schon verloren, als er sie in das Symbol weltlicher Weisheit umdeutete. Beatrice wuchs immer höher in die Himmel, und mit ihr wuchs der Liebende, bis er reif war, zur großen Tat auszuholen — als er die Schwelle des dritten Alters überschritten hatte, wo (das schöne, im Convivio, IV §27, geprägte Bild!) der Mensch sich öffnen soll gleichsam wie

5) Ed. Moore S. 163f.

eine Rose, die nicht mehr geschlossen bleiben kann, und den Duft ausströmen will, der sich innen erzeugt hat.

* * *

Der Seufzer meines Herzens (erzählt das letzte Sonett der Vita Nuova) schwingt sich in den höchsten Himmel, wo der Geist auf seiner Wanderung, *lo peregrino spirito,* sich in den Anblick einer schönen Frau und ihres Glanzes versenkt. Was er dann meinem Herzen berichtet, klingt so dunkel, daß ich es nicht begreife. Aber ich weiß, daß er von jener edlen Frau, von Beatrice redet. „Und nachdem ich dies Sonett geschrieben" (fährt Dante in Prosa fort), „hatte ich ein wundersames Gesicht, in dem ich Dinge schaute, die mich bewogen, nichts mehr von der Gesegneten zu sagen, bis ich sie würdiger besingen könnte. Und dies zu erreichen, mühe ich mich, soviel ich kann, wie sie wahrhaftig weiß. So daß, wofern es Dem gefällt, durch den alle Dinge leben, mein Leben noch einige Jahre dauern zu lassen, ich von ihr zu sagen hoffe, was noch nie von irgendeiner gesagt worden ist."

In diesem wundersamen Gesicht wird der Kerngedanke der Commedia empfangen worden sein. Aber er mußte noch lange unterirdisch keimen. Äußere und innere Gründe sprechen dafür, daß Dante erst um 1314 begonnen hat, vor allem die Einheitlichkeit und Geschlossenheit, die unmöglich so straff sein könnten, wenn die Ausführung mit Unterbrechungen durch viele Jahre gelaufen wäre, obwohl es anderseits Menschenkraft zu übersteigen scheint, daß in der knappen Frist bis zu seinem Tod ein Werk zur Vollendung gedieh, das schon den Ausmaßen nach wirkt, als hätte die Anstrengung eines ganzen Daseins gerade dazu hingereicht.

Die Commedia ist eine Trilogie von dreimal 33 Gesängen und einem einleitenden voran, jeder von ungefähr 140 Versen, also 100 Gesänge und über 14000 Verse. Die Verse so durch den Reim verbunden, daß die Kette innerhalb eines Gesanges nie abreißt, in einer von Dante umgeschaffenen Dreizeilenstrophe, die den Dichter zwingt, sich, ohne zu stocken, bis zum Ende eines jeden stromauf zu arbeiten. Komposition, Ordnung, Symmetrie, Proportionen, Entsprechung, Wiederholung, Abwechslung, alles aufs sorgfältigste erwogen, berechnet, abgezirkelt, mathematisiert, kann man sagen, wenn man sich vergegenwärtigt, zu welchen Spielereien der mittelalterliche Hang zur Zahlensymbolik Dante verführt. Alles im einzelnen ausgeklügelt und ausgetüftelt, bis auf das Reimwort *stelle* = Sterne, das die drei Teile mit demselben sinnbildlichen Schnörkel schließt. Ein Bau, der allein schon architektonisch, gleichviel was die Idee wert ist, die hinter ihm steckt, in seiner wuchtigen und dabei doch durchsichtig gegliederten und ebenmäßigen Monumentalität überwältigt.

Kaum ist je einem Menschenkopf ein so kühner Plan entsprungen, auch kaum je ein so gefährlicher, vor dem Scheitern so wahrscheinlich, Gelingen so unwahrscheinlich war. Mit der Commedia erhält gleich in dem ersten Werk christlicher Eingebung, das sich ebenbürtig an die großen Schöpfungen der heidnischen Antike reiht, die Umstellung der Menschheit von Diesseitsstimmung zu Jenseitsstimmung den denkbar entschiedensten Ausdruck. Schauplatz ist nicht die Oberfläche der Erde, sondern der Höllentrichter, der sich in sie bohrt, der Läuterungsberg, der über ihr seine Terrassen aufschichtet, und über ihm die Sphären des Paradieses. Hintergrund ist nicht die Vergänglichkeit, sondern die Ewigkeit.

Nicht menschliches Streben und Handeln in der flüchtigen Spanne des Erdenwandels bildet die Fabel, sondern der Lohn, der hinter dem Grab harrt, unwiderrufliche Verdammung, sühnende Strafe oder Seligkeit.

Der einzige Lebende ist der Dichter, der unter lauter Toten, die er für einen Augenblick wieder zum Leben erweckt, damit sie ihm Rede stehen, an Geistern, Teufeln und Engeln vorbei, von Virgil geleitet, den Weg von tiefster Qual bis zur Wonne der *somma luce* durchmißt. Zuerst das Loch hinunter, das Luzifers Sturz aufriß, zum Mittelpunkt der Erde, wo der Höllenfürst, bis an die halbe Brust von Eis umstarrt, in drei Mäulern die Erzverräter am geistlichen und am weltlichen Reich zermalmt, während ihm aus den sechs Augen seiner drei Gesichter Tränen in den blutigen Geifer rollen. Dann nach einer Umdrehung kopfüber aufwärts zu den Antipoden und den Fegeberg erklimmend bis zum Wald des irdischen Paradieses auf seinem Gipfel, wo Virgil den Schüler und Schützling verlassen muß. Dann mit Beatrice im Flug in den Mondhimmel hinüberschwebend und von Himmel zu Himmel bis zum Lichtmeer mit den drei Kreisen, die sich wie Regenbogen spiegeln und aus deren zweitem etwas wie ein Menschenantlitz entgegenschimmert: das unaussprechliche Geheimnis der göttlichen Dreifaltigkeit und Menschwerdung.

In das Jubeljahr 1300 (vermutlich vom Karfreitag an eine Woche dauernd) hat Dante seine Jenseitsreise verlegt, die er nach mittelalterlichem Gebrauch comœdia betitelte, als Dichtung, die düster beginnt, um versöhnlich zu enden. Erfunden im strengen Sinn hat er weder das Thema, da solche Visionen schon vor ihm als literarischer Stoff beliebt waren, noch die meisten Einzelheiten der Ausgestaltung, wie topographische und astronomische Angaben über Struktur und Natur der drei Jenseitsreiche oder System und Abstufung der Peinigungen und Beseligungen. Aber daß in der Commedia das gesamte Wissen und außer frommen bildlichen Darstellungen und Legenden die metaphysische und theologische Spekulation der Zeit ausgebeutet ist, alles, was volkstümliche und gelehrte Überlieferungen von heidnischer und christlicher Mythologie zu erzählen hatten, raubt ihr nichts von ihrer künstlerischen Selbständigkeit. Und in höherem Sinn ist sogar der Einfall einer Fahrt ins Jenseits ebenso Dantes Eigentum wie die Form, in die er ihn kleidete. Denn der Hinweis auf ältere Versuche, die er vielleicht gekannt hat, unterstreicht nur, wie arm, flügellahm, kindisch und roh die Phantasie ist, die in ihnen waltet und die sie nicht über ein schauerliches oder erbauliches Märchen, über unbeholfenes Geplauder oder strohdürre Predigt hinausgelangen läßt.

Wer in die Commedia ganz eindringen will, um sie nach den zweifellos sehr komplizierten und tiefgründigen Absichten des Dichters zu erfassen, in der Überfülle religiöser, ethischer, dogmatischer, apologetischer, philosophischer, politischer, wissenschaftlicher, ästhetischer Tendenzen, die sich in ihr verschlingen, verästelt, wie sie ist, mit allen Strömungen des Mittelalters und gewachsen aus einer jahrhundertealten Vergangenheit, deren Erbschaft sie bereichert und belastet — der muß sich durch den Wust von Literatur wühlen, den um sie ein Riesenaufwand menschlichen Fleißes und Scharfsinns gehäuft hat, und wird daraus beinahe mehr Entmutigung als Gewinn ziehen, weil er so ziemlich auf alle wichtigen Fragen nur widersprechende und verwirrende Antworten findet. Erheblich einfacher wird die Lage, wenn man die Commedia nur



auf das betrachtet, wodurch sie bis heute lebendig geblieben ist, auf ihre Kunstwerte. Auch dann erheischt ihr Genuß noch Vorbereitung. Aber die läßt sich aus verschiedenen Kommentaren holen, wo sich die Gelehrsamkeit nicht unvernünftig breitmacht, und für uns Deutsche jetzt am besten aus der Entwickelungsgeschichte und Erklärung der Göttlichen Komödie von Karl Voßler.[6]) Wir dürfen uns freuen, daß gerade Deutschland, das seit einem Jahrhundert sich emsig um die Übertragung, d. h. Verbreitung Dantes und um seine Erforschung bemüht, auf eine Reihe nützlicher Arbeiten, aus denen die bahnbrechenden von Philalethes, K. Witte und Fr. X. Kraus hervorragen, als die geistig bedeutendste Leistung dieses Buch gesetzt hat, wo großzügige Meisterung eines ungeheueren Materials und ein intuitiver Blick für das Wesentliche sich in den Dienst genialen Nacherlebens stellen.

Der Sinn der Commedia im groben ist durchaus klar. Das Streiten fängt erst da an, wo man sich haarspalterisch darauf versteift, Allegorisches und Nichtallegorisches scharf abzusondern, scharfe Trennungsstriche zwischen mehreren Sinnen, einem religiösen, philosophischen, ethischen, politischen zu zeichnen, die Hauptfiguren als Personifikationen eines bestimmten Abstraktums in enge Formeln zu zwängen, den Sinn der Hunderte von episodischen Figuren, Menschen, Geister, Tiere, aufstöbern und aus jedem ihrer Einzelzüge, aus jeder Kleinigkeit der Szenerien und Dekorationsstücke verborgene Weisheiten schürfen zu wollen. Aber das sind Dinge, die mit der Commedia als Kunstwerk wenig zu tun haben.

Für ihre literarische Würdigung genügt es, die Grundgedanken herauszulesen, und dabei kann ein weitherziger Eklektizismus und dehnbare Umschreibung nicht schaden, im Gegenteil. Daß der dunkle Wald am Eingang, in den Dante sich verloren hat, die Verstrickung in weltliche Blindheit und Verderbtheit bedeutet und Pardel, Löwe und Wölfin die Gefahr, die vom Untermenschlichen der Instinkte her droht, darüber sind sich auch die auseinanderstrebendsten Meinungen ungefähr einig. Ähnlich darüber, daß der Abstieg zur Hölle das immer verstocktere Einsinken in Materie und Laster bedeuten und zugleich Abscheu davor einimpfen soll, wie der Anstieg zum Läuterungsberg die fortschreitende Überwindung der Sinnlichkeit, Entsündigung und Vergeistigung, der Flug von Himmel zu Himmel die Annäherung an Gott durch Heiligung bedeuten und die Sehnsucht nach der vollkommenen Seligkeit wecken soll, die sein Betrachten und Erkennen gewährt und zu der die Menschheit sich emporheben kann, wenn sie den Helfern folgt, die ihr wie dem einzelnen Dante gegeben sind, der natürlichen Vernunft, die Virgil verkörpert, und (von einer höheren Stufe an) der Erleuchtung von oben, der Gnade, die Beatrice verkörpert.

Also ein Gedicht, das im Spiegel von Dantes Entwickelung die der Menschheit einfängt: Elend, Kampf, Erlösung. Und dieser Weg von Elend durch Kampf zu Erlösung mit den Augen des Mittelalters wesenhaft christlich geschaut. Ebenso christlich in der Voraussetzung, auf der das Ganze ruht: die irdische Zeitlichkeit nur Prüfung und Vorbereitung auf das eigentliche Leben, das drüben in der Ewigkeit einsetzt, wie in der Fassung des Urkonflikts und seiner verschiedenen Seiten: Bös und Gut, Fleisch und Geist, Sünde und Gerechtigkeit, Irrtum und Wahrheit, wie endlich in der praktischen Lehre und Nutzan-

6) Heidelberg 1907—1910.

wendung, die für Individuum und Gesellschaft, Staat und Kirche gezogen werden sollen.

* * *

Das Mittelalter ist reich an großen Persönlichkeiten. Aber sie haben alle wie Augustinus, Kaiser Karl, Papst Gregor, Franz von Assisi, Thomas von Aquin Namen, die außerhalb der Literatur klingen. Es sind Mönche, Priester, Fürsten, Krieger, Eroberer, Grübler, Asketen, Heilige. Keinen von ihnen lockt es, seinen Willen, seine Leidenschaft, seine Träume in ein Kunstwerk zu ballen, um sich selbst zu offenbaren und zu steigern. In allen möglichen Taten geben sie sich aus, nur nicht in einer dichterischen. Und die dichten, sind keine Persönlichkeiten, embryonale Schemen, kaum differenzierte Ausstrahlungen einer Massenseele oder, wo sie sich differenzieren, dann so schrullig, daß die Physiognomie sich fast in eine Fratze verzerrt. Keiner erhält von innen her Impulse, die weiter tragen als bis zu einem geglückten Lied, zu ein paar geglückten Strophen, weil keiner zum Dichten von unentrinnbarer Notwendigkeit getrieben wird. Plötzlich am Ausgang des Mittelalters löst sich einer aus dem dämmernden Gewimmel, und der helle Tag, in den er tritt, beleuchtet Züge und einen Wuchs von unvergleichlicher Einmaligkeit. Zum erstenmal seit mehr als einem Jahrtausend steht in der Literatur wieder eine große Persönlichkeit auf: Dante.

Wir kennen Dichter jener Zeit, die temperamentvoll waren wie Dante und noch stürmischere Schicksale hatten. Aber dieses Menschliche hat sich ihnen nicht in kunstschöpferische Energie umgesetzt. In ihr Werk ist nichts davon hinübergeflossen als die Geste und anekdotische Reminiszenzen; es zehrt von Angeflogenem, Anempfundenem und entpersönlicht durch Schablonisierung selbst Persönlichstes. Während Dante die Starrheit der mittelalterlichen Kunst, der am wohlsten am Gängelband in ausgefahrenen Gleisen ist, mit einem Ruck zerbricht, nichts gestaltet, was ihm nicht vorher aufrüttelndes Erlebnis geworden ist, und alles mit dem Fieber seines Blutes durchlodert. *Con paura il metto in verso* — der Vers aus dem Inferno (XXXIV 10), der keine hohle Redensart ist, faßt lapidar zusammen, was Dantes Überlegenheit ausmacht: das Erschauern des Menschen, der schrieb, Erschauern in Angst oder Jubel, zuckt in dem, was er schrieb, und darum ist es lebendig.

Überall wird Dantes Persönlichkeit sichtbar. Die autobiographischen Einzelheiten, die er einstreut, sind ihre auffallendste, aber auch oberflächlichste Spur. Anderes ist wesentlicher. Wie er es wagt, sich in Szene zu setzen, die seiner Gegenwart verehrungswürdigsten Heroen aus der Profan- und Kirchengeschichte zur Zwiesprache heraufzubeschwören, seine Gebete mit denen der Seligen zu vermengen, sich angesichts der Himmelsrose und ihrer Chöre vom hl. Bernhard vertraulich lächelnd zuwinken zu lassen, sogar die Jungfrau zu bemühen, damit ihm durch ihre Fürbitte das verschlossenste Wunder, die Erscheinung des dreieinigen Gottes erschlossen werde. Wie er es wagt, in zerknirschter Beichte die eigene Sündhaftigkeit zu verewigen und sich zugleich in der Prophezeiung des Ahnherrn Cacciaguida ein trotziges Denkmal zu errichten. Aber auch derlei verblaßt neben der Begegnung mit Beatrice im irdischen Paradies (Purg. XXX 137 ff.), wo er sich kühner als irgendwo in den Mittelpunkt stellt, um den mit der Commedia für einen Augenblick die ganze Schöpfung kreist — er, Dante Alighieri aus Florenz, an dessen Seelenheil so viel

lag, daß ihm zuliebe die göttliche Weltordnung durchbrochen werden und das Jenseits sich einem Lebenden öffnen mußte, da kein anderes Mittel mehr verfing, den Tiefgefallenen zu retten.

Häufig streift er die Grenze des Erträglichen. Vor mehr als einer Strophe, wo er rücksichtslos alten Groll, seine Galle und Rachsucht entlädt, auch gegen Personen, die gestern noch unter den Lebenden weilten, erinnert man sich, so ungerecht es ist, an Nietzsches böses Wort von der Hyäne, die in Gräbern dichtet.[7]) Die Art, wie er als fehlender, vom Dunst der Tagesleidenschaften umnebelter Mensch nicht nur Kritik übt, z. B. an Papsttum und Päpsten, sondern für seine Kritik Heilige wie St. Benediktus oder den Apostel Petrus als Mundstück benützt, die an das seherische Toben alttestamentarischer Bußprediger gemahnende Heftigkeit, mit der er Gottes Urteil vorweg nimmt, um in seinem Namen zu donnern, zu schmähen, zu verfluchen, zu verdammen oder zu erhöhen und freizusprechen — sie müßte wie Lästern aus frevlerischer Überhebung wirken, wäre nicht die Tapferkeit seiner Entrüstung, die vor keinem Rang in staatlicher oder kirchlicher Hierarchie verstummt, und spürte man nicht selbst da, wo vernehmbar der Widerhall egoistischester Rankünen mitschwingt, wie aufrichtig in ihm der Wunsch nach sittlicher Wiedergeburt der Menschheit glüht, mit welch ernstem Verantwortlichkeitsbewußtsein ihn der Glaube an eine ihm von überirdischer Macht übertragene Aufgabe erfüllt, und wie hoch er trotz aller Erdgebundenheit bereits über der Erde schwebt, aus welchem Abstand und mit welchem Lächeln er auf das erbärmliche Fleckchen niederblickt, *che ci fa tanto feroci* (Par. XXII 134 ff.).

7) Götzendämmerung. Streifzüge eines Unzeitgemäßen, § 1.

Überall strömt sich eine Feuerseele aus, deren hervorstechendstes Merkmal außer der unabgeschwächten Ursprünglichkeit eine ungewöhnlich große Spannweite der Gefühlsskala zu sein scheint. Fr. de Sanctis[8]) hat gewiß recht, wenn er sich gegen die Einseitigkeit der Biographen wendet, die das Bild Dantes bald durch die Übertreibung in rachebrütende Wildheit, bald durch die in turteltaubensanfte Demut verzeichnen. Der wahre Dante schillert vom einen zum anderen Extrem, ein Mensch, in dem sich unlöslich wie Tugenden und Laster Zartheit und Gewalttätigkeit mischten, der ebenso rührend im Lieben wie furchtbar im Hassen sein konnte. Aber ein Mensch, dem Lauheit und Weichlichkeit wesensfern und widerwärtig war, und in dem das Harte, Strenge, Kantige, Herbe, Herrische die Oberhand bekam, je mehr er sich in seinem inneren Wachstum den Nebenmenschen entfremdete, je mehr ihn die Trauer der Vereinsamung überschattete und je mehr er sich mit Verachtung und dem Stolz auf den eigenen Wert wappnen mußte, um sich unempfindlich gegen Schicksalsschläge zu machen — er selber die *anima altera e disdegnosa,* die er im Purgatario (VI 61 ff.) an Sordello bewundert.

Aus der Spannweite seiner Gefühlswelt, zusammen mit dem Reichtum seiner Einbildungskraft und der bildnerischen Kräfte, über die er verfügte, erklärt sich die Vielfältigkeit wechselnden Tones und wechselnder Stimmungen, die an der Commedia immer wieder ebenso überrascht wie das Nebeneinander lyrischer, epischer und dramatischer Wirkungen. Durchaus herrscht Pathos vor, aber Pathos in verschiedenen Abschattungen, elegisches, idyllisches, tragisches, vom schlichtesten bis zum maje-

8) Saggi, zitiert von Vossler 563 f.



stätisch gestelzten, vom gedämpften bis zum Fortissimo. Am meisten fehlt der Humor. Komisches stellt sich fast nur als Mittel der Satire ein; höchstens daß man die derben Szenen der fünften Bulge nennen kann, wo dumm-unflätige Teufel die Hanswurstenrolle spielen, die ihnen das mittelalterliche Theater und die Märchen zuweisen. Und das Herz, aus dem die Satire quillt, ist zu schmerzlich erregt, als daß ihm ironisches Lächeln Erleichterung verschaffen würde; höchstens, daß man einige mit leisem Spott gemalte Portraits nennen kann, wie das des Faulenzers Belacqua (Purg. IV 98 ff.) oder die Schlemmerecke (Purg. XXIV 22 f.), wo der Herr Marchese seinen unstillbaren Durst und Papst Martin IV. seine Schwäche für in Firnewein gekochte Seeaale büßen. Sonst überall grimmiges Fauchen oder Gebrüll wie der Wutschrei über Bonifaz VIII., über die Mitbürger, das Vieh von Fiesole, über das Vaterland: *Ahi serva Italia, bordello!*[9])

* * *

Von den drei Teilen der Commedia sind von jeher Purgatorio und Paradiso im Vergleich zum Inferno vernachlässigt worden. Den Lesern, die sie aus traditionellem Vorurteil meiden, entgeht Kostbares. Der I. Gesang des Purgatorio, von der Schilderung des Sonnenaufgangs bis zum Schluß, wo Virgil Dante mit Binsen gürtet und sein Antlitz nach der Höllenreise reinigt, die Verse, die Virgil zum Abschied spricht (Purg. XXVII 127 ff), Dante vor Beatrice, „die große Macht der alten Liebe empfindend" (Purg. XXX 39) und unter ihren Vorwürfen schambeschwert den Blick in Tränen senkend, das Gebet, das er der entschwebenden Beatrice nachschickt (Par. XXI 79 ff.), der Schlußgesang des Paradiso, wo die Dichtung noch einmal einen Gipfel erreicht und sich auf ihm behauptet, angefangen vom Gebet des heiligen Bernhard zu Maria, bis zu den Versen, in denen das Ganze ausklingt: nun lenkte mein Wünschen und Wollen die Liebe, die Sonne und Sterne bewegt, *l'amor che muove il Sole e l'altre Stelle* — das sind ein paar aus vielen Stücken, die von dem Dichter Dante erst einen vollen Begriff vermitteln.

Aber die Vorliebe für das Inferno ist verständlich. Hier drängen sich die Schönheiten, und zwar Schönheiten weniger spiritualisierter und daher leichter zugänglicher Art. Hier ist am meisten Unruhe, Auf und Ab, dramatische Spannung. Hier, wo die Szenerie selber mitspielt,[10]) „prasselnder Regen, heulender Wind, züngelnde Flamme, schneidende Kälte, ja sogar Gestank, Beleuchtung, Dämmerung, Dunkelheit und selbst die Regungslosen etwas Lebendiges sind, etwas, das wehe tut und boshaft ist" — hier, wo inmitten der Schrecken einer ungeheuerlichen Natur in düstersten, rohesten oder ergreifendsten Schicksalen am meisten Menschentum aufgerollt wird: Ugolino, wie er sich den Mund von kannibalischer Mahlzeit an den Haaren seines Opfers abwischt und erzählt, mit welcher Grausamkeit der Bösewicht Ruggieri ihn und Söhne und Enkel im Turm verhungern ließ, oder Francesca da Rimini mit Paolo an ihrer Seite vom Wind hergeweht wie ein Taubenpaar, die Schwachheit der ehebrecherischen Stunde beichtend, deren Süßigkeit keine Qual aus ihrem Gedächtnis tilgt, so erschütternd in ihrer Liebe, daß Dante wie tot zu Boden stürzt — hier findet der Dichter am meisten Gelegenheit, alle Gaben seiner Erzählerkunst wie sein malerisches und skulpturales Können zu ent-

9) Parad. XXVII 22 ff. — Inferno XV 73 — Purg. VI 76 ff.

10) Voßler l. c. S. 939 f.



falten. Hier regt sich auch das stoffliche Interesse am stärksten. Und vor allem noch eins: hier hält sich das lehrhafte Element so zurück, daß es am wenigsten stört.

Den II. Gesang des Paradiso, ehe er seinen Flug durch die Himmelssphären beginnt, leitet Dante mit einem Wort an die Leser ein. Die ihr mir bisher in kleinem Boot gefolgt seid, kehrt um zu euren Ufern und folgt mir nicht aufs weite Meer hinaus; denn die Flut, die ich jetzt befahre, ist noch nie befahren worden; nur die wenigen unter euch, die früh den Hals nach dem Engelsbrot der Weisheit gestreckt, können noch folgen! Sicher soll das nicht bloß ein Kniff sein, um die Neugierde des Lesers anzustacheln, sondern eine ernstgemeinte, von Pedantenaristokratismus, dünkelhafter Verachtung für den Unstudierten eingegebene Warnung. Daß sie nicht unangebracht ist, zeigen vorhergehende und folgende Gesänge im Überfluß, wo zum Beispiel Thomas von Aquin oder der Menschenvater Adam zu Vorlesungen über ebenso müßige wie verzwickte Doktorfragen bemüht werden oder Dante selbst in einem beinahe drei Gesänge erfüllenden Examen, dem er von Petrus, Jakobus und Johannes unterzogen wird, zum Wohlgefallen der himmlischen Zuhörer mit seiner Beschlagenheit in der theologischen Doktrin über Glaube, Liebe und Hoffnung paradiert.

Am peinlichsten aber berührt, daß mit der Verkündigung des in ihm aufgestapelten Schulwissens mehr und mehr Beatrice betraut wird. Ein Privatissimum löst das andere ab: über die Natur des Mondes und die Ursache der Mondflecken (mit Beschreibung eines Spiegelexperimentes zur Kontrolle), über die Hierarchie der Engel oder über ihre Erschaffung usw. Und je lederner Beatrice in Terzinen doziert, desto mehr droht sich die Anmut der Weiblichkeit zu verflüchtigen, die sie ins Jenseits hinübergerettet hat, und die ein ganz leises, aber in der Strafpredigt unverkennbar durchschimmerndes Überbleibsel irdischer Eifersucht nur noch anmutiger macht. Die liebliche Madonna der Vita Nuova droht sich in das Schreckgespenst einer scholastischen femme savante zu verwandeln. Man atmet auf, wenn sie, der ledigen Professorenfunktion enthoben, auf ihren Platz in der Himmelsrose zurückschweben darf, um wieder die zu sein, die schweigend aus der Ferne bezaubert.

Und bei all dem handelt es sich natürlich nicht darum, ob die Meinungen, die Dante durch Beatrice und andere Dolmetscher entwickelt, vor der modernen Wissenschaft standhalten oder nicht. Sie dürften unumstößliche Erkenntnisse enthüllen und wären darum nicht weniger Fremdkörper, die sich in das Dichtwerk eingefressen haben und es manchmal beinahe zerstören. In ihrem Wuchern verrät sich einer der gefährlichsten Irrtümer mittelalterlicher Poetik, der Fr. de Sanctis in dem glänzenden Dante-Kapitel seiner Storia della letteratura italiana[11]) veranlaßt hat, so nachdrücklich zu betonen, daß Dante nicht groß geworden ist durch das, was er wollte, sondern durch das, was er ungewollt schuf, im Widerspruch zu seinem und seiner Zeitgenossen Geschmack. Kein Zweifel, daß Dante gerade auf die Stellen, die wir als Unkraut ausjäten möchten, am stolzesten war. Die vorhin erwähnte Mahnung an den Leser bezeugt ja naiv, daß und warum er im Paradiso seine steilste Leistung erblickte. Wie in den älteren Jenseitsfahrten und in der frommen Literatur überhaupt, so drängen sich auch bei ihm ausgespro-

11) Nuova ed. a cura di Ben. Croce I. 1912, S. 162ff.



chen kunstfremde und kunstfeindliche Absichten vor, der Wunsch, ein im weitesten Sinn nützliches Lehrgedicht zu verfassen, mit grell kolorierten Exempeln vom Laster abzuschrecken, zu innerer Einkehr zu nötigen, die Verderbtheit, die er ringsum gewahrte, zu entlarven und öffentlich auszupeitschen, die göttliche Wahrheit und seinen Glauben an sie zu bekennen, das Wissen der Zeit von überirdischen und irdischen Dingen zu sammeln.

Wenn die Commedia bald nach Dantes Tod in Dutzenden und dann Hunderten von Handschriften verbreitet wurde, bis mit dem Ende des 15. Jahrhunderts die Hochflut der Druckausgaben einsetzte, so verdankte sie solchen Erfolg der Ehrfurcht, die sie als Enzyklopädie und als Verherrlichung der christlichen Religion einflößte. Alles an ihr ist symbolisch gemeint, Handlung, Personen, Rahmen und Requisiten. Sie ist ununterbrochen, fast in jeder Strophe, mit verschleierten Anspielungen durchwirkt, in einer Sprache geschrieben, deren buchstäblicher Sinn den eigentlichen überdeckt, die drei tieferen Bedeutungen, die Dante im Convivio (II § 1) im Anschluß an das scholastische Erklärungsverfahren aufzählt: die allegorische, die moralische und die anagogische, d. h. die geistliche — eine chiffrierte Botschaft, die mit Geduld und von geübten Deutern studiert sein will.

Aber das ist nicht das Unvergängliche an ihr, sondern im Gegenteil ihr Sterblichstes. Die Jahrhunderte schwanden, und nach und nach verdorrte, was die Zeitgenossen begeistert hatte. Die Kathedergelehrsamkeit zerfiel in Moder. Die Anspielungen und Symbole wurden immer fremder und rätselhafter. Und endlich mußte sich vor Generationen, in denen Dantes Glaubensglut nicht mehr zündete, erproben, ob der Kunstwert der Commedia und er allein Tragkraft genug hätte, um sie vor dem Versinken zu bewahren. Das war die letzte und verfänglichste Probe. Seit sie die bestand, ist offenbar, daß ihr Leben aus Quellen gespeist wird, die nie versiegen.

Relativitätstheorie und Philosophie.

Von E. von Aster.

Die Frage nach der Bedeutung der Einsteinschen Relativitätstheorie für die Philosophie, genauer für die Erkenntnistheorie, ist in jüngster Zeit oft behandelt worden. Sie hat dabei aus naheliegenden Gründen meist die Zuspitzung auf die Frage nach dem Verhältnis der Relativitätstheorie zur Kantischen Raum- und Zeitlehre, laienhaft gesprochen auf die Frage, „ob Kant durch Einstein widerlegt sei", erfahren. So sei es denn auch im Folgenden gestattet, an die Frage der Beziehungen der Relativitätstheorie zu Kant zunächst anzuknüpfen.

Daß Kants Raum- und Zeitlehre nicht ganz ohne Beziehung zu Einsteins Theorie sein wird, und daß unsere Stellung zu Kant von unserer Stellung zur Relativitätstheorie nicht ganz unberührt bleiben wird, ist von vornherein wahrscheinlich, wenn wir die enge Verbindung berücksichtigen, in der Kant zu Newton und damit zur Raum- und Zeitlehre der klassischen Mechanik steht, zu der Einstein in Gegensatz tritt. Wenn sich hier allerdings ein gewisser Gegensatz zwischen Kant und Einstein bei genauer Betrachtung auftut, so ist dieser Gegensatz ähnlich schon zwischen Kant und den Begründern der nichteuklidischen Geometrie, also zwischen Kant und Gauß etwa, vorhanden.




Betrachten wir die ganze Entwickelung der philosophischen und physikalischen Problemstellung etwas genauer, so sehen wir, daß von Anfang an, seit dem Beginn der neueren Philosophie, philosophische und physikalische Behandlung des Raum-Zeitproblems sich eng und fast unlösbar miteinander verschlingen, und daß ebenso in dieser Behandlung von Anfang an die „Relativität“ der Orts- und Zeitbestimmung und der Bewegung, sowie die Frage, ob es einen unabhängig von der ihn erfüllenden Körperwelt existierenden absoluten Raum gibt, eine bedeutende Rolle spielt. Gehen wir von dem „Vater“ der neueren Philosophie, von Descartes aus, so behandelt er die Worte „Raum“ und „Ausdehnung“ als gleichbedeutend und erklärt die Ausdehnung für die Grundeigenschaft der Körperwelt. Damit ist für ihn von vornherein feststehend, daß es einen Raum nur geben kann, wo es wirkliche Körper gibt, eben als die Eigenschaft ihrer Ausdehnung. Jede Physik also, die einen von der Existenz wirklicher Körper unabhängigen, speziell einen leeren Raum und etwa diesen leeren Raum durchwirkende Fernkräfte voraussetzen würde, ist für ihn ausgeschlossen; seine eigene Physik arbeitet mit dem Gedanken einer kontinuierlich ausgedehnten Materie, in der nur die in unmittelbarer Berührung sich äußernden Kräfte des Druckes und Stoßes wirksam sind. Zu den Argumenten, mit denen er seine Ansicht stützt, gehört nun auch der Hinweis auf die Relativität der Bewegung und des Ortes. Den „Ort“ eines Körpers bestimmen kann nie etwas anderes heißen als feststellen, zwischen welchen anderen Körpern er sich befindet: es gibt einen Ort des Körpers nur in bezug auf bestimmte andere Körper. Ebenso gibt es eine Bewegung eines Körpers nur relativ zu anderen Körpern, und anstatt von der Bewegung des Körpers *A* und der Ruhe seiner Umgebung kann ich ebensogut auch umgekehrt von dem Körper als ruhendem und der Umgebung als in entgegengesetztem Sinn bewegter sprechen. Einige bemerkenswerte Änderungen finden wir, wenn wir uns von Descartes zu Leibniz wenden. Leibniz betrachtet den Raum nicht als eine Eigenschaft, sondern als eine „Ordnungsform“ der Körperwelt, die Ordnungsform des Nebeneinander, der die Zeit, die hier zum erstenmal dem Raum völlig parallel gesetzt wird, als Ordnungsform des Nacheinander zur Seite tritt. Nun ist klar, daß wie eine Eigenschaft so auch eine Ordnungsform nur existieren kann als von etwas anderem, nämlich eben dem Geordneten abhängiges Gebilde: es kann auch für Leibniz keinen leeren Raum an sich geben, sondern nur Dinge, die räumlich angeordnet sind. Kein Ding hat daher einen Ort an sich, sondern nur einen Ort in bezug auf andere Dinge, ebenso bedeutet jede Bewegung eine Lageveränänderung in bezug auf ein vorausgesetztes anderes Ding: Ort und Bewegung sind relativ.

Auf einem gerade entgegengesetzten Standpunkt steht nun in diesen Fragen die Physik Newtons. Alles physikalisch-Wirkliche, jeder Körper setzt nach Newtons Lehre die Existenz des überall gleichmäßigen unendlichen Raumes und ebenso die der unendlichen, gleichmäßig verfließenden Zeit voraus. Raum und Zeit sind Bedingungen der Möglichkeit der Körper und ihrer Existenz, nicht von ihnen als Eigenschaft oder Ordnungsform abhängige Bestimmungen. Es gibt also einen absoluten Raum und eine absolute Zeit, die Newton an die Spitze seiner physikalischen Erörterungen stellt. Für seine Physik hat er damit zugleich Platz für

den leeren Raum und die ihn durchwirkenden Fernkräfte gewonnen, auf die er die Gravitation zurückführt, in schroffem Gegensatz zur Descartesschen wie zur Leibnizschen Physik. An diese Newtonsche Lehre knüpfen sich nun zwei Fragen, eine rein philosophische und eine physikalische. Die philosophische fragt nach dem Wesen und der Seinsweise dieser zwei merkwürdigen Gebilde, des absoluten Raumes und der absoluten Zeit, die nun weder „Akzidenzen" noch Ordnungsformen sein, vielmehr in ihrer Existenz aller körperlichen Substanz vorhergehen sollen und dabei doch selbst auch keine „Substanzen" sein können. „Besitzt der Raum absolute Realität, so — — wird er substanzieller als die Substanzen selbst. Gott kann ihn dann weder zerstören, noch im geringsten ändern. Er ist nicht nur im ganzen unermeßlich, sondern auch in jedem seiner Teile unwandelbar und ewig: es wird eine Unendlichkeit ewiger Dinge außer Gott geben" (Leibniz). „Die, so die absolute Realität des Raumes und der Zeit behaupten — — müssen zwei ewige und unendliche für sich bestehende Undinge annehmen, welche da sind (ohne daß doch etwas Wirkliches ist), nur um alles Wirkliche in sich zu befassen" (Kant). Newton selbst geriet bei der Beantwortung dieser philosophisch-ontologischen Frage (die uns heute deshalb etwas fremdartig anmutet, weil sie in der Weise des 17. und 18. Jahrhunderts mit den Begriffen der „Substanz" und des „Akzidens" wie mit etwas absolut Festem und Endgültigem rechnet: der absolute Raum soll nicht „Eigenschaft" und kann doch auch nicht „Substanz" sein, da ja die Dinge eben die Substanzen sind; ferner würde er als Substanz „unendliche" Substanz, also gar Gott werden) bedenklich in die Nähe einer mystischen Metaphysik: er sympathisierte mit den Gedanken des Henry More, der Raum und Zeit als „Sensorium" Gottes dachte, aus dem Raum die Allgegenwart, aus der Zeit die Ewigkeit Gottes machte. Zu diesem ontologischen aber gesellte sich ein physikalisches, uns erheblich moderner anmutendes Problem: wenn es einen absoluten Raum gibt, so gewinnt auch der Begriff einer absoluten Lage oder eines absoluten Ortes des Körpers im Raum und der einer absoluten Bewegung, einer Bewegung in Beziehung auf den Raum, nicht nur in bezug auf einen bestimmten anderen Körper, Sinn und Bedeutung. Damit entstand die Aufgabe, diese Bewegung empirisch nachzuweisen, ein Mittel zu finden, um festzustellen, ob ein Körper an sich ruht oder sich bewegt. Newton war sich nun darüber klar, daß bei gleichförmig-geradliniger Bewegung eine solche Feststellung durch irgendwelche Erfahrung **nicht** erfolgen könne: bei gleichförmig-geradliniger Bewegung gibt es kein Mittel, um festzustellen, ob ich mich bewege und meine Umgebung ruht oder ich ruhe und meine Umgebung sich in umgekehrter Richtung bewegt. Er wies aber darauf hin, daß das anders sei, wenn eine Bewegung Richtung oder Geschwindigkeit **ändert**: beim plötzlichen Halten des Eisenbahnzuges falle ich in der bisherigen Fahrtrichtung vornüber, während der Kirchturm draußen ruhig stehenbleibt; daß die Erde sich dreht und nicht der Fixsternhimmel, ergibt sich aus dem Auftreten von Zentrifugalkräften an ihrer Oberfläche, die z. B. den von einem hohen Turm herabfallenden Körper von der geraden Linie des Falls in der Richtung der Erddrehung nachweisbar abweichen lassen, die die Abplattung der Erde an den Polen bedingen. Es ist nun interessant zu sehen, wie diese beiden Fragen, die ontologische und die physi-

kalische, in dem polemischen Briefwechsel, der sich zwischen Leibniz und Newtons Schüler Clarke über diese Dinge entspinnt, eine große Rolle spielen. Dabei stellt Leibniz das sehr bedeutsame Prinzip auf, das auch heute in der Begründung der Relativitätstheorie von Wichtigkeit ist: „Bewegung gibt es nur dort, wo eine der Beobachtung zugängliche Änderung stattfindet: ist diese Veränderung durch keine Beobachtung feststellbar, so ist sie auch nicht vorhanden." Im absoluten Raum müßte es möglich sein, das gesamte Weltall ohne Änderung der räumlichen Beziehung seiner Teile zueinander von einer Stelle dieses absoluten Raumes an eine andere zu versetzen, diese Lageänderung würde aber nie feststellbar sein, sie entzöge sich nicht nur tatsächlich, sondern im Prinzip der Beobachtbarkeit, also ist diese Lageänderung sinnlos, ein leeres Wort (genau so wie der Gedanke, daß die Zeitlage der ganzen Welt sich um 1000 Jahre verschieben würde), damit fällt der absolute Raum, der die Möglichkeit dieser Lageänderung fordert. Oder ebenso: es gibt kein Mittel zu entscheiden, ob der Körper *A* sich gleichförmig bewegt und seine Umgebung ruht oder umgekehrt, also hat es keinen Sinn, ist es ein Spiel mit Worten, diese Unterscheidung zu machen und von der Bewegung eines Körpers in bezug auf den absoluten Raum zu reden. Clarke antwortet zweierlei, erstens prinzipiell: wenn eine Unterscheidung auch durch keine physikalische Beobachtung belegbar ist, kann es doch Sinn haben, sie zu machen. Und zweitens macht er mehrfach und mit Nachdruck auf die beschleunigte und Drehbewegung aufmerksam, bei der die absolute Bewegung empirisch nachweisbar sei — ein Punkt, auf den Leibniz in der Tat nicht antwortet.

Wenden wir uns nun zu Kant, so stoßen wir auf dieselben Fragen. In physikalischen Dingen stellt sich Kant ganz auf den Standpunkt Newtons, er übernimmt den absoluten Raum und die absolute Zeit und ist sich darüber klar, daß absolute Bewegung nur als beschleunigte und Drehbewegung empirisch nachweisbar ist (am ausführlich(sten in den „Metaphys. Anfangsgründen der Naturwissensch."). Das ontologische Problem der „Seinsweise" des Raumes aber versucht Kant zu lösen, indem er es mit einem anderen Problem kombiniert, dem Problem des Grundes unserer Kenntnis vom Raum oder der Frage nach dem Ursprung der Gewißheit der mathematisch-geometrischen Erkenntnis. Woher wissen wir, daß j e d e r Raum vergrößert einen ihn umschließenden Raum ergibt, der wieder vergrößert werden kann, daß also jeder Raum ein Teil d e s e i n e n u n e n d l i c h e n Raumes ist? Woher wissen wir, daß in j e d e m Punkte des Raumes 3 und nur 3 Lote aufeinander errichtet werden können, daß also der Raum dreidimensional ist? Woher wissen wir, daß zwischen je 2 Punkten des Raumes stets eine (und nur eine) gerade Linie möglich oder konstruierbar ist, daß also der Raum „euklidisch" ist? Diese Sätze sind nicht empirisch, keine bloßen Erfahrungen, denn wir sprechen sie mit apodiktischer Gewißheit aus; ob jenseits des letzten sichtbaren Sterns noch Materie vorhanden ist, kann nur das Fernrohr der Zukunft uns zeigen; daß der Raum dagegen noch weitergeht, daß wir weiter in ihn hineinschreiten können, ohne auf eine Grenze zu stoßen, wissen wir ohne Fernrohr. Aber sie sind auch keine nur logischen Einsichten, denn wir brauchen Anschauung, um ihren Sinn und ihre Geltung zu erkennen: ein Raum, der nicht mehr vergrößert werden könnte, ist nicht logisch unmöglich, er



ist nicht ein in sich widerspruchsvolles Gebilde, aber er ist für unsere Vorstellung nicht realisierbar, wir können uns eine Grenze des Raumes nicht anschaulich vorstellen, und ebensowenig 4 in demselben Punkt aufeinander senkrecht stehende Lote, obgleich wiederum dieser Gedanke widerspruchslos vollziehbar ist. Darauf gründet nun Kant seine Theorie, der Raum sei — weder Substanz noch Eigenschaft noch Ordnungsform, sondern — eine „Form unserer Anschauung", ein inneres Gesetz unseres Anschauens. Der Raum erscheint uns — wie Newtons absolute Setzung des Raumes vor den Dingen mit Recht festlegt — als Bedingung der Möglichkeit der Dinge, nicht als von ihnen abhängige Bestimmung, aber er ist genauer eine Bedingung, die in unserer Anschauung begründet ist: wir können die Dinge nur so anschaulich vorstellen, daß sie sich zum Ganzen eines unendlichen usw. Raumes zusammenfügen. Und entsprechend steht es mit der Zeit. Kant gewinnt durch diese Theorie gleichzeitig die Möglichkeit, trotz des Newtonschen absoluten Raumes in aller Strenge daran festzuhalten, daß in aller reinen Kinematik, also überall da, wo nur die Bewegung und noch nicht die bewegenden Kräfte ins Spiel kommen, jede Bewegung als relativ angesehen werden muß. Denn der absolute unendliche Raum ist kein wirkliches Objekt, sondern nur eine „Idee" (met. Anf. d. Nat.), er bedeutet nur die unserem Vorstellen eigene Möglichkeit, jeden einzelnen Raum, den wir vorstellen, von einem größeren umschlossen vorzustellen und weiter die Notwendigkeit, diese Vorstellung ins Unendliche fortzusetzen. Der absolute unendliche Raum ist also kein Gegenstand möglicher Wahrnehmung, und ebensowenig sind daher die Lage- und Bewegungsbeziehungen der Körper zu ihm wahrnehmbar, sondern er bedeutet nur die „Grenzenlosigkeit" im Fortgang jener Vorstellung („Idee" ist für Kant die vollendet gedachte, empirisch unvollendbare Reihe).

Nun wurde schon zu Anfang hervorgehoben, daß zwischen der Kantischen Raumlehre und der seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts in der Mathematik sich entwickelnden Theorie einer nichteuklidischen Geometrie ein gewisser Gegensatz besteht. Freilich daß andere Räume als unser Anschauungsraum — mehrdimensionale sowohl wie nichtgeradlinige, in sich zurücklaufende oder sonst gekrümmte Räume — widerspruchslos denkbar seien (und ebenso eine ihnen entsprechende Veränderung unserer Geometrie), würde Kant nicht bestritten haben, beruhte doch die Geltung der geometrischen Axiome für ihn nicht auf logischer, sondern auf anschaulicher Notwendigkeit. Dagegen den jetzt in der allgemeinen Relativitätstheorie gemachten Versuch, die Formeln einer nichteuklidischen Geometrie der Physik zugrunde zu legen, sowie vorher den Gaußschen Versuch, durch direkte Ausmessung eines wirklichen Dreiecks zu entscheiden, ob der „reale" Raum euklidisch sei oder nicht, würde er abgelehnt haben: er war überzeugt, daß der „reale" Raum nie anders beschaffen sein könne als der „Anschauungsraum", der physikalische nicht anders als der auf Grund der Anschauung a priori mathematisch erkannte.

Zu diesem Widerstreit ließe sich manches sagen, ich hebe indessen nur die zwei wichtigsten Punkte hervor. Bezüglich des Versuchs, durch direkte Messung der Winkelsumme eines Dreiecks zu entscheiden, ob der Raum euklidisch oder nichteuklidisch (die W. s. gleich 2R, größer oder kleiner als 2R) ist, ist zu sagen, daß diese Entschei-

dung doch nicht ganz so einfach ist, da alle unsere Messungen auf Apparaten und Operationen beruhen, die eigentlich die euklidische Geometrie voraussetzen. Trotzdem bleibt es sinnvoll, zu prüfen, ob nicht vielleicht die Resultate der Messung von denen der Größenberechnung auf Grund euklidischer Formeln stets in bestimmter Weise abweichen. Wäre das der Fall, so kann man immer noch 2 Wege einschlagen: man könnte entweder versuchen, die Abweichung durch physikalische Ursachen zu erklären, die die Ausführung der Messung beeinflussen — oder man ändert die Formeln, nach denen die Berechnung stattfindet, etwa im Sinn eines nichteuklidischen Ansatzes.

Auf der andern Seite wäre Kant gegenüber zu bemerken, daß wir uns z. B. ein gekrümmtes und in sich zurücklaufendes Gebilde allerdings nur in einem umgebenden Raum, also gegen diesen Raum sich abgrenzend (eine gekrümmte Linie etwa nur in bestimmter Abweichung von einer geraden) anschaulich vorstellen können. In diesem Sinn können wir uns nur euklidische Gebilde anschaulich vorstellen. Andererseits können wir uns aber vorstellen, daß wir beim Fortschreiten im Raum stets nach größerer oder geringerer Zeit von der anderen Seite her zum Ausgangspunkt zurückkommen, daß es also keine geraden Linien im Raum gibt, sondern nur angenähert gerade Linien, obgleich wir uns, wie gesagt, eine solche „geradeste" und in sich zurücklaufende Linie als Ganzes nicht vorstellen können, sondern ihr in der anschaulichen Vorstellung stets die Vorstellung einer von Raum umgebenen Kreislinie unterschieben würden. In einem nichteuklidischen Raum wären eben die über ein gewisses Maß hinauswachsenden Gebilde nicht mehr den uns allein vorstellbaren begrenzten räumlichen Figuren geometrisch ähnlich, alles Vorstellen solcher durch wachsende Vergrößerung entstehender geometrischer Gebilde ist aber eben nur durch die verkleinerter ähnlicher Gebilde möglich (der unendliche Raum Euklids ist dem vorgestellten begrenzten geradlinigen Raum ähnlich, die gerade Linie im euklidischen Raum ist eine in allen ihren Teilen sich selbst ähnliche Linie). So bekommt der Satz, daß der „reale" Raum, der sich durch die tatsächliche Vergrößerung und Ausmessung des gegebenen Raumes uns erschließt, vom „Anschauungsraum" verschieden sein kann, einen faßbaren Sinn. Wir können uns dasselbe an der Zeit vergegenwärtigen. Wir stellen uns die Zeit anschaulich vor, indem wir die gegebene, unmittelbar erlebte Dauer nach vor- und rückwärts, nach Vergangenheit und Zukunft ins Unendliche verlängern, so entsteht daher die Zeit als fortschreitende Zeitlinie. Wir können uns aber auch vorstellen, daß nach einiger Zeit das Vergangene in genau der gleichen Weise wiederkommt, eine „ewige Wiederkehr" besteht, die Zeit eine Kreislinie ist. Allerdings könnte man nun sagen: nicht die Zeit läuft im Kreis, sondern die Zeit schreitet fort, und nur das in ihr Geschehende kehrt wieder — allein hier wäre mit dem vorhin erwähnten Leibnizschen Satz zu erwidern, daß diese zwei Behauptungen, „die Zeit selbst ist ein Kreis" und „die Zeit schreitet fort, aber alles in ihr Geschehende kehrt periodisch wieder" nicht in irgendwelchen feststellbaren Tatsachen, daher überhaupt nicht sich unterscheiden. Ebenso sind die beiden Behauptungen: „Der wirkliche Raum ist geradlinig-unendlich, aber jede wirkliche Konstruktion eines räumlichen Gebildes führt, wenn sie eine gewisse Größenordnung

überschreitet, unter allen Umständen (nicht nur unter bestimmten physikalischen Bedingungen, von denen Befreiung wenigstens denkbar ist) zu gekrümmten Gebilden, und „der Raum selbst ist gekrümmt" nicht durch in ihnen enthaltene Tatsachenbehauptungen unterscheidbar, daher nur in Worten, nicht im Sinn verschieden. Indessen wird auf jene Leibnizsche Behauptung noch am Schluß zurückzukommen sein.

Wir kommen endlich zu Einstein. Die Relativität aller geradlinig-gleichförmigen Bewegung war bekanntlich, soweit die reine Kinematik in Betracht kommt, ein Punkt, in dem Descartes und Leibniz, Kant und Newton übereinstimmten. Der Gedanke dieser Relativität aber wurde nun durch die Entwicklung einer außerhalb der Mechanik stehenden Disziplin, der Optik und Elektrodynamik, vor ein neues Problem gestellt. Da die Theorie der optischen Erscheinungen mit zwingender Notwendigkeit zu dem Schluß führte, daß die Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Lichtes konstant und von der Bewegung des lichtaussendenden Körpers unabhängig sei, schien die Möglichkeit gegeben, die Geschwindigkeit eines gleichförmig-geradlinig sich bewegenden Körpers mit der Lichtgeschwindigkeit zu vergleichen, also jene Geschwindigkeit in bezug auf den „ruhenden Äther", also in bezug auf den Raum zu messen. Damit wäre die absolute Geschwindigkeit eines Körpers konstatierbar geworden. Die betreffenden Versuche zeigten jedoch kein Resultat: die scheinbare Geschwindigkeit des Lichtes, gemessen einmal in der Richtung der fortschreitenden Erdbewegung, einmal senkrecht zu dieser ergab sich als nicht verschieden, ein dem Licht Nachkommen oder durch entgegengesetzte Bewegung hinter ihm Zurückbleiben der Erde war nicht feststellbar (Michelsonscher Versuch). Die spezielle Relativitätstheorie Einsteins wurde nun dieser Tatsache dadurch gerecht, daß sie das Prinzip der Relativität der geradlinig-gleichförmigen Bewegung als Grundprinzip für alle Gebiete der Physik aufstellte, es also für prinzipiell unmöglich erklärte, auf irgendeinem Wege festzustellen, ob und welche Bewegung einem Körper in bezug auf den Raum oder den „Äther" zukomme (ein physikalisches Prinzip gleicher Art und gleicher Allgemeinheit damit, wie das Prinzip der „Unmöglichkeit eines Perpetuum mobile", das mit dem Gesetz der Erhaltung der Energie identisch ist). Die Schwierigkeit bestand nun darin, dieses Relativitätsprinzip mit der von der optischen Theorie geforderten Konstanz der Lichtgeschwindigkeit zu vereinigen. Diese Vereinigung gelang nur durch einen weiteren kühnen Gedanken: durch die Relativierung des Begriffs der Gleichzeitigkeit und damit zugleich aller Resultate einer Zeitmessung überhaupt. Wie kann derselbe Lichtstrahl sich von A und von B aus mit der gleichen Geschwindigkeit — 300 000 km in der Sekunde — nach allen Richtungen fortpflanzen, wenn zugleich A in bezug auf B nach bestimmter Richtung sich bewegt? Nur dann, wenn eben eine „Sekunde" (und ebenso ein Kilometer) in A gemessen etwas anderes ist als eine „Sekunde" (und ein Kilometer) in B gemessen. Um die Möglichkeit dieses Gedankens einzusehen, bedarf es einer Besinnung auf die Bedingungen (und damit den Sinn) aller Zeitmessung überhaupt. „Die Zeit an sich ist nicht wahrnehmbar" (Kant) d. h. wir können an sich weder den Zeitpunkt eines Ereignisses noch die Zeitstrecke eines Vorganges beobachten und bestimmen, sondern wir können nur feststellen, ob ein Ereignis mit einem anderen, z. B. einem





bestimmten Stand eines Uhrzeigers, g l e i c h z e i t i g ist oder nicht, und so die Zeitstrecke eines mit der eines anderen Ereignisses, dessen Anfang und Ende ihm gleichzeitig sind, vergleichen. Handelt es sich nun darum, den Ablauf eines vom Punkt P zum Punkt Q fortschreitenden Vorganges zu messen, so müssen wir den Anfang jenes Vorgangs an einer Uhr in P, das Ende an einer Uhr in Q feststellen, das Ziel der Messung aber ist nur erreicht, wenn wir die Stellung beider Uhren vergleichen oder die Uhren „synchron" stellen können: wir müssen wissen, daß die Zeigerstellung O und t auf der Uhr in P mit der Zeigerstellung O und t auf der Uhr in Q gleichzeitig ist. Dazu bietet sich e i n und n u r e i n Mittel: das Lichtsignal, von dem ich weiß, daß es stets dieselbe Geschwindigkeit hat. Ich muß die verschiedenen Uhren, deren ich mich zur Zeitmessung bediene, so stellen, daß, wenn vom Punkt P zur Zeit O ein Lichtsignal abgesandt wird, die Uhr in Q, das von P um x Kilometer entfernt ist, beim Eintreffen des Signals auf $O + \frac{x}{c}$ gestellt wird. Das bietet keine Schwierigkeiten, solange es sich um Punkte und Uhren handelt, die gegeneinander ruhen. Dagegen entstehen Widersprüche, sobald wir uns ein zweites System $P'Q'$ denken, in bezug auf das sich PQ bewegt — der Einfachheit halber sei angenommen, daß von $P'Q'$ aus gesehen PQ sich in der Richtung von P nach A hin an ihm entlang bewegt — und wenn wir die Zeitangaben der miteinander synchron gestellten Uhren auf $P'Q'$ mit denen auf PQ vergleichen. Das von P' auf der in sich selbst ruhenden Strecke $P'Q'$ nur x Kilometer entfernte Q' wird von dem um 0 Uhr von P' ausgehenden Lichtsignal um $0 + \frac{x}{c}$ erreicht (genauer: die Uhren in P' und Q' gehen dann synchron, wenn sie dieser Bestimmung entsprechend gestellt werden), da aber Q sich von P' entfernt, so kann, wenn P und P' im Zeitpunkt 0 gerade zusammenfallen, unmöglich auch Q mit Q' zusammenfallen: das in einem Augenblick, in dem die in den gerade zusammenfallenden Punkten P und P' aufgestellten Uhren 0 anzeigen, von dort ausgehende Lichtsignal muß in seinem weiteren Verlauf längs der Grenze von PQ und $P'Q'$ auf eine ständig wachsende Zeitdifferenz der Uhren in PQ und derjenigen in $P'Q'$ stoßen, ist es in Q' angelangt, so muß die dortige Uhr $0 + \frac{x}{c}$, die Uhr an derselben Stelle von PQ aber kann noch nicht soviel zeigen. Es gibt keine Zeitangaben an sich, sondern nur solche, die für einen bestimmten Standpunkt gelten.

Darin liegt nun zunächst an sich nichts Unmögliches, es besteht keine einsichtige Notwendigkeit, daß die Zeitangaben auf den Uhren von PQ unverändert auch für $P'Q'$ gelten, d. h., mit den dortigen Zeitangaben übereinstimmen sollten. Kant freilich behauptet es, weil er — hier in einem offensichtlichen Gegensatz zur Relativitätstheorie — Raum und Zeit als voneinander unabhängige Anschauungsformen betrachtet. Allerdings ist für Kant ebenso wie der absolute Raum, so auch die absolute Zeit eine bloße „Idee" — „die Zeit selbst ist nicht wahrnehmbar", der Satz wurde ja schon weiter oben zitiert. Aber an eben der Stelle, an der er jenen Satz mehrfach wiederholt, in den Beweisen der „Analogien der Erfahrung", sucht er die N o t w e n d i g k e i t jener „Idee", d. h. der einen Zeitreihe, auf die als gedachten Hintergrund gleichsam wir alle Vorgänge beziehen, in der alle Vorgänge als vor- und nacheinander oder zugleich sich

müssen verknüpfen lassen, zu beweisen: die Aufhebung der Einheit der Zeit würde die Einheit der Welt und damit die Einheit der Erfahrung aufheben. Nun wird die Einheit der Zeit in der Tat durch die Relativitätstheorie aufgehoben: es ist nicht mehr möglich, die Zeit als ein in einheitlicher Reihe fortschreitendes, alle Geschehnisse in sich befassendes Gebilde vorzustellen, es gibt mehrere Zeitreihen, die für gegeneinander bewegte Standpunkte verschieden sind. Trotzdem fällt für die Einsteinsche Betrachtungsweise nicht die Einheit der Welt und ihrer wissenschaftlichen Betrachtung dahin, da es möglich bleibt, von den für einen Standpunkt geltenden Zeitbestimmungen aus die für den anderen Standpunkt zu berechnen, also doch in einer Formel die Gesamtheit der Zeitbestimmungen zu umfassen. An die Stelle der einen vorgestellten Zeitreihe (dieser ins Unendliche gehenden Zeitreihe, die als der von uns in unserem Bewußtsein unmittelbar erlebten Dauer „ähnlich" vorgestellt wird) tritt der umfassende Inbegriff dieser berechenbaren Beziehungen.

Während die spezielle Relativitätstheorie das alte Prinzip der Relativität aller geradlinig-gleichförmigen Bewegung auf allen Gebieten der Physik durchführt, besteht das Neue der allgemeinen Relativitätstheorie darin, daß hier zum erstenmal der Versuch gemacht wird, den Gedanken der Relativität, der empirischen Nichtnachweisbarkeit einer absoluten Bewegung auch auf die beschleunigte und Drehbewegung, auf die Newton so nachdrücklich als Gegeninstanzen hingewiesen hatte, zu übertragen. Es geschieht das durch Einbeziehung der Theorie der Gravitation. Wenn wir in einem fahrenden Eisenbahnzuge sitzend beim plötzlichen Anhalten einen Ruck in der Fahrtrichtung bekommen, während gleichzeitig die Umgebung außerhalb des Wagens sich langsamer als bisher bewegt und zur Ruhe kommt (in ihrer umgekehrten Bewegungsrichtung verzögert wird), so können wir diese Tatsache ebensogut dadurch erklären, daß wir von einer absoluten Bewegungsänderung des Zuges, wie daß wir von einem hier aufgetretenen veränderlichen Schwerefeld in der „Fahrtrichtung" des Zuges sprechen. Ob das eine oder das andere der Fall ist, läßt sich empirisch nicht entscheiden — es ist keine Erfahrungstatsache denkbar, durch die hier eine Entscheidung getroffen werden könnte — folglich sind beide Behauptungen, beide theoretischen Ausdeutungen des Sachverhaltes nach unserem früheren Leibnizschen Prinzip physikalisch überhaupt nicht verschieden, sie haben denselben Sinn. Damit ist die Möglichkeit, von der Tatsache der auftretenden Zentrifugalkräfte aus auf das Vorhandensein einer absoluten Bewegung des Körpers zu schließen, an dem diese Kräfte auftreten, verschwunden.

Welchen besonderen wissenschaftlichen Vorzug hat es nun, mit Einstein die „Zentrifugalkräfte" als Ausdruck eines entstehenden Schwerefeldes aufzufassen? Wir werden hier auf zwei Dinge aufmerksam machen. Erstens: Gelingt es, die Vorgänge, die bisher durch Newtons Gravitationsprinzip erklärt wurden (also den freien Fall der Körper zur Erde und die Bewegungen der Himmelskörper, der Monde und Planeten) einerseits und die Zentrifugalbewegungen an rotierenden Körpern, bei beschleunigten und verzögerten Bewegungen andererseits unter dasselbe Gesetz zu befassen, das Gesetz des unter verschiedenen Bedingungen in verschiedener Form auftretenden Schwerefeldes, dessen ableitbare Spezialfälle das stationäre und zentral gerichtete Schwerefeld der

Erde oder der Sonne und das wechselnde und nach außen gerichtete „Schwerefeld", das z. B. am Rande einer rotierenden Scheibe entsteht, sind, so ist damit eine außerordentliche Vereinfachung unserer physikalischen Gesetze gewonnen, eine Vereinfachung oder Zusammenfassung verschiedener Fälle, die sich vergleichen läßt mit jener, die Newton erreichte, als er den freien Fall der Körper zur Erde und die Mond- und Planetenbewegungen unter dasselbe Gesetz brachte. Wie damals hat freilich auch hier der an diese Vorstellungsweise nicht Gewöhnte zunächst den Eindruck nicht der Vereinfachung, sondern der Verwirrung, da er die Verschiedenheit der Vorgänge, die nun wesensidentisch sein sollen, zu deutlich sieht und an ihre verschiedene Herleitung gewöhnt ist: es erscheint natürlicher und einfacher, die „freie" Bewegung der schwebenden Himmelskörper dem „Druck" der Schwere, und ganz ebenso die „Anziehungskraft" der sich umkreisenden Himmelskörper oder der zur Erde fallenden Dinge der wegschleudernden „Zentrifugalskraft" gegenüberzustellen.

Zu dieser ersten aber gesellt sich eine zweite Zusammenfassung oder Vereinfachung. Wir wissen, daß „träge" und „schwere" Masse eines Körpers einander proportional sind, d. h., daß der Druck, den ein Körper in einem Schwerefeld auf seine Unterlage übt, proportional ist dem Widerstand, den derselbe Körper (ganz abgesehen von jeder Schwerewirkung oder -hemmung) einer Verzögerung oder Beschleunigung seiner Bewegung entgegensetzt. Diese Gleichheit der trägen und schweren Masse war in der bisherigen Physik ein isoliertes, also unerklärtes, mit nichts sonst in Zusammenhang zu bringendes Faktum. Für die allgemeine Relativitätstheorie ergibt sich dieses Faktum von selbst: denn das Auftreten eines jeden solchen Widerstandes wie jeder Fliehkraft läßt sich als Auftreten eines entsprechend gerichteten Schwerefeldes deuten. —

Endlich sei noch einmal auf jene Konsequenz der allgemeinen Relativitätstheorie zurückgegriffen, die zur Einführung der nichteuklidischen Geometrie für den Raum, soweit sich Schwerefelder in ihm finden, führt. Aus der Relativitätstheorie folgt, daß von einem „ruhenden" Punkt aus beurteilt der (gegen denselben) bewegte Körper in der Richtung der Bewegung verkürzt erscheint. Wenden wir nun diese Folgerung auf ein beliebiges Gravitationsfeld an, so entsteht eine sonderbare Schwierigkeit. Von einem Punkt A aus gesehen rotiert die Kreisscheibe K um ihren ruhenden Mittelpunkt, d. h. für den auf der Peripherie der Kreisscheibe befindlichen Beobachter entsteht auf derselben ein nach außen gerichtetes Gravitationsfeld. Wollen wir nun die Kreisscheibe ausmessen, so erscheint für den Beobachter in A oder auch für den Beobachter im Mittelpunkt der Scheibe der tangential an die Peripherie der Scheibe angelegte Maßstab, der sich mit der Peripherie der Scheibe dreht, in der Richtung der Bewegung verkürzt. Der dem Radius, also senkrecht zur Richtung der Rotationsbewegung angelegte Maßstab verkürzt sich dagegen nicht. Die Ausmessung des Radius muß also eine gleiche, die der Peripherie eine größere Maßzahl ergeben als bei nichtrotierendem Kreise, d. h. bei nichtvorhandenem Schwerefeld, es ist also das bei tatsächlicher Ausmessung sich ergebende Verhältnis der Peripherie zum Durchmesser größer als die gewöhnliche Zahl π, Radius und Umfang des Kreises im Schwerefeld verhalten sich also wie

etwa Radius und Umfang eines Kreises auf einer Kugeloberfläche oder wie Radius und Umfang eines Kreises in einer nichteuklidischen Geometrie.

Betrachtet man nun diese Argumentation genauer, so sieht man: Was hier gezeigt wird, ist, daß die tatsächliche Ausmessung des Kreises unter den gesetzten Umständen zu derartigen Abweichungen von den euklidisch berechneten Resultaten führen muß. Die Frage, ob der „reale Raum" euklidisch ist oder nicht, hat in der Tat keinen anderen Sinn als die Frage: ob die Resultate der wirklichen Messung mit den auf Grund der euklidischen Geometrie errechneten Resultaten übereinstimmen. Der wirkliche oder, besser gesagt, der physikalische Raum ist der auf Grund der Messung mit physikalischen Instrumenten uns bekannte Raum, der mathematische Raum derjenige, dessen Eigenschaften wir aus unmittelbarer Anschauung kennen. Die Möglichkeit eines Widerspruches zwischen beiden besteht, wie wir wissen, wenn wir uns auch nichteuklidische Raumgebilde nicht anschaulich vorzustellen vermögen. Wir können sie in Formeln, also Relationszusammenhängen ihrer Elemente denken und in tatsächlicher Ausmessung finden, daß bestimmte Gebilde diesen Formeln gemäß sind, aber wir können sie nicht im ganzen anschaulich vorstellen (auch alles Ausmessen stellt sich ja als ein Zerlegen dar). Nun begegnete der Nachweis einer Inkongruenz zwischen Messung und euklidischer Berechnung zwei Schwierigkeiten, wenn man ihn zum Beweis der nichteuklidischen Natur des physikalischen Raumes benutzen wollte. Einmal kann man einwenden, daß die Herstellung und Benutzung der Meßinstrumente die euklidische Geometrie voraussetzt, und zweitens bleibt die Möglichkeit, die Abweichung der Meßresultate irgendwie physikalisch zu erklären. Beiden Schwierigkeiten entgeht indessen in gewisser Weise die Einsteinsche Theorie. Einstein zeigt nicht durch wirkliche Messung (wie Gauß es damals wollte), daß jener Widerspruch besteht, sondern er zeigt auf Grund seiner Theorie, daß die tatsächliche Ausmessung ein solches den euklidischen Formeln widersprechendes Ergebnis liefern muß. Der Widerspruch muß bestehen, er ist durch keine besonderen physikalischen Bedingungen zu umgehen: jede Einführung physikalischer Hilfsannahmen zu seiner Erklärung würde durch Erfahrung unverifizierbar sein, also nach unserem bekannten Leibnizschen Grundsatz mit der Theorie, die für jenen Widerspruch die Natur des Raumes selbst verantwortlich macht, sachlich zusammenfallen. Aber auch das erste Bedenken erfährt hier dadurch eine gewisse Lösung, daß prinzipiell die Bedingungen festgelegt sind, unter denen die Abweichung der Raumformen vom euklidischen Raum auftritt, die erstens der Theorie nach um so geringer sein muß, auf ein je kleineres Gebiet des Raumes wir uns beschränken, und zweitens je weiter wir von dem Einfluß starker Gravitationsfelder entfernt sind. Damit verliert die Benutzung nach euklidischen Prinzipien hergestellter Meßapparate ihr Bedenkliches.

Worin liegt die Bedeutung der Relativitätstheorie für die philosophische Erkenntnislehre? Wie mir scheint vor allem darin, daß sie den Erkenntnistypus, dem sich die Physik vom Beginn der Neuzeit an immer mehr nähert, besonders charakteristisch zeigt. Es ist der Zug zum reinen Empirismus, der in ihr so bedeutsam zutage tritt. Zunächst und vor allem führt Einsteins Theorie jenen Gedanken prinzipiell durch, dem wir

in voller Klarheit schon bei Leibniz begegneten: Eine physikalische Behauptung hat nur dann einen bestimmten angebbaren Sinn, wenn im Prinzip die Bedingungen angebbar sind, unter denen sie sich auf ihre Richtigkeit empirisch prüfen läßt, ein behaupteter physikalischer Tatbestand ,,existiert" nur dann, wenn er im Prinzip in der Erfahrung nachweisbar ist. Eine absolute Bewegung, die Bewegung eines Körpers in bezug auf den Raum, ist, da die einzelnen Raumpunkte an sich ununterscheidbar sind, unter keinen Umständen wahrnehmbar zu machen, also hat die Rede von einer solchen absoluten Bewegung keinen Sinn. In der Konsequenz dieses erkenntnistheoretischen Prinzips liegt es, daß zwei physikalische Theorien nur dann überhaupt verschieden sind, wenn sich aus ihnen verschiedene empirisch feststellbare Konsequenzen ergeben; sonst sind sie nur verschiedene Ausdrucksweisen derselben physikalischen Tatsachen. (Eine Einschränkung dieses Gedankens folgt sogleich.) Es folgt weiter: Die Behauptung „A sei b" hat nur dann einen Sinn, wenn wenigstens im Prinzip auf A die Methoden anwendbar sind, durch die ich einen Gegenstand auf sein b-Sein prüfen kann. Es hat keinen Sinn, etwas „Energie" zu nennen, das ich nicht messen und in Arbeit verwandeln kann. Zwei Größen sind gleich, zwei Vorgänge sind gleichzeitig kann nur heißen, daß sie in üblicher Weise durch Maßstäbe oder an Uhren gemessen als gleich bzw. gleichzeitig sich erweisen lassen. Eben darum bedarf es zur genauen Feststellung des Sinnes einer physikalischen Behauptung der genauen Prüfung der Bedingungen, unter denen der empirische Beweis der Behauptung erfolgt. Diese Bedingungen oder Mittel können uns geläufig und bekannt sein, ohne daß sie darum analysiert sind, ja ihre Analyse kann wie im Falle der Zeitmessung ganz besondere Schwierigkeiten bieten, und wie die Relativitätstheorie zeigt, kann es sein, daß der Sinn scheinbar absolut klarer Behauptungen einer exakteren Festlegung erst unterworfen werden muß.

Das alles läßt sich kurz so zusammenfassen: Der Sinn jeder physikalischen Behauptung besteht in einer Voraussage bestimmter zukünftiger Erfahrungen unter bestimmten Bedingungen. Die Größe a ist gleich der Größe b heißt: beide Größen werden sich für die Messung in ihren uns bekannten Methoden als gleich erweisen. In den Sinn der Behauptung geht also die Methode ihrer empirischen Prüfung ein, die Klärung des Sinnes fordert ein Sich-klar-Werden über das Prinzipielle jener Methode, d. h. eben über die Bedingungen, unter denen das Resultat als eintretend vorhergesagt wird. Die Physik ist ein System solcher Voraussagen, nichts mehr und nicht weniger — das ist nun ein streng positivistisch-empiristischer Erkenntnisbegriff. Es kam mir hier nicht darauf an, diesen Erkenntnisbegriff als wahr zu erweisen, sondern nur zu zeigen, daß er der Relativitätstheorie unzweifelhaft zugrunde liegt. Für die Philosophie entsteht die Aufgabe, prinzipiell zu untersuchen, ob jede Erkenntnis diesem Schema folgt oder nicht.

Jede physikalische Behauptung ist eine Voraussage der bezeichneten Art, was hinzukommt, ist nur, wie es vorhin genannt wurde, „Ausdrucksweise". Diese Ausdrucksweise enthält indessen zugleich die Art, wie wir jene Voraussagen sprachlich zusammenfassen und wie wir sie in ein System gliedern, und ist insofern nicht gleichgültig. Die Behauptung, die in beschleunigten Systemen auftretenden Bewegungs-



erscheinungen seien die Folge eines „Schwerefeldes", und die andere, sie seien die Folge gesetzmäßig auftretender Zentrifugalkräfte, sind insofern empirisch identisch, als weder „Schwerefeld" noch „Zentrifugalkraft" anders als eben in jenen Bewegungen aufzeigbar ist. Aber die Bezeichnung der betreffenden Erscheinungen als Wirkungen eines Schwerefeldes enthält den Hinweis auf die Gleichartigkeit der hier auftretenden Tatsachen mit jenen, die uns in „Gravitationsfeldern" bekannt sind, enthält eine Zusammenfassung gleichartiger Zusammenhänge in ein und dasselbe Gesetz.

Wir suchen eine systematische Zusammenfassung der Naturgesetze, in der aus möglichst wenigen allgemeinen Gesetzen möglichst viele Voraussagen zukünftiger Erfahrungen abgeleitet werden können. Diese Gesetze und Voraussagen aber sollen eine präzise empirische Fassung besitzen, d. h., der vorausgesagte Tatbestand selbst wie die „Bedingungen", an die das Gesetz oder die Voraussage sein Auftreten knüpft, müssen „empirisch definiert", alle nicht empirisch definierbaren Bestandteile müssen aus ihnen entfernt werden. Endlich sollen die obersten Gesetze und Prinzipien selbst, mit denen die Wissenschaft arbeitet, deutlich in ihrem empirischen Ursprung gekennzeichnet werden. Wie schon vorhin kurz hervorgehoben wurde, kennzeichnet sich der Satz, von dem die Relativitätstheorie ausgeht: „es ist unmöglich, eine absolute Bewegung nachzuweisen", deutlich als ein allgemeinster — immer wieder und auf allen Gebieten der Physik bestätigter — Erfahrungssatz. Ich wies zum Vergleich hin auf die heute immer mehr übliche Ableitung des Energiegesetzes aus dem Satz von der erfahrungsgemäßen Unmöglichkeit der Konstruktion eines Perpetuum mobile — im Gegensatz zu den früher üblichen aus Erfahrungstatsachen, apriorischen Erwägungen und dogmatischen Annahmen gemischten Begründungen jenes Prinzipes. Schon die negative Fassung jener Prinzipien („es ist unmöglich, daß . . .") ist in dieser Hinsicht bezeichnend.

Wells.

Von Albert Ludwig.

II.

Die Zeitromane Wells' wollen seinem Volke den Spiegel vorhalten: ein Hauptthema muß also die Schilderung des modernen England sein. Aber die Not, die er kündet, ist nicht nur Englands Not. Abgesehen davon, daß in jedem Lande der westlichen Zivilisation dieselben Ursachen dieselben Folgen hervorgerufen haben, hat kein Mensch daran gedacht, daß die internationalen Beziehungen den so gänzlich durch Technik und Naturwissenschaften veränderten Lebensbedingungen nach staatsmännischem Plane hätten angepaßt werden müssen. Während der Fortschritt der Zivilisation jedem einzelnen wie jedem Volke Licht und Luft zu eigener freier Betätigung hätte schaffen sollen und können, hat er im Privat- wie im Völkerleben zu einem erbitterten, eigensüchtigen Wettrennen geführt, den Kampf um den günstigsten Platz aufs höchste gesteigert. Das naheliegende Beispiel lieferte das sich allmählich zuspitzende Verhältnis zwischen Deutschland und England, und damit trat unser Volk als Gegenbild zu dem eigenen in den Ge-




sichtskreis des Schriftstellers. Der erwartete Zusammenstoß ließ ihn nach seinem Ausgang und dessen Wirkungen fragen, der tatsächlich erfolgte zwang ihn, Stellung zu nehmen zu den Ereignissen und eine Lösung in seinem Sinne zu suchen. Das sind die Gesichtspunkte, unter denen wir diese Romane zu betrachten haben.

1.

Für den wirtschaftlichen Zustand Englands findet Wells ein eigentümliches Symbol: er läßt ihn sich verkörpern in dem alten Herrensitz Bladesover (in *Tono Bongay)*; das ist die kleine Welt, in der jeder seinen fest angewiesenen Platz hat. Die oberste Spitze ist die alte Lady Drew; sie ist umgeben von der „Gesellschaft", den gleichberechtigten, wenn auch im Range feinschattierten benachbarten Schloßgesessenen, dem Kreise ihrer Verwandten und Freunde; Pfarrer, Arzt, Rechtsanwalt schließen sich an, und dann kommen die Vasallen und Hintersassen, die Dienerschaft und die Bewohner der abhängigen Dörfer, ihrerseits in ihrer strengen Gliederung ein verkleinertes Abbild der „Olympier", ihren Interessen ergeben, in Ehrfurcht zu dem erhabenen Vorbild aufschauend. Die Landstädte sind Einrichtungen, die zur bequemen Befriedigung einzelner nicht unmittelbar zu beschaffender Bedürfnisse dieses Kreises geschaffen sind, und London mag als eine größere Landstadt erscheinen, „wo die vornehmen Leute ihre Stadtwohnungen haben und ihre größeren Einkäufe besorgen im erhabenen Schatten der größten aller edlen und hochgeborenen Damen, der Königin".

Dieses Symbol deckte sich nun einst mit der Wirklichkeit: Bladesover war England, solange der Landbesitz die einzige wirkliche Macht war und seine Inhaber das Land nach ihrem Nutzen und zu ihrem Behagen regierten. Aber das ist lange her: im Verlaufe des Romans hören wir, daß Bladesover von Sir Reuben Lichtenstein gekauft ist, daß in soundsovielen andern Schlössern ein gar neues Geschlecht sitzt; die Städte sind jetzt wahrlich etwas ganz anderes geworden als die Absteigequartiere und Einkaufsquellen des Landadels; und trotzdem ist Bladesover die herrschende Formel geblieben, unter der Engländer ihr Land begreifen wollen. „Alles, was modern und anders ist, kam als Eindringling" und hat sich irgendwie mit Bladesover abgefunden, es aber nicht abgeschafft.

2.

Der wirtschaftlichen Formel Bladesover entspricht ein gesellschaftlicher Begriff, das Ideal des Gentleman, das die englische Erziehung beherrscht. Wells' Hauptpersonen sind entweder durch ihre Herkunft oder durch ihre Lebensauffassung in scharfen Gegensatz zu diesem Typus gestellt, der ihm als die Blüte des Oxforder Liberalismus und der Tennysonschen Tage gilt. Der Gentleman möchte (*Marriage* III 2 § 1) König Arthur gleichen und Sir Galahad mit einem ganz kleinen Zug vom Frauenhelden Lancelot; vollkommen gerade und großartig will er sein, vor allem aber recht, recht viel Erfolg haben. Schönredner ist er gewöhnlich, und dabei sollte man sich vernünftigerweise wundern, warum der richtige Gentleman überhaupt redet. Sein Lebensziel ist Pose, nicht Ausdruck; sein Wollen geht nicht aufs Entdecken, Schaffen oder Sein, sondern auf Schein und Erfolg.

Bladesover und sein Gentlemantypus sind aber ihrerseits durchaus bereit, denen entgegenzukommen, die sie durchschauen, wenn dabei nur dem Hute die

schuldige Reverenz erwiesen wird. Das zeigt Wells' Meisterschöpfung Edward Ponderevo, der Projektenmacher und geniale Quacksalber in *Tono Bongay*. Dem fehlt nicht mehr als alles zum Gentleman: er ist ein kleiner, allzu wohlbeleibter Herr, in Erscheinung und im Gehaben das Gegenteil dessen, was die gute Gesellschaft schätzt, Meister eines ungehemmten Redeflusses, den allerhand Angewohnheiten zwar nicht schöner, aber eindrucksvoll genug machen, ohne eigentliche Bildung, von sittlichen Bedenken so frei, wie nur jemand sein kann, der sich nicht geradezu mit dem Strafgesetzbuch in Berührung bringen will. Als armseliger Drogist hat er sich durchschlagen müssen, aber seine Stunde kommt, weil er niemals den Mut verloren hat, sie zu erwarten. Der schnurrige Kauz hat seine Zeit erkannt; Bladesover täuscht ihn nicht mehr, er weiß, daß andere Kräfte das Leben regieren und daß es jedem freisteht, sie zum eigenen Vorteil zu benützen, der es versteht. Irgendwo findet er ein altes Rezept, das er durch einen gesundheitlich nicht unbedenklichen Zusatz modernisiert; er gibt dem Allheiltrank den geheimnisvollen Namen Tono Bongay; er verschafft sich die nötigsten Mittel, indem er ein paar Geldgeber gegeneinander ausspielt, und nun kann er sein Glück schmieden.

Ein Genie der Reklame, ist er unerschöpflich in den groteskesten Anpreisungen, um die Aufmerksamkeit auf seinen Zaubertrunk zu lenken, er verkauft ihn in allen denkbaren Formen und Anpassungen, er stellt die Presse, die Kunst, die Wissenschaft in seinen Dienst, und die Millionen strömen ihm zu. Sein Aufstieg wird bezeichnet durch die Reihenfolge seiner Wohnungen, und schließlich genügt ihm selbst der altadelige Herrensitz nicht mehr, er baut sich ein gigantisches Schloß als Symbol seiner phantastischen Machtideen und träumt vom Adelstitel. Ja, Leute wie er finden sich schon zurecht im modernen England: „Ein wundervolles System, dies alte britische System. So fest und stetig ist es und hat doch Platz für neue Männer. Wir kommen herauf und nehmen unsere Plätze ein. Als ob man es so erwartete. Wir greifen ein. Darin unterscheidet sich unsere Demokratie von Amerika. Drüben hat einer Erfolg; alles, was er davon hat, ist Geld. Hier haben wir ein System, das tatsächlich jedem offen steht" (ebd. III 2 § 8). Und was ist sein Platz in diesem System? Er sitzt in seinem Zimmer, schmiedet Pläne und schwindelt; aber „er schafft nichts, er erfindet nichts, er erspart nichts (ebd. III 1 § 3), und doch umdrängt ihn die Blüte der englischen Gesellschaft, und keiner zürnt, solange er im Glücke ist, über „seine Lügen, sein schier nackt unehrliches Geschäftsverfahren, die bald in diesem, bald in jenem Markte durch seine unberechenbaren Maßnahmen ausbrechenden Krisen" (III 2 §7).

3.

Dem hohl gewordenen Ideal des Gentleman sollte nun wohl ein neues, zeitgemäßeres gegenübergestellt werden. Theoretisch wird das auch in der *Modern Utopia* in den „Samurai", einer Art freiwilliger Pflichtenaristokratie, gezeichnet; seiner dichterischen Gestaltung steht der Umstand entgegen, daß in dieser innerlich unwahren und unklaren Welt Vollmenschen nicht gedeihen. Mag nun Wells sich von dieser Logik leiten lassen oder mag er spüren, daß der Aufgabe, die hier zu bewältigen wäre, seine Gestaltungskraft nicht gewachsen ist, jedenfalls haben die Hauptpersonen dieser Romane, soweit sie bestimmt sind, positiv die Gedanken ihres Schöp-



fers zu vertreten, nicht die Schärfe der Umrisse, die einprägsame Deutlichkeit der Züge wie Kipps, Lewisham, der Held der *Wheels of Chance*, die nur Geschöpfe der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zustände sind, oder wie Edward Ponderevo, der ihren schlauen und eigennützigen Bemeisterer darstellt. Gewiß mag in *Tono Bongay* der Oheim mit seiner unzähmbaren Lebenskraft den Neffen, der ihm gegenüber nur Beobachter und Kritiker ist, in den Schatten stellen. Aber in den Romanen der Trilogie *The New Macchiavelli*, *Marriage* und *The Passionate Friends* fehlt ein solcher Gegenspieler; trotzdem ergibt die Ausführlichkeit, mit der die Hauptträger der Handlung sich ausleben und aussprechen können, wohl einen typischen Lebenslauf, aber die Gestalten Remingtons, Traffords, Strattons haben in der Erinnerung etwas Unbestimmtes, Verschwimmendes. Es ist, als ob das journalistische Bedürfnis, die Fragen der Zeit in Betrachtungen und Gesprächen immer wieder auftauchen und erörtern zu lassen, sich stärker erwiese als der dichterische Gestaltungstrieb.

In bitterer Erfahrung wird ihren Personen die eine Erkenntnis beschert: was der Zeit fehlt, ist Klarheit, Einsicht in das eine, was not tut. Das eine ist, daß es gilt, sich loszulösen aus der Überlieferung, daß dem neuen Inhalt des Lebens neue Formen geschaffen werden müssen: Politik, Wissenschaft, Erziehung in weitestem Sinne müssen aufbauend sein. Gerade der englischen Erbweisheit, an das Vorhandene anzuknüpfen, es in der Theorie bestehen zu lassen, in der Praxis aber den Ausgleich zu suchen mit neuen Bedürfnissen, jener Erbweisheit, auf der die englische Verfassung und das englische Recht beruhen, stellt sich dieser Wortführer eines heraufkommenden Geschlechtes entgegen: dieser Erbweisheit ist eben die ungeheuerliche Verworrenheit (muddle ist das viel bezeichnendere englische Wort) zu danken, in der sich die Gegenwart befindet, und wahrlich, es gehören andere Leute dazu, um den Weg aus ihr zu weisen, als die überlieferten Führer der Nation. Einzelne Gestalten tauchen auf: der hochkirchliche Geistliche Siddons in den *Passionate Friends* — er meint es gewiß gut, wenn er seinem Zögling nach alter Art beizubringen sucht, daß die Schlacht bei Waterloo eigentlich auf den Kricketspielplätzen der englischen Gymnasien gewonnen wurde und daß der Junge, der sich seinem Direktor gegenüber als Atheist bezeichnet habe, für die sofort verabreichte Tracht Prügel im späteren Leben ungemein dankbar gewesen sei; er hat ganz recht, denn er bringt es doch zum Bischof, während sein Schüler, der Zweifler und Wahrheitssucher, zu keiner Stelle im britischen „System" gelangt. Da sind die Politikergestalten des *New Macchiavelli* — nun die sind auf ihre Parteilehre eingeschworen, und auch der Sozialist ist nicht besser als die andern: Sozialismus und Sozialisten dürfen eben nicht verwechselt werden; die volle Schale des Zorns ergießt späterhin Mr. Britling über die englische Bürokratie. Natürlich darf über dem Staat nicht vergessen werden, worauf er sich letzten Endes aufbaut: seine Urzelle, die Familie. Wie stolz ist doch der Brite auf sein home, sein patriarchalisches Leben im Kreise der Seinen! Bei Wells wird man vergeblich eine Schilderung in den gewohnten Farben suchen: typisch gemeint ist zweifellos das Elternhaus Marjories in *Marriage*, dies künstliche Gebilde, das nur durch Verschweigen und Vertuschen den Schein wahrt. Die Gestalt des väter-



lichen Haustyrannen ist ein kleines Meisterwerk bitterer Satire; für ihn ist die Familie eine Einrichtung, die wesentlich geschaffen ist, damit er als Brite von altem Schrot und Korn erscheinen kann — auch er meint es sicherlich nicht böse und ist kein schlechter Mensch, er weiß es eben nicht besser, weil er genau so ein Wirrkopf ist wie die Lenker der Nation.

„I want to get at muddle-headedness" (der Wirrköpfigkeit will ich an den Leib), ruft Wells durch den Mund seines Remington *(New Macchiav.* III 2 § 9), und so sind die Vorkämpfer seiner Gedanken das, was früher die Engländer mit einigem Mißtrauen ansahen, philosophische Köpfe. Ihre Kritik gilt den Grundlagen der jetzigen Gesellschaft, ihr Denken geht zuerst und zuletzt auf die Erziehung des Menschengeschlechtes, und da dessen überwiegende Mehrzahl „noch gänzlich ungeübt in den Methoden des Denkens und vollkommen unberührt von jeglicher Erkenntniskritik ist", folglich „ihr Denken ein grobes Flickwerk, unzusammenhängend und verworren" darstellt, so brauchen sie eine Ausbildung in der Philosophie (metaphysical training, *New Machiav.* III 3 § 4) — wer das Entsetzen des Durchschnittsengländers vor „metaphysics" kennt, wird ermessen, wie kühn solche Forderung ist.

Auf verschiedenem Gebiet streben die Wortführer der Wellsschen Ideen ihr zu. Der Politiker Remington mustert die Parteien und findet sie alle unzulänglich, nur die Toryführer sind persönlich wenigstens über dem Durchschnitt. Wenn ihr aristokratischer Idealismus sich erfüllt mit seinen Gedanken eines Fortschritts der Rasse, dann mag er der Grundstein werden einer aufbauenden Politik; „Liebe und edles Denken" muß ihr innerster Gehalt sein, und als fernes Ziel taucht das Ideal des Übermenschen (Nietzsche wird genannt) auf.

Die moderne Welt versagt sich noch dieser Forderung; der Naturforscher Trafford möchte ihr sein Leben weihen und muß erfahren, daß er es nur auf Kosten seiner Frau und seiner Kinder könnte. Und zu wessen Gunsten? Schlaue Geschäftsleute werden die Ergebnisse seiner Untersuchungen, die er der Menschheit schenken will, ausbeuten und den Toren verlachen, der schließlich nur für sie schafft. Da dient Trafford, da er Gott nicht dienen kann, dem Mammon, und als er sich endlich zurückgefunden hat aus bitterster Seelennot, weiß er, daß sein Platz nicht mehr im Laboratorium ist; die glänzendste Synthese organischer Stoffe gibt der Menschheit nicht größere Klarheit über ihren Weg und ihr Ziel: sie braucht Einsicht, „metaphysical training", wie der Politiker sagte, und so soll Traffords eigentlichste Lebensarbeit der Erkenntnistheorie und Psychologie gelten, soll mit ihren Mitteln eine Erneuerung der Grundlagen menschlicher Beziehungen vorbereiten.

In *The Passionate Friends* finden wir den Journalisten großen Stils, den Organisator des Buchhandels. Denn nicht politische und wirtschaftliche, sondern psychologische Schwierigkeiten sind zu lösen. Die Erde hat ja Raum für alle und die Fülle des Lebens dazu; die Menschheit muß nur endlich begreifen, daß veraltete Überlieferungen sie hindern, ihr Leben nach den Möglichkeiten zu organisieren, welche die endlich erlangte Herrschaft über die Natur bietet. Dazu müssen Schranken fallen zwischen Völkern und Klassen; nicht von Gewalt darf da die Rede sein, sondern von gutem Willen. Gegenüber dem engen Individualismus und seinem Eigennutz muß die noch halb unbewußte Sehn-




sucht nach einer vernünftigeren Ordnung ihre Erfüllung als möglich und notwendig einsehen, und wer die Phantasie der Menschheit weckt, beseitigt die größte Hemmung. Das soll das Ziel von Strattons Lebenswerk sein *(Pass. Fr.* II 2 § 5, 3 § 10).

Philosophische Köpfe allesamt also, aber sie spinnen sich nicht ein in bloß theoretisches Denken; neben dem Gedankenerlebnis steht ein anderes, das mit dem Intellekt nichts zu tun hat: die Geschlechtserfahrung. Bezeichnend ist, daß bei keinem das eheliche Schifflein glatt segelt, bei mehr als einem scheitert es, bei allen gerät es in gefährliche Untiefen, Remington und Stratton hätten in früherer Zeit Kirchenbuße zu tun gehabt. Ist's ihre Schuld oder die ihrer Frauen? Nein, „die Ehe ist nicht mehr, was sie war. Sie ist etwas anderes geworden, weil die Frauen Menschen geworden sind... Nicht mehr Sklavinnen und doch nicht unsersgleichen... Wir haben so etwas wie eine Scheinemanzipation gehabt und sind zur wirklichen noch nicht gekommen" *(Marriage* III 2 § 6). Das bestimmt die Art, wie Wells die Frauen der mittleren und höheren Schichten sieht: einfach lächerlich wirkt auf ihn die „emanzipierte Frau" von der Suffragette bis zur mehr oder minder begeisterten Anhängerin irgendeiner „Bewegung"; bedauerlich sind ihm die andern, die als Opfer einer falschen Erziehung und der Verhältnisse sich den praktischen, sittlichen und natürlichen Anforderungen der Ehe nicht gewachsen zeigen; zur tragischen Gestalt wird die eine, die ihr Leben leben will, die stolze Lady Mary der *Passionate Friends.* Sie ist die neue Frau, aber ihre Zeit ist noch nicht gekommen.

Ziel dieser Romane ist, die Gegenwart und ihre Nöte zu schildern — das ideale Verhältnis der Geschlechter soll erst eine bessere Zukunft bringen. Wie es sich gestalten müßte, mag das letzte Buch von *Marriage* ahnen lassen; aber wenn Trafford und Marjorie sich volles gegenseitiges Verständnis erringen, so ist das als Forderung der rechten Ehe nicht gerade neu, und der Weg, auf dem diese beiden sich zueinander finden, ist nicht von jedermann zu beschreiten. Immerhin, das Problem ist mit aller Schärfe gestellt: der Florentiner Macchiavelli, der Meister der alten Staatskunst, mochte sein Buch schreiben, als bestünde die Welt nur aus Männern, sein moderner Nachfahr lernt gründlich, daß der Staatskünstler der Zukunft seinen Bau auf den Menschen als Geschlechtswesen anlegen muß. Das Heil liegt für ihn in einer aristokratischen Zivilisation; zu ihr hin muß der Blutstrom der Menschheit aber geleitet werden durch „eine wirksamere Auswahl für das Vorrecht einer höheren Erziehung und durch die allerbeste Erziehung für die Erziehbaren" *(New Macch.* II 2 § 4); die drei Hauptpunkte, auf die es dabei ankommt, sind die Lehre von Gott, den Pflichten gegen den Nächsten und dem Geschlecht *(Marriage* I 3 § 6).

4.

Es war nur natürlich, daß des Kritikers Blick von England nach andern Ländern hinüberschweifte, um ihre Verhältnisse zu vergleichen. Uns geht vor allem an, was er von Deutschland zu sagen hat. Er kannte das kaiserliche Deutschland und liebte es nicht. Den Personen der *Passionate Friends* fällt das „schwülstige" Niederwalddenkmal mit seiner „ungeheuren, sich auffällig gebärdenden (gesticulating) Germania" auf die Nerven; unserm Siege wird Plumpheit vorgeworfen, und unsere späteren Bemühungen, uns einen besseren Geschmack anzueignen, finden auch nicht



mehr Gnade. Aber auf der andern Seite konnte doch der Mann, der seinem Vaterland fort und fort die Planlosigkeit seines wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens vorhielt, nicht umhin, hier unsere Überlegenheit anzuerkennen, ja zu bewundern. Vor allem kommt der Politiker Remington zu uns heute sehr eigentümlich berührenden Ansichten. Verdient England denn nicht eigentlich eine Strafe für seine selbstverschuldete Rückständigkeit? Sie kann kommen von „den besser organisierten, kräftigeren und jetzt weit höher zivilisierten (!) Völkern Mitteleuropas". Die Engländer haben wie die Riesensaurier der Urzeit mehr Wert auf Ausbildung ihres Rückgrats als ihres Schädels gelegt; folglich „schlägt Deutschland England jetzt überall, wo Mitbewerb möglich ist, weil es sechzig inhaltreiche Jahre hindurch eifrig seinen Gemeingeist gepflegt hat, weil es trotz erschreckender Mängel weit mehr nach Wert in seinen Leistungen strebt als wir". Drum ist ein demütigender Krieg für England wohl möglich, aber zur Katastrophe wird er nicht werden, „dazu fehlt es unserer herrschenden Klasse an der nötigen Heldenhaftigkeit". England werde klein beigeben und sich stolz mit dem zweiten Platz begnügen. So spricht der „neue Macchiavelli" (III 2 § 5), und weil er sein Vaterland liebt, bittet er wahrhaftig Gott um das „Stahlbad eines Krieges" (a chastening war).

Die erschreckenden Mängel Deutschlands sind nun natürlich nicht seine angeblichen oder wirklichen Sünden gegen den guten Geschmack; was Wells' Entsetzen erregt, ist, daß diese bewundernswürdige Organisation eines ganzen Volkes sich richtet auf Macht, und daß diese Macht wiederum zugute kommt den mittelalterlichen, romantisch-mystischen Herrschaftsträumen einer engbegrenzten Herrenkaste. Dieser fehlt es wahrlich nicht an jenen in England vermißten heroischen Eigenschaften, und so sieht sie im Kriege ein Mittel zum Zweck. Selbstverständlich ist daher in den beiden Zukunftskriegsromanen *The War in the Air* (1909) und *The World Set Free* (1914) Deutschland der Angreifer — es deshalb als Feind der Menschheit hinzustellen, fiel Wells aber gar nicht ein. Der Krieg ist ihm ein Ergebnis des gesamten geistigen Zustandes der Menschheit oder vielmehr ihrer politisch herrschenden Klassen; „England und Deutschland streiten sich um den ersten Platz in der Welt, und inzwischen geht die Entwicklung der Welt an ihnen vorbei", heißt es einmal in den *Passionate Friends* (II 3 § 2); in der Sackgasse, in welche die europäischen Völker geraten sind, muß es irgendwie zum Zusammenstoß kommen. Wenn dann Deutschland die Kriegsmittel, die es besitzt, anwendet, so ist das für Wells nur folgerichtig: kein Mensch wird etwas von sittlichem Abscheu finden in der Schilderung des erfolgreichen Angriffs deutscher Bombenflieger auf den innerlich unfähigen französisch-englischen Generalstab (The W. s. F. II § 2); eine Episode des *War in the Air* wirkt heute als Vorausnahme der teilweisen Zerstörung von Löwen (VI § 6): das Furchtbare, Unerhörte dieser Kriegshandlung wird mit allem Nachdruck geschildert, aber wie lautet das Urteil? „Unter den gegebenen Umständen mußte es geschehen. Der Prinz (der deutsche Oberfeldherr) konnte unmöglich nachgeben und sich als geschlagen bekennen, und es war unmöglich, die Stadt zur Ruhe zu bringen, ohne sie großenteils zu zerstören", und ausdrücklich wird anerkannt, daß der Zweck eines gründlichen Denkzettels mit möglichst geringem Schaden an Gut und Leben er-



strebt wurde. Und auf der andern Seite: daß Belgien zu Frankreich und England steht, ist einfach selbstverständlich, Holland bleibt neutral, aber deshalb machen Franzosen und Engländer nicht etwa an seinen Grenzen halt. Das „Verbrechen", das im Jahre 1914 die ganze Welt gegen uns aufbrachte, ließ Wells in demselben Jahr *(The W. s. Fr.* II § 7) die Alliierten begehen — nur ist es bei denen gar kein Verbrechen, und die Holländer stehen mit den Händen in den Hosentaschen und der Pfeife im Munde behaglich da und sehen zu!

Der Zorn unseres Schriftstellers richtet sich also nicht gegen die Methoden des Krieges, sondern gegen den Krieg an sich. Wir erleben in *The War of the Air* die große Katastrophe auf deutscher Seite mit: Bert Smallways, der typische „Cockney", gerät durch einen abenteuerlichen Zufall auf das Admiralschiff der deutschen Luftflotte, die den großen Angriff auf Amerika macht. Er sieht mit Verwunderung, was deutsche Technik und Zielbewußtheit auf diesen Luftriesen geleistet haben, er bekommt einen Begriff von deutscher Disziplin, auch von ihrer schonungslosen Härte — nicht zuletzt unvergeßlich ist ihm aber ein Bild in einer Offizierskabine: den Kriegsgott stellt es dar, eine schreckliche Gestalt mit Wikingerhelm und Scharlachmantel, schreitet er, das bloße Schwert in der Hand, über Trümmer, seine Züge aber zeigen eine starke Ähnlichkeit mit ihm, für dessen Gunst der Maler das Originalbild geschaffen hat, mit dem Prinzen Karl Albert, dem deutschen Oberfeldherrn.

Karl Albert ist die Verkörperung jener „erschrecklichen Mängel" deutschen Wesens. Er ist der Machtpolitiker, der an seinen Stern glaubt, der sich für berufen hält, das Werk der Jahrtausende zu krönen und durch Blut und Eisen die deutsche Weltherrschaft zu begründen. Gewisse Züge Kaiser Wilhelms (mit dem er aber nicht identisch ist) sind auf ihn übertragen: der Feldherr in der Mitte seiner Offiziere ist doch von ihnen durch eine unsichtbare Scheidewand getrennt, er ist das Werkzeug Gottes und trägt vor ihm die Verantwortung, er liebt große Gesten und tönende Worte, er predigt am Sonntag über Glauben und Gottes Freundschaft für David und stimmt Luthers „Ein feste Burg" an. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß Wells' Roman in einer freilich nicht als allzu entfernt angenommenen Zukunft spielt; wir hören etwas vom deutschen Kaiser, dessen Zögern Karl Albert überwunden hat, und wenn der Prinz der Liebling des deutschen Imperialismus genannt wird, die Verkörperung des Nietzscheschen Übermenschen, groß, blond, männlich und großartig amoralisch, wenn seine romantischen Liebesabenteuer ganz Europa in Aufregung versetzen (IV § 1), so genügt das, um zu zeigen, daß er vor allem gemeint ist als Verkörperung des deutschen Machtideals. Der Zauber, der von ihm ausgeht, beschränkt sich nicht auf Deutschland: Engländer achten ihn, weil er ihre mühseligen Politiker in den Schatten stellt, Franzosen glauben an ihn, Amerikaner machen Gedichte auf ihn — er hat in sich etwas von dem neuen aufbauenden Geiste, nur ist er durch romantische Überlieferung und mystisches Gottesgnadentum in eine falsche Richtung gezwungen und wird darum der Welt nicht zum Heil, sondern zum Verderben.

5.

Beide Zukunftskriegsromane lassen aus dem Zusammenstoß der europäischen Mächte den Weltbrand entstehen, in beiden gibt es zum Schluß nur Besiegte; aber die Katastrophe



macht den Weg zum Neuaufbau frei. All das entspricht der Absicht, die Wells hier wie in den Zeitromanen verfolgt: der Triumph Englands wäre eine Widerlegung seiner Angriffe gewesen, ein Sieg Deutschlands hätte die Welt nicht gerade in seinem Sinne geändert, die zeitliche Ferne erlaubte es auch, Licht und Schatten einigermaßen unparteiisch zu verteilen. Wir dürfen daher auch nicht von Inkonsequenz sprechen, wenn der Weltkrieg, den er erlebte, ihm mindestens zunächst in einem andern Lichte erschien als diejenigen, die er im Geiste geschaut hatte: als der Sturm losbrach, war er jedenfalls nicht geneigt, ihn als etwas zu betrachten, was kommen mußte; er fragte nach der Schuld und fand sie bei uns und nicht bloß bei unsern Herrschern. Aber der fruchtbare Mann hat seine Kriegsromane nicht so übereilt wie mancher andere: erst 1916 erschien *Mr. Britling sees it through*, und die drei Jahre hatten ihn wieder etwas finden lassen von dem alten Verstehen der Dinge als Schicksal, nicht als Schuld.

Das erste Buch faßt noch einmal zusammen, was Wells gegen sein Land auf dem Herzen hat, dies Land des Schlendrians, des „wait and see“ mit seinen überlebten Überlieferungen, seinem ererbten Reichtum, seinem mangelnden Gemeingeist. Der Juni 1914 ist es: Suffragetten machen die Londoner Museen und das Parlament unsicher, in Irland gärt es ob der Homerulefrage, die Regierenden verdecken ihre Hilflosigkeit durch laute Reden, lassen mit dem Feuer spielen, bis der Brand des Bürgerkrieges auszubrechen droht.

Und der einzelne Engländer lebt, als müsse die überkommene Ordnung ewig dauern. Da ist Britling, Wells' Sprachrohr, Mitarbeiter der „Times“ und als Essayist in der angelsächsischen Welt bekannt; ein freier Geist, der berührt ist vom Hauch der Zukunft, hat er doch nichts getan, was mehr bedeutete als Literatur; im Gegenteil: sein persönliches Leben ist voll seltsamer Verworrenheit, und sie spiegelt sich in seiner Umgebung. Wie stolz ist er auf sein Automobil, das mit ihm hinfährt, wo es will, auf seinen ländlichen Wohnsitz, in dem alle Dinge etwas anderes bedeuten als sie sind, in dem er achtzehntes Jahrhundert spielt, ohne es selbst zu wissen. Freilich, ein tiefer Frieden ruht auf dieser Welt, vielleicht, weil sie künstlich ist, und nun bricht über sie der Krieg herein. Nie hat Britling geglaubt, daß Deutschland Ernst machen könne; ungeheuerlich schien ihm die Vorstellung eines ganzen kriegerischen Volkes. Der Traum verfliegt, die Vorstellung von einem unwillig marschierenden Deutschland läßt sich nicht halten, folglich muß dies ganze Volk, nicht etwa bloß Kaiser, Kronprinz und Kriegspartei, das verkörperte Böse der Welt sein; mit Kopf, Herz und Hand will er bei dem heiligen Kriege sein. Und über Englands Jugend und den gemeinen Mann kommt auch die Kreuzzugsbegeisterung, sie strahlen im Glanze ihrer besten Eigenschaften — was hilft's, wenn das Feuer umsonst verlodert? Mit tiefer Enttäuschung sieht Britling, daß Englands berufene Lenker und Leiter bleiben, was sie waren; bitterere Vorwürfe sind unserer Kriegsregierung kaum je gemacht worden, als hier 1916 gegen die englische gerichtet wurden. Gegen einen „sozialistisch und wissenschaftlich durchgebildeten, in unerhörtem Grade leistungsfähigen“ Feind wird England von einer altmodischen, unbeholfenen Bürokratie geführt; schon im November 1914 hat sie dem Kriege seinen Schwung ausgetrieben: „Die Würde Englands brach zusammen, und an ihre Stelle trat eine weniger konzen-





trierte und überhitzte, aber ebenso beschämende Bosheit" (wie die deutsche II 3 § 7). So gleicht sich der zunächst angenommene sittliche Unterschied zwischen den Parteien aus, und je mehr nach dem Marnewunder die sich stets gleichbleibende englische Untüchtigkeit sich abhebt von dem gesteigerten Heldentum des deutschen Widerstandes, je mehr ist Britling-Wells geneigt, bei aller Gegnerschaft für den Feind Bewunderung zu empfinden. Die Auffassung von Deutschland als Verkörperung von Militarismus, Junkertum und grobmaterialistischem Angriffsgeist tritt zurück, die aufreizenden Figuren von Kaiser und Kronprinz verschwinden: „Das wahrere Deutschland, das Gedanken und System und der Wille zur Gründlichkeit ist, das Deutschland Ostwalds und des einst verschmähten Hindenburg stellte sich dem Blick dar ... es kämpfte um Rettung vor Vernichtung und Teilung, die sein unvermeidliches Los waren, wenn es sich zu leicht für besiegt erklärte, es kämpfte, um standzuhalten, kämpfte geschickt und geduldig mit Disziplin und festem Willen um eine neue Siegesmöglichkeit" (II 4 § 15), und ihm gegenüber versäumt englischer Schlendrian eine Gelegenheit zum Siege nach der andern. Kann es denn aber anders sein? „Es hat keinen Zweck, Sündenböcke zu suchen. Hier handelt es sich um eine nationale Gewohnheit. Es ist so, weil die Leute, die aus unsern höheren Schulen hervorgehen, es nie gelernt haben, zur rechten Zeit zu Zügen zu kommen, auf die Minute im Büro oder im Kontor zu sein, einen Rucksack, wie es sich gehört, zu packen oder irgend etwas ordentlich und schnell zu tun — irgend etwas, was sie vielleicht auch von andern für sich besorgen lassen können ... Sie hassen es, Streber (prigs) zu sein. Lieber ist ein Engländer die unglaublichste Null in jeder Beziehung, als daß er ein Streber scheinen will."

Endlich greift der Krieg auch in Britlings innerste Kreise: sein Sohn fällt, und dieser Schlag bringt ihn zum menschlichen Verstehen. Das Bild eines Deutschen taucht wieder in ihm auf: bis zum Kriegsausbruch hat Herr Heinrich als Hauslehrer in seiner Familie gelebt, als Urbild deutschen Wesens ist er ihm immer erschienen, der bebrillte, rotwangige Jüngling, der alles so ernsthaft nahm. Wie oft hat er den Kopf geschüttelt über dies Erzeugnis preußischer Disziplin: Heinrichs Herz war bei dem Pazifismus und der Idee einer Weltsprache, aber weil Esperanto oder Ido nicht zum deutschen System gehört, ist er eben Neuphilologe geworden, studiert englische Dialekte und wird einmal Oberlehrer oder Professor werden. Das ist seine Stelle in der großen Maschine seines Vaterlandes — die wird er einmal ausfüllen und gut ausfüllen. Britling aber philosophiert über Organisation und kommt dabei nicht weiter, als daß Organisation auf der einen Seite Tod sei, auf der andern aber doch wiederum vorhanden sein müsse, wenn das Leben der Menschheit nicht zum bloßen Vegetieren werden solle. Hier ist aber einer, der an das Lebensgesetz, das ihm sein Volk gibt, nicht nur glaubt, sondern der auch noch am Gehorchen Gefallen findet. Ein Wunder, und doch wieder ein sehr liebenswürdiges Wunder, denn Heinrich gewinnt die Herzen durch seine Zutraulichkeit, die Reinheit und Schlichtheit seines Wesens, seine ganz ungekünstelte Empfindungstiefe. Auch er fällt als Opfer des Krieges wie Britlings Sohn; aus dem herbsten Schmerz über den eigenen Verlust erwächst dem Vater das Verstehen dafür, wie es nun in einem Elternhaus drüben in Pommern, ach und in so unzählig vielen an-



dern aussieht; über die Menschheit ist ein Leid gekommen, und vor den Opfern der Besten, die in allen Völkern sinken, verschwindet die Frage nach der Schuld dieses oder jenes einzelnen Volkes. Was geschah, ist das Ergebnis einer Schicksalsverstrickung, die alle fesselte, die Ernte eines Zeitalters blind individualistischer Politik und Wirtschaft. Was muß geschehen? Die Menschen müssen erkennen, daß diese Opfer sie verpflichten; gerade die am meisten betroffenen muß der Schmerz zusammenführen, und so schreibt Britling „bis zum Morgengrauen", schreibt den Brief an Heinrichs Eltern, der ein Brief der englischen an deutsche Väter sein und gegenseitiges Verstehen und Versöhnen sein soll. Im übrigen aber vertieft er sich in das Studium seines Atlas: sein Bleistift will dafür sorgen, daß jedes Volk von fremder Herrschaft frei sein Leben führen kann, dann mögen sich alle zum großen Völkerbunde zusammenfinden.

6.

Leider kann ich von dem folgenden Roman *The Conversion of a Bishop* nur sagen, daß er die auch in den besprochenen gelegentlich auftauchende Frage eines reineren, unsere religiöse Not stillenden Gottesbegriffs behandelt, ich stehe also am Ende meiner Übersicht der Wellsschen Gedanken. Bitter genug mögen wir empfinden, daß Wells kein Prophet ist. Daß Britlings Bleistift eine harte Arbeit hat, weiß er selbst; wie er diese Arbeit in den Händen der Sieger in Versailles getan hat, empfinden wir als schnöde Vergewaltigung. Aber Wells hat seine Romane vom künftigen Kriege wie den vom wirklichen unter dem Eindruck geschrieben, daß es in diesen Kriegen nicht Sieger, nicht Besiegte, oder besser, daß es in ihnen nur Besiegte geben werde — wir wissen nur zu gut, daß er sich geirrt hat. Und noch eins: seine Phantasie hat mit einem späteren Ausbruch des Krieges gerechnet und zugleich die Wirkung unserer augenblicklich vorhandenen Zerstörungsmittel überschätzt. Es klingt sonderbar, denn wir stehen alle noch unter dem Eindruck des Grauens vor diesem Kriege der Technik — aber am Ende der beiden Zukunftskriegsromane sind alle großen Städte Europas und Amerikas rauchende Trümmerhaufen, haben die Maschinen der Zivilisation den Krieg ad absurdum geführt. Darauf beruhte mit seine Zuversicht, daß am Ende dieses Schreckens der neue Geist sich durchsetzen werde — dieser Krieg aber war ein wunderliches Gemisch jahrhundertalter und ganz neuer Formen, er läßt darum weiter die Welt in Waffen starren. Und was sich aus der Tiefe hervorringen will, was rüttelt an den Dämmen unserer westlichen Zivilisation, deren Wirrwarr diese Romane so bitter schilderten, das ist wahrlich nicht der Geist der Wellsschen Reformer, das bringt nicht die Stimmung, in der Britling bis zum Morgengrauen schreibt.

Aber nicht zum Propheten Wells sind wir gekommen, sondern zu dem Dichter, der gestaltet, was ihm Herz und Seele erfüllt. Ein Erlebnis der Wirklichkeit und ein Traum der Zukunft waren es; von der Erfüllung des Traumes sind wir durch das Geschehen der letzten Jahre menschlichem Ermessen nach weiter als je entfernt, aber gerade dieser Völkerkrampf, der uns noch schüttelt, hat uns gelehrt, wie scharf die Wirklichkeit und ihre Not hier erkannt worden sind. Es hat uns vielleicht manchmal scheinen wollen, als hätten Englands Volk und Regierung die Probe des Weltkrieges gut genug bestanden — Verdienst ist es nach Britlings Erfahrungen wahrlich




nicht gewesen; die Zeit nach dem Kriege aber hat auch drüben ihre Probleme gestellt. Wie sie gelöst werden sollen, wissen wir nicht; aber wir wissen, wer sie lösen soll: das englische Volk, das uns Wells schildert. So mögen seine Theorien auf sich beruhen: er bleibt ein Erzähler von bunter Stoffülle und immer neuer Erfindungskraft und -lust, der Darsteller englischer Menschen und ihrer Ideale in der bedeutsamsten Zeit ihrer Geschichte.

Zur Philosophie der Gegenwart.

Von Richard Müller-Freienfels.

Eine unbefangene Analyse des Begriffs der Philosophie, der nicht durch logische Spekulation, sondern allein aus einem Studium der Geschichte des menschlichen Denkens gewonnen werden kann, offenbart uns immer deutlicher, daß die philosophische Forschung nicht als ein Fortschreiten in einer einheitlichen Richtung, auf ein einzelnes klar erkanntes Ziel hin zu begreifen ist. Nein, das philosophische Denken läßt sich viel eher als die Eroberung eines weiten Gebiets begreifen, in das die Forscher von den verschiedensten Seiten her, jeder auf seine Weise, von eignem Standpunkt aus einzudringen suchen, und wenn man eine Vereinheitlichung dieser mannigfaltigen Streifzüge versucht, so kann man sie eher der Einkreisung eines scheuen, schwer faßbaren Wildes als einer gradlinigen Verfolgung vergleichen. Die Richtung der Forschung ist also nicht bloß durch das **Objekt** allein, sondern in viel höherem Grade als in anderen Wissenschaften durch das **Subjekt** des Philosophen bestimmt. Die individuelle Subjektivität des Forschers, in andern Wissenschaften gerade dasjenige, was es auszuschalten, zum mindesten aber „einzuklammern" gilt, wird in der Philosophie zu einem wesentlichen Faktor. Und damit rückt die Philosophie, die ja trotz aller Bemühungen niemals zur reinen Wissenschaft geworden ist, in die Nähe der Kunst. Die Kriterien „wahr" und „falsch" können philosophischen Lösungen gegenüber nicht in der gleichen Weise angewendet werden wie gegenüber mathematischen Aufgaben. So beurteilt, würde die Geschichte der Philosophie nichts sein als eine Geschichte menschlicher Irrtümer. Sie gewinnt jedoch ein ganz anderes Gesicht, wenn man die philosophischen Lösungen statt von der objektiven, von der subjektiven Seite her betrachtet; dann erscheinen sie als Ausdruck typischer menschlicher Stellungnahme zur Totalität der Welt, von denen jede einzelne gewiß unvollkommen ist, die in ihrer Gesamtheit und gegenseitigen Ergänzung doch eine wertvolle kulturelle Leistung darstellen.

Der subjektive Ausgangspunkt und die eingeschlagene Richtung sind jedoch beim echten Philosophen nicht etwa willkürlich gewählt, sondern mit Notwendigkeit gegeben. In meinem Buche „Persönlichkeit und Weltanschauung"[1]) habe ich es unternommen, mit Hilfe der modernen differentiellen Psychologie in systematischer Weise eine Typik dieser Beziehungen zwischen dem Ich des Philosophen und seinem System auszubauen, und eine ganze Reihe anderer Werke, so die von Dilthey und seinen Schülern, ferner von Jaspers, Simmel und anderen arbeiten an ähnlichen Problemen.

Unter diesen Gesichtspunkten war es

1) Leipzig 1919, B. G. Teubner.



eine treffliche Idee des Verlags F. Meiner, durch den jungen Philosophen Raymund Schmidt eine Sammlung von kurzen Selbstdarstellungen lebender Denker zusammenzubringen, deren jeder in seiner Weise seine persönlichen Beziehungen zu seinem System darzulegen hatte. Bis jetzt liegen zwei Bände dieser Sammlung vor, die noch weiter fortgesetzt werden soll.[2])

Es ist eine Versammlung sehr verschiedenartiger Geister, in die man da tritt, und gerade die Verschiedenartigkeit kann einen Reiz ausüben. Der erste Band vereinigt die Selbstporträts von Paul Barth, von Erich Becher, Hans Driesch, Karl Joel, Al. Meinong, Paul Natorp, Johannes Rehmke, Johannes Volkelt; der zweite Band führt Erich Adickes, Clemens Bäumker, Jonas Cohn, Hans Cornelius, Karl Groos, Alois Höfler, Ernst Tröltsch, Hans Vaihinger zusammen. Gewiß ist das noch keine vollständige Übersicht, aber das lag nicht am Herausgeber, denn, wie er im Vorwort angibt, haben manche Vertreter der Philosophie sich zurückgehalten, und die Fortsetzung des Werkes wird noch manche Lücke ausgleichen. Dann erst wird es auch möglich sein, an Stelle der Anordnung nach alphabetischer Reihe eine mehr sachliche Gruppierung zu setzen und die verwandten Geister zusammenzuführen.

Ganz freilich wird sich niemals der Charakter eines einheitlichen Ensembles herbeiführen lassen. Dafür ist die Fülle der Stimmen schon jetzt zu groß. Man betrachte allein die Ausgangspunkte! Nur ein Teil der Vorgeführten sind regelrechte Fachphilosophen, die aus einem Studium der historischen Philosophie heraus ein neues System zu erbauen gesucht haben. Von allen möglichen Spezialwissenschaften her hat man die Hürden durchbrochen. Da kommt z. B. H. Driesch von der Biologie, E. Tröltsch von der Theologie, Cornelius von der Mathematik her. Und auch innerhalb der Philosophie selbst fußen die einzelnen auf sehr verschiedenem Boden. Da gibt es Soziologen wie Barth, Ästhetiker wie Groos und Volkelt, Psychologen und Erkenntnistheoretiker, und sie alle tragen auch dort, wo sie andere Gebiete bearbeiten, die spezifische Färbung ihrer spezialwissenschaftlichen Herkunft. Natürlich aber sind die Darstellungen auch an innerem Gehalt ungleich. Keineswegs bei allen hat man den Eindruck, daß sich ein ursprüngliches philosophisches Temperament selbstherrlich Bahn gebrochen hat. Leider haben viele in einer gewissen Scheu gerade dasjenige kaschiert, was doch den eigentümlichen Reiz solcher Selbstdarstellung macht: das persönliche Moment. Gewiß setzt ein solches Herausarbeiten des schöpferischen „Erlebnisses" eine besondere künstlerische Begabung voraus, aber bei manchen hätte sich trotzdem sicherlich noch mehr sagen lassen. Eine Einbeziehung auch der nichtakademischen Philosophen hätte in dieser Hinsicht vielleicht manches lebendigere Bildnis erbracht.

So wird erst derjenige, der auch zwischen den Zeilen zu lesen versteht, der die durch äußere Umstände bedingte Lückenhaftigkeit der Reihe zu ergänzen vermag, hinter den auftretenden Gestalten das Ganze der Philosophie der Gegenwart erblicken und ihre Hauptströmungen sich enthüllen sehen. Eine immer deutlichere Scheidung der Geister nämlich enthüllt sich da, und zwei Hauptgruppen der gegenwärtigen Philosophie heben sich deutlich heraus: einerseits diejenigen, die aus der Philo-

2) Die deutsche Philosophie der Gegenwart in Selbstdarstellungen. 2 Bde. Leipzig, Felix Meiner.




sophie eine Wissenschaft machen wollen und denen daher die Philosophie zugleich vor allem Wissenschaftslehre ist; andererseits diejenigen, die in der Philosophie eine überwissenschaftliche Erkenntnis, eine spezifische Äußerung des gesamten Lebens sehen und denen daher naturgemäß auch die Philosophie zur Philosophie des Lebens wird. Wissenschaftsphilosophie und Lebensphilosophie sind die beiden Hauptströmungen, die das Denken der Gegenwart durchziehen. Die Auswahl jener beiden Bände hat es mit sich gebracht, daß die Wissenschaftsphilosophen stärker im Vordergrund stehen, und daß von den Lebensphilosophen vor allem diejenigen zur Sprache kommen, die sich einer wissenschaftlichen Systematik befleißigen. Immerhin stehen jedoch Denker wie Vaihinger, der die Wissenschaft als ein System von Fiktionen enthüllt, ferner die Neovitalisten wie Driesch und Becher und noch einige andere jener Lebensphilosophie nahe, die durch Namen wie Nietzsche, v. Hartmann, Bergson, James, Dilthey, Simmel und viele andere zu kennzeichnen wäre. Diese Scheidung der Geister ist neuerdings durch die Kampfschrift H. Rickerts[3]) weithin sichtbar geworden, der vom Standpunkt der Wissenschaftsphilosophie der Lebensphilosophie den Fehdehandschuh hinwirft. Aber seine Position, wie sie sich darin enthüllt, scheint nicht sehr sicher. Denn erstens gibt er, trotz gemäßigter Form, kein unparteiisches Bild der Lebensphilosophie, und zweitens läßt er sorgfältig alle jene Lebensphilosophen, die mit rein wissenschaftlichen Mitteln dem Problem des Lebens sich nahen, außer Beachtung. Aber es heißt das Bild entstellen, wenn man heute über die Philosophie des Lebens schreibt, ohne die Forschungen der Hartmann, Driesch, Becher, um nur diese zu nennen, zu berücksichtigen. Auch nach dieser Richtung kann der hier besprochene Überblick über die Philosophie ergänzend wirken. Es ist zu erwarten, daß die Fortsetzung des Werkes noch mancherlei weitere Beiträge zur Lebensphilosophie bringt, was insofern freilich schwierig sein wird, als die bekanntesten Vorkämpfer der Lebensphilosophie teils tot, teils Ausländer sind. Es wäre deshalb unbillig, dem Herausgeber einen Vorwurf zu machen.

Unternehmungen wie die vorliegende sind nur möglich, wenn man durch äußere Umstände gesetzte kleine Mängel ihnen nicht anrechnet. Meine Darlegungen sollen deshalb auch keine Kritik sein, sondern eher eine notwendige Einführung und Erläuterung zu dem verdienstvollen Unternehmen. Keiner, der sich mit der Philosophie der Gegenwart auseinandersetzt, wird an den beiden stattlichen Bänden vorübergehen können.

Zeitschriftenschau.

Theologie.[1])

Die ältere Zeitschrift, neben die das soeben genannte Organ getreten ist, behält dabei durchaus ihr Interesse auch für Nichtkatholiken. Es ist das Archiv für katholisches Kirchenrecht, jetzt herausgegeben von Professor Hilling in Freiburg (Mainz, Kirchheim). Begründet ist es 1857 durch den Innsbrucker v. Moy; zu den ersten Mitarbeitern gehörte der nachmalige Altkatholik v. Schulte. Die Geschichte der Zeitschrift gibt der jetzige Herausgeber in einem einleitenden Aufsatze des Heftes 1920; freilich ist das neben seiner Vorlesung über die Bedeutung des Codex iuris canonici für das kirchliche Verfassungs-

3) Die Philosophie des Lebens. Tübingen 1920, J. C. B. Mohr (H. Siebeck).

1) Siehe Heft 7.

recht (im Jahrgang 1919) die einzige größere Abhandlung. Der Gegenstand der letzteren ist auch für Nichtkatholiken von erheblicher Wichtigkeit; die längst nötige Neukodifikation des kanonischen Rechts, von Pius X. 1904 eingeleitet, ist bekanntlich rasch zum Abschluß gekommen und seit 1918 ist im wesentlichen an die Stelle des Jahrhunderte hindurch „geltenden" und doch in vielem nicht mehr anwendbaren Corpus iuris canonici der Codex getreten, den Benedikt XV. und sein Staatssekretär Gasparri herausgaben. Nebenher geht, zum Teil gerade in Zusammenhang mit dieser Neuordnung, eine rege sonstige Tätigkeit der Kurie und der Bischöfe in Verordnungen, bisweilen über recht wichtige Dinge (so wird die moderne Theosophie und Anthroposophie verworfen, oder es werden Einzelheiten geregelt, die mit der Verschärfung der im neuen Codex angeordneten katholischen Praxis gegen Mischehen zusammenhängen), bisweilen über solche Äußerlichkeiten wie das Barttragen der Priester, und in der Sammlung und dem Abdruck oder Auszug solcher Erlasse, wie auch der staatlichen über kirchliche Dinge und wichtiger kirchenpolitischer Kundgebungen (z. B. des Hirtenbriefes der preußischen Bischöfe 1918 über die Trennung von Kirche und Staat) liegt ein Teil der Brauchbarkeit dieses Archivs auch für Nichtkatholiken begründet, namentlich seit die Chronik der Christlichen Welt, die 1891 bis 1917 erschien, nicht mehr besteht.

Der Raum erlaubt es nicht, hier noch auf die mancherlei wissenschaftlichen Aufsätze einzugehen, die in religiösen und kirchlichen Wochenschriften wie der Allgemeinen evang.-luth. Kirchenzeitung (herausgegeben von Laible, Leipzig, Dörffling und Francke) oder der Christlichen Welt (herausgegeben von Prof. Rade, Marburg, Verlag der Christlichen Welt) auch im letzten Jahre erschienen sind. Nur um anzudeuten, wie weit der Umkreis der Interessen hier ist, seien die Titel einiger 1921 in der Christlichen Welt enthaltenen Beiträge genannt. Bultmann schreibt über ethische und mystische Religion im Urchristentum, Stephan über Luthers Glaube und die moderne Frömmigkeit, Heiler über die Absolutheit des Christentums im Lichte der allgemeinen Religionsgeschichte, Bultmann über Religion und Kultur, Otto über den von ihm begründeten Religiösen Menschheitsbund, Bruhn über (und gegen) die moderne Theosophie, Herpel über die neuere Mystik. Schönewolf berichtet von religiösen Erörterungen in den Sozialistischen Monatsheften, Kirchner von der neueren Kirchenaustrittsbewegung, Meyer-Benfey von Tagore, wie denn überhaupt ästhetische, literarische, soziale, politische Strömungen in ihrer Bedeutung für das religiöse Leben behandelt werden. Mit Recht: denn wenn Religion Wahrheit und Wert hat, so steht sie als das Innerste unseres geistigen Lebens in Wechselwirkung mit den verschiedensten Kulturgebieten. Die Theologie, die Religionswissenschaft kann, was sie soll, nur dann leisten, wenn sie beides verbindet, die hiermit geforderte Vielseitigkeit und Umsicht mit immer neuer Konzentration auf das Wesentliche. Die Beobachtung der Fülle religiösen Lebens in Vergangenheit und Gegenwart muß immer wieder hinführen zu den Kernfragen nach Wahrheit und Recht des Glaubens.

H. Mulert.

Aus englischen Zeitschriften.

Es ist besonders anziehend, wenn man im Auslande Fragen erörtert findet, die auch bei uns die Gemüter beschäftigen. So erinnert es an unsern Wunsch, in einem „Deutschen Gymnasium" die eigene Sprache und Literatur zur wichtigsten Grundlage einer höheren Bildung zu machen, wenn M. Mason *The function of literature in education* behandelt (*Contemporary Review*, Juli 1920). Er denkt dabei wesentlich an den Durchschnittsengländer, der mit 16 Jahren die Schule verläßt, um ins Geschäftsleben einzutreten, und schildert gar launig die Nöte dieses „Jones junior", der plötzlich einen Aufsatz über „liberty" schreiben soll und dafür schließlich nur so schöne Wendungen zur Verfügung hat wie „Freiheit ist des Engländers stolzester Ruhm, Freiheit hat England zu dem gemacht, was es ist. Freiheit ist — nun eben — Freiheit!" Ein sechzehnjähriger Jüngling kann noch nicht vernünftig und aus eigenem über solche Begriffe reden, und „Der Tag an der See" oder der Vergleich zwischen „Stadt- und Landleben" decken wahrhaftig nicht das Bedürfnis nach geeigneten Stoffen. Aber woher sie nehmen? Aus der Literatur, antwortet Mason, d. h. er ist glücklich da, wo wir gestern gewesen sind. Freilich muß man ihm lassen, daß er über die Art, wie Jones junior die Kunst des englischen Auf-



satzes zur Übung seines Geistes wie als einzig zuverlässigen Maßstab seines Wissens lernen soll, sich besondere Gedanken macht. Die ganze Klasse hat zur selben Zeit dasselbe Buch (zunächst eine Jugendschrift) zu lesen, dann wird in der Stunde darüber gesprochen, wobei der Lehrer scheinbar sich nur als ein Mitschüler beteiligt, in Wirklichkeit aber einen sorglich vorbereiteten Unterricht erteilt. Die gegenseitige Freude am Buch wirkt ansteckend, der literarische Geschmack, zu dem so ein Grund gelegt ist, wird in sechs Schuljahren genährt durch eine ganze Reihe von sorgfältig durch einen sachkundigen Kenner jugendlichen Geschmackes ausgewählten Werken; an Stevensons *Treasure Island* wird der Unterschied zwischen Kunstwerk und bloßem Handwerksgut aufgezeigt: so erwirbt besagter Jones kritisches Urteil und Interesse, lernt sich über literarische Dinge auszusprechen. Dann hat noch systematischer Unterricht in Literatur und Aufsatzkunde einzusetzen; die Hauptsache aber ist, daß Jones mit seinen Kameraden und durch sie sich bestimmte Grundsätze erworben hat, nach denen er nun fremde und eigene Erzeugnisse prüfen kann, denn die Aufsätze, die aus diesem Unterricht erwachsen, sollen die Schüler gegenseitig beurteilen — eine Anmerkung sagt wehmütig, bei Mädchen ginge das freilich nicht, wodurch der Verfasser sich den Zorn sämtlicher Verfechter der gleichen Erziehung der Geschlechter zuziehen dürfte. Wenn diese Vorschläge bei einer praktischen Durchführung sich erproben sollten, dann eröffnet sich fröhliche Aussicht für Schriftsteller und Dichter; dann könnte wahr werden, was Douglas Ainsley, der einen Aufsatz Benedetto Croces im Oktoberheft der *Cont. Rev.* als *Literary criticism as philosophy* veröffentlicht, als frommen Wunsch hinstellt. Nach ihm „sollte ein Dichter seine Lyrika, wenn sie göttlichen Hauch haben, genau so sicher auf Sicht an der kritischen Bank eingelöst erhalten wie der Kontoinhaber seine Schecks". Ja, sollte — aber ob künftig Jefferson (Typus des verständnislosen Rezensenten) wirklich „seinen Croce lesen und sich daraufhin anständig an der Festtafel Apolls und der Musen verhalten wird?" Ich fürchte, Kritik und Kunst werden immer von neuem den Ausgleich suchen müssen, und Jones junior wird auch über die neuen Aufsätze stöhnen, wenn schon vielleicht aus andern Gründen! Masons Schlußforderung, daß dem Studium der Literatur in des Schülers eigener Sprache ein Ehrenplatz gebühre, bleibt dabei unangefochten.

Drum wollen wir hier auch den Aufsätzen, die sich mit englischer Literatur beschäftigen, den Vortritt lassen. Als ihre Perle erscheint mir aus der *Contemp. Rev.* (August) Max Beerbohms *The Pines.* So hieß das Haus in Putney, in dem Swinburne bei seinem Freunde Theodore Watts-Dunton die letzten Jahrzehnte (seit 1879) seines Lebens verbrachte. Aus eigenem häufigen Verkehr gibt Beerbohm eine fesselnde Schilderung der beiden; man sieht sie vor sich, den schwerhörigen, auf seine Würde und das Wohl des Freundes gleich bedachten Watts-Dunton und den tauben, trotz seiner grauen Haare noch quecksilbrig lebendigen Swinburne. Etwas Rührendes liegt um das Verhältnis der beiden: ein „beautifully well-bred child" nennt Beerbohm Swinburne, der ältere Freund bemuttert ihn und sonnt sich zu gleicher Zeit an der Fülle seines Wesens, der ununterdrückbaren Lebenskraft seiner Natur. Von keinem besonderen Ausspruch, keinem bedeutsamen Ereignis hat Beerbohm zu berichten, er gibt keine „Aufschlüsse", aber Luft und Stimmung dieses Dichterheims weiß er meisterhaft wiederzugeben. Ein fühlbarer Abstand bleibt zwischen diesem Aufsatz und den anderen der englischen Literatur gewidmeten, sei es was den Gegenstand, sei es was die Form anlangt. Rhoda Broughton hat ihren Platz in der Tauchnitzausgabe, aber ihr Tod im Alter von 83 Jahren hat keine fühlbare Lücke in der Romandichtung hinterlassen. So brauchte die Schilderung ihrer Persönlichkeit, wie sie Ethel Arnold, die Nichte Matthew Arnolds, in demselben Heft gibt, kaum erwähnt zu werden, enthielte sie nicht einen anziehenden Bericht über den merkwürdig kühlen Empfang, den die Oxforder Gesellschaft einst der schon bekannten Schriftstellerin bereitete. Gehörte Rhoda Broughton als eine unter vielen zu den englischen Romanschriftstellern, so stand vor anderthalb Menschenaltern Anthony Trollope zwar nicht unter denen der allerersten Reihe, wurde aber doch immer gleich nach ihnen genannt — Viëtor, der verstorbene Marburger Anglist, pflegte ihn in den achtziger Jahren seinen Studenten als den zu empfehlen, der



sie als der typische englische Erzähler am besten in Sprache und Denkweise seiner Landsleute einführen könnte. Warum ist der Ruhm dieses einst viel gelesenen, für deutsche Verhältnisse schwindelnd hohe Honorare verdienenden Schriftstellers verblaßt? L. Randall (*Contemp. Rev.*, Sept.) antwortet, weil er keinen persönlichen Stil hatte; er erzählte gut und spannend, er ließ lebendige Menschen sprechen und handeln, aber es fehlte ihm etwas: die Achtung vor seiner eigenen Kunst. Sie war ihm bloße Technik, fast Geschäft, und geschäftsmäßig trat er in seinen Zwischenbemerkungen dem Leser gegenüber, nicht mit dem Einsatz einer Persönlichkeit, wie es Dickens und Thackeray taten. Und doch, meint der Verfasser, wäre es gut, „wenn einige unserer hochgepriesenen Romanschriftsteller, die zwar den Anspruch machen, die Welt zu bewegen, aber keine Geschichten zu erzählen verstehen, ein paar nachdenkliche Stunden über Trollopes Büchern verbringen würden". Wenn ein Deutscher diesem Rat folgen wollte, würde er allerdings kaum wissen, wo anfangen, denn die Zahl dieser Bücher ist Legion, doch lohnte sich schon ein Versuch mit einem der um die Kathedralstadt „Barchester" gruppierten Romane (z. B. *Barchester Towers*). Ließe sich hier die Bekanntschaft erneuern, so wird es wohl in Deutschland ziemlich unmöglich sein, die „unbekannte Dichterin der Restaurationszeit" überhaupt kennen zu lernen, die Gwen John (*Fortnightly Rev.*, Dez.) vorstellt. Schade: denn *Ephelia*, unter der Edmund Gosse Joan Philips vermutet hat, ist eine Dichterin von stark persönlichem Empfinden gewesen. Ihre 1679 erschienenen *Poems on several occasions* sind Gelegenheitsgedichte im Goethischen Sinne: sie gestaltete in ihnen ein von Leidenschaften bewegtes Leben. Als erste Engländerin hat sie zu gelten, die es wagte, die Grenzen des gesellschaftlich Geziemenden verschmähend, ihre Gefühle rückhaltslos zu offenbaren. — Daß es ein Macbethgeheimnis gibt, werden die meisten Deutschen erst mit Erstaunen aus dem Lösungsversuch erfahren, den W. J. Lawrence im Novemberheft der *Fortnightly Rev.* veröffentlicht: in den Hexenszenen soll eine fremde Hand spürbar sein. Die Argumentation geht dahin, daß die Hexenszenen nicht wohl denkbar seien ohne die Hexentänze, die seit Jonsons Maskenspiel *Masque of Queens* (1609) Mode geworden seien; der ursprüngliche Macbeth (etwa im Jahre 1606 entstanden) sei also ohne die Szenen gewesen, bei der Neuaufführung im Jahre 1610 seien sie der Mode zu Gefallen hineingearbeitet worden. Es ist leicht zu sehen, wie hier um der angeblichen „fremden Hand" willen ein Macbeth ohne Hexenszenen angenommen, ein Geheimnis also erst hineingeheimnißt wird — wir wollen mit dem Drama zufrieden sein, wie es ist.

Einen verhältnismäßig starken Raum nimmt die ausländische Literatur ein. Voran steht Frankreich. Da ist zunächst zeitgeschichtlich wichtig Edmund Gosses Bericht über *Recent elections at the French academy* (*Edinburg Rev.*, Okt.). Wir hören zunächst, daß der Krieg beinahe auch der Akademie das Leben gekostet hätte: Neuwahlen sind nur gültig, wenn eine gewisse, nicht unbeträchtliche Anzahl von Mitgliedern wählend zugegen sind. Im Kriege konnten aber Sitzungen nicht stattfinden, da die „Unsterblichen" in alle Winde zerstreut und durch andere Sorgen reichlich abgelenkt waren — folglich sank ihre Zahl schnell, und beim Waffenstillstand waren nur noch zwei Drittel am Leben, es galt also, keine Zeit mehr zu verlieren. Daß als erstem Joffre ein Sessel eingeräumt wurde, ist für Frankreich selbstverständlich; wenn Gosse dann aber bemerkt, daß gegenüber dem volkstümlichen Wunsch, die Ehre nicht nach dem Grade des schriftstellerischen, sondern des vaterländischen Verdienstes zu bemessen, zunächst Männer von der Feder gewählt wurden, so fragt er doch, als er nach Jules Cambon und Clemenceau bei Barthou ankommt, etwas bedenklich, ob es nicht ein bißchen viel Politiker würden. Etwas nachdenklich kann uns die Wahl Chevrillons stimmen. Wer ist das?, so wird man bei uns fragen. Je nun, Chevrillon hat eine Reihe von tüchtigen Studien über das gegenwärtige englische Geistesleben veröffentlicht (*Etudes anglaises*); jetzt erhält er den Dank für seine Mitarbeit an der Entente cordiale. Haben Chevrillons bei uns gefehlt oder fanden sie keinen Boden? Eine wohlaufzuwerfende Frage! Entsprechend finden wir denn auch in den englischen Zeitschriften hier und da Beiträge, die den Briten moderne romanische Literatur verständlich machen wollen: die *Fortnightly Rev.* (Aug.) bringt einen Aufsatz über *Henry Bernstein and the Wor-*

ship of Strength. Bernstein ist der Dramatiker der „neuen Reichen", die nicht erst der Krieg geschaffen hat; für diesen rücksichtslosen, kraftbewußten, höherer Bildung baren Menschentypus, dessen gute Eigenschaften Selbstvertrauen, Willenskraft, Zähigkeit und Entschiedenheit sind, wählt er Stoffe und Charaktere. Dies Publikum hat keinen Sinn für feine Schattierungen, es versteht nur Ehrgeiz und aus ihm folgendes Handeln. Darum haben Bernsteins Menschen keine Ethik: Ehre heißt ihnen, ihren Geldverpflichtungen nachzukommen; denjenigen, der nicht zu diesen Kreisen gehört, stoßen sie ab; Bernsteins Verehrer aber sehen in ihnen ihr eigenes, erhöhtes Bild, sie erkennen ihre Urtriebe wieder in der Spiegelung, sie bewundern die Stärke dieser Theaterhelden. Denn Bernsteins Welt besteht nur aus Starken und Schwachen, die aber eins gemeinsam haben: Genußsucht; in ihrer vereinfachten Welt gibt es nur vereinfachte Konflikte — so erklärt sich, daß die ganze Handlung hinstrebt auf eine große Szene, nach der es dann eiligst zum Schluß geht. Melodramatisch wird diese Art genannt, was aber freilich nur „auf starke und grobe Wirkung berechnet" heißen soll, denn das wirkliche Melodrama war etwas ganz anderes. Von seinem Vater, von Guilbert de Pixérécourt, berichtet W. G. Hartog (*Fortnightly Rev.*, Juli), von seinem romantisch bewegten, selber „melodramatischen" Leben, seiner Not und seinen schließlichen überwältigenden Erfolgen, seit er mit 26 Jahren 1797 seinen Stil fand: 1400 Aufführungen erlebte sein 1800 entstandenes Hauptwerk *Coclina ou l'Enfant du Mystère*, das 1802 von Holcroft auf die englische Bühne verpflanzt wurde und dort bis heute zahlreiche Nachfolger gefunden hat. Wer einmal auf Londoner Vorstadtbühnen (und nicht nur auf diesen) theatralische Genüsse gesucht hat, wird dem Verfasser recht geben, wenn er folgende Hauptbestandteile des Melodramas aufzählt: vier Grundcharaktere (der Schurke, die unglückliche Heldin, ihr Beschützer und als komisches Element der gutmütig-treue Einfaltspinsel, der immer auf Seite der verfolgten Unschuld steht), die Handlung in drei Akte gegliedert nach dem Schema Liebe, Unglück, Triumph des Guten, die Ausdrucksweise hochtrabend, die Tendenz streng moralisch, hinzu kommt Musik als Szeneneinleitung und zur Betonung ergreifender Stellen — man sieht, von Bernsteins Welt liegt das weit ab.

Die immer noch anhaltende Beliebtheit des Melodrams in England hängt vielleicht mit seiner stark aufgetragenen, äußerlichen Moral zusammen: der Herausgeber der *Contemp. Rev.* W. L. Courtney setzt wenigstens in einem Aufsatz *D'Annunzio as dramatist* (Januar) auseinander, wie schwer es seinen Landsleuten falle, eine Kunst zu verstehen, die nicht ethische Ziele verfolge. Auch Courtneys Aufsatz ist zweifellos zunächst veranlaßt durch einen äußeren Beweggrund: die Aufmerksamkeit, die gerade damals des Dichters politische Tätigkeit erregte; im Verlauf bemüht er sich freilich den künstlerischen Standpunkt festzuhalten, so sehr augenscheinlich das Wesen dieser Dramatik seinem Fühlen widerspricht. Er erkennt die dichterische Luft an, die bei d'Annunzio wehe, er empfindet das dramatische Leben seiner Szenen und seiner Personen, aber sie alle reden d'Annunzios lyrische Sprache, und zum Schluß bricht doch der Widerwille des Engländers gegen diese krankhaften Menschentypen durch: der Italiener ist „ein Künstler, doch nicht von gesunder und männlicher Art", sein Schaffen „überreich, überreif, und daher trägt es die Keime drohenden Verfalls in sich". Andere Aufsätze über fremde Literaturen verfolgen nur den engeren Zweck, ihren Gegenstand beim englischen Publikum überhaupt einzuführen, so der von W. Worster über den mit dem Nobelpreis gekrönten Knut Hamsun (*Contemp. Rev.*, Dez.) und der von A. Lester Keyr über den Russen Sologub (*Fortnightly Rev.*, Okt.), der nach der Prophezeihung des Verfassers eines Tages neben Tolstoi stehen soll; weiteren Ausblick gewährt J. A. T. Lloyd (*Fortnightly Rev.*, Nov.), der Gogol, Turgeniew, Dostojewski und Tolstoi als Dichter des russischen Menschen, des Muschik, charakterisiert und zeigt, wie hier der Roman nicht nur Spiegelbild, sondern ein wichtigstes Mittel der geschichtlichen Entwicklung gewesen ist. Weil diese Männer ihr Werk als eine ihnen auferlegte Sendung auffaßten, „schrieben sie immer mit jenem Schicksalsgefühl, das die Alten hatten. Auch für sie lastete über dem Tand des Menschenwillens düster drohend Ananke". Am dürftigsten von den fremden Literaturen kommt die unsere fort: der Aufsatz, der sie streift (*The love affairs of an angel, Fortnightly Rev.*, Jan.) berichtet von



Angelika Kauffmanns Lebens- und Liebesschicksalen; gerade als literarische Sachverständige werden wir die Verfasserin Mary Whiting nicht anerkennen, macht sie doch Herder zum Göttinger Professor.

Die Überlieferung der alten englischen Schulen sorgt immer noch für ein gewisses, sich nicht auf Fachkreise beschränkendes Interesse für die Antike. In der *Edinb. Rev.* (Juli) findet sich ein trefflicher Aufsatz über *Meleager of Gadara*, den Schöpfer der Anthologie. Sein Verfasser F. A. Wright sieht in diesem Sohn des zweiten Jahrhunderts v. Chr., gerade weil er inmitten der tieferschütterten antiken Welt nur seiner Kunst und seiner Liebe lebte, eine höchst wichtige Gestalt der Literatur- und Kulturgeschichte: er ist unter den Alten der erste Vertreter des modernen Dichtertypus; aus seinen Versen baut Wright mit reichen Übersetzungsproben ein Bild seines Lebens, seiner geistigen Entwicklung, seiner Herzensneigungen auf — daß er seine Art, wenn auch nur vermutungsweise, auf Blutmischung zurückführt (er nimmt griechischen Vater und jüdische Mutter an), sei wenigstens mitgeteilt. Aber nicht nur in dieser schon durch ihr ehrwürdiges Alter zu einer etwas exklusiven Haltung verpflichteten Zeitschrift findet sich ein solcher Stoff behandelt, auch in der viel moderneren *Fortnightly Rev.* berichtet W. L. Courtney über *Unfamiliar heroines of Euripides* (Sept.). Er sagt uns ja nichts Neues, wenn er in dem Tragiker nicht den Weiberhasser, sondern einen Feministen sieht, aber auch wir Deutsche denken, wenn von seinen Frauen die Rede ist, doch zunächst an Medea, Phädra, Iphigenie, und so lassen wir uns denn gern Andromeda als die romantische Jungfrau, Hypsipyle als die Frau mit der Vergangenheit, Makaria als die opfermutige Heroine vorstellen. Könnte Alkmene nicht zur Nora werden, wenn sie den Eigennutz ihres Gemahls durchschaute? Auch die besondere Vorliebe für Müttergestalten wird hervorgehoben — als der modernste der griechischen Dichter erscheint Euripides. Es scheint überhaupt ein Bestreben zu sein, das Moderne der Antike hervorzuheben (auch bei Meleager war das ja der Fall): selbst ein altersgrauer Heiliger wie St. Columban (*Contemp. Rev.*, Sept.) erhält in der Darstellung von A. P. Graves einen solchen Zug. Daß er Staatsmann, Missionar und Kriegsmann in einer Person war, paßt zwar zu den rauhen Zeiten des 6. Jahrhunderts, ebenso, daß er seiner Glaubensinbrunst Ausdruck in lateinischen religiösen Hymnen gab, mit Erstaunen wird man aber hören, daß er in seiner irischen Muttersprache ein Dichter von feinstem Gefühl für Naturschönheit und Lokalfarbe war: wie spät taucht derartiges sonst in den abendländischen Literaturen auf! —

Ein paar Worte seien noch von einer Zeitschrift anderer Art gesagt, deren vorjährigen Jahrgang mir die Redaktion der Internationalen Monatsschrift zur Verfügung gestellt hat. *Common Sense* ist ein Wochenblatt, das seinen Raum überwiegend der Erörterung von Fragen des Geldwesens, der Industrie und des Handels widmet, jedoch stets auch die allgemeine Politik in den Kreis seiner Erörterungen zieht, und zwar geschieht es von einem Standpunkt, den wir nur begrüßen können: es bekämpft mit aller Entschiedenheit den unheilvollen Versailler Vertrag. Natürlich kann hier auf Einzelheiten nicht eingegangen werden, wohl aber kann ich hervorheben, was diesem Jahrgang seine persönliche Note gibt: das sind zunächst die in fast jeder Nummer zu findenden Aufsätze Jerome K. Jeromes über Tagesfragen, sodann des Herausgebers F. W. Hirst Tagebuch aus den Kriegsjahren 1914/5, das sich ebenfalls durch den ganzen Jahrgang zieht. Jeromes Artikel sind des Ruhmes des Verfassers der *Idle Thoughts*, der *Three men* usw. würdig: mit erstaunlicher Vielseitigkeit, mit einer Fülle von Tönen, Scherz und Ernst, beide bitter genug, meisterhaft handhabend, kritisieren sie dies Jahr unseres Mißvergnügens. Stärkere Worte gegen den Versailler Vertrag sind kaum bei uns gefunden worden als in den *Idle thoughts on Europe* (28. Febr.), der berüchtigten Forderung auf Auslieferung der „Kriegsschuldigen" wird am 14. Febr. die Frage entgegengestellt: „Wie wurden deutsche Gefangene in Frankreich, sogar nach dem Waffenstillstand behandelt?", alle Register des Spottes über scheinheilige Heuchelei zieht der Aufsatz *On Bolsheviks* (13. März), ein kleines satirisches Meisterwerk. Das Tagebuch wirkt dagegen durch seine Sachlichkeit: es hat einer geschrieben, der die Heeresberichte von hüben und drüben zu lesen verstand und der zu Hause Gelegenheit hatte, einigermaßen hinter die Kulissen zu sehen. Uns gewährt es einen Einblick in Londoner Stimmungen der ersten Kriegsjahre: die Wirkungen auf Han-



del und Industrie, der Kampf zwischen Freiwilligensystem und allgemeiner Dienstpflicht, Greuelnachrichten und allerlei Kriegsschwindel, Hoffnung auf neutrale Vermittlung und Widerhall deutscher Maßnahmen, alles zieht vorüber, und manches stimmt gar nachdenklich. Nur ein Beispiel: Bethmann-Hollweg hat im Reichstag gesprochen und Greys Diplomatie angegriffen. Hirst notiert (unterm 3. XII. 14): „Selbst wenn er recht hätte, würde es nicht das Ultimatum an Frankreich und Belgien rechtfertigen. Ich habe die Geschichte des Deutsch-Französischen Krieges wieder angesehen. Unmöglich ist es, den gewaltigen moralischen Vorteil zu überschätzen, den Bismarck dadurch gewann, daß Napoleon den ersten Streich führte. Das einte Deutschland und gab ihm zunächst die Sympathie Europas. Die *Times* waren prodeutsch bis zum Ende." Vorbei, vorbei — was wird die Zukunft bringen? *Common Sense* sieht schwarz genug: zu seinen Mitarbeitern gehören auch der Earl of Loreburn und der General Sir Hubert Gough, die beide Versöhnung wünschen („wir kämpften und siegten, und damit sollte es zu Ende sein. Jetzt, da es vorüber ist, sollten wir uns wieder vertragen", 6. März), aber Jeromes ironisch *The Golden Age* genannter Leitartikel (31. Januar) läßt all die großen Enttäuschungen der Menschheit vorbeiziehen und schließt: „Jetzt sieht es so aus, als träte die Welt in eine neue Ära, die für den Philosophen recht anziehend sein mag. Es sieht aus, als würde sie sich mit einer Zukunft ohne Hoffnung abzufinden haben". Nun, uns haben Niederlage und Zusammenbruch nichts gelassen als die Hoffnung, und wenn wir auch wohl wissen, daß *Common Sense* zu einer Minderheit spricht, wenn wir von der Hoffnung auf ihren Einfluß nicht mehr enttäuscht werden können, begrüßen werden wir diese Verfechter europäischer Gemeinschaft und ihr Wirken mit unsern Wünschen begleiten.

Berlin. A. L.

Nachrichten und Mitteilungen.

Graf von der Goltz, **Meine Sendung in Finnland und im Baltikum.** Leipzig 1920, Koehler.

Wie ein Fluch zieht sich fast durch die gesamte deutsche Geschichte die Interesselosigkeit am Osten und das Fehlen jeglicher Kenntnisse dieser Gebiete. Nach landläufiger Ansicht hört spätestens mit der deutschen Grenze die Kultur auf. Nur wenige Einsichtige haben die eminente Bedeutung des Ostens für unsere Politik erkannt, und als diese Erkenntnis sich auch bei den Lenkern der Reichsgeschicke langsam Bahn brach, war es zu spät. Die vorläufig letzten Ausläufer einer selbständigen Ostpolitik, zu der sich die Leitung des Deutschen Reiches mehr gezwungen als freiwillig entschlossen hatte, sind vom Grafen von der Goltz schriftlich niedergelegt.

Beim Aufschlagen seines Buches fällt unser Blick zuerst auf das Bild des Mannes, der es verstanden hat, unter den schwierigsten Verhältnissen Deutschlands Ehre und Interessen gegen eine Welt von Feinden erfolgreich zu vertreten. Goltz ist der Typus des altpreußischen Offiziers, dem Ehre und Treue oberste Gesetze seines Handelns sind. Energie und Tatkraft, ja eine gewisse Härte spricht aus den Zügen dieses Mannes, der aber „mit der Härte im Interesse der Sache" stets auch „ein Herz für seine Untergebenen" vereinigte. Ein nüchterner Tatsachenblick bewahrte ihn vor Handlungen, die manchem andern deutschen Führer unendlich geschadet haben. v. d. Goltz war ein politischer General — er bekennt es selbst mit Stolz —, und nach Lage der Dinge mußte er es sein. Wäre er nur Soldat gewesen, hätte er bei seiner „Sendung" in Finnland und im Baltikum, wo militärische und politische Fragen eng miteinander verbunden waren, die Politik den schwächlichen Epigonen eines Bismarck überlassen, wer weiß, ob dann nicht heute die Einkreisung Deutschlands eine vollständige wäre. Wenn wir heute in Finnland noch immer einen treuen Freund haben, wenn die Hoffnungen mancher einsichtigen Russen immer noch auf Deutschland beruhen, wenn unsere Hoffnungen auf den Osten nicht ganz zuschanden zu werden brauchen, so verdanken wir das zum größten Teile dem Manne, der auch nach dem Sturze des Kaisertums die Person von der Sache zu trennen wußte.

Das Buch des „politischen Generals" ist nicht nur ein Erinnerungsbuch, es ist auch eine Quelle für den, der einst berufen sein wird, im Namen der Geschichte das Urteil



über den Weltkrieg zu fällen. Zwar haben „persönliche und politische Gründe“ dem Grafen bei seiner Niederschrift starke Reserven auferlegt, aber neben Ludendorff ist das Goltzsche Buch doch einer der wichtigsten Wege zur Erkenntnis der Ostpolitik der deutschen Regierung. Es war nach Goltz ein unverzeihlicher Fehler, daß das Unternehmen „Erntefest“, das die deutschen Truppen im Hochsommer 1918 nach Petersburg bringen sollte, unterlassen wurde, weil „schnöder Geldgewinn“ und die damals schon allmächtige Sozialdemokratie und nicht deutsche Interessen maßgebend waren. „Ein weltgeschichtlicher Augenblick ist versäumt worden.“ Die Verhandlungen mit den rechtsstehenden russischen Kreisen, u. a. dem ehemaligen Ministerpräsidenten Trepow, die mit deutscher Hilfe den damals noch möglichen Sturz der Bolschewiken planten, waren damit illusorisch geworden. Von besonderem Interesse für den Historiker ist die Mitteilung, daß die russische Rechte 1914 gegen den Krieg war, wie der Fürst Wolkonskij, der ehemalige Dumapräsident, an Hand einer Eingabe an den Zaren vom Februar 1914, bewies. Ob dies den Tatsachen entspricht, ist heute noch nicht zu entscheiden. Auch die Schilderung der innen- und außenpolitischen Verhältnisse in Finnland, wo deutsche und Ententegesinnung erbittert gegeneinander kämpften, verdient das Interesse des Geschichtsforschers.

Die Tragödie im Baltikum bildet den letzten Teil des Buches. Furcht vor dem Bolschewismus sandte nach dem 9. November den der Revolution verhaßten General nach Kurland, um ihn später, nachdem durch seine Energie und Tatkraf die deutsche Republik vor dem völligen Versinken in die russische Anarchie gerettet war, preiszugeben. Mit wehmütigem Stolz liest man von dem letzten verzweifelten Ringen jener Männer, die unter Goltz mit heißer Liebe zu ihrer Heimat gegen den „jüdisch-bolschewistischen“ Terror und die Ententeperfidie kämpften. Wie ein roter Faden zieht sich der Verrat durch die ganze Tragödie der Kulturkämpfer. Verrat durch den Parvenüstaat Lettland, dessen verrottete Verhältnisse ein Schweinezüchter leitete, Verrat durch die eigenen Landsleute. Wenn Goltz dies alles scharf betont, so verschweigt er aber auch nicht, wie oft seine Stellung durch die Kurzsichtigkeit der eigenen Unterführer und Truppen erschwert wurde. In jahrhundertelangem Kampfe haben die Balten auf dem äußersten Vorposten des Deutschtums gestanden, aber ihr Geschick ist nicht so hart gewesen, daß es sie zu einheitlichem Tun und Wollen zusammengeschmiedet hätte. Eine eigene baltische Politik kennt die Geschichte nicht. Auch v. d. Goltz hat das erfahren müssen.

Als die Kurzsichtigkeit und Schwäche der Berliner Regierung — Noske bildete eine Ausnahme — den deutschen Truppen jede Unterstützung entzog, war die Goltzsche Politik zum Tode verurteilt. Mit der Rückberufung des Grafen war der Führer dahin. „Der Führer ist die Truppe“, sagt Goltz. Das Baltikumunternehmen hat es bewiesen. Mit ihm ging nicht nur der militärische, sondern auch der politische Führer. Alle anderen Versuche, die begonnene Politik fortzuführen, scheiterten an der inneren Zersplitterung und dem Fehlen eines überragenden Geistes sowie dem scharfen Druck der Entente und ihrer randstaatlichen Trabanten. Im November 1919 stürzte mit dem Bermondtunternehmen der letzte Rest zusammen. Verbittert kehrten die Truppen zurück, um zum Teil Desperadopolitikern ihre Dienste zu leisten.

In ruhiger objektiver Darstellung läßt Goltz diese Ereignisse an dem geistigen Auge des Lesers vorüberziehen. Seine Kritik an den Geschehnissen, mögen deren Führer ihm nahegestanden haben oder nicht, macht auch nicht halt vor dem eigenen Tun. Sein Maßstab ist die Stellung der einzelnen Parteien zum Bolschewismus. Danach fällt er sein Urteil. Das Buch ist keine Apologie, es ist eine geschichtliche Darstellung, die nicht nur ein historisches Interesse, sondern auch einen historischen Blick des Verfassers offenbart. Darum ragt es aus der Flut der übrigen Kriegsliteratur empor.

Bonn. Kurt Rheindorf.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Professor Dr. Max Cornicelius, Berlin W 30, Luitpoldstraße 4.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.


Princeton University Library
32101 064062209

